COUNTWAY LIBRARY
HC 4HTC 5

BOSTON
MEDICAL LIBRARY

IN THE
Francis A. Countway
Library of Medicine
BOSTON

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/internationale-zeitschrift-fur-psychoanalyse_1923_9

Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse

IX. Jahrgang
1923

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT

FÜR

PSYCHOANALYSE

OFFIZIELLES ORGAN

DER

INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. SIGM. FREUD

WIEN

Unter Mitwirkung von Dr. Karl Abraham (Berlin), Dr. G. Bose (Calcutta), Dr. Jan van Emden (Haag), Dr. S. Ferenczi (Budapest), Dr. H. W. Frink (New York), D. Ernest Jones (London) und Dr. Emil Oberholzer (Zürich)

REDIGIERT VON

DR. OTTO RANK

WIEN

IX. JAHRGANG 1923

BOSTON MEDICAL
DEC 31 1927
LIBRARY

CATALOGUED
DEC 31 1927

Inhaltsverzeichnis des IX. Jahrgangs (1923).

Originalarbeiten.

Seite

Abraham Karl, Dr. (Berlin): Ergänzungen zur Lehre vom Analcharakter 27
Brun R., Dr. (Zürich): Selektionstheorie und Lustprinzip 182
Deutsch Felix, Dr. (Wien): Experimentelle Studien zur Psychoanalyse 484
Eisler Josef M., Dr. (Budapest): Über hysterische Erscheinungen am Uterus 266
Freud Sigm., Prof.: Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Traumdeutung 1
— — Die infantile Genitalorganisation 168
Hárnik J., Dr. (Berlin): Schicksale des Narzißmus bei Mann und Weib 278
Hermann Imre, Dr. (Budapest): Die Randbevorzugung als Primärvorgang 137
— — Organlibido und Begabung 297
Hollós Stephan, Dr. (Budapest): Von den „Pathoneurosen" zur Pathologie der Neurosen 311
Horney Karen, Dr. (Berlin): Zur Genese des weiblichen Kastrationskomplexes 12
Jones Ernest, Dr.: Kälte, Krankheit und Geburt 260
Kielholz A., Dr. (Königsfelden): Zur Genese und Dynamik des Erfinderwahns 472
Klein Melanie (Berlin): Die Rolle der Schule in der libidinösen Entwicklung des Kindes 323
Kolnai Aurel (Wien): Die geistesgeschichtliche Bedeutung der Psychoanalyse 345
Pfeifer Siegmund, Dr. (Budapest): Königin Mab 357
Radó Sándor, Dr. (Budapest): Eine Traumanalyse 369
Rank Otto, Dr.: Zum Verständnis der Libidoentwicklung im Heilungsvorgang 435
Róheim Géza, Dr. (Budapest): Heiliges Geld in Melanesien . . . 384
Sachs Hanns, Dr. (Berlin): Zur Genese der Perversionen 172
Szilágyi Géza, Dr. (Budapest): Der junge Spiritist 402

*

Herausgeber und Redaktion: Dr. S. Ferenczi 257

Mitteilungen.

Seite

Binswanger Ludwig: Bemerkungen zu Hermann Rorschachs „Psychodiagnostik" 512
Boehm Felix, Dr. (Berlin): Ein Beitrag zur Psychologie des Liebeslebens 211
Erfahrungen und Beispiele aus der analytischen Praxis (Ferenczi, Hollós, Muller, Abraham, Pfeifer, Boehm) 67
Happel Clara, Dr. (Berlin): Onanieersatzbildungen 206
Hermann Imre, Dr. (Budapest): Zur Psychologie der Schimpansen 80
Hitschmann E., Dr.: Experimentelle Wiederholung der infantilen Schlafsituation zur Förderung analytischer Traumdeutung . . . 511
Hollós Stephan, Dr. (Budapest): Psychoanalytische Spuren in der Vor-Freudschen Psychiatrie 48
Jones Ernest, Dr. (London): Angstaffekt und Geburtsakt 79
Jones Katharine, Dr. (London): Zur Symbolik der Bäume 79
Schilder Paul: Zur Lehre vom Persönlichkeitsbewußtsein . . . 509
Simonson Emil, Dr. (Berlin): Schleichs Psychophysik und Freuds Metapsychologie 57
Spielrein S., Dr.: Ein Zuschauertypus 210

*

Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten von Dr. Sándor Ferenczi 428

Klinische Beiträge.

Federn Paul, Dr. (Wien): Die Geschichte einer Melancholie . . . 201
Boehm Felix, Dr. (Berlin): Bemerkungen über Transvestitismus . 497

Beiträge zur Traumdeutung.

Bornsztajn Maurycy, Dr. (Warschau): Zur Frage: Die Spinne als Traumsymbol 215
Pfeifer S., Dr.: Der Traum als Hüter des Schlafes 216

Kritiken und Referate.

Deutsche Literatur.

Binswanger Ludwig: Einführung in die Probleme der allgemeinen Psychologie . . . . . (Sarasin) 526
Bleuler E.: Naturgeschichte der Seele und ihres Bewußtwerdens (Sarasin) 524
Bychowski G.: Wissenschaft und Anthroposophie (Hitschmann) 98
Bunnemann Dr.: Über psychogene Dermatosen . . . . (Reich) 91
Czernin E. v.: Das geheimnisvolle Unterbewußtsein (Hitschmann) 98
Ferenczi S.: Populäre Vorträge über Psychoanalyse (Hitschmann) 218
Fried S.: Rezeptformeln und therapeutische Winke für Krankenkassenärzte . . . . . (Hitschmann) 228
Friedrichs Th.: Zur Psychologie der Hypnose und der Suggestion (Hitschmann) 101

Seite

Hartmann Heinz: Zur Frage der Selbstblendung . . . . (Reich) 228
Hattingberg H., Dr. v.: Trieb und Instinkt . . . (Hitschmann) 88
Heyer G. R.: Psychische Faktoren bei organischen Krankheiten (Reich) 92
Hoffmann Hermann: Die konstitutionelle Struktur und Dynamik der „originären" Zwangsvorstellungsneurose . . . . . (Reich) 224
Jung C. G.: Psychologische Typen . . . . . (Hermann) 529
Kanngieser F., Dr. (Braunfels): Ein Beitrag zur Erforschung der Ätiologie der Zwangsneurosen . . . . . (Fuchs) 92
Kehrer E.: Ursachen und Behandlung der Unfruchtbarkeit nach modernen Gesichtspunkten . . . . . (Abraham) 226
Kläsi J. (Zürich): Über die Bedeutung und Entstehung der Stereotypien . . . . . (Abraham) 89
— — Beitrag zur Frage der kindlichen Sexualität . . . . . (Blum) 96
Kronfeld A., Dr.: Über Gleichgeschlechtlichkeit . . . . (Federn) 96
Löwenfeld, Dr.: Hypnotismus und Medizin . . . . (Hitschmann) 101
Marburg O., Prof.: Fortschritte in der Behandlung der Nervenkrankheiten . . . . . (Hitschmann) 98
Marcuse Max: Selbstmord und Sexualität . . . . . (Reik) 229
Marx Norbert: Beiträge zur Psychologie der Kokainomanie (Reich) 225
Meng Heinrich: Über die Angst beim vergifteten, organisch kranken und neurotischen Menschen . . . . . (Hitschmann) 227
Meyer A. F. (Haarlem): Materialisation und Teleplastie (Hitschmann) 100
Müller-Braunschweig Karl, Dr.: Psychoanalyse und Sexualreform . . . . . (Autoreferat) 94
— — Über die Schwierigkeiten in der Aneignung der Freudschen Psychoanalyse . . . . . (Autoreferat) 220
— — Der psychoanalytische Prozeß . . . . . (Reik) 220
Neurath Dr. (Wien): Die Geschlechtsreife und ihre Pathologie (Friedjung) 97
Orlowski P.: Die Impotenz des Mannes . . . . . (Hitschmann) 93
Reichmann F., Dr.: Zur Psychopathologie des Asthma bronchiale (Reich) 92
Roffenstein Gaston: Zum Problem des Unbewußten (Reich) 534
Sachs Hanns: Die Elemente der Psychoanalyse . . (Hitschmann) 219
Sadger A.: Die Lehre von den Geschlechtsverirrungen (Boehm) 536
Schilder Paul: Vorstudien zu einer Psychologie der Manie (Reich) 221
— — Bemerkungen über die Psychologie des paralytischen Größenwahnes . . . . . (Reich) 221
— — Über das Wesen der Hypnose . . . . . (Hitschmann) 228
— — Das Unbewußte . . . . . (Reich) 53
Schwarz O., Dr.: Über funktionelle Blasenstörungen . . (Reich) 90
Sexualreform und Sexualwissenschaft (Hitschmann) 93
Sichler A.: Die Theosophie in psychologischer Beurteilung (Hitschmann) 98

Seite

Sotonin K.: Die Temperamente . . . . . (Luria) 102
— — Die Idee der philosophischen Klinik . . . . . (Luria) 103
Stekel Wilhelm: Impulshandlungen . . . . . (Hitschmann) 222
Storch Alfred: Über das archaische Denken in der Schizophrenie (Reich) 222
Van Deshook und Stekel: Die psychische Behandlung des Tic (Federn) 224
Wasiliewski W. v.: Telepathie und Hellsehen (Hitschmann) 98
Westphal K.: Über kausale Psychotherapie bei Organneurosen (Deutsch) 227
Wilmans Karl: Die Schizophrenie . . . . . (Reich) 222
Zappert J., Prof. Dr.: Krankheiten des Nervensystems im Kindesalter . . . . . (Friedjung) 97

Aus der englischen Literatur.

Brill A. A.: The Emphatic Index and Personality . . . . (D. B.) 106
— — Fundamental Conceptions of Psychoanalysis . . . . . (I. R.) 110
Carver A.: Notes on the Analysis of a case of Melancholia (E. J.) 110
Clark: L. P.: Unconscious Motives underlying the Personalities of great Statesmen . . . . . (E. J.) 107
— — Some Emotional Reactions in Epileptics . . . . . (D. B.) 110
Forsyth D.: The Rudiments of Character . . . . . (E. J.) 107
Havelock Ellis: The Doctrine of Erogeneous Zones . . (D. B.) 105
Inman W. S.: Emotion and Eye Symptoms . . . . . (R. M. R.) 109
Jaspers K.: Strindberg and van Gogh . . . . . (J. S.) 107
Jones Ernest, M. D.: Treatment of the Neuroses . . . . (Meyer) 219
Moxon C.: Mystical Ecstasy and Hysterical Dream-states (D. B.) 107
Stern A.: The Etiology of Neurotic Symptoms in a Child of Eight (E. B.) 106
Storch A., Dr.: August Strindberg im Lichte seiner Selbstbiographie . . . . . (J. S.) 107
Upvall: A. J.: August Strindberg . . . . . (J. S.) 107

Zur psychoanalytischen Bewegung 112, 230

Korrespondenzblatt der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung 120, 240, 540

Mitteilungen des Internationalen Psychoanalytischen Verlages 130, 531

Originalarbeiten.

Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Traumdeutung.

Von **Sigm. Freud.**

Der zufällige Umstand, daß die letzten Auflagen der „Traumdeutung“ durch Plattendruck hergestellt wurden, veranlaßt mich, nachstehende Bemerkungen selbständig zu machen, die sonst als Abänderungen oder Einschaltungen im Text untergekommen wären.

1. Bei der Deutung eines Traumes in der Analyse hat man die Wahl zwischen verschiedenen technischen Verfahren.

Man kann *a)* chronologisch vorgehen und den Träumer seine Einfälle zu den Traumelementen in der Reihenfolge vorbringen lassen, welche diese Elemente in der Erzählung des Traumes einhalten. Dies ist das ursprüngliche, klassische Verfahren, welches ich noch immer für das beste halte, wenn man seine eigenen Träume analysiert.

Oder man kann *b)* die Deutungsarbeit an einem einzelnen ausgezeichneten Element des Traumes ansetzen lassen, das man mitten aus dem Traum herausgreift, z. B. an dem auffälligsten Stück desselben oder an dem, welches die größte Deutlichkeit oder sinnliche Intensität besitzt, oder etwa an eine im Traum enthaltene Rede anknüpfen, von der man erwartet, daß sie zur Erinnerung an eine Rede aus dem Wachleben führen wird.

Man kann *c)* überhaupt zunächst vom manifesten Inhalt absehen und dafür an den Träumer die Frage stellen, welche Ereignisse des letzten Tages sich in seiner Assoziation zum erzählten Traum gesellen.

Endlich kann man *d)*, wenn der Träumer bereits mit der Technik der Deutung vertraut ist, auf jede Vorschrift verzichten und es ihm anheimstellen, mit welchen Einfällen zum Traum er beginnen will. Ich kann nicht behaupten, daß die eine oder die

andere dieser Techniken die vorzüglichere ist und allgemein bessere Ergebnisse liefert.

2. Ungleich bedeutsamer ist der Umstand, ob die Deutungsarbeit unter hohem oder niedrigem Widerstandsdruck vor sich geht, worüber der Analytiker ja niemals lange im Zweifel bleibt. Bei hohem Druck bringt man es vielleicht dazu, zu erfahren, von welchen Dingen der Traum handelt, aber man kann nicht erraten, was er über diese Dinge aussagt. Es ist, wie wenn man einem entfernten oder leise geführten Gespräch zuhören würde. Man sagt sich dann, daß von einem Zusammenarbeiten mit dem Träumer nicht gut die Rede sein kann, beschließt, sich nicht viel zu plagen und ihm nicht viel zu helfen, und begnügt sich damit, ihm einige Symbolübersetzungen, die man für wahrscheinlich hält, vorzuschlagen.

Die Mehrzahl der Träume in schwierigen Analysen ist von solcher Art, so daß man aus ihnen nicht viel über Natur und Mechanismus der Traumbildung lernen kann, am wenigsten aber Auskünfte zu der beliebten Frage erhalten wird, wo denn die Wunscherfüllung des Traumes steckt.

Bei ganz extrem hohem Widerstandsdruck ereignet sich das Phänomen, daß die Assoziation des Träumers in die Breite, anstatt in die Tiefe geht. An Stelle der gewünschten Assoziationen zu dem erzählten Traum kommen immer neue Traumstücke zum Vorschein, die selbst assoziationslos bleiben. Nur wenn sich der Widerstand in mäßigen Grenzen hält, kommt das bekannte Bild der Deutungsarbeit zustande, daß die Assoziationen des Träumers von den manifesten Elementen aus zunächst weit divergieren, so daß eine große Anzahl von Themen und Vorstellungskreisen angerührt werden, bis dann eine zweite Reihe von Assoziationen von hier aus rasch zu den gesuchten Traumgedanken konvergiert.

Dann wird auch das Zusammenarbeiten des Analytikers mit dem Träumer möglich; bei hohem Widerstandsdruck wäre es nicht einmal zweckmäßig.

Eine Anzahl von Träumen, die während der Analysen vorfallen, sind unübersetzbar, wenngleich sie nicht gerade den Widerstand zur Schau tragen. Sie stellen freie Bearbeitungen der zugrunde liegenden latenten Traumgedanken vor und sind wohlgelungenen, künstlerisch überarbeiteten Dichtwerken vergleichbar, in denen man die Grundmotive zwar noch kenntlich, aber in beliebiger Durchrüttlung und Umwandlung verwendet findet. Solche Träume dienen in der Kur als Einleitung zu Gedanken

und Erinnerungen des Träumers, ohne daß ihr Inhalt selbst in Betracht käme.

3. Man kann Träume von oben und Träume von unten unterscheiden, wenn man diesen Unterschied nicht zu scharf fassen will. Träume von unten sind solche, die durch die Stärke eines unbewußten (verdrängten) Wunsches angeregt werden, der sich eine Vertretung in irgendwelchen Tagesresten verschafft hat. Sie entsprechen Einbrüchen des Verdrängten in das Wachleben. Träume von oben sind Tagesgedanken oder Tagesabsichten gleichzustellen, denen es gelungen ist, sich nächtlicherweile eine Verstärkung aus dem vom Ich abgesprengten Verdrängten zu holen. Die Analyse sieht dann in der Regel von diesem unbewußten Helfer ab und vollzieht die Einreihung der latenten Traumgedanken in das Gefüge des Wachdenkens. Eine Abänderung der Theorie des Traumes wird durch diese Unterscheidung nicht erforderlich.

4. In manchen Analysen oder während gewisser Strecken einer Analyse zeigt sich eine Sonderung des Traumlebens vom Wachleben, ähnlich wie die Absonderung der Phantasietätigkeit, die eine continued story (einen Tagtraumroman) unterhält, vom Wachdenken. Es knüpft dann ein Traum an den anderen an, nimmt ein Element zum Mittelpunkt, welches im vorhergehenden beiläufig gestreift wurde, u. dergl. Viel häufiger trifft aber der andere Fall zu, daß die Träume nicht aneinanderhängen, sondern sich in aufeinanderfolgende Stücke des Wachdenkens einschalten.

5. Die Deutung eines Traumes zerfällt in zwei Phasen, die Übersetzung und die Beurteilung oder Verwertung desselben. Während der ersten soll man sich durch keinerlei Rücksicht auf die zweite beeinflussen lassen. Es ist, wie wenn man ein Kapitel eines fremdsprachigen Autors vor sich hat, z. B. des Livius. Zuerst will man wissen, was Livius in diesem Kapitel erzählt, erst dann tritt die Diskussion ein, ob das Gelesene ein Geschichtsbericht ist oder eine Sage oder eine Abschweifung des Autors.

Welche Schlüsse darf man aber aus einem richtig übersetzten Traum ziehen? Ich habe den Eindruck, daß die analytische Praxis hierin Irrtümer und Überschätzungen nicht immer vermieden hat, und zwar zum Teil aus übergroßem Respekt vor dem „geheimnisvollen Unbewußten".

Man vergißt zu leicht daran, daß ein Traum zumeist nur ein Gedanke ist wie ein anderer, ermöglicht durch den Nachlaß der Zensur und die unbewußte Verstärkung und entstellt durch die Einwirkung der Zensur und die unbewußte Bearbeitung.

Greifen wir das Beispiel der sogenannten Genesungsträume heraus. Wenn ein Patient einen solchen Traum gehabt hat, in dem er sich den Einschränkungen seiner Neurose zu entziehen scheint, z. B. eine Phobie überwindet oder eine Gefühlsbindung aufgibt, so sind wir geneigt zu glauben, er habe einen großen Fortschritt gemacht, sei bereit, sich in eine neue Lebenslage zu fügen, beginne mit seiner Gesundheit zu rechnen usw. Das mag oftmals richtig sein, aber ebenso oft haben solche Genesungsträume nur den Wert von Bequemlichkeitsträumen, sie bedeuten den Wunsch, endlich gesund zu sein, um sich ein weiteres Stück der analytischen Arbeit, das sie als bevorstehend fühlen, zu ersparen. In solchem Sinn ereignen sich Genesungsträume z. B. recht häufig, wenn der Patient in eine neue, ihm peinliche Phase der Übertragung eintreten soll. Er benimmt sich dann ganz ähnlich wie manche Neurotiker, die sich nach wenigen Stunden Analyse für geheilt erklären, weil sie allem Unangenehmen entgehen wollen, das in der Analyse noch zur Sprache kommen soll. Auch die Kriegsneurotiker, die auf ihre Symptome verzichteten, weil ihnen die Therapie der Militärärzte das Kranksein noch unbehaglicher zu machen verstand, als sie den Dienst an der Front gefunden hatten, sind denselben ökonomischen Bedingungen gefolgt, und die Heilungen haben sich in beiden Fällen nicht haltbar erwiesen.

6. Es ist gar nicht so leicht, allgemeine Entscheidungen über den Wert richtig übersetzter Träume zu fällen. Wenn beim Patienten ein Ambivalenzkonflikt besteht, so bedeutet ein feindseliger Gedanke, der in ihm auftaucht, gewiß nicht eine dauernde Überwindung der zärtlichen Regung, also eine Entscheidung des Konflikts, und ebensowenig hat ein Traum vom gleichen feindseligen Inhalt diese Bedeutung.Während eines solchen Ambivalenzkonflikts bringt oft jede Nacht zwei Träume, von denen jeder eine andere Stellung nimmt. Der Fortschritt besteht dann darin, daß eine gründliche Isolierung der beiden kontrastierenden Regungen gelungen ist und jede von ihnen mit Hilfe der unbewußten Verstärkungen bis zu ihrem Extrem verfolgt und eingesehen werden kann. Mitunter ist der eine der beiden ambivalenten Träume vergessen worden, man darf sich dann nicht täuschen lassen und annehmen, daß nun die Entscheidung zugunsten der einen Seite gefallen ist. Das Vergessen des einen Traumes zeigt allerdings, daß für den Augenblick die eine Richtung die Oberhand hat, aber das gilt nur für den einen Tag und kann sich ändern. Die nächste Nacht bringt vielleicht die entgegengesetzte Äußerung in den Vordergrund. Wie der Konflikt wirklich steht, kann nur

durch die Berücksichtigung aller anderen Kundgebungen auch des Wachlebens erraten werden.

7. Mit der Frage nach der Wertung der Träume hängt die andere nach ihrer Beeinflußbarkeit durch ärztliche „Suggestion" innig zusammen. Der Analytiker wird vielleicht zuerst erschrecken, wenn er an diese Möglichkeit gemahnt wird; bei näherer Überlegung wird dieser Schreck gewiß der Einsicht weichen, die Beeinflussung der Träume des Patienten sei für den Analytiker nicht mehr Mißgeschick oder Schande als die Lenkung seiner bewußten Gedanken.

Daß der manifeste Inhalt der Träume durch die analytische Kur beeinflußt wird, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Das folgt ja schon aus der Einsicht, daß der Traum ans Wachleben anknüpft und Anregungen desselben verarbeitet. Was in der analytischen Kur vorgeht, gehört natürlich auch zu den Eindrücken des Wachlebens und bald zu den stärksten desselben. Es ist also kein Wunder, daß der Patient von Dingen träumt, die der Arzt mit ihm besprochen und deren Erwartung er in ihm geweckt hat. Nicht mehr Wunder jedenfalls, als in der bekannten Tatsache der „experimentellen" Träume enthalten ist.

Das Interesse setzt sich nun dahin fort, ob auch die durch Deutung zu eruierenden latenten Traumgedanken vom Analytiker beeinflußt, suggeriert, werden können. Die Antwort darauf muß wiederum lauten: Selbstverständlich ja, denn ein Anteil dieser latenten Traumgedanken entspricht vorbewußten, durchaus bewußtseinsfähigen Gedankenbildungen, mit denen der Träumer eventuell auch im Wachen auf die Anregungen des Arztes hätte reagieren können, mögen die Erwiderungen des Analysierten nun diesen Anregungen gleichgerichtet sein oder ihnen widerstreben. Ersetzt man den Traum durch die in ihm enthaltenen Traumgedanken, so fällt eben die Frage, wieweit man Träume suggerieren kann, mit der allgemeineren, inwieweit der Patient in der Analyse der Suggestion zugänglich ist, zusammen.

Auf den Mechanismus der Traumbildung selbst, auf die eigentliche Traumarbeit gewinnt man nie Einfluß; daran darf man festhalten.

Außer dem besprochenen Anteil der vorbewußten Traumgedanken enthält jeder richtige Traum Hinweise auf die verdrängten Wunschregungen, denen er seine Bildungsmöglichkeit verdankt. Der Zweifler wird zu diesen sagen, sie erscheinen im Traume, weil der Träumer weiß, daß er sie bringen soll, daß sie vom Analytiker erwartet werden. Der Analytiker selbst wird mit gutem Recht anders denken.

Wenn der Traum Situationen bringt, die auf Szenen aus der Vergangenheit des Träumers gedeutet werden können, scheint die Frage besonders bedeutsam, ob auch an diesen Trauminhalten der ärztliche Einfluß beteiligt sein kann. Am dringendsten wird diese Frage bei den sogenannten bestätigenden, der Analyse nachhinkenden Träumen. Bei manchen Patienten bekommt man keine anderen. Sie reproduzieren die vergessenen Erlebnisse ihrer Kindheit erst, nachdem man dieselben aus Symptomen, Einfällen und Andeutungen konstruiert und ihnen dies mitgeteilt hat. Das gibt dann die bestätigenden Träume, gegen welche aber der Zweifel sagt, sie seien ganz ohne Beweiskraft, da sie auf die Anregung des Arztes hin phantasiert sein mögen, anstatt aus dem Unbewußten des Träumers ans Licht gefördert zu sein. Ausweichen kann man in der Analyse dieser mehrdeutigen Situation nicht, denn wenn man bei diesen Patienten nicht deutet, konstruiert und mitteilt, findet man nie den Zugang zu dem bei ihnen Verdrängten.

Die Sachlage gestaltet sich günstig, wenn sich an die Analyse eines solchen nachhinkenden bestätigenden Traumes unmittelbar Erinnerungsgefühle für das bisher Vergessene knüpfen.

Der Skeptiker hat dann den Ausweg zu sagen, es seien Erinnerungstäuschungen. Meist sind auch solche Erinnerungsgefühle nicht vorhanden. Das Verdrängte wird nur stückweise durchgelassen und jede Unvollständigkeit hemmt oder verzögert die Bildung einer Überzeugung. Auch kann es sich um die Reproduktion nicht einer wirklichen, vergessenen Begebenheit, sondern um die Förderung einer unbewußten Phantasie handeln, für welche ein Erinnerungsgefühl niemals zu erwarten ist, aber irgend einmal ein Gefühl subjektiver Überzeugung möglich bleibt.

Können also die Bestätigungsträume wirklich Erfolge der Suggestion, also Gefälligkeitsträume sein? Die Patienten, welche nur Bestätigungsträume bringen, sind dieselben, bei denen der Zweifel die Rolle des hauptsächlichen Widerstandes spielt. Man macht nicht den Versuch, diesen Zweifel durch Autorität zu überschreien oder ihn mit Argumenten zu erschlagen. Er muß bestehen bleiben, bis er im weiteren Fortgang der Analyse zur Erledigung kommt. Auch der Analytiker darf im einzelnen Falle einen solchen Zweifel festhalten. Was ihn endlich sicher macht, ist gerade die Komplikation der ihm gestellten Aufgabe, die der Lösung eines der „Puzzles“ genannten Kinderspiele vergleichbar ist. Dort ist eine farbige Zeichnung, die auf ein Holzbrettchen geklebt ist und genau in einen Holzrahmen paßt, in viele Stücke zerschnitten worden, die von den unregelmäßigsten krummen Linien begrenzt

werden. Gelingt es, den unordentlichen Haufen von Holzplättchen, deren jedes ein unverständliches Stück Zeichnung trägt, so zu ordnen, daß die Zeichnung sinnvoll wird, daß nirgends eine Lücke zwischen den Fugen bleibt, und daß das Ganze den Rahmen ausfüllt, sind alle diese Bedingungen erfüllt, so weiß man, daß man die Lösung des Puzzle gefunden hat und daß es keine andere gibt.

Ein solcher Vergleich kann natürlich dem Analysierten während der unvollendeten analytischen Arbeit nichts bedeuten. Ich erinnere mich hier an eine Diskussion, die ich mit einem Patienten zu führen hatte, dessen außerordentliche Ambivalenzeinstellung sich im stärksten zwanghaften Zweifel äußerte. Er bestritt die Deutungen seiner Träume nicht und war von deren Übereinstimmung mit den von mir geäußerten Mutmaßungen sehr ergriffen. Aber er fragte, ob diese bestätigenden Träume nicht Ausdruck seiner Gefügigkeit gegen mich sein könnten. Als ich geltend machte, daß diese Träume auch eine Summe von Einzelheiten gebracht hätten, die ich nicht ahnen konnte, und daß sein sonstiges Benehmen in der Kur gerade nicht von Gefügigkeit zeugte, wandte er sich zu einer anderen Theorie und fragte, ob nicht sein narzißtischer Wunsch, gesund zu werden, ihn veranlaßt haben könne, solche Träume zu produzieren, da ich ihm doch die Genesung in Aussicht gestellt habe, wenn er meine Konstruktionen annehmen könne. Ich mußte antworten, mir sei von einem solchen Mechanismus der Traumbildung noch nichts bekannt worden, aber die Entscheidung kam auf anderem Wege. Er erinnerte sich an Träume, die er gehabt, ehe er in die Analyse eintrat, ja ehe er etwas von ihr erfahren hatte, und die Analyse dieser vom Suggestionsverdacht freien Träume ergab dieselben Deutungen wie der späteren. Sein Zwang zum Widerspruch fand zwar noch den Ausweg, die früheren Träume seien minder deutlich gewesen als die während der Kur vorgefallenen, aber mir genügte die Übereinstimmung. Ich meine, es ist überhaupt gut, gelegentlich daran zu denken, daß die Menschen auch schon zu träumen pflegten, ehe es eine Psychoanalyse gab.

8. Es könnte wohl sein, daß es den Träumen in einer Psychoanalyse in ausgiebigerem Maße gelingt, das Verdrängte zum Vorschein zu bringen, als den Träumen außerhalb dieser Situation. Aber es ist nicht zu erweisen, denn die beiden Situationen sind nicht vergleichbar; die Verwertung in der Analyse ist eine Absicht, die dem Traume ursprünglich ganz ferne liegt. Dagegen kann es nicht zweifelhaft sein, daß innerhalb einer Analyse weit mehr des Verdrängten im Anschluß an Träume zutage gefördert wird als

mit Hilfe der anderen Methoden; für solche Mehrleistung muß es einen Motor geben, eine unbewußte Macht, welche während des Schlafzustandes besser als sonst imstande ist, die Absichten der Analyse zu unterstützen. Nun kann man hiefür kaum einen anderen Faktor in Anspruch nehmen als die aus dem Elternkomplex stammende Gefügigkeit des Analysierten gegen den Analytiker, also den positiven Anteil der von uns so genannten Übertragung, und in der Tat läßt sich an vielen Träumen, die Vergessenes und Verdrängtes wiederbringen, kein anderer unbewußter Wunsch entdecken, dem man die Triebkraft für die Traumbildung zuschreiben könnte. Will also jemand behaupten, daß die meisten der in der Analyse verwertbaren Träume Gefälligkeitsträume sind und der Suggestion ihre Entstehung verdanken, so ist vom Standpunkt der analytischen Theorie nichts dagegen einzuwenden. Ich brauche dann nur noch auf die Erörterungen in meinen „Vorlesungen zur Einführung" zu verweisen, in denen das Verhältnis der Übertragung zur Suggestion behandelt und dargetan wird, wie wenig die Anerkennung der Suggestionswirkung in unserem Sinne die Zuverlässigkeit unserer Resultate schädigt.

Ich habe mich in der Schrift „Jenseits des Lustprinzips" mit dem ökonomischen Problem beschäftigt, wie es den in jeder Hinsicht peinlichen Erlebnissen der frühinfantilen Sexualperiode gelingen kann, sich zu irgend einer Art von Reproduktion durchzuringen. Ich mußte ihnen im „Wiederholungszwang" einen außerordentlich starken Auftrieb zugestehen, der die im Dienst des Lustprinzips auf ihnen lastende Verdrängung bewältigt, aber doch nicht eher, „als bis die entgegenkommende Arbeit der Kur die Verdrängung gelockert hat" (S. 17). Hier wäre einzuschalten, daß es die positive Übertragung ist, welche dem Wiederholungszwang diese Hilfe leistet. Es ist dabei zu einem Bündnis der Kur mit dem Wiederholungszwang gekommen, welches sich zunächst gegen das Lustprinzip richtet, aber in letzter Absicht die Herrschaft des Realitätsprinzips aufrichten will. Wie ich dort ausgeführt habe, ereignet es sich nur allzu häufig, daß sich der Wiederholungszwang von den Verpflichtungen dieses Bundes frei macht und sich nicht mit der Wiederkehr des Verdrängten in der Form von Traumbildern begnügt.

9. So weit ich bis jetzt sehe, ergeben die Träume bei traumatischer Neurose die einzige wirkliche, die Strafträume die einzige scheinbare Ausnahme von der wunscherfüllenden Tendenz des Traumes. Bei diesen letzteren stellt sich der merkwürdige Tatbestand her, daß eigentlich nichts von den latenten Traum-

gedanken in den manifesten Trauminhalt aufgenommen wird, sondern daß an deren Stelle etwas ganz anderes tritt, was als eine Reaktionsbildung gegen die Traumgedanken, als Ablehnung und voller Widerspruch gegen sie beschrieben werden muß. Ein solches Einschreiten gegen den Traum kann man nur der kritischen Ichinstanz zutrauen und muß daher annehmen, daß diese, durch die unbewußte Wunscherfüllung gereizt, sich zeitweilig auch während des Schlafzustandes wiederhergestellt hat. Sie hätte auf diesen unerwünschten Trauminhalt auch mit Erwachen reagieren können, fand aber in der Bildung des Straftraumes einen Weg, die Schlafstörung zu vermeiden.

So ist also z. B. für die bekannten Träume des Dichters Rosegger, die ich in der Traumdeutung (S. 321 der 7. Aufl.) erwähne, ein unterdrückter Text von hochmütigem, prahlerischem Inhalt zu vermuten, der wirkliche Traum aber hielt ihm vor: „Du bist ein unfähiger Schneidergeselle". Es wäre natürlich unsinnig, nach einer verdrängten Wunschregung als Triebkraft dieses manifesten Traumes zu suchen; man muß sich mit der Wunscherfüllung der Selbstkritik begnügen.

Das Befremden über einen derartigen Aufbau des Traumes ermäßigt sich, wenn man bedenkt, wie geläufig es der Traumentstellung im Dienste der Zensur ist, für ein einzelnes Element etwas einzusetzen, was in irgend einem Sinne sein Gegenteil oder Gegensatz ist. Von da ab ist es nur ein kurzer Weg bis zur Ersetzung eines charakteristischen Stückes Trauminhalt durch einen abwehrenden Widerspruch, und ein Schritt weiter führt zur Ersetzung des ganzen anstößigen Trauminhalts durch den Straftraum. Von dieser mittleren Phase der Verfälschung des manifesten Inhalts möchte ich ein oder zwei charakteristische Beispiele mitteilen.

Aus dem Traum eines Mädchens mit starker Vaterfixierung, welches sich in der Analyse schwer ausspricht: Sie sitzt im Zimmer mit einer Freundin, nur mit einem Kimono bekleidet. Ein Herr kommt herein, vor dem sie sich geniert. Der Herr sagt aber: „Das ist ja das Mädchen, das wir schon einmal so schön bekleidet gesehen haben." — Der Herr bin ich, in weiterer Zurückführung der Vater. Mit dem Traum ist aber nichts zu machen, so lange wir uns nicht entschließen, in der Rede des Herrn das wichtigste Element durch seinen Gegensatz zu ersetzen: „Das ist das Mädchen, das ich schon einmal u n b e k l e i d e t und dann so schön gesehen habe." Sie hat als Kind von drei bis vier Jahren eine Zeitlang im selben Zimmer mit dem Vater geschlafen und

alle Anzeichen deuten darauf hin, daß sie sich damals im Schlaf aufzudecken pflegte, um dem Vater zu gefallen. Die seitherige Verdrängung ihrer Exhibitionslust motiviert heute ihre Verschlossenheit in der Kur, ihr Unlust, sich unverhüllt zu zeigen.

Aus einer anderen Szene desselben Traumes: Sie liest ihre eigene, im Druck vorliegende Krankengeschichte. Darin steht, daß ein junger Mann seine Geliebte ermordet — Kakao — das gehört zur Analerotik. Das letztere ist ein Gedanke, den sie im Traum bei der Erwähnung des Kakao hat. — Die Deutung dieses Traumstückes ist noch schwieriger als die des vorigen. Man erfährt endlich, daß sie vor dem Einschlafen die „Geschichte einer infantilen Neurose" (fünfte Folge der Sammlung kleiner Schriften) gelesen hat, in welcher eine reale oder phantasierte Koitusbeobachtung der Eltern den Mittelpunkt bildet. Diese Krankengeschichte hat sie schon früher einmal auf die eigene Person bezogen, nicht das einzige Anzeichen, daß auch bei ihr eine solche Beobachtung in Betracht kommt. Der junge Mann, der seine Geliebte ermordet, ist nun eine deutliche Anspielung auf die sadistische Auffassung der Koitusszene, aber das nächste Element, der Kakao, geht weit davon ab. Zum Kakao weiß sie nur zu assoziieren, daß ihre Mutter zu sagen pflegt, vom Kakao bekomme man Kopfweh, auch von anderen Frauen will sie das gleiche gehört haben. Übrigens hat sie sich eine Zeitlang durch ebensolche Kopfschmerzen mit der Mutter identifiziert. Ich kann nun keine andere Verknüpfung der beiden Traumelemente finden als durch die Annahme, daß sie von den Folgerungen aus der Koitusbeobachtung ablenken will. Nein, das hat nichts mit der Kinderzeugung zu tun. Die Kinder kommen von etwas, das man ißt (wie im Märchen), und die Erwähnung der Analerotik, die wie ein Deutungsversuch im Traum aussieht, vervollständigt die zu Hilfe gerufene infantile Theorie durch die Hinzufügung der analen Geburt.

10. Man hört gelegentlich Verwunderung darüber äußern, daß das Ich des Träumers zwei- oder mehrmals im manifesten Traum erscheint, einmal in eigener Person und die anderen Male hinter anderen Personen versteckt. Die sekundäre Bearbeitung hat während der Traumbildung offenbar das Bestreben gehabt, diese Vielheit des Ichs, welche in keine szenische Situation paßt, auszumerzen, durch die Deutungsarbeit wird sie aber wieder hergestellt. Sie ist an sich nicht merkwürdiger als das mehrfache Vorkommen des Ichs in einem wachen Gedanken, zumal wenn sich dabei das Ich in Subjekt und Objekt zerlegt, sich als beobachtende und kritische Instanz dem anderen Anteil gegenüber-

stellt oder sein gegenwärtiges Wesen mit einem erinnerten, vergangenen, das auch einmal Ich war, vergleicht. So z. B. in den Sätzen: „Wenn ich daran denke, was ich diesem Menschen getan habe“ und „Wenn ich daran denke, daß ich auch einmal ein Kind war.“ Daß aber alle Personen, die im Traume vorkommen, als Abspaltungen und Vertretungen des eigenen Ichs zu gelten haben, möchte ich als eine inhaltslose und unberechtigte Spekulation zurückweisen. Es genügt uns daran festzuhalten, daß die Sonderung des Ichs von einer beobachtenden, kritisierenden, strafenden Instanz (Ichideal) auch für die Traumdeutung in Betracht kommt.

Zur Genese des weiblichen Kastrationskomplexes.[1]

Von Dr. **Karen Horney** (Berlin).

Der weibliche Kastrationskomplex ist uns zwar in seinen Erscheinungsformen in stetig zunehmendem Umfang bekannt geworden,[2] aber unsere Einsicht in die Natur des ganzen Komplexes ist nicht in gleichem Maße gewachsen. Gerade angesichts der Fülle des angesammelten und nunmehr vertrauten Materials drängt sich eben das Merkwürdige des ganzen Phänomens wieder stärker ins Bewußtsein, und das Phänomen als solches wird zum Problem. Wenn man die Beobachtungen, die bisher über die Erscheinungsformen des weiblichen Kastrationskomplexes gemacht sind, und die stillschweigenden Schlußfolgerungen, die daran geknüpft sind, überblickt, so sieht man, daß sich die bisherige Auffassung auf einem Grundgedanken aufbaut, den man in zum Teil wörtlicher Anlehnung an die Abrahamsche Arbeit über dieses Thema kurz so charakterisieren kann:

Viele weibliche Personen, die im kindlichen oder reifen Alter stehen, leiden zeitweilig oder dauernd unter der Tatsache, daß sie weiblich geboren sind. Die Erscheinungen des weiblichen Seelenlebens, die aus der Abneigung gegen das Weibsein entspringen, lassen sich zurückführen auf den Penisneid des kleinen Mädchens. Aus der Unannehmbarkeit der Vorstellung des prinzipiellen Nichthabens heraus entspringen passive, aus der Racheeinstellung gegen den bevorzugten Mann aktive Kastrationsphantasien.

Das weibliche Benachteiligungsgefühl hinsichtlich der Genitalien ist dabei im wesentlichen als gegebene Tatsache angenommen, ohne selbst zum Problem zu werden, vielleicht auch darum, weil sie dem männlichen Narzißmus als zu selbstverständlich erschien.

---

[1] Vortrag gehalten auf dem VII. Internat. Psa. Kongreß in Berlin September 1922.

[2] Siehe vor allem Abraham: Äußerungsformen des weiblichen Kastrationskomplexes. Intern. Zeitschr. f. Psa. 1921, Heft 4.

Dennoch [illegible] bisherige Resultat der Untersuchungen, welches doch nichts weniger besagen würde, als daß die eine Hälfte des Menschengeschlechts unzufrieden sei mit ihrer Geschlechtsrolle und diese Unzufriedenheit nur unter günstigen Verhältnissen überwinden könne, nicht nur für den weiblichen Narzißmus, sondern auch für das biologische Denken recht unbefriedigend. Es ergibt sich daher die Fragestellung: Beruhen wirklich die uns bekannten Erscheinungsformen des weiblichen Kastrationskomplexes in ihrer ungeheuren Tragweite nicht nur für die weibliche Neurose, sondern auch für den Charakter und das Schicksal der praktisch gesunden Frau nur auf einer durch den Penisneid bedingten Unzufriedenheit mit ihrer Geschlechtsrolle oder ist diese vielleicht nur zu einem großen Teil vorgeschoben von anderen Mächten, deren dynamische Kräfte uns aus der Neurosenbildung bekannt sind.

Ich glaube, daß man dieses Problem von mehreren Seiten anpacken kann; hier möchte ich rein ontogenetisch die Gedanken als Beitrag zu seiner Lösung mitteilen, die sich mir in einer langjährigen Praxis am ganz vorwiegend weiblichen Patienten mit durchweg sehr ausgesprochenem Kastrationskomplex nach und nach aufgedrängt haben.

Nach der bisherigen Auffassung bildet der Penisneidkomplex durchaus den Mittelpunkt des weiblichen Kastrationskomplexes, wird doch der Name Männlichkeitskomplex fast synonym mit ihm verwendet. Es ergibt sich daher als erste Fragestellung die, warum wir denn den Penisneid als eine nahezu regelmäßige, typische Erscheinung beobachten können, auch da, wo kein männlicher Habitus, wo kein bevorzugter Bruder uns solchen Neid verständlich macht; auch da, wo keine „akzidentellen Mißgeschicke“[1] im weiblichen Erleben die männliche Rolle als die begehrenswertere erscheinen lassen.

Das Wichtige scheint hier die Fragestellung an sich zu sein; denn, einmal aufgeworfen, bieten sich die Antworten aus dem genugsam Bekannten fast von selbst dar. Wenn man nämlich ausgeht von der wohl häufigsten direkten Äußerungsform des Penisneides, so urinieren zu wollen wie ein Mann, so zeigt eine kritische Sichtung des Materials leicht, daß dieser Wunsch sich aus drei Komponenten zusammensetzt, von denen bald die eine, bald die andere die bedeutsamere ist.

Am kürzesten fassen kann ich mich über den Anteil der Harnerotik selbst, weil er als der offensichtlichste schon

[1] Siehe Freud: Tabu der Virginität.

genügend betont ist. Will man den aus dieser Quelle entspringenden Neid in seiner vollen Intensität würdigen, so muß man sich vor allem die narzißtische Überwertung[1] vergegenwärtigen, die die Exkretionsvorgänge beim Kinde erfahren. Allmachtsphantasien, besonders solche sadistischer Natur, lassen sich eben tatsächlich leichter an den männlichen Urinstrahl knüpfen, wie etwa — um unter vielen nur eine herauszugreifen — die mir von einer Knabenklasse berichtete: Wenn zwei Knaben über Kreuz urinieren, sterbe derjenige, an den sie dabei dächten.

Wenn nun auch aus der Harnerotik heraus sicher ein starkes Benachteiligungsgefühl beim kleinen Mädchen entstehen muß, heißt es doch, ihren Anteil überschätzen, wenn man, wie es bisher vielfach geschehen ist, einfach jedes Symptom und jede Phantasie, die den Wunsch, auf männliche Weise zu urinieren, zum Inhalt haben, auf sie zurückführt. Vielmehr ist die treibende Kraft, die diesen Wunsch formt und unterhält, häufig in ganz anderen Partialtrieben zu suchen, nämlich vor allem im aktiven und passiven Schautrieb. Dieser Zusammenhang gründet sich auf den Umstand, daß der Knabe gerade beim Urinieren sein Genitale zeigen und selbst besehen kann, daß er dieses sogar erlaubterweise tun darf und also in gewisser Weise bei jedem Urinieren seine Sexualneugierde, mindestens soweit sie den eigenen Körper angeht, befriedigen kann.

Dieser aus dem Schautrieb geborene Anteil wurde mir besonders deutlich an einer Patientin, bei der der Wunsch, auf männliche Weise zu urinieren, zeitweilig das ganze Krankheitsbild beherrschte. Sie kam in dieser Zeit selten in die Analyse, ohne daß sie auf der Straße einen Mann urinieren gesehen haben wollte, und äußerte einmal ganz spontan: „Wenn ich mir vom Himmel ein Geschenk erbitten dürfte, so wäre es das, daß ich nur einmal so urinieren könnte wie ein Mann.“ Wozu sich aus den Einfällen eindeutig ergänzen ließ: dann wüßte ich, wie ich eigentlich gebaut bin. Daß der Mann sich beim Urinieren selbst sehen könnte, während die Frau es nicht kann, war bei ihr, die weitgehend auf prägenitaler Stufe stehen geblieben war, tatsächlich eine der Hauptwurzeln ihres sehr starken Penisneides.

Wie die Frau für den Mann das große Rätsel bleibt, wegen der Verborgenheit ihrer Genitalien, ist der Mann für die Frau eben wegen der Sichtbarkeit ein Gegenstand heftigen Neides.

---

[1] Siehe Abraham: Zur narzißtischen Überwertung der Exkretionsvorgänge in Traum und Neurose. Intern. Zeitschr. 1920, Heft 1.

Die enge Verknüpfung von Harnerotik und Schautrieb zeigte auch eine andere Patientin Y., deren sehr merkwürdige Onanieform den einen Sinn hatte, so zu urinieren wie der Vater. Der stärkste Angstaffekt ruhte bei dieser Patientin in deren Zwangsneurose, der Schautrieb, das Hauptagens, war auf der Vorstellung, bei dieser Onanie von anderen gesehen zu werden. Es kam also in ihr der alte Kleinmädchen-Wunsch zum Ausdruck: Ich möchte auch ein Genitale haben, das ich wie der Vater bei jedem Urinieren zeigen kann.

Mir scheint auch, daß in jedem Fall von übermäßigem Genieren und Prüderie bei Mädchen dieses Moment eine Hauptrolle spielt, wie ich auch vermute, daß die mindestens bei uns Kulturvölkern vorhandene Verschiedenheit in der Kleidung von Mann und Frau darauf zurückgeht, daß das Mädchen eben nicht exhibieren kann und daher in ihren Exhibitionsneigungen regrediert auf ein Stadium, wo dieser Wunsch, sich zu zeigen, noch allgemein dem ganzen Körper galt. Daß also von hier aus eine Linie führt zum Verständnis dafür, daß die Frau ein Dekolleté trägt und der Mann einen Frack. Wie man auch von hier aus ein gewisses Verständnis für das eine Kriterium gewinnt, das immer als erstes in der Frage der Unterschiedlichkeit von Mann und Weib genannt wird: die größere Subjektivität der Frau gegenüber der größeren Sachlichkeit des Mannes: der Forschungstrieb des Mannes ist am eigenen Körper befriedigt und kann oder muß sich daher nach außen richten, während die Frau, die über sich keine Klarheit finden kann, viel schwerer von sich loskommt.

Endlich enthält dieser von mir als Prototyp des Penisneides angenommene Wunsch als drittes Element meist sehr versteckt, aber darum nicht weniger wichtig, unterdrückte Onaniewünsche. Es geht dies auf eine, meist unbewußte Gedankenverbindung zurück, auf Grund welcher der Umstand, daß der Knabe beim Urinieren sein Genitale anfassen darf, als eine ihm erteilte Onanieerlaubnis aufgefaßt wird.

So sagte mir eine Patientin, die Zeuge davon gewesen war, wie ein Vater seinem kleinen Töchterchen verwies, dort unten mit den Händchen hinzufassen, ganz empört: „Ihr verbietet er es und selbst tut er es fünf- bis sechsmal am Tag.“ Denselben Zusammenhang werden Sie leicht erkennen im Falle Y., wo eben die männliche Art des Urinierens zum bestimmenden Faktor ihrer Onanieform wurde. Es zeigte sich in diesem Fall weiterhin, daß sie zum Teil so lange von dem Zwang zur Onanie nicht los konnte, als sie unbewußt den Anspruch, ein Mann zu sein, aufrecht

hielt. Das aus dieser Beobachtung Resultierende halte ich für etwas ganz Typisches: das Mädchen hat eine ganz besondere Schwierigkeit die Onanie zu überwinden, weil es das Gefühl hat, daß ihm zu Unrecht etwas verboten wird, was dem Knaben dank seiner anderen körperlichen Beschaffenheit erlaubt ist — oder dem vorliegenden Problem entsprechend, anderes herum gesehen: aus dieser Quelle kann leicht ein schweres Benachteiligungsgefühl entstehen, so daß die spätere Begründung der Ablehnung des Weibseins, daß der Mann im Sexualleben größere Freiheit genieße, sich schon aufbaut auf eine gleichsinnige Erfahrung der frühen Kindheit. Wenn van Ophuijsen am Schlusse seiner Arbeit über den Männlichkeitskomplex der Frau den starken Eindruck betont, den er während der Analyse von der innigen Verknüpfung zwischen Männlichkeitskomplex, infantiler Klitorismasturbation und Harnerotik bekommen habe, so dürfte wohl in diesen Überlegungen das verbindende Glied zu suchen sein.

Kurz zusammengefaßt heißen die eben dargelegten Überlegungen und damit die Antwort auf die eingangs gestellte Frage nach dem Warum des typischen Vorkommens des Penisneides also: Das Mädchen fühlt sich, wie auch Abraham es an einer Stelle betont, durchaus nicht primär minderwertig, aber es sieht sich in der Möglichkeit, gewisse, für die prägenitale Periode äußerst wichtige Partialtriebe zu befriedigen, im Vergleich zum Knaben eingeschränkt; ja ich glaube dem Sachverhalt noch besser gerecht zu werden, wenn ich sage: das kleine Mädchen ist — mit den Augen eines Kindes aus dieser Entwicklungsperiode gesehen — tatsächlich in gewissen Befriedigungsmöglichkeiten gegenüber dem Knaben benachteiligt. Denn nur wenn man sich die Realität dieser Benachteiligung wirklich klar macht, wird man begreifen, daß der Penisneid eine nahezu notwendige Erscheinung im Leben des weiblichen Kindes und damit eine notwendige Erschwerung des weiblichen Entwicklungsganges bildet.

Daß dem reifen Weib späterhin eine große und, was Schaffenskraft anlangt, vielleicht größere Rolle im Sexualleben zukommt — nämlich in der Mutterschaft — kann dem kleinen Mädchen in diesem frühen Stadium noch kein Äquivalent sein, weil es zunächst außerhalb der direkten Lustgewinnungsmöglichkeiten liegt.

Hier möchte ich einen großen Absatz machen, denn ich komme jetzt zu der zweiten, umfassenderen Problemstellung: Ist der Penisneid wirklich der Träger und die im letzten treibende Kraft des uns hier interessierenden Komplexes?

Wir müssen uns, von dieser Frage ausgehend, überlegen, von welchen Momenten es denn abhängt, ob der Penisneidkomplex mehr oder weniger glücklich überwunden, oder ob er regressiv verstärkt und fixiert wird. Diese Überlegung drängt uns dazu, uns die Gestaltung der Objektlibido in diesen Fällen näher anzusehen. Und wir finden da, daß diese Mädchen und Frauen mit dem oft so lärmend zur Schau getragenen Männlichkeitsverlangen als Frühestes eine Phase intensivster Vaterbindung durchgemacht haben. Mit anderen Worten: Sie haben zunächst versucht, den Ödipuskomplex auf die normale Art dadurch zu bewältigen, daß sie ihre ursprüngliche Mutteridentifizierung beibehielten und mit der Mutter den Vater zum Liebesobjekt nahmen.

Wir wissen, daß das Mädchen in dieser Phase die bekannten zwei Möglichkeiten hat, den Penisneidkomplex auf eine für sie günstige Weise zu überwinden, indem der autoerotisch-narzißtische Wunsch nach dem Penis eben auf Grund der Mutteridentifizierung aufgehen kann in dem weiblichen Verlangen nach dem Mann (= Vater) und in dem mütterlichen nach dem Kind (vom Vater). Wobei — auch im günstigsten Falle — es für das spätere Liebesleben auch der gesunden Frau aufschlußreich ist, daran zu denken, daß der Ursprung oder der eine Ursprung beider Einstellungen narzißtischer Natur, und zwar von der Art des Besitzenwollens gewesen ist.

Wir sehen nun in unseren Fällen, daß diese Entwicklung zum Weiblichen und zum Mütterlichen, sogar in allerintensivster Form stattgefunden hat. So wiesen bei der Patientin Y., deren Neurose, wie alle, die ich hier anführen werde, durchaus unter dem Signum des Kastrationskomplexes stand, zahlreiche Vergewaltigungsphantasien auf diese Phase hin. Da die Männer, von denen sie sich vergewaltigt glaubte, samt und sonders unverkennbar Vaterimagines waren, mußten diese Phantasien aufgefaßt werden als zwangsläufige Wiederholung einer Urphantasie, in der sie, die sich bis in späte Jahre mit der Mutter eins fühlte, die Besitzergreifung durch den Vater völlig mit ihr miterlebt hatte. Bemerkenswert ist dabei, daß die sonst geistesklare Patientin bei Beginn der Analyse sehr dazu neigte, diese Vergewaltigungsphantasien für wirklich vorgefallen zu halten.

Solches Festhalten an der Fiktion der Realität jener weiblichen Urphantasie kommt auch in anderen Fällen — in anderer Form — zum Ausdruck. So erhielt ich von einer Patientin X. zahlreiche, fast direkte Bestätigungen dafür, wie sehr sie diese Vaterliebe real genommen hatte; unter anderem

einmal, als ihr die Erinnerung auftauchte, der Vater habe ihr ein Liebeslied vorgesungen und es dabei verzweifeltenttäuscht aus ihr herausbrach: „Und es war doch alles Lüge." Das gleiche kam bei ihr zum Ausdruck in einem Symptom, das ich als Repräsentant für eine ganze Klasse ähnlich aufgebauter Symptome hier anführen möchte: sie mußte nämlich zeitweilig zwangsläufig viel Salz essen. Salz hatte die Mutter essen müssen wegen Lungenblutungen, die in den ersten Kinderjahren der Patientin aufgetreten waren. Diese Lungenblutungen nun hatte sie unbewußt als Folgeerscheinung des Verkehrs der Eltern aufgefaßt. Es kam also in diesem Symptom der unbewußte Anspruch zum Ausdruck, dasselbe vom Vater erlitten zu haben wie die Mutter. Aus demselben Anspruch heraus hielt sie sich für eine Dirne — sie war tatsächlich Virgo — und hatte zwangsmäßig das Bedürfnis, einem neuen Liebesobjekt irgendwelche Erlebnisse zu beichten.

Zahlreiche eindeutige Beobachtungen gleicher Art lassen es wichtig erscheinen, sich klar zu machen, daß das Kind in dieser ersten Phase auf Grund der — feindlichen oder freundlichen — Mutteridentifizierung als ontogenetische Wiederholung einer phylogenetischen Periode eine völlige Besitzergreifung durch den Vater phantasiert, und daß es dieses in der Phantasie als ebenso *real* erlebt, wie es einmal real gewesen ist, zu einer Zeit, wo alle Frauen in erster Linie dem Vater gehörten.

Wir wissen, daß das natürliche Schicksal dieser Liebesphantasie die Versagung durch die Realität ist. In den Fällen mit später dominierendem Kastrationskomplex gestaltet sich nun diese Versagung häufig zu einer *eindrucksschweren Enttäuschung*, deren Erleben tiefe Spuren in der Neurose zurückläßt. Es kommt hier also zu einer bald mehr, bald weniger begrenzten *Störung in der Entwicklung des Wirklichkeitssinnes*. Oft gewinnt man den Eindruck, als sei die Gefühlsintensität dieser Vaterbindung zu stark, als daß die Erkenntnis der prinzipiellen Unwirklichkeit dieser Beziehung akzeptiert werden könnte; in anderen Fällen wieder scheint es, als sei die Phantasiebegabtheit von vornherein übermäßig groß, so daß dadurch ein richtiges Erfassen der Realität erschwert sei; vielfach sind endlich die realen Beziehungen zu den Eltern so unerfreuliche, daß von hier aus ein Haften an der Phantasie erklärlich erscheint.

Diese Patientinnen empfinden also so, als ob der Vater sie wirklich einmal geliebt hätte und sie jetzt betrogen oder fallen gelassen habe. Bisweilen entsteht auch von hier aus der Zweifel: habe ich mir das alles nur eingebildet oder war es Wirklichkeit?

Diese Zweifelseinstellung verriet sich bei der gleich zu erwähnenden Patientin Z. im Wiederholungszwang darin, daß sie jedesmal, wenn ein Mann ihr seine Zuneigung zeigte, die Angst hatte, sie könne sich diese Zuneigung nur einbilden. Sogar als sie schon verlobt war, mußte sie sich immer wieder vergewissern, daß sie sich das alles nicht nur eingebildet hätte. In einer Tagphantasie wird sie von einem Mann überfallen; sie schlägt ihn durch einen Stoß gegen die Nase nieder und tritt mit dem Fuß auf sein Glied; dann will sie ihn anzeigen, wird aber davor durch die Angst zurückgehalten, der Mann könne behaupten, sie habe sich das alles nur eingebildet. Ich erwähnte bei der Patientin Y. den Zweifel, den sie an dem Realitätscharakter ihrer Vergewaltigungsphantasien hatte, und daß dieser Zweifel auf das Urerlebnis mit dem Vater zurückging. Bei ihr ließ sich verfolgen, wie der aus dieser Quelle stammende Zweifel sich auf alles Geschehen im Leben ausdehnte und so recht ein Fundament ihrer Zwangsneurose bildete. Der Gang der Analyse erweckte hier wie auch in manchen anderen Fällen den Anschein, als ob diese Begründung des Zweifels an tiefere Wurzeln reiche als der uns bekannte Zweifel an der Geschlechtsrolle.[1]

Für die Patientin X., die in zahlreichen Erinnerungen an jene erste Periode, die sie als ihr Kindheitsparadies bezeichnet, schwelgte, knüpft sich diese Enttäuschung erinnerungsgemäß an eine ungerechte Bestrafung durch den Vater mit 5 bis 6 Jahren. Es zeigte sich, daß zur selben Zeit eine Schwester geboren war und daß sie sich durch diese Schwester vom Vater verdrängt fühlte. Die Aufdeckung tieferer Schichten machte es deutlich, daß sich hinter der Eifersucht auf die Schwester eine rasende Eifersucht auf die Mutter versteckte, und zwar zunächst die auf die zahlreichen Schwangerschaften der Mutter. „Die Mutter bekam doch immer die Kinder," sagte sie einmal voll Empörung. Unter stärkerer Verdrängung befanden sich zwei weitere, ganz ungleichwertige Wurzeln ihres Gefühls, vom Vater fallen gelassen zu sein. Das war einmal die sexuelle Eifersucht auf die Mutter, zurückgehend auf Koitusbeobachtungen zu einer Zeit, wo ihr Wirklichkeitssinn schon soweit erwacht war, daß sie das Beobachtete nicht mehr völlig in die Phantasie des Selbsterlebens hineinverarbeiten konnte. Einleitend hatte ein Verhören auf diese letzte Quelle hingewiesen: als ich von einer Zeit „nach der Enttäuschung" sprach, verstand sie

[1] Siehe die Freudsche Begründung des Zweifels als Zweifel an der eigenen Liebesfähigkeit (Haß).

„Nacht der Enttäuschung“ und brachte einen Einfall von Brangäne, die in der Liebesnacht von Tristan und Isolde wacht.

Eine ebenso deutliche Sprache sprach in diesem Fall der Wiederholungszwang: ihr typisches Liebeserlebnis war das, daß sie sich zunächst zum Liebling einer Vaterersatzfigur machte und dann von ihr fallen gelassen wurde. Anschließend an derartige Begebenheiten kam eine letzte Wurzel dieses Komplexes recht deutlich zum Ausdruck: das waren ihre Schuldgefühle. Sicher waren diese zu einem großen Teil aufzufassen als gegen den Vater gerichtete Vorwürfe, die nun gegen die eigene Person gewendet waren. Aber es ließ sich doch recht deutlich verfolgen, wie die Schuldgefühle, vor allem die wegen starker Beseitigungsimpulse gegen die Mutter — für sie hieß identifizieren vor allem „beseitigen“ und „an die Stelle setzen“ — in ihr eine Unheilserwartung erzeugt hatten, die natürlich in erster Linie die Beziehung zum Vater betraf.

Ich möchte bei diesem Fall besonders den starken Eindruck hervorheben, den ich von der Bedeutsamkeit des Wunsches nach einem Kind (vom Vater) bekam;[1] und ich möchte dies darum besonders betonen, weil mir scheinen will, als seien wir geneigt, die unbewußte Triebkraft dieses Wunsches und vor allem seinen libidinösen Charakter darum zu unterschätzen, weil er leichter als viele andere sexuelle Strebungen späterhin auch vom Ich bejaht werden kann. Sein Verhältnis zum Penisneidkomplex ist ein doppeltes: einmal liefert bekanntlich der in der zeitlichen Entwicklung frühere, weil zur autoerotischen Periode gehörige, Wunsch nach einem Glied eine „unbewußt libidinöse Verstärkung“[2] zu dem mütterlichen Trieb. Erlebt das Mädchen am Vater die geschilderte Enttäuschung, so wird mit dem Vater auch der Kindwunsch aufgegeben und sein Rang wird regressiv — entsprechend der bekannten Gleichung — von analen Vorstellungen und dem alten Penisverlangen eingenommen. Das Penisverlangen wird hierbei nicht nur einfach reaktiviert, sondern es wird verstärkt um die ganze Triebkraft, die beim weiblichen Kinde dem Kindwunsch innewohnte.

Dieser Zusammenhang wurde mir besonders klar an einem Fall Z., bei dem nach Verschwinden einiger zwangsneurotischer Erscheinungen eine heftige Angst vor Schwangerschaft und

---

[1] Siehe auch den gleichzeitigen Vortrag von O. Rank über „Perversion und Neurose“.

[2] Siehe Freud: Über Triebumsetzungen, insbesondere der Analerotik. Intern. Zeitschr. 1917, Heft 3.

Entbindung als letztes hartnäckigstes Symptom zurückblieb. Es erwies sich hier neben spät fortgesetzten Koitusbeobachtungen der Eltern eine Schwangerschaft der Mutter und die Geburt eines Bruders, als sie zwei Jahre alt war, als das entscheidende Erlebnis. Dieser Fall erschien lange Zeit so recht geeignet, die zentrale Bedeutung des Penisneides darzutun. Der Penisneid, der sich an den Bruder anknüpfte und die Wut gegen den Bruder, als den Eindringling, der sie aus der Position des einzigen Kindes verdrängte, wurden — einmal aufgedeckt — sehr affektvoll bewußt vertreten; mit ihm alle die Äußerungsformen, die wir als seine Folgeerscheinung zu sehen gewohnt sind: Also vor allem die Racheeinstellung gegen den Mann mit intensiven Kastrationsphantasien, die Ablehnung weiblicher Arbeiten und weiblicher Funktionen, insbesondere der Schwangerschaft, sowie eine starke, unbewußte Homosexualität. Erst als die Psychoanalyse unter den denkbar größten Widerständen in tiefere Schichten eindrang, zeigte es sich, daß der Penisneid zurückging auf einen Neid auf das Kind, das die Mutter und nicht sie vom Vater bekommen hatte, und daß er erst vom Kinde auf den Penis verschoben war. Ebenso löste sich ihre Wut gegen den Bruder auf in eine Wut gegen den Vater, von dem sie sich betrogen fühlte, und gegen die Mutter, die statt ihrer das Kind bekam. Erst die Auflösung dieser Verschiebung löste bei ihr den Penisneid und die Männlichkeitsansprüche wirklich auf und gab ihr die innere Möglichkeit, ganz Weib zu sein und auch selbst Kinder zu wollen.

Was war vor sich gegangen? Ganz grob schematisiert, kann man folgende Linien erkennen: 1. Der Neid auf das Kind verschob sich auf den Bruder und das Genitale des Bruders, 2. trat hier deutlich der von Freud aufgedeckte Mechanismus ein, daß sie den Vater als Liebesobjekt aufgab und die Objektbeziehung zu ihm regressiv durch eine Identifizierung mit ihm ersetzte.

Dies kam zum Ausdruck in ihren schon erwähnten Männlichkeitsansprüchen. Es ließ sich leicht nachweisen, daß sie gar nicht allgemein Mann sein wollte, sondern daß der eigentliche Sinn dieser Ansprüche war, den Vater zu spielen: Sie ergriff denselben Beruf wie der Vater, sie spielte nach seinem Tode der Mutter gegenüber den begehrenden und kommandierenden Mann; als ihr einmal ein lauter Wind entfuhr, mußte sie mit Befriedigung denken: „Ganz der Papa." Es kam aber auch zu keiner vollen homosexuellen Objektwahl bei ihr, sondern die Entwicklung der Objektlibido erschien jetzt überhaupt gestört und es kam zu einer deutlichen Regression auf ein autoerotisch-narziß-

tisches Stadium. Alles dies zusammen: Verschiebung des Kinderneides auf Bruder und Penis, Identifizierung mit dem Vater, Regression auf eine prägenitale Phase wirkten in gleicher Richtung dahin, einen mächtigen Penisneid zu aktivieren, der nun im Vordergrund blieb und alles zu beherrschen schien.

Eine solche Entwicklung des Ödipuskomplexes, in der eine Phase der Mutteridentifizierung weitgehend abgelöst wird durch eine solche der Vateridentifizierung mit gleichzeitiger Regression auf eine präsenitale Stufe, scheint mir nun für die Fälle mit dominierendem Kastrationskomplex typisch zu sein, und ich sehe in dem Vorgang der Vateridentifizierung den einen Kern des weiblichen Kastrationskomplexes.

Hier möchte ich gleich zwei Einwänden begegnen; der eine besagt etwa folgendes: Ein solches Schwanken zwischen Vater und Mutter ist doch nichts Besonderes, vielmehr können wir es an jedem Kind beobachten und bekanntlich schwankt nach Freud unser aller Libido lebenslang zwischen dem männlichen und weiblichen Objekt. Der zweite Einwand betrifft das Verhältnis zur Homosexualität und läßt sich etwa so ausdrücken: Freud hat uns in seiner Arbeit über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität davon überzeugt, daß eine solche Entwicklung zur Vateridentifizierung eine Grundlage der manifesten Homosexualität ist, und nun schildere ich hier den gleichen Vorgang für die Entstehung des Kastrationskomplexes. Hierzu möchte ich betonen, daß gerade diese Freudsche Arbeit mir den Zugang zum Verständnis des weiblichen Kastrationskomplexes eröffnet hat. Es wird eben in diesen Fällen einerseits die Breite der normalen Libidoschwankung quantitativ um ein Erhebliches überschritten, andererseits gelingt die Verdrängung der Liebeseinstellung auf den Vater und die Identifizierung mit ihm nicht so völlig wie bei der Homosexualität. Es spricht also die Ähnlichkeit der Entwicklung nicht gegen ihre Bedeutung für den weiblichen Kastrationskomplex, sondern umgekehrt verliert durch diese Betrachtung die Homosexualität viel von ihrer Sonderstellung.

In allen Fällen mit vorherrschendem Kastrationskomplex findet sich bekanntlich ohne Ausnahme eine mehr oder weniger erhebliche Wendung zur Homosexualität: den Vater spielen heißt eben immer, irgendwie auch die Mutter begehren. Das Verhältnis von narzißtischer Regression zur homosexuellen Objektbesetzung

schwankt in allen möglichen Graden, so daß sich bis zur manifesten Homosexualität eine lückenlose Reihe aufstellen läßt.

Ein drittes Bedenken, das sich hier erhebt, betrifft den zeitlichen und kausalen Zusammenhang mit dem Penisneid und lautet etwa so: Ist die Beziehung des Penisneidkomplexes zur Vateridentifizierung nicht vielmehr die umgekehrte, daß nämlich erst auf Grund eines stärkeren Penisneides eine solche bleibende Vateridentifizierung ermöglicht wird? Ich glaube, daß es wohl unverkennbar ist, daß ein aus irgendwelchen Gründen — Konstitution oder persönlichem Erleben — besonders intensiver Penisneid einen Umschwung zur Vateridentifizierung vorbereiten hilft, aber der Verlauf der geschilderten, wie auch anderer Fälle, zeigt doch, daß trotz Penisneid eine intensive, ganz weibliche Liebeseinstellung auf den Vater zustande gekommen war, und daß erst die erlittene Liebesenttäuschung zu einer Abwendung von der weiblichen Rolle führt. Auf Grund dieser Abwendung mit nachfolgender Vateridentifizierung wird nun der Penisneid wieder belebt und kann jetzt erst, durch solche mächtige Quellen gespeist, seine ganze Wirksamkeit entfalten.

Da ja ein gewisses Erwachtsein des Wirklichkeitssinnes eine Voraussetzung für diesen Umschwung zur Vateridentifizierung ist, ist es unvermeidlich, daß das Mädchen sich nicht mehr wie früher damit begnügen kann, den erwünschten Besitz des Penis einfach in der Phantasie zu realisieren, sondern daß jetzt Grübeleien über das Nichthaben, respektive den Verbleib des Gliedes einsetzen. Die Richtung dieser Grübeleien wird durch die ganze Affektlage des Mädchens bestimmt. Sie kennzeichnet sich durch folgende Schlagworte: eine nicht ganz überwundene weibliche Liebesbindung an den Vater, Wut und Rache auf den Vater wegen der durch ihn erlittenen Enttäuschung, und zuletzt nicht zum wenigsten unter dem Druck der Versagung mächtig erwachte Schuldgefühle wegen der den Vater betreffenden inzestuösen Phantasien. So kommt es, daß diese Grübeleien immer auf den Vater zurückgehen.

Dies wurde mir so recht deutlich klar an der Patientin Y., die ich schon mehrfach erwähnt habe. Ich sagte Ihnen, daß diese Patientin Vergewaltigungsphantasien produziere, die sie für real hielt, und daß diese letztlich auf den Vater zurückgingen. Auch bei ihr war es zu einer recht weitgehenden Identifizierung mit dem Vater gekommen; sie hatte z. B. der Mutter gegenüber ganz die Einstellung eines Sohnes. So produzierte sie Träume, in denen der Vater von einer Schlange oder von anderen wilden Tieren angegriffen wurde und sie ihn dann rettete.

Ihre Kastrationsphantasien kleideten sich in die bekannte Form, sie sei in der Genitalgegend nicht normal gebaut, auch hatte sie dort ein Gefühl des Wundseins. Über beides hatte sie sich viele Gedanken gemacht, hauptsächlich dahin gehend, diese Veränderungen seien durch die Vergewaltigungen entstanden. Ja, es zeigte sich, daß das zähe Festhalten an diesen Genitalsensationen und -vorstellungen sogar den Sinn hatte, sich immer wieder die Realität dieser Vergewaltigungen, also im letzten Sinne die Realität der Liebesbeziehung zum Vater zu beweisen. Auf die Bedeutung dieser Phantasie und die Stärke des hier wirksamen Wiederholungszwanges wirft die Tatsache am besten ein Licht, daß sie vor der Analyse sechs Laparotomien erzwungen hatte, die zum Teil einfach auf ihre Schmerzen hin gemacht waren. Bei einer anderen Patientin, bei der der Penisneid in geradezu grotesker Form vorherrschte, war dieses Gefühl des Verletztseins auf andere Organe verschoben, so daß nach Auflösung ihrer zwangsneurotischen Symptome ein ausgesprochen hypochondrisches Bild erschien. Der Widerstand hieß in dieser Zeit: Es ist doch lächerlich, daß ich mich analysieren lasse, denn mein Herz, meine Lungen, mein Magen, mein Darm, sind doch organisch krank. Der Realitätsanspruch war auch hier so stark, daß sie einmal fast eine Darmoperation erzwungen hätte. Die Einfälle besagten immer wieder: „Ich bin vom Vater mit Krankheit geschlagen." Tatsächlich beherrschten nach dem Abklingen dieser hypochondrischen Erscheinungen passive Schlagephantasien das Bild. Ich sehe keine Möglichkeit, diesen Erscheinungen nur vom Penisneidkomplex her gerecht zu werden. Wohl aber werden sie in ihren Grundzügen deutlich, wenn wir in ihnen den Trieb am Werke sehen, das vom Vater Erlittene zwangsläufig wieder zu erleiden und sich selbst die Realität des Erlittenen zu dokumentieren.

Diese Materialreihe ließe sich beliebig verlängern, aber würde nur immer wieder bestätigen, daß wir unter ganz wechselnden Äußerungsformen auf diese Grundphantasie des durch die Liebesbeziehung zum Vater Kastriertseins stoßen. Diese Phantasie, welche uns im einzelnen ja längst als solche geläufig ist, ist nach meinen Beobachtungen von einer so typischen und fundamentalen Bedeutung, daß ich sie als den anderen Kern des ganzen weiblichen Kastrationskomplexes bezeichnen möchte.

Die große Bedeutung dieser Kombination liegt darin, daß solcherart ein wichtigstes Stück verdrängter Weib-

lichkeit auf das innigste mit den Kastrationsphantasien verknüpft wird, oder vom Standpunkt der zeitlichen Entstehungsfolge aus betrachtet: daß es die verletzte Weiblichkeit ist, die den Kastrationskomplex schafft, und daß es der Kastrationskomplex ist, der jedenfalls nicht primär die weibliche Entwicklung beeinträchtigt.

Die Racheeinstellung gegen den Mann, die so oft einen hervorragenden Zug bei den Frauen mit starkem Kastrationskomplex bildet, dürfte hier ihre tiefste Begründung finden, während Versuche, diese Racheeinstellung zu erklären, aus dem Penisneid und der getäuschten Erwartung des Mädchens, den Penis vom Vater als Geschenk zu erhalten, dem Tatsachenmaterial, das eine Analyse tieferer Schichten zutage fördert, nicht gerecht wird. Natürlich wird in der Psychoanalyse der Penisneid leichter preisgegeben als die viel tiefer verdrängte Phantasie, die den Verlust des männlichen Genitales einem Liebesakt mit dem Vater zuschreibt, schon darum, weil an dem Penisneid an sich ja gar keine Schuldgefühle haften.

Daß diese Racheeinstellung gegen den Mann sich späterhin besonders häufig und besonders heftig gerade gegen den die Defloration vollziehenden Mann richtet, erklärt sich in diesem Zusammenhang zwanglos daraus, daß eben für die Phantasie der Vater der erste Mann gewesen und daher auch im späteren realen Liebesleben der erste Mann in besonders hohem Maße Vaterbedeutung haben muß, was in den von Freud im Tabu der Virginität geschilderten Gebräuchen darin zum Ausdruck gebracht wird, daß die Vollziehung der Defloration wirklich einer Vaterersatzfigur überlassen wird. Die Defloration ist für das Unbewußte die Wiederholung jenes in der Phantasie erlebten Liebesaktes mit dem Vater, und darum wiederholen sich an ihr auch alle die Affekte, die zu jenen gehören: die starke Bindung sowohl als auch die Inzestabwehr, als auch schließlich die hier beschriebene Racheeinstellung wegen der Liebesenttäuschung und der vermeintlich durch diesen Akt erlittenen Kastration.

Ich bin damit am Schluß meiner Ausführungen angelangt. Mein Problem war die Frage, ob die durch den Penisneid bedingte Unzufriedenheit mit der weiblichen Geschlechtsrolle wirklich das A und das O des weiblichen Kastrationskomplexes ist. Wir haben gesehen, daß allerdings der anatomische Bau der weiblichen Genitalien für die psychische Entwicklung des Weibes von großer Bedeutung ist. Es ist auch unbezweifelbar, daß vom Penisneid her die Äußerungsformen des weiblichen Kastrationskomplexes wesent-

lich mit bestimmt werden, aber der Schluß, daß darum die Ablehnung des Weibseins sich auf ihn gründe, erscheint unzulässig. Vielmehr sahen wir, daß der Penisneid eine intensive, ganz weibliche Liebesbindung an den Vater durchaus nicht hindert, sondern daß erst — genau wie in den entsprechenden männlichen Neurosen — ein Scheitern am Ödipuskomplex zu dieser Abwendung von der eigenen Geschlechtsrolle führt. Der männliche Neurotiker, der sich mit der Mutter identifiziert und der weibliche, der sich mit dem Vater identifiziert, lehnen beide in gleicher Weise die ihnen zukommende Geschlechtsrolle ab. Und die Kastrationsangst des männlichen Neurotikers, bei dem der dahintersteckende Kastrationswunsch nach meinem Eindruck niemals genügend betont ist, entspricht, von hieraus gesehen, genau dem Penisverlangen des weiblichen Neurotikers. Diese Symmetrie wäre noch viel sinnfälliger, würde nicht die innere Einstellung des Mannes zur Mutteridentifizierung der des Weibes zur Vateridentifizierung diametral entgegengesetzt sein. Und zwar in zweierlei Hinsicht: Beim Mann widerspricht dieser Wunsch nach dem Weibsein nicht nur seinem bewußten Narzißmus, sondern wird doppelt abgelehnt, weil in der Vorstellung des Weibseins für ihn gleichzeitig die Realisierung seiner ganzen, ans Genitale lokalisierten Strafängste liegt. Beim Weibe dagegen wird die Vateridentifizierung von alten, in gleicher Richtung zielenden Wünschen bejaht und birgt an sich keinerlei Schuldgefühle, sondern eher eine Entlastung. Denn es kommt ja durch die geschilderte Verknüpfung der Kastrationsvorstellungen mit den den Vater betreffenden Inzestphantasien gerade zu dem verhängnisvollen Resultat, daß nun umgekehrt das Weibsein an sich als Schuld empfunden wird.

Freud hat uns in seinen Arbeiten über Trauer und Melancholie, Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität und Massenpsychologie immer weitergehend den Umfang gezeigt, den der Vorgang der Identifizierung in der menschlichen Psyche einnimmt. Eben diese Identifizierung mit dem andersgeschlechtlichen Elternteil scheint mir nun auch der Ausgangspunkt zu sein, von dem aus sowohl die Entwicklung zur Homosexualität als auch die zum Kastrationskomplex bei beiden Geschlechtern stattfindet.

Ergänzungen zur Lehre vom Analcharakter.

Von Dr. **Karl Abraham** (Berlin).

Das weite Gebiet, welches heute der psychoanalytischen Wissenschaft zugänglich ist, bietet uns eine Fülle von Einzelbeispielen für das rasche Anwachsen psychologischer Erkenntnis auf dem Wege rein induktiver Forschung. Unter diesen Beispielen ist die Entwicklung der Lehre vom Analcharakter vielleicht das merkwürdigste und lehrreichste. Im Jahre 1908, etwa 15 Jahre nach dem Erscheinen seiner ersten Beiträge zur Psychologie der Neurosen, veröffentlichte Freud seine kurzen Bemerkungen über „Charakter und Analerotik". Sie fanden auf drei Druckseiten einer Zeitschrift Platz, als ein Muster komprimierter Darstellung und ebenso vorsichtiger wie klarer Formulierung. Die allmählich wachsende Schar der Mitarbeiter half den Kreis der gesicherten Erkenntnisse erweitern; unter ihren Beiträgen seien die von Sadger, Ferenczi und Jones hervorgehoben. Eine ungeahnte Bedeutung gewann die Lehre von den Umwandlungsprodukten der Analerotik, als Freud im Jahre 1913, anschließend an Jones' wichtige Untersuchung über „Haß und Analerotik in der Zwangsneurose", eine frühe „prägenitale" Organisation der Libido beschrieb. Er leitete die Symptome der Zwangsneurose von einer Regression der Libido zu dieser Entwicklungsstufe her, die durch ein Vorwiegen der analen und sadistischen Triebkomponenten ausgezeichnet sei. Damit fiel ein neues Licht sowohl auf die Symptomatik der Zwangsneurose als auch auf die charakterologischen Besonderheiten der an ihr Leidenden, also auf den sogenannten „Zwangscharakter". Einer späteren Publikation vorgreifend, füge ich hinzu, daß sich sehr ähnliche Anomalien des Charakters bei denjenigen Menschen finden, die zu melancholischen und manischen Zuständen neigen. Die Erforschung dieser letztgenannten, uns noch immer rätselhaften Erkrankungen macht uns ein möglichst genaues Studium der sadistisch-analen Charakter-

züge zur Pflicht. Die vorliegende Untersuchung berücksichtigt in der Hauptsache nur die analen Beiträge zur Charakterbildung. Die letzte große Publikation von Jones[1] über diesen Gegenstand bringt eine Fülle wertvoller Erfahrungen, vermag aber das Gebiet noch nicht zu erschöpfen. Der Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit der Erscheinungen vermag eben das Werk eines einzelnen nicht gerecht zu werden; jeder, der über eigene Erfahrungen verfügt, sollte sie mitteilen und so zum Aufbau der psychoanalytischen Wissenschaft beitragen. So ist es auch der Zweck der folgenden Ausführungen, die Lehre von den analen Charakterzügen nach gewissen Richtungen weiterzuführen. Eine andere Aufgabe von größerer prinzipieller Bedeutung wird im Hintergrund dieser Untersuchung wieder und wieder erscheinen. Wir verstehen bisher nur ganz unvollkommen die besonderen psychologischen Beziehungen zwischen den beiden Triebgebieten — Sadismus und Analerotik — die wir ständig und fast schon gewohnheitsmäßig in engem Zusammenhang miteinander zu nennen pflegen. Die Lösung dieser Frage soll in einer späteren Abhandlung versucht werden.

*

Freud's erste Beschreibung des analen Charakters besagte, daß gewisse Neurotiker drei Charakterzüge in besonderer Ausprägung darbieten: eine Ordnungsliebe, die oft in Pedanterie ausarte, eine Sparsamkeit, die leicht in Geiz übergehe, und einen Eigensinn, der sich zu heftigem Trotz steigere. Er stellte fest, daß bei solchen Individuen die primäre Lust an der Darmentleerung und ihren Produkten besonders betont war. Er ermittelte, daß die Koprophilie dieser Personen nach gelungener Verdrängung sublimiert werde zu einer Lust am Malen, Modellieren und ähnlichen Tätigkeiten, oder daß sie auf dem Wege der Reaktionsbildung in einen besonderen Drang nach Reinlichkeit übergehe. Endlich betonte er die unbewußte Gleichsetzung des Kotes mit Geld oder anderen Kostbarkeiten. Sadger[2] fügte neben andern die Beobachtung hinzu, daß Personen mit ausgeprägtem Analcharakter der Überzeugung zu sein pflegen, sie könnten alles besser machen als irgend ein anderer. Auch verwies er auf eine Gegensätzlichkeit in ihrem Charakter: große Beharrlichkeit finde sich neben der Neigung, jede Leistung bis zum letzten Augenblick hinauszuschieben.

Gelegentliche Bemerkungen anderer Autoren in der psychoanalytischen Literatur übergehend, wende ich mich der gründlichen,

[1] Bd. V dieser Zeitschrift, S. 69 f.

[2] „Analerotik und Analcharakter" in „Die Heilkunde" 1910.

auf reicher Erfahrung ruhenden Untersuchung von Jones zu. Im voraus kann ich bemerken, daß ich dem Autor in keinem Punkt zu widersprechen habe. Seine Aufstellungen scheinen mir nur der Vervollständigung und Erweiterung nach gewissen Richtungen zu bedürfen.

An dem Vorgang, den wir gewöhnlich als Erziehung des Kindes zur Reinlichkeit bezeichnen, unterscheidet Jones mit Recht zwei verschiedene Akte. Das Kind muß nicht nur davon entwöhnt werden, seinen Körper und seine Umgebung mit den Exkreten zu verunreinigen, sondern es hat sich auch an eine zeitliche Regelmäßigkeit der Entleerungsfunktionen zu gewöhnen. Mit anderen Worten: es hat sowohl seine Koprophilie aufzugeben, als auch seine Lust an den Exkretionsvorgängen selbst. Dieser doppelte Prozeß der Einschränkung infantiler Triebe mitsamt seinen Konsequenzen auf psychischem Gebiet bedarf noch ergänzender Untersuchungen.

Die primitive Entleerungsweise des Kindes bringt die gesamte Oberfläche des Rumpfes und der Extremitäten mit Urin und Stuhl in Berührung. Dem Erwachsenen, dem die kindliche Reaktion auf diese Vorgänge durch Verdrängung entfremdet ist, erscheint diese Berührung unangenehm, ja ekelhaft. Er vermag nicht die Lustquellen zu sehen, aus denen die Libido des Säuglings schöpfen kann. Der Strom des warmen Urins ruft an der Haut Lustgefühle hervor, ganz wie die Berührung mit der warmen Masse des Kotes. Das Kind äußert Unlust erst dann, wenn die entleerten Exkrete an seinem Körper erkalten. Es ist die gleiche Lust, die das Kind in etwas späterer Zeit sucht, wenn es seine Hände mit Kot in Berührung bringt. Ferenczi[1] hat diese Neigung des Kindes in ihrer weiteren Entwicklung verfolgt. Daß sich ihr die Lust am Anblick und Geruch des Kotes hinzugesellt, darf nicht unbeachtet bleiben.

Die eigentliche Exkretionslust, die wir von dem Wohlgefallen an den Produkten des Vorganges unterscheiden müssen, begreift neben den körperlichen Empfindungen noch eine psychische Befriedigung in sich, welche sich auf die Leistung der Exkretionen bezieht. Indem nun die Erziehung vom Kinde neben der Reinlichkeit eine strenge Regelmäßigkeit in den Exkretionen fordert, setzt sie den Narzißmus des Kindes einer ersten, harten Belastungsprobe aus. Die Mehrzahl der Kinder paßt sich früher oder später dieser Forderung an. Im günstigen Falle gelingt es dem Kinde

[1] „Zur Ontogenese des Geldinteresses.“ Z. II, S. 506.

sozusagen, aus der Not eine Tugend zu machen, das heißt sich mit der Forderung der Erzieher zu identifizieren und auf das Erreichte stolz zu sein. Die primäre Verletzung seines Narzißmus ist dann kompensiert, das ursprüngliche Gefühl der Selbstherrlichkeit ersetzt durch die Befriedigung an der gelungenen Leistung, am „Bravsein", am Lob der Eltern.

Nicht alle Kinder sind in dieser Hinsicht gleich erfolgreich. Besonders soll hier darauf aufmerksam gemacht werden, daß es Überkompensierungen gibt, unter welchen das trotzige Festhalten am primitiven Selbstbestimmungsrecht verborgen liegt, bis es gelegentlich gewaltsam hervorbricht. Ich habe hier solche Kinder (und natürlich auch Erwachsene) im Auge, die sich durch besondere Bravheit, Korrektheit, Folgsamkeit hervortun, ihre in der Tiefe liegenden rebellischen Antriebe aber damit begründen, daß man sie von früh auf unterdrückt habe. Solche Fälle haben ihre eigene Entwicklungsgeschichte. Ich konnte bei einer meiner Patientinnen den Hergang bis in die erste Kindheit verfolgen, wobei uns allerdings frühere Aussagen der Mutter zu Hilfe kamen.

Die Patientin war die mittlere von drei Schwestern. Sie wies in ungewöhnlicher Deutlichkeit und Vollständigkeit die für ein „mittleres" Kind bezeichneten Wesenszüge auf, die neuerdings von Hug-Hellmuth[1] in so einleuchtender Weise zusammengefaßt worden sind. Ihr Trotz aber, der sich in klarster Weise mit ihren Ansprüchen auf das kindliche Selbstbestimmungsrecht im erwähnten Sinne verband, ging in letzter Linie auf ein besonderes Schicksal ihrer Kindheit zurück.

Als die Patientin geboren wurde, war ihre ältere Schwester noch nicht ein Jahr alt. Die Mutter hatte die Ältere noch nicht hinlänglich an Reinlichkeit gewöhnt, als die Neugeborene ihr ein verdoppeltes Maß an Körper- und Wäschereinigung auferlegte. Als das zweite Kind aber wenige Monate alt war, trat bei der Mutter die dritte Schwangerschaft ein. Um nun zur Zeit der Geburt des dritten Kindes nicht abermals durch das vorhergehende allzusehr in Anspruch genommen zu sein, beschloß die Frau, das zweite Kind beschleunigt zur Reinlichkeit zu erziehen. Sie verlangte von ihm frühzeitiger, als sonst üblich, Folgsamkeit in der Verrichtung der Bedürfnisse und unterstützte die Wirkung der Worte durch einen Schlag auf den Körper des Kindes. Die Maßregel brachte einen der geplagten Mutter sehr erwünschten

[1] Imago, Bd. 7, 1921.

Erfolg, indem das Kind abnorm früh ein Ideal an Sauberkeit darstellte. Es blieb dann auch weiter auffallend fügsam. Herangewachsen befand die Patientin sich in einem steten Konflikt zwischen bewußter Nachgiebigkeit, Resignation und Opferbereitschaft auf der einen und unbewußter Rachsucht auf der anderen Seite.

Der hier im Bruchstück geschilderte Fall illustriert in lehrreicher Weise die Wirkung früher Verletzungen des kindlichen Narzißmus, besonders, wenn sie fortdauernder, systematischer Art sind und dem Kinde eine Gewohnheit vorzeitig aufzwingen, zu der ihm noch die psychische Bereitschaft fehlt. Denn diese tritt erst ein, wenn das Kind anfängt, die ursprünglich narzißtisch gebundenen Gefühle auf Objekte (Mutter usw.) zu übertragen. Ist das Kind hierzu bereits fähig, so wird es reinlich dieser Person „zuliebe". Wird die Reinlichkeit allzufrüh verlangt, so geschieht die Gewöhnung an diesen Zustand aus Furcht. Der innere Widerstand bleibt bestehen, die Libido verharrt mit Zähigkeit in narzißtischer Fixierung, und eine nachhaltige Störung der Liebesfähigkeit ist die Folge.

Die volle Bedeutung eines solchen Verfahrens für die psychosexuelle Entwicklung des Kindes tritt erst hervor, wenn man den Entgang narzißtischer Lust im einzelnen verfolgt. Jones verweist mit Nachdruck auf den Zusammenhang des hohen Selbstgefühls des Kindes mit seinen exkretorischen Leistungen. In einer kleinen Mitteilung[1] habe ich selbst an Beispielen zu zeigen versucht, daß der kindlichen Vorstellung von der Allmacht der eigenen Wünsche und Gedanken ein Stadium vorausgehen könne, in welchem das Kind seinen Exkretionen eine solche Allgewalt zumesse. Vermehrte Erfahrung hat mich seither davon überzeugt, daß es sich hier um einen regelmäßigen, typischen Vorgang handelt. Die Patientin, von deren Kindheit ich soeben berichtete, ist nun zweifellos im Genuß dieser narzißtischen Lust gestört worden. Schwere und quälende Gefühle der Unzulänglichkeit, mit denen sie später behaftet war, gingen in ihren letzten Wurzeln sehr wahrscheinlich auf diese vorzeitige Zerstörung des kindlichen „Größenwahns" zurück.

Die Wertschätzung der Exkretionen als Äußerungen einer ungeheuren Machtfülle ist dem Bewußtsein des normalen Erwachsenen entfremdet. Daß sie aber in seinem Unbewußten fortlebt, zeigt sich u. a. in vielen alltäglichen Redensarten meist scherzhafter

[1] „Zur narzißtischen Bewertung der Exkretionsvorgänge", Z. VI, 1920.

Natur, die beispielsweise den Sitz eines Klosetts als „Thron“ bezeichnen. Es ist nicht zu verwundern, daß Kinder, die in einem stark analerotischen Milieu aufwachsen, derartige oft gehörte Vergleiche dem eisernen Bestand ihrer Reminiszenzen einverleiben und sie in ihren späteren neurotischen Phantasien verwenden. Einer meiner Patienten hatte das zwanghafte Bedürfnis, den Worten der deutschen Kaiserhymne eine solche Bedeutung unterzulegen. In seinen Größenphantasien sich an die Stelle des Kaisers versetzend, malte er sich die „hohe Wonne“ aus, „in des Thrones Glanz zu fühlen“, d. h. die eigenen Exkremente zu berühren.

Die Sprache gibt uns, wie auf vielen anderen Gebieten, auch für diese Überwertung der Defäkation charakteristische Belege. So besitzt die spanische Sprache den gebräuchlichen (nicht etwa scherzhaft gemeinten) Ausdruck „regir el vientre“ („den Leib regieren“), der den Stolz auf die Darmfunktion deutlich hervorhebt.

Erkennen wir im Entleerungsstolz des Kindes ein primitives Machtgefühl, so wird uns das eigentümliche Gefühl der Ohnmacht verständlich, das wir bei neurotisch Obstipierten oftmals finden. Ihre Libido hat sich von der Genitalzone auf die Analzone verschoben, und nun betrauern sie die Hemmung der Darmfunktion in ähnlicher Weise wie die genitale Impotenz. Man fühlt sich versucht, mit Bezug auf den Stuhl-Hypochonder von einer intestinalen Impotenz zu sprechen.

Eng verbunden mit diesem Stolz ist die zuerst von Sadger hervorgehobene Vorstellung vieler Neurotiker, alles selbst tun zu müssen, weil kein anderer es so gut machen könne wie sie selbst. Nach meiner Erfahrung steigert diese Überzeugung sich nicht selten zu einer Vorstellung der Einzigartigkeit. Solche Personen werden prätentiös und überhebend und neigen zur Geringschätzung aller anderen Menschen. Ein Patient äußerte in diesem Sinne: „Alles, was nicht Ich ist, ist Dreck.“ Solche Neurotiker haben auch an einem Besitz nur Freude, wenn niemand sonst dergleichen hat, verachten dementsprechend auch eine Tätigkeit, die sie mit anderen Menschen teilen müßten.

Bekannt ist die Empfindlichkeit des analen Charakters gegen äußere Eingriffe jeglicher Art in den wirklichen oder vermeintlichen Bereich seiner eigenen Macht. Daß bei solchen Personen die Psychoanalyse die lebhaftesten Widerstände hervorrufen muß, ist klar. Sie erscheint dem Neurotiker als eine unerhörte Einmischung in seine Lebensführung. „Die Psychoanalyse rührt in meinen Angelegenheiten herum“, äußerte ein Patient und deutete damit

unbewußt auf seine passiv-homosexuelle und anale Einstellung zum Analytiker hin.

Jones betont das eigensinnige Festhalten an einer selbsterdachten Ordnung. Solche Neurotiker lehnen es durchaus ab, sich einer von anderer Seite stammenden Ordnung zu fügen, erwarten aber eine solche Fügsamkeit von anderen Menschen, sobald sie selbst auf irgend einem Gebiet ein bestimmtes System erdacht haben. Bezeichnend ist beispielsweise das Einführen eines genauen Regulativs für den Dienst in einem Bureau, eventuell das Verfassen eines Buches, welches bindende Vorschriften oder Vorschläge für die Organisation aller Bureaus einer bestimmten Art enthält.

Ein krasses Beispiel für das Aufzwingen einer bestimmten Ordnung ist das folgende. Eine Mutter verfaßt ein schriftliches Programm, in welchem sie ihrer Tochter den Tag in minutiöser Weise einteilt. Für den frühen Morgen enthält es zum Beispiel die Anweisung: 1. Aufstehen, 2. Töpfchen, 3. Händewaschen usw. Am Morgen klopft sie von Zeit zu Zeit an die Tür und fragt die Tochter: wie weit bist du? Diese hat dann zu antworten „9“ oder „15“ usw., so daß die Mutter eine genaue Kontrolle über die Einhaltung des Planes hat.

Schon hier sei darauf hingewiesen, daß alle solche Systeme nicht nur vom Ordnungszwang, sondern auch von der Herrschsucht ihrer Erfinder zeugen, die aus sadistischen Quellen stammt. Auf das Zusammenfließen analer und sadistischer Strömungen wird später ausführlich einzugehen sein.

Die Lust solcher Neurotiker am Rubrizieren und Registrieren, am Anfertigen von tabellarischen Übersichten und an der Statistik in allen ihren Formen ist hier zu erwähnen.

Die gleiche Eigenwilligkeit zeigen solche Neurotiker jeder Forderung oder Bitte gegenüber, die von irgend einer Person an sie gestellt wird. Wir werden an das Verhalten jener Kinder erinnert, die sich obstipiert zeigen, wenn man die Defäkation von ihnen fordert, hernach aber zu einer ihnen selbst genehmen Zeit dem Bedürfnis nachgeben. Derartige Kinder lehnen sich übrigens in gleicher Weise wie gegen das „Sollen“ (die befohlene Entleerung) auch gegen das „Müssen“ (Ausdruck der Kindersprache für den Stuhldrang) auf. Ihre Neigung zum Hinausschieben der Entleerung entspricht einer Abwehr nach beiden Seiten.

Da nun die Hergabe der Exkremente die früheste Form ist, in welcher das Kind „gibt“ oder „schenkt“, so wird der spätere Neurotiker im Geben die geschilderte Eigenwilligkeit bewahren,

demnach also in vielen Fällen eine an ihn ergehende Bitte oder Forderung ablehnen, freiwillig dagegen ohne kleinliche Berechnung schenken. Ihm liegt an der Wahrung seines Bestimmungsrechtes. In unseren Psychoanalysen erfahren wir häufig, daß Ehemänner sich gegen jede von der Frau vorgeschlagene Geldausgabe sträuben, um hernach „freiwillig" mehr als das ursprünglich Verlangte zu bewilligen. Solche Männer lieben es, ihre Frauen in finanzieller Hinsicht dauernd unselbständig zu erhalten. Das Zuteilen des Geldes in Portionen, die sie selbst bestimmen, ist ihnen eine Quelle der Lust. Wir kennen Ähnliches im Verhalten mancher Neurotiker bezüglich der Defäkation, die sie auch „in refracta dosi" erfolgen lassen. Eine besondere Neigung solcher Männer und Frauen ist das Verteilen von Essen in Portionen nach ihrem Gutdünken. Gelegentlich nimmt diese Neigung groteske Formen an, so z. B. im Falle eines alten, geizigen Mannes, der seine Ziege fütterte, indem er ihr jeden Grashalm einzeln gab. Im Vorübergehen sei auch hier wieder auf die sadistische Nebenmotivierung solcher Handlungsweise hingewiesen. Man steigert Verlangen und Erwartung, um die Befriedigung nur in kleinen, jeweils ungenügenden Rationen folgen zu lassen.

Manche solche Neurotiker suchen da, wo sie der Forderung eines anderen nachgeben müssen, immer noch den Schein eigener Bestimmung aufrecht zu erhalten. Dahin gehört die Neigung, auch kleinste Rechnungen durch Scheck zu bezahlen; d. h. man benützt nicht die allgemein gangbaren Noten und Münzen, sondern stellt für jeden Fall „sein eigenes Geld" her. Die Unlust des Ausgebens wird dadurch um ebensoviel gemindert, wie sie durch Zahlung in üblicher Münze erhöht werden würde; daß hier noch andere Motive determinierend wirken, sei ausdrücklich betont.

Die Neurotiker, welche in allem das eigene System durchsetzen wollen, neigen zur übertriebenen Kritik an anderen, die leicht in Nörgelei ausartet. Im sozialen Leben stellen sie das Hauptkontingent zu den dauernd Mißvergnügten. Wie Jones aber überzeugend nachweist, kann die ursprüngliche anale Eigenwilligkeit sich nach zwei verschiedenen Richtungen entwickeln. In einem Teil der Fälle sind Unzugänglichkeit und Halsstarrigkeit, also unsoziale und unproduktive Eigenschaften das Ergebnis. In anderen Fällen entwickeln sich Ausdauer und Gründlichkeit, d. h. Eigenschaften von sozialem Wert, solange sie nicht ins Extreme ausarten. An dieser Stelle ist wiederum neben der Analerotik auf andere Triebquellen aufmerksam zu machen, die eine Verstärkung solcher Tendenzen liefern.

Geringe Beachtung hat in der psychoanalytischen Literatur der entgegengesetzte Typus gefunden. Gewisse Neurotiker lehnen jede Art von eigener Initiative ab. Im praktischen Leben soll nach ihrem Wunsche stets ein gütiger Vater oder eine sorgsame Mutter zur Hand sein, um ihnen jede Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen. In der Psychoanalyse sind sie ungehalten darüber, daß sie frei assoziieren sollen; sie möchten nur still daliegen und die Leistung der Analyse ganz dem Arzt zuschieben, oder sie verlangen, vom Arzt ausgefragt zu werden. Nach den übereinstimmenden Ergebnissen solcher Psychoanalysen kann ich aussagen, daß jene Patienten in der Kindheit sich der geforderten Defäkationsleistung widersetzten, dann aber von den Müttern (oder auch Vätern) durch freigebige Verabreichung von Klysmen oder Abführmitteln dieser Mühe überhoben wurden. Das freie Assoziieren ist ihnen eine psychische Entleerung, die sie sich — gleich der körperlichen — nicht abverlangen lassen wollen. Sie erwarten beständig, daß man ihnen die Mühe erleichtern oder ganz abnehmen werde. Ich erinnere hier an die umgekehrte Form des Widerstandes, die ich in einer früheren Mitteilung[1] ebenfalls auf analerotische Quellen zurückgeführt habe. Es handelte sich um jene Patienten, die in der Psychoanalyse alles allein und nach eigener Methode tun wollen und deswegen die ihnen vorgeschriebene des freien Assoziierens ablehnen.

Hier soll im allgemeinen nicht von der neurotischen Symptombildung, die sich auf der Grundlage verdrängter Analerotik vollzieht, die Rede sein, sondern hauptsächlich von charakterologischen Erscheinungen. Die mannigfaltigen Äußerungen neurotischer Hemmung, deren Zusammenhang mit der Verschiebung der Libido auf die Analzone leicht ersichtlich ist, berücksichtige ich daher nur nebenbei. Ein genaueres Eingehen erfordert die Tatsache, daß die Ablehnung aktiver Leistungen eine häufige Erscheinung im Rahmen des analen Charakters bildet. Namentlich bedarf es hier einer kurzen Erörterung der besonderen Verhältnisse beim sogenannten Zwangscharakter.

Wenn bei einem männlichen Individuum die Libido nicht in vollem Umfange zur genitalen Organisationsstufe fortschreitet, oder wenn sie von der genitalen zur analen Entwicklungsphase regrediert, so resultiert daraus stets eine Minderung der männlichen Aktivität in jedem Sinne des Wortes. Die physiologische

[1] „Über eine besondere Form des Widerstandes gegen die psychoanalytische Methodik." Z. V., 1919.

Produktivität des Mannes ist an die Genitalzone gebunden. Findet eine Regression der Libido zur sadistisch-analen Phase statt, so geht die Produktivität des Mannes nicht nur im rein generativen Sinne verloren. Die genitale Libido des Mannes soll zum Zeugungsakt, und damit zur Entstehung eines neuen Lebewesens, den ersten Anstoß geben. Fehlt dem Manne die Initiative, welche zu dieser eigentlichsten Produktivität notwendig ist, so finden wir regelmäßig auch im sonstigen Verhalten des Mannes einen Mangel an Produktivität und Initiative. Aber die Folgen reichen noch weiter.

Mit der genitalen Aktivität des Mannes verbindet sich eine positive Gefühlseinstellung zum Liebesobjekt, die sich auch auf sein Verhältnis zu sonstigen Objekten überträgt und sich in seiner Fähigkeit zur sozialen Anpassung, in der Hingabe an bestimmte Interessen, Ideen und dergl. äußert. In allen diesen Hinsichten steht die Charakterbildung der sadistisch-analen Stufe derjenigen der genitalen Phase nach. Das sadistische Element, das für die normale Triebhaftigkeit des Mannes von großer Bedeutung ist, sobald es durch Sublimierung eine geeignete Umwandlung erfahren hat, ist im Zwangscharakter zwar in besonderer Stärke vertreten, aber es ist infolge der Ambivalenz des Trieblebens solcher Individuen mehr oder weniger gelähmt. Zudem enthält es destruktive, objektfeindliche Tendenzen und kann deshalb nicht zu wirklicher Fähigkeit der Hingabe an ein Liebesobjekt sublimiert werden. Denn die oft beobachtete Reaktionsbildung im Sinne übergroßer Nachgiebigkeit und Weichheit darf nicht mit wirklicher Übertragungsliebe verwechselt werden. Günstiger zu beurteilen sind diejenigen Fälle, in welchen Objektliebe und genitale Libidoorganisation immerhin zu einem guten Teil erreicht sind. Gesellt sich zu einer solchen unvollkommenen Objektliebe die erwähnte „Übergüte“, so entsteht eine sozial nützliche Spielart, die dennoch einer vollen Objektliebe in wesentlichen Beziehungen nachsteht.

Wir finden nun bei Individuen mit mehr oder weniger beeinträchtigter Genitalität regelmäßig die unbewußte Tendenz, die Analfunktion als produktive Tätigkeit zu bewerten, bezw. den Anschein zu erwecken, als sei die genitale Leistung unwesentlich, die anale weit bedeutungsvoller. Dementsprechend ist das soziale Verhalten solcher Personen stark an das Geld gebunden. Sie lieben es, Geld oder Geldeswert zu schenken; manche unter ihnen werden Mäzene oder Wohltäter. Doch bleibt ihre Libido den Objekten mehr oder weniger fern, und so ist auch ihre Arbeitsleistung nicht im eigentlichen Sinne produktiv. Es fehlt ihnen keineswegs an Ausdauer — einem häufigen Kennzeichen des analen Charak-

ters — aber sie wird zu einem guten Teil in unproduktivem Sinne verwandt, etwa an pedantische Einhaltung festgesetzter Formen verschwendet, so daß in ungünstigen Fällen das sachliche Interesse dem formalen erliegt.

Erörtern wir die vielfachen Beziehungen, in welchen der anale Charakter der männlichen Aktivität Eintrag tut, so dürfen wir endlich die oft so hartnäckige Neigung zum Hinausschieben jeder Leistung nicht vergessen. Wir sind über die Herkunft dieser Tendenz gut unterrichtet. Sehr gewöhnlich verbindet sich mit ihr eine Neigung zum Unterbrechen jeder begonnenen Tätigkeit; bei manchen Personen kann man, wenn sie irgend etwas beginnen, schon voraussagen, daß bald eine Unterbrechung kommen wird.

In selteneren Fällen fand ich das umgekehrte Verhalten. So war einer meiner Patienten durch einen langdauernden Widerstand verhindert, seine Doktor-Dissertation zu schreiben. Nach vielen anderen Motiven des Widerstandes kam endlich noch ein weiteres zum Vorschein. Der Patient gab an, er müsse den Beginn der Arbeit scheuen. Denn wenn er etwas angefangen habe, könne er nicht wieder aufhören. Wir werden hier an das Verhalten gewisser Neurotiker bezüglich ihrer Exkretionen erinnert. Sie halten den Darm- oder Blaseninhalt zurück, solange dies irgend möglich ist. Geben sie dem übermächtig gewordenen Drang endlich nach, so gibt es kein Einhalten mehr, und das gesamte Quantum kommt zutage. Hier ist besonders die Tatsache zu beachten, daß es sowohl eine Lust am Zurückhalten der Exkremente, als eine Lust an ihrer Entleerung gibt. Der wesentlichste Unterschied beider liegt in dem protrahierten Ablauf der einen, in dem akuten Abschluß der anderen Lustform. Für den erwähnten Patienten bedeutete der lange hinausgezögerte Beginn der Arbeit eine Wendung von der Retentionslust zur Entleerungslust.[1]

[1] Die Retentionsneigung stellt eine spezielle Form des Festhaltens an der Vorlust dar und scheint mir besondere Beachtung zu verdienen. Ich will mich in dieser Hinsicht mit einem einzigen Hinweis begnügen. Man hat neuerdings mehrfach zwei entgegengesetzte „psychologische Typen“ aufgestellt und versucht, sämtliche Individualitäten in diesen unterzubringen. Erinnert sei namentlich an Jungs „extravertierten“ und „introvertierten“ Typus. Der Patient, von dem ich oben berichtete, war nun zweifellos in höchstem Maße nach innen gekehrt, gab aber diese seine objektfeindliche Einstellung im Laufe seiner Psychoanalyse mehr und mehr auf. Diese und viele ähnliche Erfahrungen berechtigen zu der Auffassung, daß die „Introversion“ im Sinne Jungs großenteils mit dem infantilen Festhalten an der Retentionslust zusammenfällt. Es handelt sich also um ein Verhalten, das erworben und aufgegeben werden kann, nicht aber um Äußerungen eines starren psychologischen Typus.

In welchem Maße das Überwiegen der analen über die genitale Erotik den Neurotiker inaktiv und unproduktiv macht, das möge noch eine Einzelheit aus der Geschichte des gleichen Patienten zeigen.

Auch während der Psychoanalyse verhielt der Patient sich lange Zeit hindurch gänzlich untätig und verhinderte durch seinen Widerstand jedwede Änderung sowohl seines Zustandes als auch der ihn umgebenden Verhältnisse. Seine einzige Maßnahme gegen die äußeren und inneren Schwierigkeiten bestand — wie das bei Zwangskranken öfter vorkommt — in heftigem Fluchen. An diese Affektäußerungen schloß sich dann ein bezeichnendes Verhalten an. Statt sich um das Schicksal seiner Arbeit zu bekümmern, grübelte der Patient darüber nach, was aus seinen Flüchen werde, ob sie zu Gott oder zum Teufel gelangten, und welches Schicksal Schallwellen im allgemeinen hätten. Die geistige Tätigkeit wurde so durch neurotische Grübeleien ersetzt. Auf assoziativem Wege ergab sich, daß die Grübelfrage nach dem Verbleib der Geräusche sich auch auf Gerüche bezog und in letzter Linie analerotischen Ursprungs war (Flatus).

Im allgemeinen darf man sagen, daß beim Neurotiker, je mehr die männliche Aktivität und Produktivität eingeschränkt ist, desto auffälliger das Interesse sich dem Besitz zuwendet, und dies in Formen, die von der Norm erheblich abweichen. In ausgeprägten Fällen von analer Charakterbildung werden nahezu alle Lebensbeziehungen unter den Gesichtspunkt des Habens (Festhaltens) und Gebens, also des Besitzes gestellt. Es ist, als wäre der Wahlspruch mancher solcher Menschen: Wer mir gibt, ist mein Freund; wer etwas von mir verlangt, ist mein Feind! Ein Patient erklärte mir, er könne während der Behandlung kein freundliches Gefühl für mich aufbringen. Er fügte erklärend hinzu: „Solange ich jemandem etwas zu zahlen habe, kann ich ihm nicht freundlich gegenüberstehen.“ Wir kennen bei anderen Neurotischen die genaue Umkehrung dieses Verhaltens; sie können einem Menschen um so eher freundlich sein, je mehr er ihre Hilfe braucht und in Anspruch nimmt.

Bei der größeren ersteren Gruppe tritt als ein hauptsächlicher Charakterzug der Neid zutage. Der Neidische aber zeigt nicht nur ein Begehren nach dem Besitz anderer, sondern er verbindet mit diesem Begehren gehässige Regungen gegen den Bevorzugten. Auf die sadistische Wurzel des Neides sei aber hier nur im Vorübergehen verwiesen, ebenso wie auf die anale. Denn beide sind für das Zustandekommen des Neides von sekundärer, nur

verstärkender Bedeutung. Der Ursprung des Charakterzuges rührt bereits von der früheren (oralen) Phase der Libidoentwicklung her. So möge hier nur ein Beispiel Platz finden, das den Zusammenhang des Neides mit den anal bedingten Besitzvorstellungen gut illustriert. Ich meine den so häufigen Neid des Patienten auf den analysierenden Arzt. Er neidet ihm die Rolle des „Überlegenen" und vergleicht sich beständig mit ihm. Ein Patient äußerte einmal, in der Psychoanalyse sei die Verteilung der Rollen allzu ungerecht. Er selbst müsse allein alle Opfer bringen: er suche den Arzt auf, liefere seine Assoziationen ab und müsse obendrein noch Geld zahlen. Derselbe Patient hatte übrigens die Gepflogenheit, jedem Menschen, den er kannte, sein Einkommen nachzurechnen.

Wir sind damit in die unmittelbare Nachbarschaft eines der klassischen Züge des analen Charakters gelangt: des besonderen Verhältnisses zum Gelde, am häufigsten repräsentiert durch Sparsamkeit oder Geiz. So häufig nun gerade diese Eigenschaft der Neurotiker in der psychoanalytischen Literatur bestätigt worden ist, so gibt es doch eine Reihe von besonderen Erscheinungen auf diesem Gebiet, die wenig Beachtung gefunden haben und daher hier berücksichtigt werden sollen.

Es gibt Fälle, in welchen der Zusammenhang zwischen absichtlicher Stuhlverhaltung und systematischer Sparsamkeit offen zutage liegt. Ich erwähne hier das Beispiel eines reichen Bankiers, der seinen Kindern immer wieder einschärfte, sie sollten den Darminhalt so lange wie nur möglich bei sich behalten, damit die teure Nahrung bis zum äußersten ausgenützt werde.

Sodann ist auf die Tatsache zu verweisen, daß manche Neurotiker ihre Sparsamkeit, beziehungsweise ihren Geiz auf gewisse Arten von Ausgaben beschränken, in anderen Beziehungen dagegen mit auffälliger Bereitwilligkeit Geld verausgaben. So gibt es unter unseren Patienten solche, die jede Ausgabe für „Vergängliches" meiden. Ein Konzert, eine Reise, der Besuch einer Ausstellung sind mit Kosten verbunden, für welche man keinen bleibenden Besitz eintauscht. Ich kannte jemanden, der den Besuch der Oper aus solchem Grunde mied; er kaufte sich aber Klavierauszüge der Opern, welche er nicht gehört hatte, weil er auf diese Weise etwas „Bleibendes" erhielt. Manche solche Neurotiker vermeiden auch gern die Ausgaben für das Essen, weil man es ja doch nicht als dauernden Besitz behält. Bezeichnenderweise gibt es einen anderen Typus, der bereitwillig Ausgaben für die Ernährung macht, die bei ihm ein überwertiges Interesse darstellt. Es handelt sich um Neurotiker, die ihren

Körper beständig sorgsam überwachen, ihr Gewicht prüfen usw. Ihr Interesse ist der Frage zugewandt, was von den eingeführten Stoffen ihrem Körper als dauernder Besitz bleibt. Bei dieser Gruppe ist es evident, daß sie Körperinhalt mit Geld identifiziert.

In anderen Fällen finden wir die Sparsamkeit in der gesamten Lebensweise streng durchgeführt; in einzelnen Beziehungen wird sie aber auf die Spitze getrieben, ohne daß eine praktisch nennenswerte Ersparnis an Material erzielt wird. Ich erwähne einen geizigen Sonderling, der im Hause mit offenstehender Hose umherlief, damit die Knopflöcher nicht zu schnell abgenützt würden. Es ist leicht zu erraten, daß hier noch andere Antriebe mitwirkten. Doch bleibt es charakteristisch, wie diese sich hinter der anal bedingten Spartendenz verbergen können; so sehr wird diese als wichtigstes Prinzip anerkannt. Bei manchen Analysanden finden wir eine auf den Verbrauch von Klosettpapier spezialisierte Sparsamkeit; hier wirkt die Scheu, Reines zu beschmutzen, als determinierend mit.

Häufig zu beobachten ist die Verschiebung des Geizes vom Geld oder Geldeswert auf die Zeit; letztere wird ja in einer geläufigen Redewendung dem Gelde gleichgesetzt. Viele Neurotiker sind in beständiger Sorge vor Zeitverlusten. Nur die Zeit, welche sie allein und mit ihrer Arbeit verbringen, erscheint ihnen wohl ausgenützt. Jede Störung in ihrer Tätigkeit versetzt sie in höchste Reizbarkeit. Sie hassen Untätigkeit, Vergnügungen usw. Es sind die gleichen Menschen, die zu den von Ferenczi beschriebenen „Sonntagsneurosen" neigen, das heißt keine Unterbrechung ihrer Arbeit vertragen. Wie jede neurotisch übertriebene Tendenz ihr Ziel leicht verfehlt, so geschieht es auch oftmals dieser. Die Patienten sparen oft Zeit im kleinen und verlieren sie im großen.

Eine häufige Gewohnheit unserer Patienten, welche der Zeitersparnis dienen soll, ist das gleichzeitige Vornehmen zweier Beschäftigungen. Beliebt ist beispielsweise das Lernen, Lesen oder Erledigen sonstiger Arbeiten während der Defäkation.[1] Wiederholt lernte ich Leute kennen, die, um Zeit zu ersparen, Weste und Rock zusammen aus-, beziehungsweise anzogen, oder abends die Unterhose in der Hose stecken ließen, um am Morgen beide

[1] Für solche Neurotiker ist das Klosett der Ort der eigentlichen „Produktion", die durch die Einsamkeit begünstigt wird. Ein Patient, der während der psychoanalytischen Sitzungen lebhaften Widerstand gegen das freie Assoziieren zeigte, produzierte daheim im Klosett seine Einfälle und brachte sie dann fertig mit sich zur Analysenstunde.

Kleidungsstücke mit einer Bewegung anziehen zu können. Beispiele dieser Art sind leicht zu vermehren. Vielfach sind die Formen, in welchen sich die Lust am Besitz zu äußern pflegt. Vom Geizhals, der nach volkstümlicher Vorstellung mit Wohlbehagen seine Goldstücke zählt und betrachtet, ist es nicht gar so weit zum Sammler, den eine Lücke in einer Serie von Briefmarken wie eine offene Wunde brennt. Über den Sammeltrieb gibt aber die Abhandlung von Jones so reichen Aufschluß, daß ich seinen Ausführungen nichts Wesentliches hinzufügen könnte.

Dagegen erscheint mir ein kurzer Hinweis auf eine Erscheinung notwendig, die der Lust am Betrachten des Besitzes nahe verwandt ist. Ich meine das wohlgefällige Betrachten eigener geistiger Erzeugnisse, wie Briefe, Manuskripte usw., oder fertiggestellter Arbeiten aller Art. Ihr Vorbild hat diese Neigung im Anschauen der eigenen Darmprodukte, das für nicht wenige Menschen eine Quelle immer erneuter Lust, für manche Neurotiker eine Äußerungsform des psychischen Zwanges darstellt.

Die libidinöse Überbetonung des Besitzes macht es uns leicht verständlich, daß unsere Patienten sich von Gegenständen aller Art selbst dann schwer trennen, wenn diese weder mehr einen praktischen Nutzen bringen noch einen Geldwert repräsentieren. Personen mit solcher Einstellung zum Besitz sammeln etwa auf dem Dachboden des Hauses zerbrochene Gegenstände aller Art an, oft unter dem Vorwand, ihrer vielleicht später noch zu bedürfen. Bei irgend einer Gelegenheit wird dann das gesamte Gerümpel auf einmal beseitigt. Die Lust an der Menge des angesammelten Materials entspricht vollkommen der Lust am Zurückhalten des Darminhalts; auch in diesem Falle finden wir das Verzögern der Entleerung bis zu einem möglichst späten Zeitpunkt. Die gleichen Personen sammeln Reste von Papier, alte Kuverts, gebrauchte Schreibfedern und dergleichen an und können sich lange Zeit hindurch von diesem Besitz nicht trennen, bis dann in größeren Abständen einmal ein großes Aufräumen beginnt, das seinerseits ebenfalls mit Lust verbunden ist. Bei Kaufleuten und Beamten fand ich mehrfach die besondere Neigung, ganz beschmutztes und zerfetztes Löschpapier sorgsam aufzubewahren. Die Befleckung mit Tinte ist für das Unbewußte dieser Neurotiker der Beschmutzung mit Kot gleichwertig. Ich will erwähnen, daß ich bei einer senil-schwachsinnigen Frau mit starker Regression der Libido zur analen Stufe die Neigung fand, das von ihr gebrauchte Klosettpapier in die Tasche zu stecken und bei sich zu tragen.

Daß das Fortwerfen von Gegenständen vom Unbewußten der Kotentleerung gleichgesetzt wird, beweist folgende sonderbare Gepflogenheit einer Frau, die auch sonst eine ungewöhnlich starke Ausprägung analer Wesenszüge darbot. Sie war außerstande, unbrauchbar gewordene Gegenstände fortzuwerfen. Zuweilen zeigte sich aber bei ihr der Drang, sich dennoch eines solchen zu entäußern. Sie hatte nun eine Methode erfunden, um sich gewissermaßen zu überlisten. Sie ging dann von ihrer Wohnung aus in den benachbarten Wald. Beim Verlassen des Hauses steckte sie den zu beseitigenden Gegenstand — etwa ein altes Kleidungsstück — mit einem Zipfel an ihrem Rücken unter das Schürzenband. Auf dem Wege durch den Wald verlor sie ihn. Sie kehrte auf einem anderen Wege heim, um des „verlorenen" Gegenstandes nicht wieder ansichtig zu werden. Um den Besitz eines Objekts aufzugeben, mußte sie es also an der Rückseite ihres Körpers fallen lassen.

Personen, welche verbrauchte Gegenstände nicht beseitigen mögen, pflegen auch ungern neue in Gebrauch zu nehmen. Sie schaffen sich Kleidungsstücke an, tragen sie aber nicht, sondern „schonen" sie für die Zukunft und haben an ihnen eine rechte Freude eigentlich nur, solange sie ungebraucht im Schrank hängen.

Die Abneigung gegen das Fortwerfen verbrauchter oder wertloser Gegenstände führt häufig zu einer zwanghaften Neigung, selbst Geringstes noch zu verwerten. Ein reicher Mann pflegte Zündholzschachteln, deren Inhalt verbraucht war, mit dem Messer in schmale Stäbchen zu schneiden und teilte sie seinem Hauspersonal zum Feueranzünden zu. In ähnlicher Weise zeigt sich diese Neigung bei Frauen im Rückbildungsalter.

Das Interesse an der Ausnützung von Resten erfährt in manchen Fällen eine Sublimierung unvollkommener Art, indem ein Neurotiker etwa die Verwertung der gesamten Abfallstoffe einer Stadt zum Lieblingsgegenstand seiner Tagträumereien erhebt, ohne daß aber ein praktisches Resultat dieser Überlegungen zu bemerken wäre. Tagträumereien dieses Inhalts werden uns später noch beschäftigen.

Weniger häufig als Sparsamkeit findet sich bei unseren Patienten die Neigung zum Verschwenden. Eine Beobachtung, welche S i m m e l in der Berliner Psychoanalytischen Vereinigung mitteilte, ließ den Parallelismus zwischen Verschwendung und neurotischen Diarrhöen ebenso evident werden, wie uns seit langem der Zusammenhang zwischen Geiz und Verstopfung klar

geworden ist. Ich kann aus eigener Erfahrung die Richtigkeit dieser Auffassung bestätigen, habe übrigens schon vor längerer Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß das Geldausgeben ein Äquivalent für die ersehnte, aber neurotisch gehemmte Verausgabung der Libido darstellen kann.[1] Erwähnt sei hier noch die Neigung mancher Frauen zum Verschleudern von Geld. Sie drückt eine Feindseligkeit gegen den Ehemann aus, welchem auf diese Weise sein „Vermögen" genommen wird; es handelt sich also — wenn wir andere Determinierungen zunächst beiseite lassen — um eine Äußerung des weiblichen Kastrationskomplexes im Sinne der Rache am Manne. Wiederum sehen wir hier sadistische Motive mit solchen analerotischer Herkunft zusammenwirken.

Daß viele Neurotiker in Geldausgaben kleinlich sind und an geringfügigen Beträgen sparen, um von Zeit zu Zeit große Ausgaben ohne jede Engherzigkeit zu machen, wird uns aus ihrem widerspruchsvollen Verhalten bezüglich der Defäkation verständlich. Solche Personen verschieben die Entleerung so lange wie möglich — oft mit der Begründung durch Zeitmangel — und geben, wenn sie das Klosett aufsuchen, nur geringe Mengen ihres Darminhaltes von sich. In größeren Abständen findet aber eine Massenentleerung statt.

Gelegentlich finden sich Personen mit ausgeprägtem analen Charakter, deren Libido sich mit einer seltsamen Ausschließlichkeit dem Geldbesitz zugewandt hat. So berichtete mir ein Patient, er habe als Knabe Kriegsspiele nicht wie andere Kinder mit Bleisoldaten aufgeführt, sondern mit Geldstücken. Er ließ sich viele Pfennige schenken, die in seinem Spiel die Soldaten repräsentierten. Nickelmünzen waren Unteroffiziere der verschiedenen Grade, Silbermünzen die Offiziere. Ein silbernes Fünfmarkstück war der Feldherr; es befand sich, gegen alle Angriffe gesichert, „hinter der Front" in einem besonderen Bau. Die eine Partei nahm im Kampf der anderen „Gefangene" ab und reihte sie in ihr eigenes Heer ein. Auf diese Weise vermehrte sich der Geldbesitz auf einer Seite, bis auf der anderen nichts mehr übrig war. Daß der „Kampf" im Unbewußten des Patienten gegen den „reichen" Vater ging, ist leicht ersichtlich. Bemerkenswert ist aber in diesem Beispiel, daß Menschen vollkommen durch Geld ersetzt sind. Übrigens bestand beim Patienten, als ich ihn in Behandlung nahm, keinerlei persönliches Interesse an anderen Menschen; nur der Besitz von Geld und Geldeswert reizte ihn.

[1] „Das Geldausgeben im Angstzustand." Zeitschr. IV, 1916. („Klinische Beiträge", S. 279 f.)

Ähnlich widerspruchsvoll wie im Verausgaben von Geld verhalten unsere Patienten sich in bezug auf Ordnung und Reinlichkeit. Diese Tatsache ist jedem Psychoanalytiker so geläufig, daß es eines allgemeinen Hinweises auf sie nicht bedürfte. Aber gewisse Erscheinungen verdienen dennoch eine spezielle Berücksichtigung.

Bekannt ist beispielsweise als Äußerung des analen Charakters die Lust am Rubrizieren und Klassifizieren, am Anfertigen von Listen, von statistischen Übersichten, von Programmen und Stundenplänen. In nicht wenigen Fällen ist diese Neigung so überbetont, daß die Vorlust am Ausarbeiten eines Planes stärker hervortritt als die Befriedigung an seiner Ausführung, und so unterbleibt diese oft gänzlich. Ich kannte eine Reihe von Patienten mit langdauernder Arbeitshemmung, die sich etwa an jedem Sonntag einen Arbeitsplan für die beginnende Woche bis ins Einzelne ausarbeiteten, ihn hernach aber völlig unausgeführt ließen. Zu bemerken ist, daß es sich bei diesen Personen nicht nur um Zögerer handelt, sondern zugleich um Eigensinnige, die in selbstherrlicher Weise die bewährten Methoden anderer ablehnen und nach eigenen handeln wollen.

Viele Neurotiker verharren lebenslänglich in einer besonderen Form ambivalenten Verhaltens hinsichtlich Ordnung und Reinlichkeit. Da gibt es Menschen, die ein wohlgepflegtes Äußeres zeigen, soweit es jedermann sichtbar wird. Während aber die sichtbare Kleidung und Wäsche sich in tadelfreiem Zustand befindet, ist die Unterkleidung, ist der Körper, soweit er verdeckt ist, in hohem Maße unsauber.[1]

Die nämlichen Personen neigen dazu, in ihrer Wohnung peinliche Ordnung zu halten. Auf dem Schreibtisch etwa steht jedes Stück an seinem bestimmten Platz; die im Büchergestell sichtbaren Bücher sind mit großer Sorgfalt und Regelmäßigkeit aufgestellt. Aber in den Schubladen herrscht völlige Unordnung, die nur in größeren Zeitabständen durch ein gründliches „Aufräumen“ beseitigt wird, um freilich ganz allmählich wiederzukehren.

Ich erwähne an dieser Stelle, daß im Unbewußten solcher Neurotiker ein unordentliches Zimmer, eine unordentliche Schublade usw. die Vorstellung des mit Kot gefüllten Darmes vertritt.

[1] Eine Berliner Redensart sagt von solchen Menschen: „Oben hui, unten pfui!“ Derber sagt man in Bayern: „Oben beglissen, unten beschissen!“ Das Widerspruchsvolle mancher Personen in dieser Hinsicht ist also dem Volke nicht fremd.

Wiederholt hatte ich Träume zu analysieren, welche in solcher Form auf den Darm anspielten. Einer meiner Patienten brachte mir einen Traum, in welchem er seiner Mutter auf einer Leiter nachstieg, um in eine im Dachstock des Hauses gelegene Rumpelkammer zu gelangen. Es war ein Inzesttraum mit analer Koitusphantasie; der Anus war als schmale Stiege, der Darm als Rumpelkammer symbolisch dargestellt.

Auch mit anderen der Ordentlichkeit nahestehenden Charakterzügen, wie z. B. Gründlichkeit und Genauigkeit, ist oftmals die entgegengesetzte Eigenschaft nahe verbunden. Ein näheres Eingehen auf diese Züge kann ich mir mit Hinblick auf Jones' Untersuchungen ersparen. Eine Erwähnung verdient aber das im analen Charakter oftmals vertretene Bedürfnis nach Symmetrie und „gerechtem Ausgleich".

So wie manche Neurotiker ihre Schritte zählen, um ihr Ziel mit einer paarigen Schrittzahl zu erreichen, so ertragen sie auch sonst keine Asymmetrie. Alle Gegenstände erhalten eine symmetrische Aufstellung. Teilungen jeder Art werden mit minutiöser Genauigkeit vorgenommen. Ein Ehemann rechnet seiner Frau vor, daß zwischen den Ausgaben beider für Kleidung und so weiter keine Symmetrie herrsche; beständig wird aufgerechnet, was der eine sich gekauft hat und was nun zum Ausgleich dem anderen zukommt. Während der Lebensmittelnot im verflossenen Kriege führten zwei Brüder, beide unverheiratet, einen gemeinsamen Haushalt. Wenn das rationierte Fleisch für beide gemeinsam auf den Mittagstisch gesetzt wurde, so teilten sie es unter genauester Kontrolle einer Briefwage; beide waren in Angst, der andere könne zu kurz kommen oder sich beeinträchtigt fühlen. Bezeichnend ist auch das fortdauernde Begehren, mit anderen Menschen „quitt" zu sein, d. h. ihnen gegenüber keine noch so geringe unerfüllte Verpflichtung zu haben. Daß andere Personen mit ausgeprägtem Analcharakter die Neigung haben, ihre Schulden zu vergessen (besonders wenn es sich um geringfügige Beträge handelt), sei als Erscheinung unsublimierter Analerotik vermerkt.

Endlich ist noch auf eine Feststellung von Jones einzugehen, die der Autor nebenbei erwähnt, die aber offenbar das Extrakt aus einer großen Erfahrung darstellt.

Ich zitiere (S. 79): „Am auffallendsten ist die Neigung, sich mit der Rückseite der Dinge zu beschäftigen, die sich auf verschiedene Weise zeigen kann, z. B. in einer deutlichen Wißbegier über die entgegengesetzte oder Kehrseite von Orten und Gegen-

ständen ... in der Neigung, rechts und links, Osten und Westen zu verwechseln; im Verkehren von Buchstaben oder Worten und in ähnlichen Dingen."

Ich könnte Jones' Anschauungen reichlich mit Beispielen aus der eigenen Erfahrung belegen. Sie ist von erheblicher Tragweite für das Verständnis mancher neurotischer Symptome und Charakterzüge. Die Verschiebung der Libido von der Genital- zur Analzone ist ohne Zweifel das Vorbild, dem alle diese „Umkehrungen" folgen. Zu erwähnen ist hier namentlich das Verhalten vieler Menschen, die man als „Sonderlinge" betrachtet; ihr Wesen baut sich größtenteils auf den analen Charakterzügen auf. Sie neigen dazu, in großen und kleinen Dingen den Gewohnheiten der anderen Menschen entgegen zu handeln. Sie tragen Kleider, die der herrschenden Mode möglichst entgegengesetzt sind. Gehen andere einem Vergnügen nach, so arbeiten sie. Verrichten die übrigen Menschen eine Arbeit — wie zum Beispiel Schreiben — im Sitzen, so tun sie es im Stehen; fahren andere, so gehen sie zu Fuß; gehen andere, so laufen sie Trab. Kleiden andere sich warm, so tun sie das Gegenteil. Ihr Geschmack im Essen steht mit dem üblichen im Widerspruch. Der Zusammenhang mit dem uns als Eigensinn geläufigen Charakterzug ist unverkennbar.

Ich kannte während meiner Studienzeit einen jungen Mann, der durch sonderbare Gewohnheiten auffiel. Er lebte ungesellig, widerstrebte ostentativ der Mode und besonders allen Lebensgewohnheiten der übrigen Studenten. Als ich einmal in einem Restaurant das Mittagessen mit ihm einnahm, bemerkte ich, daß er das „Menu" in umgekehrter Folge aß, d. h. sich zuerst die Süßspeise geben ließ und mit der Suppe endete. Nach Jahren wurde ich von seinen Angehörigen einmal zu einer Konsultation gebeten. Mein Bekannter war jetzt gänzlich in einem paranoischen Wahn befangen. Erinnern wir uns der großen Bedeutung der Analerotik in der Psychogenese der Paranoia, auf welche namentlich Ferenczi hingewiesen hat, so wird uns das sonderlinghafte Verhalten als anale Charakterbildung und damit als Vorläufer der paranoischen Erkrankung verständlich.

Den tieferen Sinn einer solchen Umkehrungstendenz offenbaren uns am besten gewisse Fälle weiblicher Neurosen, in welchen ein außergewöhnlich starker Kastrationskomplex zum Ausdruck kommt. Wir sehen dann die Neigung zur „Umkehrung" zwei hauptsächlichen Motiven entspringen: der Verschiebung der Libido von „vorn" nach „hinten" und dem Wunsch nach

Geschlechtsumwandlung. Über die Psychologie dieser Zustände hoffe ich gelegentlich in einem anderen Zusammenhang berichten zu können.

Die vorstehenden Ausführungen über anale Charakterzüge will ich zum Schluß durch eine Beobachtung ergänzen, zu deren Nachprüfung ich gleichzeitig auffordern möchte. Der anale Charakter scheint sich in manchen Fällen physiognomisch auszuprägen. Besonders scheint er sich durch einen mürrischen Gesichtsausdruck bemerkbar zu machen. Personen, die der normalen Befriedigung auf genitalem Wege entbehren müssen, neigen in der Regel zu mürrischer Stimmung.[1] Sodann aber erscheint mir von physiognomischer Bedeutung ein beständiges Angespanntsein der Nasenlippenfalten, verbunden mit leichtem Heben der Oberlippe. Es entsteht dadurch in manchen Fällen der Eindruck, als zögen solche Personen fortdauernd Gerüche durch die Nase ein. Dieser physiognomische Zug darf wohl mit Recht auf die koprophile Riechlust zurückgeführt werden. Ich habe einmal bezüglich eines Mannes mit derartiger Physiognomie geäußert, er sehe aus, als ob er sich dauernd selbst berieche. Sofort bestätigte mir jemand, der jenen Mann genau kannte, der Betreffende habe tatsächlich die Gewohnheit, seine Hände und jeden Gegenstand, den er in die Hand nehme, zu beriechen. Ich kann hinzufügen, daß die typischen analen Charakterzüge bei ihm in ausgeprägter Form vorhanden waren.

Die vorstehenden Ausführungen erheben nicht den Anspruch, das Thema der analen Charakterzüge erschöpfend behandelt zu haben. Im Gegenteil bin ich mir bewußt, wie wenig ich der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gerecht geworden bin. Mir lag in Wirklichkeit ein anderes Ziel näher, nämlich durch eine vervollständigende Untersuchung des analen Charakters unsere Kenntnis von den prägenitalen Phasen der Libidoentwicklung zu fördern. Wie schon eingangs erwähnt, soll dieser Mitteilung eine Untersuchung über die manisch-depressiven Zustände folgen, für deren Erfassung die Kenntnis der prägenitalen Entwicklungsstufen unerläßlich ist.

---

[1] Manche allerdings verfügen über reichliche narzißtische Lustquellen und leben in einer lächelnden Selbstzufriedenheit.

Mitteilungen.

Psychoanalytische Spuren in der Vor-Freudschen Psychiatrie.

Von **Dr. Stefan Hollós** (Budapest).

Wie die Geschichte der Psychiatrie uns lehrt, befolgten die Forschungen auf dem Gebiete der seelischen Pathologie und Therapie von dem XVII. Jahrhundert an eine materialistische, im XVIII. Jahrhundert eine vitalistische und im XIX. wieder eine materialistische Richtung. Die erste materialistische Welle, welche von Galileis, Newtons, Koperniks, Keplers Kosmogonie und Weltbetrachtung umwälzenden Ergebnissen aus sämtliche Naturwissenschaften durchdrungen hatte, erfuhr auf dem Gebiete der Psychiatrie im XVII. Jahrhundert durch Stahls Auftreten eine Unterbrechung. Stahls neue Bahnen eröffnende Tätigkeit finden wir bei Friedreich bezeichnend geschildert („Versuch einer Literärgeschichte der Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten", Würzburg 1830, S. 249):

„Der erste Vorteil desselben war, daß er den groben, teils ihm vorausgegangenen, teils mit ihm koexistierenden materialistischen Lehren und Ansichten Schranken setzte, da alle Versuche, die man unternahm, um die Erscheinungen des organischen Lebens zu erklären, sich bloß auf die Untersuchungen derjenigen Veränderungen beschränkten, die im Mechanismus und in der Mischung der Bestandteile gegründet sind. Wir finden in jenen Perioden nichts, als einseitige Chemiatriker, die in den Lehren von Fermenten, von den Salzen des Körpers und von der Mischung derselben alles gefunden zu haben glauben. Nichts als einseitige Jatromathematiker, wie sie die Formen der Atome, die Winkel und Beugungen der Gefäße berechnen und dergleichen.

Unter solchen Verhältnissen war Stahls System ein notwendiges Bedürfnis der Zeit geworden, um die Augen des Forschers auf ein höheres Prinzip zu leiten und so allmählich den Einfluß der Seele auf die Verrichtungen der leiblichen Seite des Organismus aufzuzeigen, und man darf vielleicht behaupten, daß Stahls System zu der jetzt so herrlich blühenden Lehre von der innigen Wechselbeziehung zwischen Seele und Leib einen mächtigen Impuls gegeben hat . . . Die ganze Basis des Stahlschen Systems ist die Passivität der Materie . . . nur die Seele allein ist der Grund aller dieser Erscheinungen: sie baut den Körper und hält ihn durch beständige Bewegungen . . . ab von jeder Fäulnis." Diese vitalistische Auffassung gibt sich besonders in den Lehren der Nachfolger kund. Joh. Dan. Gohl (Friedreich, 252) lehrte, „das plastische Prinzip bei der Bildung der Frucht sei nichts anderes, als die

vegetative Seele, die schon verständig und nach anerschaffenen Ideen wirke, ehe noch Vernunft da sei: diese anerschaffenen Ideen machen den Instinkt aus und sind bekanntlich auch bei Tieren offenbar: sie lehren den Gebrauch der Glieder etc." Robert Wytt (Friedreich, 254) meint, „die Seele wirke auf den Körper nicht wie ein vernünftiges Wesen, welches ohne Überlegung, durch eine angenehme Empfindung oder einen Reiz, der die Organe angreift, ihre Kraft äußert".

„Daß die Seele den Lebensbewegungen ohne Bewußtsein vorstehe," wird von Godart (Friedreich, 255) daher abgeleitet, „daß sie in den Lebensorganen nicht reflektiere und nicht als vernünftige, sondern nur als vegetative und empfindende Seele existiere. Die Seele, so weit sie vernünftig sei, habe ihren Sitz im Kopfe; insofern sie eine vegetative sey, wohne sie im ganzen Körper." Ähnlich äußert sich Karl Bonnet (Friedreich, 216): „Willkürlich handelt die Seele in den Organen, die mit Sinneswerkzeugen verbunden sind, unwillkürlich aber und ohne Bewußtsein in denen, die nicht mit Sinnesorganen verbunden sind." Ernst Platner, Professor in Leipzig, der bedeutendste Verteidiger Stahls (Friedreich, 257), scheidet die Seele in zwei Teile, einen geistigen und einen tierischen. „Jener sei in den höheren Sinnwerkzeugen, dieser in den niedern und in den Organen der Phantasie vorhanden... jede Perzeption äußerer Gegenstände erzeuge entweder Empfindungen oder Gedanken oder tierische Bestrebungen und Verabscheuungen. Jedes Organ hat demnach auch sein eigenes Gefühl, seine eigenen Bestrebungen und Verabscheuungen..." Platner drückt diese Fähigkeit jedes Organes, die angenehmen Eindrücke zu begehren und die widrigen zu verabscheuen, mit dem Namen des Geschmackssinnes aus, welcher durch die Nerven durch den ganzen Körper verbreitet sei.

Ich hob jene Gedanken der Vitalisten hervor, welche mit der psychoanalytischen Betrachtungsweise sich gleichsam kreuzend, mit derselben in einem Punkte zusammentreffen, um von ihr sogleich diametral abzuweichen. Wir verspüren in diesen Sätzen etwas wie eine dunkle Ahnung des Unbewußten, der Materialisation psychischer Phänomene und der Sexualisierung der Organe.

Als absolut unergiebig für eine Auslese an Psychoanalyse anklingender Erkenntnisspuren erweist sich jedoch jene psychologische Richtung, welche, noch in die immer ausschließlicher materialistisch orientierte Phase unserer Wissenschaft hineinragend, die Krankheitserscheinungen in psychologische Denkformen und Kategorien zwang. Ich weise vornehmlich auf jene psychologische Fundierung hin, welche der Klassifikation der Psychosen eine Einteilung nach Empfinden, Denken und Wollen zugrunde legte.

Erheblich realer muten uns jene Klassifikationen an, die ohne Herbeiziehung von Metaphysis oder Psychologie die Psychosen einfach nach dem Inhalte der Wahnideen ordneten. Diese Formenlehre kann allerdings im Namengeben ein Repetitorium von griechischen oder lateinischen Vokabeln erschöpfen. Der Engländer Arnold Thomas, Ende des XVIII. Jahrhunderts (Friedreich, 467), beschrieb z. B. sechzehn Gattungen von pathetischem Wahnsinn, wie: der verliebte Wahnsinn, der eifersüchtige Wahnsinn, der geistige Wahnsinn, der menschenhassende Wahnsinn, der hochmütige, der mit Scham verknüpfte Wahnsinn etc.

Der mächtige Aufschwung der materialistischen Naturwissenschaftlichkeit im XIX. Jahrhundert ließ den Inhalt der Psychose als gänzlich nebensächlich

LIBRARY

behandeln und somit verschwand auch in der Klassifikation alles, was an eine Wahnfabel erinnern konnte. Die neue materialistische Basis war jedoch nicht tragfähig genug, der Fülle der Erscheinungen allein genügen zu können. Der ätiologischen, klinischen und pathologisch-anatomischen Unterlage müßten auch weiterhin die Momente der Stimmungen, der psychischen Erscheinungsformen, der Orientierung, der Kohärenz, ja sogar des Inhaltes selbst (zum Beispiel bei der querulatorischen Paranoia) zur Erweiterung beigefügt werden. Wie dem auch sei, die moderne Psychiatrie, die mit Wernickes Schlagwort: „Geisteskrankheiten sind Gehirnkrankheiten" ins Feld zog und mit den Hilfswissenschaften der Lokalisationslehre der pathologischen Anatomie, der Histologie, Serologie und der Experimentalpsychologie eine unübersehbare Arbeit leistete, schloß naturgemäß die Möglichkeit aus, Gedanken oder Vermutungen in der Richtung einer psychoanalytischen Erfassung der Seelenvorgänge aufkeimen zu lassen. Trotzdem finden wir hie und da einzelne Gedankenblitze, die interessant genug sind, um später auf sie zurückzukommen.

Zur geschichtlichen Ergänzung sei hier noch jene wohlbegründete Vermutung ausgesprochen, daß heute wieder eine Abkehr vom unbeschränkten Materialismus sowohl in den Naturwissenschaften im allgemeinen, wie auch in der Psychiatrie sich bemerkbar macht. Es ist bekannt, wie gewaltige Kämpfe in den Naturwissenschaften gegen den Aufstieg eines neuen Vitalismus in unseren Tagen ausgefochten werden. Derselbe Prozeß, welcher sich in Physik und Chemie im Kampf um die Theorie der Materie durchsetzt, läßt sich in den Geisteswissenschaften selbst, wie auch in der Physiologie erkennen; es genüge hier auf die Revision des historischen Materialismus hinzuweisen. In der Psychiatrie erheben sich seit beinahe zwanzig Jahren immer mehr Stimmen, die erstens die Unzulänglichkeit der materialistischen Erklärung psychischer Phänomene betonen, und des weiteren geradezu zu einem psychischen Erklärungsversuch derselben „zurückkehren". Es scheint, daß die erhofften stärksten Stützen der modernen Psychiatrie, die pathologische Anatomie und die Histologie, nach so viel harter Mühe und unermeßlichen neurologischen, aber kaum bemerkbaren psychiatrischen Erfolgen zu dem Geständnisse gelangen müssen, welches Kölliker schon („Handbuch der Gewerbelehre") längst aussprach: „Die Wissenschaft wird . . . bescheiden mit der Annahme sich begnügen müssen, daß die Funktionen des Nervensystems in erster Linie an die Nervenzellen gebunden sind" . . . „daß sie jedoch vorderhand vollkommen darauf Verzicht leisten muß, auch nur anzudeuten, welche Rolle die Nervenzellen beim Empfinden, Wollen, Denken, beim Zustandekommen des Gedächtnisses, kurz bei den psychischen Vorgängen spielen.

Und selbst Nissl („Hysterische Symptome bei einfachen Seelenstörungen", Zentralblatt 25, 1902), ein heftiger Gegner des „psychologischen Erklärungsversuches", gibt soviel zu, „daß man auch ohne pathologisch-anatomische Ursache der Symptome zu einer natürlichen Gruppierung derselben gelangen würde, wenn man die Gesamtheit der Geisteskrankheiten in ihre wahren klinischen Krankheitsbilder zu zerlegen verstände". Ich meine, daß die Psychoanalyse ganz auf demselben Standpunkt steht. Hoche („Die Melancholiefrage", Ref. 1909, Zentralblatt 1910) schreibt: „Erwägungen dieser Art haben es mir schon lange grundsätzlich im höchsten Maße zweifelhaft gemacht, ob wir überhaupt irgendwelche Hoffnung haben, aus der patho-

logischen Anatomie Hilfe für die Sonderung unserer Krankheitsbilder im allgemeinen zu bekommen, namentlich da alle lokalisatorische Bemühungen den größten prinzipiellen Bedenken begegnen." Und Professor Schröder sagt („Über die Systematik der funktionellen Psychosen", Zentralblatt 1909): „Die wirklich gesicherten Kenntnisse der Psychiater, wenn man nur die der Paralyse und der übrigen organischen Psychosen als solche gelten läßt, gehören durchaus nicht dem psychiatrischen, sondern dem neurologischen Gebiete an." „Psychisches nnd Physisches sind eben hinsichtlich ihrer Beschaffenheit überall voneinander durchaus verschieden . . . Die Psychiater haben geglaubt . . . Einheiten schaffen zu können, deren Glieder teils psychischer, teils physischer Natur sind." . . . „Ein Systematiker, der fortwährend zwischen der psychologischen und physiologischen Betrachtungsweise schwankt, kann ebensowenig zu natürlichen Klassenbegriffen gelangen, wie ein Botaniker, dem der Unterschied zwischen morphologischen und physiologischen Merkmalen nicht klar geworden ist." . . . „Das systematische Merkmal ist ein solches, das ausschließlich in der Beschaffenheit und Aufeinanderbezogensein psychischer Erlebnisse, Zustände und Tätigkeiten gegeben ist."

Ich verweilte bei der Erörterung des Umschwunges nach der psychologischen Richtung hin vielleicht länger, als es der Rahmen dieses Materials erlaubt, hauptsächlich darum, weil dieses wissenschaft-geschichtliche Ereignis eng mit der Entstehung der Psychoanalyse zusammenfällt. Was Freuds Wirken in dieser Entwicklung bedeutet, wird erst die Nachwelt voll und ganz würdigen können. Es ist aber unzweifelhaft, daß Freud als erster unter den neue Bahnen Erschließenden die materialistische Arbeitstheorie verließ, ohne den Boden der Naturwissenschaftlichkeit zu verlassen. Mit einem Schlag brach er die in wechselnder Wiederkehr bald materialistischer, bald metaphysisch-psychologischer Voraussetzungen sich wie im Kreise drehende Richtlinie der psychiatrischen Bemühungen durch die naturwissenschaftliche Beobachtung der psychischen Realität.

Ich kann nicht umhin, hier einige Worte des großen Helmholtz einzuschalten, die er im Jahre 1877 über „Das Denken in der Medizin" gesprochen hatte und die als Rechtfertigungsrede für die rein psychische Arbeitsweise der Freudschen Psychoanalyse gelten können: „Ich bitte Sie nicht zu vergessen, daß auch der Materialismus eine metaphysische Hypothese ist, eine Hypothese, die sich im Gebiete der Naturwissenschaften allerdings als sehr fruchtbar erwiesen hat, aber doch immer eine Hypothese. Und wenn man diese seine Natur vergißt, so wird es ein Dogma, und kann dem Fortschritte der Wissenschaft ebenso hinderlich werden und zu leidenschaftlicher Intoleranz treiben wie andere Dogmen. Diese Gefahr tritt ein, sobald man Tatsachen zu leugnen oder zu verdecken sucht, zugunsten entweder der erkenntnistheoretischen Prinzipien des Systems oder zugunsten von Spezialtheorien."

*

Nach dieser geschichtlichen Abschweifung wenden wir uns wieder jenen Spuren psychoanalytischer Vermutungen zu, deren Verfolgung wir bei der Besprechung der vitalistischen Epoche unterbrachen.

Schon früh beobachtete man, daß die Geisteskrankheiten mit der Liebe und Sinnlichkeit zu schaffen haben. Diese spielten in der Ätiologie sowohl als in der Therapie eine große Rolle. Ein Prediger im Zuchthause T., welcher 1799 seine: „Beobachtungen und Erfahrungen über Melancholie, besonders

über die religiöse Melancholie" (Leipzig) veröffentlichte, war, nach Friedreich (S. 625) „einer der ersten, welche auf den Zusammenhang des religiösen Irreseins mit dem Sexualsysteme aufmerksam gemacht haben, und was andere Schriftsteller hinreichend bestätigten." In der religiösen Schwärmerei der Klöster, sagt Buzorini („Über die körperlichen Bedingungen der verschiedenen Formen der Geisteskrankheiten", Ulm 1824), vermengt sich die Religiosität oft mit der größten Sinnlichkeit. Die religiös schwärmende Familie Dutartes trieb Blutschande unter sich. („Monthly Review", Dess. 1799.) Die schwärmende Nonne Agnes Blaubellin wurde unaufhörlich von dem Gedanken gequält, was aus dem Teile geworden sei, der bei der Beschneidung von Jesus verloren ging. M. s. Agnetius „Blaubelin vita et revelationes", Wien 1731. Das süße Jesuskindlein, sagt Osiander („Entwicklungskrankheiten", I. Teil, S. 43), war der Religionsschwärmerinnen lichter Gedanke, sie analysierten es mehr leiblich als geistig. Die vom Papste Pius VII. seliggesprochene Veronika Juliani ließ sich mit dem göttlichen Lämmlein vermählen, es an ihren jungfräulichen Brüsten trinken und gab auch wirklich einige Tropfen Milch von sich.

„Sinnliche Liebe und Geschlechtslust hat zu der religiösen Schwärmerei und Melancholie eine besondere Beziehung. Manche suchen in der Religion einige Entschädigung für ihre unglückliche Leidenschaft, wozu eine versinnlichte Religion viel Vorschub gibt, und tragen ihre sinnliche Leidenschaft auf die Liebe zu Gott und Jesu über. Die Prophetin Poniatowa hörte auf zu weissagen, als es ihr glückte, einen Mann zu heiraten, etc." Bergmann beschreibt („Ein Fall von religiöser Monomanie, die eine unerhörte Selbstverletzung veranlaßte") einen Fall, wo die Kranke ihre Augen ausriß. „Die bedauernswerte Kranke behauptet nämlich den Grundsatz: Das Auge sei der Spiegel der Seele und durch dasselbe sündige man. Sie hat hiernach auch den oben angeführten biblischen Spruch festgehalten . . . sie hat sich im Wahne religiöser Schwärmerei der Welt geopfert . . ." Der Autor beruft sich bei dieser Gelegenheit auf Friedreich, nach welchem bei Abnormitäten des Geschlechtssystems die daher abzuleitenden psychischen Krankheiten oft in der Form der religiösen Schwärmerei auftreten. „Wie in den Ekstasen vieler Schwärmer und sogenannter Heiligen" — sagt Bergmann — „ein sinnlicher Trieb hindurch spielte, so ist auch in der hier vorgelegten Krankengeschichte eine Andeutung davon nicht zu verkennen. Aber die Gewalt der Idee dominierte über das Gefühl und verdammte es, die Lust ward zu Unlust."[1]

Es käme hier also bis zur Andeutung von Lust, Verdrängung, Angst.

„Die Historie lehrt," sagt weiter der Verfasser, „wie Wollust den Trieb zur Grausamkeit und Mordlust entwickeln kann . . . Die Lust gebiert nicht selten den Schmerz, sie kann ihn fördern; das sinnliche Gelüst, wenn nicht gestillt, kann in den Trieb übergehen, sich durch Schmerz von dem inneren Kampfe und Drucke und Drange zu befreien; eine zufällige Richtung der Phantasie, eine befangene Vorstellung, ein moralischer Affekt, ein schimmernder Haß usw. kann das seltsame oder schreckliche Mittel dazu werden."

Ein in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienenes Handbuch der Nervenkrankheiten von Josef Frank widmet der tollen

[1] Von mir gesperrt.

Liebe ein besonderes Kapitel unter den Gehirnkrankheiten. Es werden unter diesem Namen die Erotomanie oder die Paranoia erotica, wie sie schon von Esquirol skizziert wurde, ferner die Satyriasis beschrieben. Weder die eheliche, noch die gesellige, allein die „unzüchtige" Liebe wird als krankhaft betrachtet.

Man streift in der älteren Literatur vielerorts ähnliche Beschreibungen von Fällen. Ich möchte hier von dieser Kasuistik nur noch ein Beispiel hervorheben, dessen Beschreibung gut genug ist, um auf Grund der heutigen psychoanalytischen Kenntnisse die Diagnose der Paranoia zu ermöglichen und die Paranoialehre zu bekräftigen.

In Caspers Praktischem Handbuch der Gerichtlichen Medizin, 1857/58, wird von einem Kranken erzählt, der beständig Äußerungen anderer Personen auf sich bezog, in Blick, Miene und Lachen fremder Personen eine Beleidigung gegen sich zu sehen glaubte, sich für den schönsten Mann Dresdens hielt, und unter anderem eine Eingabe an den Magistrat zu Erfurt verfaßte, man möge ihm bescheinigen, daß niemand während seines Aufenthaltes in der Anstalt seinen Penis gemessen habe, auch den Minister belangen wollte, weil er von demselben auf der Promenade die Äußerung gehört haben wollte, er habe einen zu kleinen Penis.

Ich möchte das große Kapitel der therapeutischen Kastration hier nicht eingehend behandeln. Das Vorgehen ist uralt, wird besonders bei Frauen auch heute betrieben, hat eine große Literatur und seine Erörterung würde psychoanalytischerseits ein spezielles Eindringen in das Thema erfordern.

Nach diesen Themen allgemeiner Natur möchte ich einige spezielle Bemerkungen anführen, in denen sich eine Spur psychoanalytischer Erkenntnis undgbt.

Fragesucht als Wiederkehr kindlichen Fragens.

Grashey veröffentlichte (im Jahre 1894, in der Zeitschrift für Psychiatrie Nr. 50) einen Aufsatz „Zur Theorie der Zwangsvorstellungen", in welchem er meint: „Die meisten, wenn nicht alle Menschen, machen in der Kindheit eine Periode einer wahren Fragesucht durch ... Belehrung, Einsicht machen dieser Fragesucht der Kinder nach einer gewissen Zeit regelmäßig ein Ende ... Aber alle diese Fragen erscheinen dem Kinde wichtig. Wenn nun durch eine krankhafte Störung in späteren Jahren die Gefühlsbetonung der Verstandestätigkeit, welche dieser Fragesucht ein Ende bereitete, wegfällt, so muß meines Erachtens auch beim Erwachsenen diese Fragesucht wieder auftreten, obwohl der Verstand ... sich gegen diese albernen Fragen sträubt." Bemerkenswert ist, daß der Kranke, den Grashey anführt, unter dem Zwange leidet, als Angestellter eines Ladens bei jeder eintretenden Frau fragen zu müssen, ob diese Frau gravid sei oder nicht. Durch den wenigstens leise angedeuteten Einblick in den Entstehungsmechanismus der Fragesucht wurde hier die Psychoanalyse gestreift.

Analogie zwischen Neurotikern und Naturvölkern.

M. Friedmann schrieb im Jahre 1896 (Zeitschrift für Psychiatrie Nr. 52) „Über die Beziehungen der pathologischen Wahnbildung zu der Entwicklung der Erkenntnisprinzipien insbesondere bei Naturvölkern.": „Wenn die Psychiatrie ihren klinischen Schwestern nachtun will, fängt die Studie an, so muß sie sich auch entschließen, selbst das Studium der wichtigsten Hilfswissenschaften in Angriff zu nehmen und zu diesem gehört wenigstens

zunächst in der Paranoia-Frage mit an erster Stelle die heute mächtig blühende Völkerpsychologie ... Wohl aber wird ... eine der frappantesten Eigentümlichkeiten des paranoiden Wahnes in helle Beleuchtung gerückt, wenn man auf primitive Stufen und auf frühere Gestaltungen des Urteilsverfahrens zurückgeht."[1] Die Arbeit dringt manchmal bis in die nächste Nähe des eigentlichen Zusammenhanges vor, gleitet aber in metaphysische und logische Spekulationen über und verliert den eigentlichen Kern.

Ein Ansatz zu Ferenczis Pathoneurose findet sich in der Arbeit Vorsters, „Über Kompression der medulla oblongata, respektive Entstehung der Wahnideen durch Allegorisierung ursprünglicher Empfindung." Ohne richtige psychoanalytische Unterlage konnte diese Spezialfrage keinen Haltepunkt bekommen. Von unserem Standpunkt bemerkenswert ist jedoch die Annahme, daß Geisteskranke tatsächlich bestehende körperliche Empfindungen im Sinne ihres Wahnsystems verwerten. Weiters: „Physiologisch finden wir analoge Erscheinungen im Traumleben ... so kann die Traumvorstellung, man fiele von einer steilen Höhe herunter, bewußt sein durch die unbewußte Empfindung von dem Herabgleiten einer Extremität."

Dieses Thema wird auch in Schüles Studie über die Dysphrenia neuralgica (1867) gestreift, in welcher die Beziehungen der peripheren Störungen speziell der Neuralgien zu dem erkrankten Zentralorgane geschildert werden. Nach Schüle repräsentieren die Neuralgien des Hinterkopfes die häufige Wahnvorstellung, daß das Denken gehemmt sei; sexuelle Reize werden als Schwangerschaftswahn gedeutet. Eine 62jährige Frau gebärdete sich als Wöchnerin, wiegte ihren Säugling, die Genitaluntersuchung ergab Ascariden, nach deren Entfernung die Kranke genas.

Interessant sind auch die Ausführungen Zellers in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und gerichtliche Medizin" im Jahre 1848: „Wie der ganze Organismus am Assimilationsprozesse Anteil nimmt und jedes einzelne Organ nur in ganz besonderer Weise, wie z. B. die Atmungswerkzeuge, so greift auch der geistige Lebensprozeß viel tiefer herab und hinein in den vegetativen und motorischen, und diese viel höher hinauf, als man zu glauben geneigt ist. Eine Menge psychischer Akte trägt sich auf diese Art auf das organische Leben über und viele scheinbar rein parabolische Ausdrücke beruhen lediglich auf diesen Erscheinungen — wir erinnern hier nur an das Hinunterschlucken eines Zornes, Ärgers,[2] das bei empfindlichen Naturen selbst noch bei einem hohen Grad von angewohnter Herrschaft über sich selbst von wirklichen Schlingbewegungen begleitet ist ..."

Ein tiefstes Eindringen in das Wesen der psychoanalytischen Denkweise zeigt unter allen vorpsychoanalytischen Forschern Ludwig Meyer in Göttingen, der im Jahre 1889 im Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten eine für uns höchst merkwürdige Arbeit mit dem Titel: „Über Intentionspsychosen" veröffentlichte. Leider bin ich nicht in der Lage, von den weiteren Arbeiten des verdienstvollen Forschers, der mit Recht ein unbewußter Vorläufer der Psychoanalyse genannt werden darf, berichten zu können,

---

[1] Von mir gesperrt.
[2] Von mir gesperrt.

obwohl einige derselben, auf die er sich selbst beruft, uns allerdings interessieren würden. Vielleicht wird diese Mitteilung dazu beitragen, durch Anregung in weiteren Kreisen neue Daten über Meyer ans Licht zu fördern.

Nun stehe hier die Arbeit Meyers selbst, leider nur in Auszügen, da ich hier in den Schranken meines Aufsatzes allein die wichtigsten Punkte hervorheben kann.

„Der bestimmende Einfluß psychischer Erschütterungen auf die im Augenblicke vorhandenen Empfindungen, Vorstellungen und Willensrichtungen war bereits der älteren psychologischen Forschung nicht entgangen und hat auf den verschiedensten Gebieten derselben zu anziehenden Beobachtungen geführt. Es sei hier nur an die Rolle erinnert, welche diese Vorgänge im alten wie modernen Wunderglauben spielen. Wiederholt hat in ihnen die Völkerpsychologie die Erklärung mythologischer Anschauungen gesucht und in der Ethik von Spinoza findet sich der, mit meinen einleitenden Worten fast gleichlautende Satz, daß der Affekt, den man gemeinhin als Leidenschaft (Pathema) bezeichne, diejenigen Wahrnehmungen, auf welche gerade die Aufmerksamkeit gerichtet sei, einen bestimmenden Einfluß auf die Richtung unseres Denkens gewinnen lasse. (Eth. pars III.)

Sehr früh schon schien mir das von Spinoza aufgestellte psychologische Gesetz einen leitenden Faden für die, scheinbar oft unentwirrbaren Verschlingungen in den Erscheinungen der Geistesstörungen zu bieten, nur glaubte ich ihm hier die viel allgemeinere Fassung des gegenseitigen Bedingtseins krankhafter geistiger Vorgänge geben zu sollen. In meiner, wohl längst vergessenen Arbeit über die Stimmung etc. (Charité-Annalen 1854) gab ich diesem Resultate meiner vergleichenden Untersuchungen folgenden Ausdruck: „Ist irgend ein Glied in der Kette einer bestimmten psychischen Kategorie verändert, so modifizieren sich die übrigen selbst gesunden Glieder später oder früher, der entsprechenden Richtung gemäß in ihrer Reaktion zur Außenwelt.“ Ohne Zweifel ist die pathologische Veränderung des Gemeingefühls das erste Glied in dieser Kette, so weit wenigstens meine Beobachtungen reichen. Ist diese Kette aber einmal geschlossen, und das geschieht in der Regel sofort mit einer Kraft und Schnelligkeit, welche mich oft an die alte Anschauung von den chronischen Verbindungen in statu nascendi erinnert hat, so kann die Anregung zu dem gesamten krankhaften Vorgange, dem „Anfalle“, ebensowohl von der oft völlig akzidentell angeregten Vorstellung oder Handlungsintention, wie der ursprünglich krankhaften Sensation ausgehen — der Circulus vitiosus ist fertig. Dabei kann es geschehen, geschieht wohl in der Regel, daß diese Erscheinungen, namentlich in ihrem Zusammenhange, nur in sehr unbestimmter Weise sich im Bewußtsein gestalten. Wenn dann ein bestimmter Sinneseindruck den Ausgangspunkt des krankhaften Anfalles zu bilden scheint, so tritt die Analogie zu bekannten Idiosynkrasien oft in frappanter Weise hervor. Als ein Beispiel muß jener in der genannten Arbeit angeführte Fall dienen, in welchem das Erblicken gelber Rosen jedesmal unangenehme Gefühle erweckte, ohne daß zugleich die Erinnerung an die heftige Gemütserschütterung und ihre Veranlassung und noch weniger die an einen in der Nähe befindlichen Strauch mit gerade blühenden gelben Rosen wach geworden wäre.

Es gelang mir damals nicht, diese Ideen an einem einigermaßen genügenden Material weiter zu verfolgen, erst die wachsende Zahl und in

noch höherem Maße, die sich wesentlich gleichbleibende, charakteristische Entwicklung, der im Laufe der letzten Jahre zu meiner Beobachtung gelangenden Fälle brachte mich zu der Überzeugung, daß ihre Zusammenfassung zu einer besonderen Gruppe für die klinische Betrachtung vorteilhaft genug sei, um sie durch eine besondere Bezeichnung hervorzuheben. Die von mir gewählte geht von der krankhaft gesteigerten Aufmerksamkeit (Intentio) auf eine gerade vorhandene Wahrnehmung aus, weil diese Beziehung dem Beobachter wie dem Patienten selbst zunächst am meisten auffällt, auch habe ich dabei wohl an gewisse Analogien zum Intentionstremor mit seiner Abhängigkeit von intendierten Bewegungen gedacht. Bei der Mitteilung der Fälle beschränkte ich mich auf das Wesentliche. Nähere Angaben über Zeit und Ort sind aus Gründen ärztlicher Diskretion absichtlich vermieden.

Die mitgeteilten Fälle, die hauptsächlich von Phobien handeln, Platz-, Höhen-, Schreibangst etc., sind von wenigem Interesse und würden hier diese Mitteilung zu sehr belasten. Um so wertvoller erscheinen die Erwägungen, die r Autor an seine Fälle knüpft:

„Von vorneherein dürfte man geneigter sein, den sexuellen Erregungen den größten ausschließlichen Einfluß auf die Art und Weise ihres Auftretens zuzuschreiben. Wenn, was ja selbstverständlich ist, auch die anderweiten Erregungszustände (Zorn, Angst etc.) in den durch sie hervorgerufenen Erscheinungen zu einem entsprechenden Ausdruck gelangen, so hat man doch vielfach annehmen zu müssen geglaubt, daß den bekannten abnormen Entäußerungen des Geschlechtstriebes, seiner Befriedigung am gleichen Geschlecht, an Tieren, Kindern, den Entblößungen u. dgl. m. stets eine entsprochene Perversion, gewißermaßen eine Parästhesie des Geschlechtssinnes zugrunde liege, welche gleich anderen Geistesstörungen angeboren, dem Organismus von vorneherein imprägniert (die konträre Sexualempfindung Westphals) oder erworben werden könnten. Dieser Anschauung bin ich selbst längere Zeit in meinen Beobachtungen wie in der Darlegung forensischer Fälle gefolgt. Um so überraschender und eindringlicher mußte daher die nicht mehr abzuwehrend Tatsache wirken, daß gerade in den sogenannten sexuellen Psychosen das akzidentelle Moment sich unverhältnismäßig häufig und deutlich geltend machte. Eine unbefangene Würdigung der geschlechtlichen Sitten oder vielmehr Unsitten der antiken und in gleichem Maße der heutigen mohammedanischen Völker hätte freilich gerade dieses Verhalten erwarten lassen dürfen. Auch dürfte es nicht unbekannt sein, wie häufig Institute, in denen Personen des gleichen Geschlechtes in enger Gemeinschaft leben, zu wahren Pflanzstätten unnatürlicher Geschlechtsbefriedigung geworden sind. Hier will ich mich indes auf pathologische Zustände beschränken und den bisherigen Mitteilungen, die wenigen sogenannten sexuellen Psychosen anreihen, bei denen ein Zweifel wohl nicht aufkommen kann, daß der Impetus sexualis in der Form seiner Entäußerung lediglich dem Gesetze der Intention folgte."

Weiters über Symbole :

„Ungewöhnlich häufig, meiner Meinung nach jedenfalls weit häufiger, als man im allgemeinen in den maßgebenden Kreisen vorauszusetzen scheint sind jene Anfälle, welche ohne irgend eine andere geistige Störung, eine Befriedigung des Geschlechtstriebes nicht unmittelbar, sondern auf Umwegen erstreben; oft ist das geschlechtliche Moment nur ‚symbolisch' angedeutet und daher nicht ohne weiteres zu eruieren. In dieses Gebiet gehören die verschiedenartigsten Demonstrationen mit den entblößten Geschlechtsteilen

und anderen sonst bedeckt gehaltenen Körperteilen, das Aneignen und Tragen von Kleidungsstücken oder sonstigen, Personen anderen Geschlechtes gehörenden Gegenständen etc.“

Vom Werturteil über Perversionen vom Unbewußten und vom Widerstande:

„Übrigens scheint es noch sehr des Nachweises zu benötigen, ob es statthaft sei, derartige perverse Anfälle und Ausbrüche, ohne weiteres und, wie das vielfach forensisch geschieht, aus keinem anderen Grunde, als dem des Widerspruchs mit dem gesamten Verhalten, dem sogenannten Charakter ohne weiteres in das Gebiet des Pathologischen zu verweisen. Es erscheint geradezu vermessen, auf dem für die Beobachtung mehr als heiklem Gebiete psychischer Vorgänge zu derartigen Schlüssen, was etwa geschehen und nicht geschehen könne, gelangen zu wollen. Unbemerkt bewegt sich unter der Oberströmung der zum vollen Bewußtsein gelangenden, das äußere Verhalten vermeintlich bedingenden Vorgänge, ein dunkler Unterstrom vom Empfindungen, Vorstellungen, Impulsen, deren Mitklingen aufmerksamen Beobachtern wohl bekannt ist, den ‚Ton‘, die besondere ‚Färbung‘ des Denkens und Handelns beeinflußt und sich oft in sehr unliebsamer Weise als ‚Hemmung‘ desselben geltend macht. Es bedarf nicht selten erheblicher Anstrengung, die aus der Tiefe aufsteigenden Ungehörigkeiten zurückzuhalten. Der Widerstand gegen das Vordringen dieser mehr elementaren psychischen Faktoren in das geordnete Denken und Handeln, eine wesentliche Vorbedingung dieser, kann ja nach äußeren und inneren Umständen ebenso verschiedener Art sein, wie die Stärke, der Impuls, der im Moment noch latenten, aber in das Bewußtsein vordringenden Seelentätigkeit. Diese nicht selten bis zur Identität nahe Analogie der Intentionspsychosen mit den normalen affektartigen Erregungen, das unmittelbare Aneinanderstoßen und gegenseitige Hinübergreifen des psychologischen und pathologischen Seelenlebens, macht eben diese Anfälle überaus anziehend für das psychiatrische Studium und jedes auch noch so bescheidene Ergebnis gewinnt an Bedeutung durch die Tatsache., daß es beiden Gebieten Licht zuführt.“

Schleichs Psychophysik und Freuds Metapsychologie.

Von Sanitäts-Rat Dr. **Emil Simonson**, Berlin-Halensee.

Anlaß zu diesen Ausführungen gibt mir die an mich ergangene Aufforderung, Schleichs Buch „Das Ich und die Dämonien“[1] für diese Zeitschrift zu besprechen. Es scheint mir aber ein aussichtsloses Beginnen, eine Gedankenwelt wie die Schleichsche einem uninformierten Kreise lediglich durch Besprechung eines einzelnen seiner späteren popularisierenden Bücher näher bringen zu wollen. Schleichs wissenschaftliche Forschungen auf dem Gebiete der Psychophysik haben bisher nur bei den Philosophen Beachtung gefunden, während Mediziner, Physiologen und Psychiater sie je nach Temperament mit Achselzucken als phantastisch schweigend ablehnten oder bekämpften. Auch in psychoanalytisch geschulten Kreisen begegnet man vielfach einer geringschätzigen Ablehnung der Veröffentlichungen Schleichs. Einer unserer besten Schüler Freuds und zugleich ein Mann von ungewöhnlich umfassender allgemeiner Bildung hat mir einmal gesagt, schon der Titel „Vom Schaltwerk

[1] Berlin 1920 bei S. Fischer.

der Gedanken" habe ihn abgeschreckt, Schleichs Bücher zu lesen. Diese Stellungnahme kann vom Standpunkte des Mediziners nicht einmal als abwegig bezeichnet werden, wenn er nur die neueren popularisierenden Bücher Schleichs in Betracht zieht. In Wahrheit entbehren seine psychophysikalischen Theorien keineswegs einer morphologisch-histologischen und physiologischen Begründung, die allerdings für die meisten ziemlich versteckt liegt. (Schleichs Buch „Schmerzlose Operationen" und eine Artikelserie in der „Allgemeinen Deutschen Universitäts-Zeitung" Berlin 1893, Nr. 1—7). Zum Verständnis seiner späteren Werke ist es daher notwendig, wenigstens in gedrängter Kürze eine Inhaltsangabe dieser ersten Arbeiten vorauszuschicken. Wenn aber jemand fragen sollte, ob das denn in eine Zeitschrift für Psychoanalyse hineingehört, so will ich zur Einleitung meiner Antwort einen Satz aus Freuds „Jenseits des Lustprinzips" zitieren: „Dagegen würden wir uns gern zur Dankbarkeit gegen eine philosophische oder psychologische Theorie bekennen, die uns zu sagen wüßte, was die Bedeutungen der für uns so imperativen Lust- und Unlustempfindungen sind. Leider wird uns hier nichts Brauchbares geboten." Ich behaupte: Freud hat hier die Flinte zu früh ins Korn geworfen. Schleichs psychophysikalische Arbeiten sind imstande, in manchen Punkten Freuds metapsychologische Vermutungen zu stützen, zu ergänzen oder zu modifizieren.[1]

Die Anfänge seiner Theorie führen bis auf die Untersuchungen über lokale Anästhesie zurück. Schleich ist es mit seiner großen Entdeckung der lokalen Anästhesie nicht besser ergangen als anderen großen Pfadfindern, er hat lange auf Beachtung und noch länger auf Anerkennung warten müssen. Wer das in diesem Schicksal zum Ausdruck kommende allgemeine Gesetz erklären wollte, müßte eine umfassende Psychologie des Sachverständigen schreiben. Aber während weniger widerstandsfähige Naturen wie Robert Mayer und Semmelweiß sich im Kampfe verzehrten, haben stärkere Seelen wie Schleich und Freud unter Vermeidung von Kraft und Zeit verschwendender Polemik ruhig weiter gearbeitet. Bezeichnend für diese Einstellung ist Schleichs Äußerung: „Die Ablehnung durch meine Fachkollegen hat mich nicht abgeschreckt, zumal da mir jede Form von Skepsis als ein beinahe physiologisches Filter für die kristallhelle Reinheit und absolute Unzersetzlichkeit eines wissenschaftlichen Fortschrittes geradezu im Dienste der Wahrheit zu funktionieren scheint. Schließlich erweist sich das brauchbare Neue beständiger als der Staub, den es aufgewirbelt hat".

Durch Liebreichs Arbeiten über Anaesthesia dolorosa zu weiteren Untersuchungen angeregt, glaubte Schleich bemerkt zu haben, daß der Grad der Saftfüllung der die Nervenleitungen einhüllenden Neuroglia von ausschlaggebendem Einfluß auf die Leitung und Hemmung der Nervenströme und damit auf die Sensibilität der Nerven sei. Durch Versuche fand er weiter, daß subtonische Kochsalzlösungen allein schon lokale Anästhesie herbeiführen. Diese Forschungen haben ja, wenn auch spät, Anerkennung gefunden. Aber wer

[1] Zu der von Freud postulierten Frage der Bedeutung der Lust- und Unlustempfindungen werden wir allerdings, wie auch zu einigen anderen in „Jenseits des Lustprinzips" angeschnittenen Fragen noch eine ganz andere Erkenntnisquelle heranziehen müssen, nämlich, die Energielehre, insbesondere den zweiten Hauptsatz der Energetik, dem wie bekannt, W. Ostwald eine universelle Bedeutung auch für alle geistigen Betätigungen zuschreibt. Das Institut Solvay in Brüssel hat bekanntlich die Aufgabe, die Anwendung der Energielehre auf alle sozialen Erscheinungen zu studieren und zu fördern. Ich hoffe, bald in einer weiteren Arbeit einen Versuch auf diesem Wege im Anschluß an „Jenseits des Lustprinzips" wagen zu können, der hoffentlich ein Versuch mit tauglichem Mittel am tauglichen Objekt sein wird.

Schleichs Bedeutung nur auf die Entdeckung der Lokalanästhesie stützen wollte, der würde ähnlich handeln wie jemand, der etwa Helmholtz' Leistung durch den Hinweis auf die Erfindung des Augenspiegels erschöpft zu haben glaubt. Denn die genannten Beobachtungen sind der Ausgangspunkt seiner gesamten, im folgenden skizzierten, anatomisch-physiologisch gestützten Theorie der Gehirnfunktion, der Bedeutung der Neuroglia als Hemmungsorgan sowie des Schlafes und der schlafähnlichen Zustände. Grundlage ist die entwicklungsgeschichtliche Auffassung von einer allmählichen Biogenese auch unserer Zentralapparate. Sie fußt auf dem Nachweis formativer Erkennungsmerkmale einzelner Phasen der Entwicklung auch im Bau des Gehirns und seiner Teile inklusive Rückenmark. Am Anfang alles Lebens war die Irritabilität. Sie schritt im Verlaufe der ungeheuer großen Entwicklungsperioden im Sinne der Arbeitsteilung vor. Dieser Differenzierungsvorgang, diese Entwicklung ist auch jetzt nicht abgeschlossen, sie wird es niemals sein. Die augenblicklich am weitesten fortgeschrittene Differenzierung spielt sich erkennbar ab in den Ganglienschichten des obersten Teiles der Hirnrinde, in den Sphären des Bewußtseins. Dieses unser Bewußtsein ist aber nicht die definitive Krönung des Baues, im Gegenteil, hier sind deutliche Anzeichen vorhanden, daß unser Bewußtsein nur einen Übergang zu anderen Bewußtseinsformen und -Phänomenen darstellt. Seit den Untersuchungen von Golgi, Ramony Cajal, Waldeyer und Köllicker vermögen wir in unserer grauen Rinde vier Schichten zu analysieren. Die oberste, der Neuroglia unter der Dura am nächsten gelegene Schicht von Ganglienzellen hat höchst unregelmäßige Zeichnung, in welcher die einzelnen Zellindividuen eine auffällige Analogie zu den Urformen des Lebens, den omöboiden Leibern mit uni- und multipolaren Protoplasmafortsätzen aufweisen. Hier herrscht kein Typus, keine Konformität wie in den tieferen Schichten der Rinde, sondern hier findet sich eine Rückkehr zu einfachen Grundformen des Lebens, welche eben den Gedanken an eine entwicklungsgeschichtliche Differenzierung gerade an dieser Stelle nahelegt. Es ist hier nicht der Ort, die Aufeinanderfolge der Schichten in ihren Form- und Verbindungsverhältnissen im einzelnen zu schildern. Das Studium des Buches „Schmerzlose Operationen", insbesondere auch der Zeichnungen, kann dadurch demjenigen nicht erspart werden, der in der Lage sein will, Schleichs spätere, allgemeinere Arbeiten zu erfassen und zu beurteilen sowie auch sich über die von mir behauptete Möglichkeit einer Synthese mit Freuds Metapsychologie eine selbständige Meinung zu bilden. Je tiefer die Schichten, einen desto ausgesprocheneren Charakter haben sie, die Zeichnung der Zellen und der Verbindungen wird klarer. Diese zunehmende Festigkeit und Abgegrenztheit beschränkt sich nicht auf das Gehirn. Was Regelmäßigkeit, deutliche Prägung, sinnliche Faßbarkeit der Umrisse betrifft, so besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen Großhirn und allen übrigen Teilen des Zentralnervensystems. Der schwer verfolgbaren, mit dem Auge unsicher erfaßbaren, wulstartigen Gestalt des Großhirns stehen die knolligen, schärfer ausgeprägten und leicht sich charakterisierenden Formen des Mittel-, Kleinhirns und Rückenmarks gegenüber. Hier ein unsicheres Gewirr von darmschlingenartigen Windungen, deren genaue Beschreibung der sichersten Feder des Anatomen und des Stiftes des Zeichners spottet, ein labyrinthisches Ineinandergeschobensein gleichsam wie zufällig abgeknickter und eingebogener Schläuche — dort eine Genauigkeit der Form, für welche in dem ganzen organischen Reiche zahlreiche, sehr treffende, bisweilen obscöne Vergleichs-

gestattungen sich geradezu aufdrängen: Schmetterlingsformen, Wurmzeichnungen, Baumumrisse, Schenkel, Geschlechtsteile, Haube, Pyramide, Streifen, schwarze Substanzen, Vierhügel, Linsenkern, Kreuzungen. Dagegen ist das Großhirn ein Gesicht mit wenig Ausdruck, dem auch die verhältnismäßige Weichheit, Zartheit, gelatinartige Beschaffenheit der Substanz entspricht, während die festere Form der anderen Teile durch eine größere Derbheit und Härte des Baumaterials bedingt ist. Daraus folgert Schleich, daß im Großhirn etwas noch nicht so Fertiges wie jenes Feste vorliegt. Er zieht Analogien heran. Der weichen, in der Zeichnung unsicheren Form der Milz, des Knochenmarks, der Lymphdrüsen mit dem wenig ausgesprochenen inneren Bau entspricht ein physiologisch immer erneuter Wandel und Wechsel der Elemente, ja das weichste Gewebe des Körpers, das Blut, ist auch zugleich das schwankendste und veränderungsfähigste Element des Leibes. Je fester ein Gewebe ist, um so klarer gereift, um so sicherer ausgeprägt, um so weniger wandlungsfähig erscheint uns auch sein inneres Gefüge und sein physiologischer Anteil an der allgemeinen Arbeitsteilung des Organismus.

Nun ergibt sich auch mikroskopisch von der Oberfläche zur Tiefe der Gebilde der Gehirnrinde eine fortschreitend größere Differenzierung des Baues, der Anordnung und Gruppierung der gangliösen Apparate, die immer deutlicher wird über Hirnkappe, Mittelhirn, Kleinhirn, Medulla oblongata und Rückenmark. Durch die Betrachtung des histologischen Bildes wird die Auffassung einer entwicklungsgeschichtlichen Differenzierung von der Medulla oblongata her über das Klein- und Mittelhirn bis zur Hirnrinde unterstützt. Unten typische Regelmäßigkeit und Symmetrie, in den obersten Rindenschichten alles regellos, atypisch, polymorph. Daraus können wir lesen, daß der Übergang von automatischer Koordination der nervösen Funktionen bis in die Sphären der Sinneswahrnehmungen und jene der apperzeptiven psychischen Vorgänge ein allmählicher ist, daß also die instinktiven Fähigkeiten des Menschen in die bewußten Empfindungen hinüberreichen, und daß ein prinzipieller Gegensatz zwischen Bewußtem und Unbewußtem nicht existiert (wir kommen in diesem Zusammenhange auf Freuds Vorbewußtes zurück), daß aus den erworbenen instinktiven und automatischen Fähigkeiten durch immer fortschreitende Differenzierung an der entwicklungsgeschichtlichen Peripherie des nervösen Zentralapparates sich die Bewußtseinsvermittlung herausgebildet hat. Dieser Vorgang kommt nie zum Stillstand auch für das Bewußtsein dieser Menschheitsepoche ist es denkbar, ja wahrscheinlich, daß sich sein Problemleben zur instinktiven Regulation aller Daseinspostulate umbildet, daß das, was heute zweifelhaft, strittig, unsicher, ungewiß ist (die Probleme der Ethik, Religion, Kunst, Politik), dereinst ihre instinktive Lösung, wie beispielweise das sozialpolitische Problem bei den Termiten gelöst erscheint, finden werden.

Hiernach wäre nach einem schon von Herbert Spencer angedeuteten Gedanken alles, was jetzt instinktiv, unbewußt, automatisch vor sich geht, früher bewußter Vorgang gewesen, reguliert durch die vitalen Notwendigkeiten und Zweckmäßigkeiten (Atmung, Herztätigkeit, Verdauung, Koordination der Bewegungen usw.). In jeder Entwicklungsepoche machte immer die jedesmalige letzte Reihe der vorgeschobenen, jüngst entwickelten nervösen Ganglien zum Zweck der Orientierung in der Außenwelt die ganze Bewußtseinssphäre

aus. Eine Zwischenbemerkung: Welches Licht fällt hier auf die neueren Untersuchungen über Bewußtseinsenge! — Auch das, was wir jetzt Bewußtsein nennen, ist nichts als der in der Entwicklung am weitesten vorgeschobene, in Differenzierung begriffene Teil des nervösen Apparates überhaupt. Er hat naturgemäß seinen wurzelartigen Anschluß an alle rückwärts gelegenen, mehr oder weniger unbewußten Mechanismen der Psyche behalten, aber alles ist in fortlaufender Bildung, in immer tätiger Organisation auf neue Außenreize reagierend begriffen. Hier müssen Systemregulierungen Platz greifen, hier müssen neue Bahnen induziert werden, hier muß das einmal Gewonnene, das definitiv Erfahrene, das Zweckmäßigere durch Hemmungen bewahrt und die eingeschleifte Bahn vor Entgleisungen und Seitensprüngen gesichert werden. Dieser Teil unserer Seele[1] ist ihre schwächste, empfindlichste, irrtumreichste, unsicherste, weil jüngste Stätte der Evulotion, das Unbewußte, zweckmäßig Gewordene kann sicht nicht irren, es arbeitet mit automatischer Sicherheit. Aber auch hier im Unbewußten war einst dieselbe Unsicherheit in der Deutung der Außenweltswirkungen, wie sie noch heute in den obersten Schichten der Menschenhirne herrscht, auch hier mußte die Menschheit in ihren Kindheitsjahren sehen, fühlen, riechen lernen. — Vor mehr als fünfundzwanzig Jahren kam Schleich einmal in sehr angeregter Stimmung in seine chirurgische Poliklinik und erzählte uns erfreut und mit Bewunderung, der alte Kölliker, der damals schon die Siebzig überschritten hatte, habe eben in einer Veröffentlichung den Gedanken ausgesprochen, das Genie könnte auf einer neuen peripherstenGanglienschicht beruhen. Das konnte Schleich mit Recht als ein Zeugnis für seine damals schon veröffentlichte Theorie in Anspruch nehmen.

Ein weiteres Postulat, das Schleich dann aufgestellt hat, ist das Vorhandensein eines hemmenden Apparates, eines Isolationsmechanismus für die einmal gewonnenen Verbindungen der Ganglienzellen unter sich. Wo wir elektroide Spannungen annehmen, da müssen wir auch Mechanismen suchen, welche die in bestimmten Bahnen gespannten Nervenströme gegenseitig isolieren, damit eine motorische Leitung, einer Assoziation, eine Sinneswahrnehmung überhaupt zustande kommen kann. Es widerspricht jeder Analogie aus der Elektrizitätslehre, daß ein und dasselbe Element wie die Nervenzelle selbsttätig bald Hemmungsfunktionen, bald Aktion ausübte Und was verhütet ohne Annahme besonderer Isolationsmechanismen, daß zum Beispiel die Assoziationen im Großhirn nicht jeden Augenblick in allen Richtungen ausgelöst werden? Daß eine Sinneswahrnehmung in jedem Augenblick nicht alle möglichen, sondern nur einige wenige Assoziationen, und zwar zeitlich nacheinander und nicht synchron auslöst? Man kann nur aufmerken, weil von allen möglichen Bahnen die erregte frei und alle anderen nicht funktionierenden gehemmt, ausgeschaltet sind. Das ist — wie am Telephon! Daher „Schaltwerk der Gedanken"!

Das Substrat dieses Hemmungsmechanismus sieht er, kurz gesagt, in den Protoplasmazellen der Neuroglia, wobei er sich auf die Untersuchungen von W. Lloyd Andriezen über Bau und Zusammensetzung der Neuroglia stützt. Näheres darüber muß in dem Buche „Schmerzlose Operationen" nachgelesen

---

[1] Während Schleich hier noch im Zusammenhange mit den Vorgängen in der obersten Hirnganglienschicht von „Seele" spricht, ist diese nach seiner in „Das Ich und die Dämonien" durchgeführten Systematik nur in den Sympathikus, dem entwicklungsgeschichtlich ältesten Teil des Zentralnervensystems, verlegt, während er die Vorgänge in der obersten Rindenschicht als „Ich" bezeichnet.

und an den Zeichnungen studiert werden. Auch die höchsten Orientierungsvorgänge (Gehirnzellenreaktion auf Außenweltswirkungen) erhalten vermittelst dieser Hemmung ihre instinktive Regulation von den Uranfängen differenzierter Nerventätigkeit, von dem Sympathikus her mittelst der Innervation der Gefäße und der dadurch verursachten Änderung der Saftfüllung.[1] Die Tendenz dieser Regulation vom Unbewußten her ist: aus der Unsicherheit, aus dem Auswahl treffenden Tasten und Erproben durch Übung und Gewohnheit ebenfalls instinktive, automatische Funktionen herauszuarbeiten.

Auf der Grundlage dieser Lehre des antagonistischen Spiels zwischen aktiver Ganglien- und hemmender Neurogliatätigkeit entwickelt Schleich dann seine einheitliche Theorie des Schlafes, der Träume, des Somnambulismus, der Hypnose, der toxischen Bewußtseinsstörungen einschließlich Narkose. Diese hier auch nur zu skizzieren würde zu weit führen, es muß daher auf das Studium des Originals verwiesen werden. Nur zwei Sätze sollen hier zitiert werden:

„Ich fasse den natürlichen Schlaf auf als einen durch Anpassung und Vererbung erlernten Mechanismus der Hemmung zwecks Ausschaltung des läsiblen, jüngsten, bildungs-, wachstums- und schonungsbedürftigen Teiles der Großhirnrinde. Er tritt ein, wenn von den Zentren des schon definitiv regulierten, mehr vegetativen Lebens auf dem Wege des Reflexes die Neuroglia in Aktion versetzt wird. Das geschieht einmal periodisch und ist eine dem Organismus von außen aufgezwungene Notwendigkeit (Eintritt der Nacht, Fehlen des Sonnenlichtes), oder aber er stellt sich atypisch ein, wenn dieser Reflex auf andere Weise zur Auslösung gelangt (Übermüdung, Hypnose, Vergiftungen, pathologische Reflexanomalien, Störungen der Gefäß- und Nervenfunktion)."

Ergänzend wird man heute auch Änderungen in der Zusammensetzung und Konzentration der Elektrolyte aus dem Sammelbegriff „Vergiftungen" zweckmäßig als besonderen Punkt aussondern.

„Der Somnambule, ja der Schlafende überhaupt tritt damit zurück in einen Zustand, in welchem eine Vorperiode psychischer Fähigkeiten den einzigen Bestand des Bewußtseins ausmachte, und so dürfte man den Schlaf, die Hypnose und den Somnambulismus auffassen als ein periodisches Zurücksinken in frühere Daseinsperioden. Bei allen diesen Zuständen hört also das Seelenleben durch diese Hemmung da auf, wo sonst die oberste orientierende und kombinierende, logisch verbindende Funktion der Seele anfängt — hier ist die Grenzschwelle zwischen Bewußtsein und Unterbewußtsein."

In dem Buch „Das Ich und die Dämonien" entwickelt Schleich wie zum Teil schon in seinen vorhergehenden popularisierenden Werken auf der oben wiedergegebenen Grundlage seine differenzierenden Anschauungen über

[1] Hier wird auch die inzwischen entstandene Lehre vom Elektrolytkreislauf herangezogen werden müssen, da es nicht mehr genügt, mit Schleich nur von „Saftfüllung" ohne Berücksichtigung der Salzkonzentration zu sprechen, deren Bedeutung er ja schon bei den Versuchen zur lokalen Anästhesie empirisch gefunden hatte.

„Ich", Geist und Phantasie, Seele, auf die hier nicht im einzelnen eingegangen werden kann. Außerdem erwähnt er aber auch eine schon im „Schaltwerk der Gedanken" mitgeteilte Schlußfolgerung aus seinen zahlreichen Kriegsbeobachtungen an Hirnverletzungen in seinem chirurgischen Lazarett. Er glaubt schließen zu dürfen, daß das rechte Gehirn imstande ist, das linke zu beobachten, was erst die Möglichkeit einer Introspektion, einer Beobachtung unseres Selbst begründet, überhaupt die Psychologie in uns selbst möglich macht. „Erinnern ist Sache der rückläufigen rechtsseitigen Phantasieströme, Fühlen aber Sache der realen Augenblickswahrnehmung, welche in der linken Gehirnhälfte ausgelöst wird. Darum können wir uns so schwer einen einmal oder selbst mehrere Male erduldeten Schmerz vorstellen und vergessen ihn so leicht, weil der Kurzschluß der Nerven und Ganglien (bei diesem Bild müssen wir an Freuds katastrophalen Durchbruch des Reizschutzes denken!) ein Vorgang im realen Orgelregister ist, der in der Phantasiezone nicht imitiert werden kann." Ein Urteil über die Realität dieser Auffassung, die auch für die Lokalisation des Vorbewußten Bedeutung gewinnen könnte, werden wir uns noch versagen müssen, in der Annahme, daß Schleich seine ihr zugrunde liegenden Beobachtungen an Gehirnverletzten mitteilen wird. Immerhin hat sie etwas Ansprechendes wie alles Künstlerische. Ich kann mir in diesem Zusammenhang, ohne Schlußfolgerungen ziehen zu wollen, nicht die Wiedergabe folgender Lesefrucht versagen (Ribot, Die Persönlichkeit, Berlin 1894): Der Physiologe Professor North vom Westminster Hospital in London berichtet: „Während der Magnetiseur mich mit seinem Blick fixierte, behielt ich zwar mein volles Bewußtsein, es schien mir aber, als hätte ich ein doppeltes Dasein. In meinem Innern fühlte ich ein Ich, welches alle Vorgänge der Außenwelt mit lebhafter Teilnahme verfolgte, es dabei aber gänzlich vermied, die Handlungen des äußeren Ichs irgendwie zu beeinflussen. Diese Unlust oder Unfähigkeit des inneren Ichs zu einem tatkräftigen Eingreifen auf die Persönlichkeit schien immer stärker zu werden, je länger die Situation dauerte." (Zitiert nach Achelis, Die Ekstase, Berlin 1902). Vielleicht fällt von hier Licht auf die Tatsache, daß selbst in tiefster Hypnose der Widerstand gegen Befehle, die dem sittlichen Habitus allzusehr widersprechen, nicht völlig erloschen ist, zum Beispiel bei der Suggestion eines Mordes.

Ich gehe nun dazu über, auf einige mögliche Beziehungen zwischen Schleichs Anschauungen und Freuds metapsychologischen Versuchen, wenn auch nur andeutend,[1] hinzuweisen. Vor allem scheint uns hier ein anatomisch-physiologisches Substrat für Freuds dynamisches Schema vom Bewußten, Vorbewußten und Unbewußten zu winken, und zwar wäre das Schema dann nicht ausschließlich vertikal, sondern auch horizontal zu denken. Letzteres insofern, als wir uns das Vorbewußte im Gegensatz zum Bewußten nicht ausschließlich in tieferen Schichten der Rinde vorzustellen hätten, sondern auch in der peripherstenen, regellosen Ganglienschicht, wobei an die hemmende, zeitweise ausschaltende Tätigkeit der Neuroglia zu denken wäre. Damit würde

[1] **Anmerkung bei der Korrektur.** Diese Beziehungen konnte ich, um so mehr, als diese Arbeit schon vor mehr als 2 Jahren, kurz nach Erscheinen von „Jenseits des Lustprinzips", fertiggestellt ist, nur systemlos tastend, mehr vom Zufall geleitet, aufspüren. Sollten **Schleichs** Gedanken, wenn auch vielleicht nicht in allen Einzelheiten und bei „freibleibender" Kritik sich als brauchbar für synthetische Forschung in dem von mir im folgenden angedeuteten Sinne erweisen, dann würde wohl **Freuds** überlegene Beherrschung des Materials und der Methodik weit systematischer und umfassender die möglichen Beziehungen herausfinden und andererseits die unmöglichen ausscheiden.

auch die relativ leichte Auslösbarkeit von Vorstellungen aus dem Vorbewußten auf assoziativem Wege gut zusammenpassen.

Eine andere Berührungsmöglichkeit ist Freuds Annahme, daß gegen die von innen kommenden Erregungen ein Reizschutz nicht möglich sei. Nach Schleichs Meinung von der überinstanzlichen Bedeutung des Sympathikus würde dessen Tätigkeit (vielleicht neben anderen entwicklungsgeschichtlich älteren Zentren) doch als dieser Reizschutz in Frage kommen können, und zwar nicht allein auf dem Wege der Beeinflussung der apperzeptiven Stellen durch Hemmung und Ausschaltung mittels Neuroglia und Gefäße, sondern auch direkt kraft seiner seelischen Übergeordnetheit. Welch ein grandioser Reizschutz gegen innere Reize wäre dann der Schlaf und die Ohnmacht? Eine vom Sympathikus angeordnete Narkose. Freuds Erklärung der Projektion als Ersatz für den inneren Reizschutz könnte dabei zu Recht bestehen bleiben, wenn man annimmt, daß diese Projektion auf Anordnung des Sympathikus geschieht.

Freud hält ferner die Vermutung für notwendig, daß im System Vorbewußtes Dauerspuren nicht hinterlassen werden können, weil es sonst zur Aufnahme neuer Erregungen allmählich immer untauglicher werden müßte. Denn wir würden damit vor die Aufgabe gestellt, die Existenz unbewußter Vorgänge in einem System zu erklären, dessen Funktionieren sonst vom Phänomen des Bewußtseins begleitet wird. Hier hätten wir von den Anschauungen Schleichs zwei Punkte heranzuziehen: erstens die hemmende, isolierende Tätigkeit der Neuroglia, die ein Aufmerken überhaupt erst ermöglicht, wodurch die Möglichkeit unbewußter Vorgänge in der Bewußtseinssphäre begreiflich würde, dann aber vor allem die aus der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung sich ergebende Möglichkeit des Anwachsens neuer peripherer Ganglienzellen. Wenn über einer Zelle, die durch Aufnahme von Dauereindrücken für die Apperzeption allmählich untauglicher geworden ist, eine neue proliferiert werden kann, dann würde die von Freud mit Widerstreben verlangte Ausnahme von der für alle Systeme zutreffenden Auffassung unnötig werden, daß alle Erregungsvorgänge Dauerspuren als Grundlage des Gedächtnisses hinterlassen.

Einer Weiterentwicklung scheint mir folgender Gedanke Freuds durch Synthese mit Schleichs Ideen fähig: Eine „jenseits des Lustprinzips" liegende gesetzmäßige Quelle der Unlustentbindung ergibt sich nach Freud aus den Konflikten und Spaltungen im seelischen Apparat, während das Ich seine Entwicklung zu höher zusammengesetzten Organisationen durchmacht. Eine Zelle hilft dazu, das Leben der anderen zu erhalten, und der Zellenstaat kann weiterleben, auch wenn einzelne Zellen absterben müssen. Sind wir gezwungen, hier halt zu machen? Hören wir Schleich (Das Ich und die Dämonien, S. 88 ff.): „Sollte nun dies Ichgefühl, diese nur von geistigen Gefühltheiten, zusammengehaltene Einheit nicht eine Illusion, vielleicht ein Kniff der Natur sein, um auf dem Umweg der gefühlten Bedeutung des ‚Ichs' ihre weit über dem ‚Ich' liegenden Zwecke desto sicherer zu erreichen? Es ist in diesem Sinne ein hübsches Wort, daß man den Wald vor Bäumen nicht sieht, es heißt: Wir sehen auch zu viele Menschen, nehmen den einzelnen viel zu wichtig, überschätzen seine Individualität, hinter der doch der dunkle Trieb der ‚Menschheit' zum freilich unerkennbaren, verhüllten, nur ahnbaren Ziel treibt. Es kann sein, daß die Geschicke aller Menschen wie ihrer Leiber durch ein unsichtbares, nie erkennbares, in sich selbst verschiebbares und verstülpbares, dem Äther (?) ähnlichem oder gleichem Grundstoff verknüpft sind, so

daß alle Allgemeinaffekte, wie Mitgefühl, Mitleid, Raserei, Dämonien, Enthusiasmen und Erregungen von Seele zu Seele buchstäblich sich fortpflanzen, daß schließlich der allgemeine rhythmische Vorwärtstrieb des Äthers, unter dem allein wir uns so etwas wie eines Schopenhauers ‚Weltwillen' denken können, sich mehr oder minder geltend macht am Rhythmus des eingestellten Einzelwillens. Da mag es denn der Natur vielmehr darauf ankommen, die Gesamtheit der Menschheit vorwärts zu bringen, als den einzelnen, das ist vielleicht der Grund aller gleichzeitigen Fortschritte und ihrer scheinbaren Grausamkeit, daß sie immer den einzelnen rücksichtslos opfert, wenn es sich irgendwo um ihre unabänderlichen, generellen Pläne handelt. Die Natur gab jedem seinen individuellen Erhaltungs- und Entwicklungstrieb, um aus einer Summe von Egoismen desto sicherer das außer dem Ich liegende höhere Ziel zu erreichen! Der unweigerlich dagegen sich aufbäumende Mensch, der Titan, der Prometheus lebt von einem Triebe der Vernichtung, der, wie wir zeigen werden, funktionell den Dämonien zufällt."

Zu noch höherer Harmonie hinauf steigt Rabindranath Tagore, der nicht den einzelnen für die Gesamtheit „opfert" (Sadhana).

„Einer meiner Schüler erzählte mir einst sein Abenteuer im Sturm und beklagte sich, daß er während der ganzen Zeit unter dem Gefühl zu leiden hatte, dieser große Aufruhr der Natur benehme sich gegen ihn, als ob er nicht mehr wäre als eine einfache Handvoll Staub. Daß er eine ausgezeichnete Persönlichkeit mit eigenem Willen war, übe auf das, was geschah, nicht den mindesten Einfluß. Ich antwortete, daß die Verwandtschaft des ‚Ich' mit etwas bestehe, das ein ‚Nicht-Ich' wäre. Darum müssen wir ein beiden gemeinsames Verbindendes haben und dessen absolut gewiß sein, daß es das Gleiche für das ‚Ich' wie für das ‚Nicht-Ich' ist. Wir sehen also, daß die Individualität des Menschen nicht seine höchste Wahrheit ist; die höchste Wahrheit in ihm ist das Universale, Allumfassende. Die universale Kraft, die sich im Weltgesetz offenbart, ist mit unserer eigenen Kraft eins. Es wird sich uns in die Quere stellen, wo wir klein sind, wo wir gegen den Lauf der Dinge sind. Aber es wird uns helfen, wo wir groß sind, wo wir im Einklang mit dem All sind. Wie wir so durch die Hilfe der Wissenschaft immer mehr von den Gesetzen der Natur erfahren, gewinnen wir an Kraft; wir sind darauf angelegt, einen allsamen Körper zu erlangen. Unser Gesichtsorgan, unser Bewegungsorgan, unsere physische Stärke werden weltweit; Dampf und Elektrizität werden unser Nerv und Muskel. So finden wir, daß, wie in unserer ganzen körperlichen Organisation ein Prinzip des Zusammenhanges herrscht, wodurch wir eben den ganzen Körper unser Eigen nennen und als solchen gebrauchen können, so auch im Weltall dieses Prinzip ununterbrochenen Zusammenhanges besteht, das uns befähigt, die ganze Welt unseren erweiterten Körper zu nennen und ihn demgemäß zu gebrauchen.[1] Und in diesem Zeitalter der Wissenschaft ist es unser Bestreben, unseren Anspruch auf das Welt-Ich voll aufzurichten. Wir wissen, daß wir all unsere Armut und unsere Leiden nur unserer Ohnmacht verdanken, diesen unseren gesetzmäßigen Anspruch auch zu verwirklichen. In der Tat, es gibt keine

[1] Von mir unterstrichen, weil in diesem Satz die von mir oben vermutete Möglichkeit ausgedrückt ist, daß vielleicht eine Weiterbildung von Freuds Gedanken möglich ist, der eine „jenseits des Lustprinzips" liegende Quelle in den Konflikten sieht, die sich aus der Opferung einzelner Zellen für den Gesamtorganismus ergaben.

Grenzen für unsere Kräfte, denn wir sind nicht außerhalb der universalen Kraft, die der Ausdruck des Weltgesetzes ist. Die Freiheit eines Menschen besteht niemals darin, von Leiden befreit zu sein, sondern das ist Freiheit, das Leid zum eigenen Guten hinzunehmen, es zu einem Element eigener Freude zu machen. Dies kann nur geschehen, wenn wir erkennen, daß unser einzelnes Selbst nicht der höchste Sinn unseres Wesens ist, daß wir den Weltmenschen in uns haben, der unsterblich ist, der Tod oder Leiden nicht fürchtet und der im Schmerz nur die andere Seite der Freude sieht.[1] Denn er (der Schmerz) ist wie die vestalische Jungfrau dem Dienst unsterblicher Vollendung geweiht, und wenn er seinen Platz vor dem Altar des Unendlichen einnimmt, dann wirft er seinen dunklen Schleier von sich und entblößt sein Antlitz dem Beschauer als eine Offenbarung erhabenster Freude."

Wir sind unversehens in das Gebiet der Weltanschauungsfragen hineingeraten und sehen uns vor die Wahl gestellt: sollen wir mit Schopenhauer und Freud als das „Ziel" alles Lebens den Tod ansehen, oder sollen wir mit Schleich die Aufwärtsentwicklung zu neuen, höheren Bewußtseinsformen, mit Schleich und Tagore die Unsterblichkeit alles Lebens annehmen? Aber wir sind gar nicht vor die Wahl gestellt, und Freud gehört gar nicht an die Seite Schopenhauers! Was er in „Jenseits des Lustprinzips" ausspricht, das ist nur die „Verfolgung eines Gedankenganges aus wissenschaftlicher Neugierde oder, wenn man will, als advocatus diaboli, der sich darum doch nicht dem Teufel selbst verschreibt". Er hält uns und sich selbst mit wissenschaftlicher Unbestechlichkeit die Möglichkeit vor Augen, daß er mit der Folgerung des regressiven Charakters der Triebe aus der durch beobachtetes Material gesicherten Tatsache des Wiederholungszwanges zu weit gegangen sei. Er traut zwar der Intuition bei diesen Arbeiten wenig zu und ist geneigt, in ihren Ergebnissen nur den Erfolg einer gewissen Unparteilichkeit des Intellekts zu sehen. Aber er fügt nicht ohne Resignation hinzu, daß man leider selten unparteiisch sei, wo es sich um die letzten Dinge, die großen Probleme der Wissenschaft und des Lebens handelt. Was zwingt auch zu einer Geringschätzung der Intuition in diesen Fragen, wenn Freud doch auch die Überzeugung ein affektives Moment nennt? Resignation liegt auch darin, wenn er mit Rückert feststellt: „Was man nicht erfliegen kann, muß man erhinken." Mit seinem innersten Wünschen und Fühlen berührt Freud sich vielleicht doch mehr mit Schleich, als es den Anschein hat. Dafür bringe ich einen Zeugen: Schleich. „Von Eduard v. Hartmann über Nietzsche, über Tolstoi, Dostojewski, Strindberg bis zu Rathenau, Freud und Bergson dringt der Schrei: Genug des ewigen Wissenwollens! Besinnt euch alle einmal auf die Tiefsee der Güte, auf Unterbewußtes und Unbewußtes, gebt Raum der Intuition, der großen Prophetin, macht der Ahnung Platz und glaubt endlich, daß sie als echtes Urgefühl mehr ist als Beweis, daß alle Verstandestätigkeiten doch nur sklavische Dienerschaften sind im Dienst eines offenbarenden Vorempfindens." („Berl. Tagbl." Nr. 274, 1914.)

Ist eine Metapsychologie möglich, die sich von Metaphysik grundsätzlich fernhält? Als wir, die heutige ältere Generation, zu denken und zu fragen anfingen, da herrschte eine ahnungslose und selbstgefällige Büchner-

[1] Sollte nach dieser Analogie in der jüdischen, auf asiatischen Boden gewachsenen Auffassung, daß Gott Schmerz und Leiden zur Einkehr, Läuterung und Aufwärtsentwicklung schickt, nicht doch etwas anderes liegen als, wie Pfister meint, „die Psychologie des verschuldeten Kleinbürgers"?

Orthodoxie, die alles verwarf, was man nicht riechen, schmecken, sehen, tasten, wiegen, messen konnte. Das ist anders geworden. Selbst ein Mediziner, der Gott sucht, läuft heute nicht mehr Gefahr, daß er von seinen Kollegen schonend und unauffällig veranlaßt wird, mal „dritte reitende Artilleriebrigade“ zu sagen.

Darf ein Psychoanalytiker, der Freuds „Totem und Tabu“ und Reiks religionspsychologische Forschungen kennt und anerkennt, auch mit Schleich und Tagore gehen? Das will ich bejahen. Hinter Ludwig Feuerbachs und Freuds nach dem Ebenbild des Menschen geschaffenem Gott steht der Gott Schleichs und Tagores, Jesajas und Platos, Spinozas, Goethes und des Steinklopferhannes. Tagore ist nicht ein Einzelner, sondern der Exponent einer viele Jahrtausende umfassenden Entwicklung. Können wir kulturstolze und doch, ach, so neue Europäer unseren Narzißmus soweit beugen, um den Gedanken zu vertragen, daß die Gehirne der Asiaten mit ihren weit älteren adeligen Kulturstammbäumen im Sinne der Schleichschen Lehre in der instinktiven Regulierung dieser den Inhalt unseres jetzigen Problemlebens ausmachenden Fragen, wie Ethik, Religion, Kunst, Politik, vielleicht schon einen Schritt weiter gekommen sind?

Zum Schluß eine Verwahrung. Müssen wir Schleich, wenn uns seine Grundideen einleuchten, wenn wir uns dem Zauber seiner dichterischen Sprache, dem dithyrambischen Schwung seiner wie Meereswogen heranrollenden Satzgefüge hingeben, in allen seinen Gedanken und Einfällen, besonders der neueren Schriften, folgen? Nein. Die Ideenflucht des Genies mag ihn manchmal auf ungangbare Seitenpfade und in Sackgassen fortreißen. Aber wir sollen uns nicht, wie es leider der Psychologie des wissenschaftlichen Sachverständigen entspricht, verleiten lassen, das Ganze zu verwerfen, wenn uns Einzelheiten nicht einleuchten. In einer Fabel Lessings kommt das Kälbchen zum Hirten und berichtet selbstgerecht: „Der Stier, den du mir immer vorziehst, hat mit seinen Hörnern den oberen Pfosten der Stalltür zersplittert, während ich dir doch niemals solchen Schaden verursacht habe.“ Der Hirt aber weist es unwirsch ab und antwortet: „Ich wünschte, du wärst imstande, mir ebenfalls solchen Schaden zuzufügen, dann könntest du mir auch soviel nützen wie der starke Stier.“

Erfahrungen und Beispiele aus der analytischen Praxis.

Ptyalismus bei Oralerotik.

Ein Mediziner der höheren Jahrgänge erzählt mir, daß er, so oft er eine Frau auskultieren will und den Kopf zu diesem Zweck ihrer Brust nähert, von stürmischem Speichelfluß befallen wird; für gewöhnlich übersteigt seine Speichelsekretion das normale Maß nicht. Ich zweifle nicht an der infantilen (oralerotischen) Quelle dieser Besonderheit. (Vergl. dazu auch den von Abraham mitgeteilten Fall mit „Mundpollutionen“; diese Zeitschrift Jahrg. IV, S. 71 ff.) Ferenczi.

Die Söhne der „Schneider“.

In einem — im Verhältnis zur Patientenzahl — auffällig hohen Prozentsatz der Fälle findet man unter den männlichen Neurotikern solche, deren Väter einen in irgend welchem Sinne „imposanten“ Beruf hatten. Bei einer anderen Gelegenheit wies ich darauf hin, daß die Loslösung des Vaterideals

von der Person des Vaters — eine notwendige Forderung des Selbständigwerdens — besonders erschwert ist, wenn der Vater selber die hohe Stellung innehat, auf deren Träger man sonst seine Sohnesgefühle zu übertragen pflegt (Fürsten, Lehrer, Geistesgrößen usw.). Dies ist, meiner Ansicht nach, auch die Erklärung dessen, daß die unmittelbaren Nachkommen bedeutender Persönlichkeiten und Genies so leicht verkommen. Es gibt aber — wie ich nun hinzufügen muß — Berufe, die sich sozial keiner solch besonderen Achtung erfreuen, im Seelenleben der Kinder aber mindestens so starke, oft unauslöschliche Spuren zurücklassen. Es sind dies die Berufe, deren Ausübung mit dem Handhaben scharfer, schneidender Werkzeuge verbunden ist, in erster Linie der Beruf des Schneiders, dann der des Barbiers, des Soldaten, des Metzgers, vielleicht auch des Arztes. Von den sieben Patienten, die ich zum Beispiel augenblicklich in Behandlung habe, sind zwei Schneidersöhne. Selbstverständlich handelt es sich bei beiden, wie auch bei allen ähnlichen von mir beobachteten Fällen, um eine ungeheuere Verstärkung der Kastrationsangst, die dann die Lähmung der Potenz zur Folge hatte. Ferenczi.

Die „Materialisation" beim Globus hystericus.

Als Beispiel der hysterischen „Materialisation" (bei welchem Prozeß eine Idee sich im Körper plastisch verwirklicht) nenne ich in meiner diesbezüglichen Arbeit auch den Globus hystericus und vertrete die Ansicht, daß es sich hiebei nicht nur um eine Parästhesie, sondern um eine wirkliche Materialisierung handelt. Nun lese ich in Bernheims Buch „Hypnotisme, Suggestion, Psychothérapie" auf Seite 33 folgendes: „Quand j'étais externiste chez M. Sédillot, ce maître éminent fut appelé d'examiner un malade qui ne pouvait avaler aucun aliment solide. Il sentait à la partie supérieure de l'œsophage, derrière le cortilage thyroïde, un obstacle au niveau duquel le bol alimentaire était retenu, plus regurgité. En introduisant le doigt aussi profondément que possible à travers le pharynx, M. Sédillot sentit une tumeur qu'il décrivit comme un polype fibreux saillant dans le calibre de l'œsophage. Deux chirurgiens distingués pratiquèrent le toucher après lui et constaterènt sans hésitation l'existence de la tumeur, telle que le maître l'avait décrite. L'œsophagotomie fut pratiquée; aucune altération n'existait à ce niveau."

Ferenczi.

Aufmerken bei der Traumerzählung.

Der Psychoanalytiker soll bekanntlich nicht angestrengt zuhören, wenn der Patient vor sich hinspricht, sondern bei „gleichschwebender Aufmerksamkeit" seinem eigenen Unbewußten Spielraum gewähren. Eine Ausnahme von dieser Regel möchte ich für die Traumerzählungen der Kranken statuieren, da hier jedes Detail, jede Schattierung des Ausdrucks, die Reihenfolge des Inhalts in der Deutung zur Sprache gebracht werden muß. Man soll also trachten, sich den Wortlaut der Träume genau zu merken. Kompliziertere Träume lasse ich mir oft noch einmal, nötigenfalls auch ein drittesmal erzählen. Ferenczi.

Das Grausen beim Kratzen an Glas usw.

Diese sehr verbreiteten Idiosynkrasien wurden in der Analyse von Neurotikern der Deutung zugänglich. Ein Patient, den es „kalt überlief", wenn er Erdäpfel schälen sah, brachte mir den ersten Wink zur Deutung: er

identifizierte unbewußt diese Erdfrüchte mit etwas Menschlichem, so daß für ihn das Abschälen der Kartoffeln ein Schinden, Hautabziehen bedeutete, und zwar sowohl aktiv (sadistisch) als auch passiv (masochistisch) im Sinne der Taliostrafe. Auf diese Erfahrung gestützt, mußte ich dann auch die oben aufgezählten Eigenheiten auf Kindheitseindrücke zurückführen, auf eine frühe Lebensperiode, in der die animistische und anthropische Auffassung des Leblosen gang und gäbe ist. Der schrille Ton beim Kratzen des Glases scheint für das Kind mit dem schmerzlichen Schrei bei Mißhandlung gleichbedeutend zu sein und auch das Leinwandgewebe macht — seiner Ansicht nach — Schmerzensäußerungen, wenn es in Stücke gerissen wird. Die Berührung von Stoffen mit rauher Oberfläche, das Streicheln von Seide, ist vielfach auch von „Gruseln" begleitet, wahrscheinlich, weil solche Stoffe beim Darüberfahren mit der Hand gleichfalls ein „unangenehmes" Geräusch machen. Doch mag auch die Rauhigkeit für sich allein genügen, die Mitempfindung von etwas Rauhem oder Wundem an der eigenen Haut hervorzurufen, während das Streicheln von glatten und weichen Gegenständen auf die eigenen Hautnerven beruhigend zu wirken scheint. Die Neigung zur Bildung solcher Idiosynkrasien stammt wohl in den allermeisten Fällen von unbewußten Kastrationsphantasien ab. Es ist nicht unmöglich, daß solche und ähnliche Momente auch in der ästhetischen Wirkung verschiedener Stoffe und Materialien von Bedeutung sind.

Ferenczi.

Zur Symbolik des Medusenhauptes.

Aus der Analyse von Träumen und Einfällen kam ich wiederholt in die Lage, das Medusenhaupt als schreckhaftes Symbol der weiblichen Genitalgegend zu deuten, dessen Einzelheiten „von unten nach oben" verlegt wurden. Die vielen Schlangen, die sich ums Haupt ringeln, dürften — durch das Gegenteil dargestellt — das Vermissen des Penis andeuten und das Grauen selbst den furchtbaren Eindruck wiederholen, den das penislose (kastrierte) Genitale auf das Kind machte. Die angstvoll und ängstigend vorquellenden Augen des Medusenhauptes haben auch die Nebenbedeutung der Erektion.

Ferenczi.

Lampenfieber und narzißtische Selbstbeobachtung.

Von Personen, die bei öffentlichem Reden, musikalischer oder schauspielerischer Produktion durch „Lampenfieber" gehemmt sind, erfährt man, daß sie in solchen Momenten sehr häufig in einen Zustand der Selbstbeobachtung verfallen: sie hören ihre eigene Stimme, merken jede Bewegung ihrer Glieder etc., und diese Spaltung der Aufmerksamkeit zwischen dem objektiven Interesse am Gegenstand der Produktion und dem subjektiven am eigenen Verhalten stört die normalerweise automatisch ablaufende motorische, phonatorische oder rednerische Leistung. Es ist irrtümlich zu glauben, daß solche Leute infolge übergroßer Bescheidenheit ungeschickt werden; im Gegenteil: ihr Narzißmus stellt übergroße Anforderungen an die eigene Leistung. Nebst der negativ-kritischen (ängstlichen) Beobachtung der eigenen Leistung gibt es auch eine positiv-naive, wobei sich die Aktoren gleichsam an der eigenen Stimme oder sonstiger Leistung berauschen und auf das Inhaltliche derselben vollkommen vergessen. Das „Dédoublement de la personalité" beim Sprechen ist oft auch ein Symptom des inneren Zweifels an der Aufrichtigkeit des Gesagten.

Ferenczi.

Ein „analer Hohlpenis" bei der Frau.

Ein männlicher Patient hatte als Kind die Vorstellung vom weiblichen Genitale, daß es ein hinten heraushängendes Rohr ist, das sowohl zur Dejektion als auch zur Aufnahme des Penis geeignet ist, dabei auch den Wunsch befriedigt, daß die Frauen einen Penis haben sollen. Ferenczi.

Der Traum vom „gelehrten Säugling".

Nicht allzu selten erzählen einem die Patienten Träume, in denen Neugeborene oder ganz junge Kinder, Wickelkinder, vorkommen, die vollkommen fließend reden oder schreiben können, tiefsinnige Sprüche zum Besten geben oder gar gelehrte Unterhaltungen führen, Reden halten, wissenschaftliche Erklärungen geben usw. Ich vermute, daß hinter solchem Trauminhalt etwas Typisches verborgen ist. Die Oberschichte der Traumdeutung ergab in mehreren Fällen die Ironisierung der Psychoanalyse, die bekanntlich den Erlebnissen der frühen Kindheit weit mehr psychischen Wert und Dauerwirkung zuschreibt, als man im allgemeinen anzunehmen pflegt. Die ironische Übertreibung der Intelligenz der Kleinen drückte also den Zweifel an den diesbezüglichen analytischen Mitteilungen aus. Da aber ähnliche Vorkommnisse in Märchen, Mythen und Überlieferungen der Religionsgeschichte recht häufig sind und auch von der bildenden Kunst wirksam dargestellt werden (siehe die Disputation der jungen Maria mit den Schriftgelehrten), glaube ich, daß sich hier die Ironie tieferer und ernsthafter Erinnerungen der eigenen Kindheit nur als Mittel bedient. Ist doch der Wunsch, wissend zu werden und die „Großen" an Weisheit und Kenntnissen zu überflügeln, nur eine Umkehrung der gegensätzlichen Situation des Kindes. Ein Teil der von mir beobachteten Träume dieses Inhalts wird von der bekannten witzigen Bemerkung des Wüstlings erläutert, der da sagte: „Hätte ich nur die Situation des Säuglings besser auszunützen verstanden." Wir dürfen schließlich nicht vergessen, daß dem jungen Kinde tatsächlich manches Wissen noch geläufig ist, das später durch Verdrängungsschübe verschüttet wird.[1] Ferenczi.

Waschzwang und Masturbation.

Ich habe eine sehr intelligente Patientin mit einem Gemenge von Hysterie und Zwangsneurose. Der stärkste ihrer Zwangsgedanken ist, daß sie verrückt werden muß; sie hat auch Waschzwang. Sie war lange Zeit enragierte Onanistin, auch nach der Verehelichung. Sie onanierte immer unter Gewissensskrupeln, weil ihr (als Kind) die Mutter damit drohte, sie werde noch (infolge der Masturbation) blödsinnig. Die Erkrankung an ihrer jetzigen Neurose fällt zeitlich mit dem Aufgeben der Onanie zusammen. Einige Traumanalysen überzeugten mich, daß der Zwangsgedanke des Verrücktwerdens eine Menge perverser Phantasien substituiert. Verrücktwerden = verrückte, unsinnige, unzurechnungsfähige Handlungen begehen, und zwar sexueller Natur.[2] Sie produziert massenhafte Prostitutionsphantasien; die unbewußten sexuellen Phantasien beschäftigten sich mit ihren

[1] Diese Mitteilung hat, wie ich glaube, die Bedeutung dieses Traumtypus keineswegs erschöpft und will nur die Aufmerksamkeit der Psychoanalytiker auf ihn lenken. (Eine neuerliche Beobachtung der gleichen Art lehrte mich, daß solche Träume das tatsächliche Wissen der Kinder um die Sexualität illustrieren.)

[2] Die hypochondrische Zwangsidee des Verrücktwerdens konnte ich schon in vielen Fällen als Deckmantel „verrückter" sexueller Wünsche entlarven.

Eltern, die sie zum Teil durch ihre Kinder ersetzt. Sie liebt ihr Söhnlein und nennt es „Väterchen“ (im Ungarischen unauffällig), die Tochter behandelt sie streng und nennt sie (wenn sie von einer zärtlichen Reaktion befallen wird) „Mütterchen“. Das Merkwürdige am Falle ist aber, daß sie ihre Waschungen so lange variierte, bis sie ihr wieder genitale Befriedigung verschafften. Sie masturbierte endlich mit dem Ansatzrohr des Irrigators und reibt sich die Vulva mit einer scharfen Bürste. Dabei ist ihr Gewissen ruhig; sie wäscht sich ja nur und onaniert nicht. Professor Freuds Vermutung, daß die Zwangshandlungen, die Schutzmaßregeln gegen die Onanie sein sollten, auf Umwegen wieder zur Onanie führen, findet in diesem Fall die glänzendste Bestätigung. Ferenczi.

Aus der psychiatrischen Anstaltspraxis.

Anstaltsarzt und Geisteskranke.

Ich möchte hier auf einige ganz alltägliche und psychoanalytisch doch höchst charakteristische Erscheinungen hinweisen, die an Geisteskranken in der Anstaltspraxis zu beobachten sind, von dem nichtanalytischen Anstaltsarzt jedoch gar nicht bemerkt, geschweige denn berücksichtigt werden. Wir wissen ja, daß selbst die klinische Beobachtung der Geisteskranken, auch wenn sie sich schon auf den „Inhalt“ der Psychose erstreckt, es an der Konstatierung der allgemeinen Wahnrichtung, Verfolgungs-, Eifersuchts-, Beeinflussungsideen und höchstens noch an einer oberflächlichen Skizzierung der Wahnfabel genügen läßt. Das bezeichnendste ist aber jene Behutsamkeit oder Scheu, mit welcher das Sexuelle oder Obszöne umgangen, vernachlässigt oder bemäntelt wird. Daß hier der Arzt durch Eigenkomplexe, durch eine Überkompensierung mittels Ekel, Scham, Ethik, Ästhetik usw. daran gehindert wird, einer objektiven Beobachtung fähig zu sein, ist selbstredend. Auch den affektbetonten Widerstand kann man nur zu oft herausspüren. Hat man doch genügend Gelegenheit, zu hören zu bekommen, daß der Psychoanalytiker nur „Schweinereien“ nachspürt. Man hat allerdings Gelegenheit, Psychiater kennen zu lernen, die eine besondere Lust am Obszönen (Sammeln von Zote in Bild und Schrift, Freude an Zote als Witze usw.) bekunden; merkwürdigerweise jedoch sind diese Psychiater ebenso vehemente Verschmäher der Psychoanalyse wie diejenigen, die sich im Namen des guten Geschmacks und ihrer überfeinen ästhetischen Gefühle gegen diese Lehre auflehnen. Ein ganz bezeichnender Repräsentant dieser letzten Art war ein bekannter Forscher, einst Anstaltschefarzt, der bei jeder obszönen Äußerung des Kranken ein „Pfui“ ausstieß, in einem leicht verletzten und doch verzeihendem Tone. Welch ein Greuel, als ein Kranker bei der Frühvisite die Bemerkung machte, er hätte des Nachts mit der Frau des Arztes verkehrt. Wer hätte den Mut und die Fähigkeit gehabt, diesem Arzt den Ödipuskomplex nahe zu legen? Ein anderer Arzt hatte eine andere Methode, sich aus solcher peinlichen Affäre zu ziehen. Wenn der Kranke über sexuelle Träume, Erregung oder Pollution klagte, antwortete er rasch: „Bitte, lassen wir das, das ist Ihre Privatangelegenheit.“

Nur unter solchen Verhältnissen ist es zu verstehen, daß die Beobachtung der Psychotiker, bei welchen das Unbewußte fast offen zutage tritt, nicht längst die schlagendsten Bestätigungen der Freudschen Lehre geliefert hat. Es werden hier nur ganz kleine, alltägliche Beobachtungen mitgeteilt, die vorderhand nicht tiefer verfolgt werden sollen. Hollós.

Augen-Genitalesymbolik.

Vor einigen Tagen suchte mich ein tiefbedrückter Vater mit der Bitte auf, wir möchten seinen seit einem halben Jahre erkrankten Sohn in die Anstalt aufnehmen. Der junge Mann zeigte in dem letzten Jahre ein verändertes Wesen, besuchte oft die Kirchen und Geistlichen. Eines Nachts kam er in das Schlafzimmer des Vaters, warf sich über ihn her und wollte ihm die Augen ausdrücken. Nur mit Not konnte man den Kranken bezähmen. Nach einigen ruhigen Tagen wiederholte sich dieselbe Szene, wobei der Sohn auch die Äußerung tat: „Das ist Gottes Wille, wir müssen unsere Sünden sühnen."

Man brachte den Kranken in die Anstalt, wo er in dem Beobachtungssaal zu Bett gebracht wurde. Kaum lag er eine halbe Stunde da, als er aufsprang, zu einem älteren Kranken lief und dessen Augen angriff, um dieselben, wie er sagte, „auszureißen". Man führte ihn zu seinem Bett zurück und ich gab die Anordnung, daß zwei Wärter ihn bewachen sollten. Da geschah aber etwas Unerwartetes. Der Kranke griff zu seinen Hoden und wollte sie ausreißen, indem er schrie: „Ich bin ein Sünder, ich verdiene nicht zu leben, man soll mich lassen, ich muß Gott dienen; wißt ihr nicht, was der Wunsch Gottes ist?" (Er will zu den Genitalien greifen): „Das bereitet dem Herrgott Freude."

Es muß bemerkt werden, daß, obzwar der Kranke, wie sich später herausstellte, den Wunsch, sich zu kastrieren, schon längst geäußert und verfolgt hatte, dies in der Anamnese ebenso wie in der Erzählung des Vaters verschwiegen wurde.

*

Ein Präcoxkranker hatte im Felde sich selbst ins rechte Auge geschossen. Er laborierte seit längerer Zeit mit seinen Augen, gab beim Militär an, daß er kurzsichtig sei und in der Dämmerung nicht sehe. Dabei hatte er Angst davor, daß man ihm in die Augen sehe, und auch, daß man sie ihm herausoperiere. Das ziemlich bunte Krankheitsbild weist einen prägnanten Kern auf, um welchen sich die meisten Äußerungen und Klagen des Kranken drehen: „Ich war immer ein Krüppel, eine ganz gewöhnliche Null; 168 cm Körperhöhe ist nichts. Ich hätte mich bis zu meinem 24. Jahre auswachsen müssen. Immer hat es mich verdrossen, daß ich kleine Geschlechtsapparate habe, und es ist möglich, daß ich darum verrückt geworden bin. Mir fehlt die eine Hode." Nun besteht tatsächlich ein linksseitiger Kryptorchismus. Die Kastrationsangst war es, die ihn zur Selbstverstümmlung, zur Vernichtung des einen Auges führte, dabei gab er aber vor, nicht er selbst, sondern ein Fremder habe ihm ins Auge geschossen. Er sagt auch, daß er vor dem Schuß schwarze Augen hatte, jetzt hätte er aber braune. Über Veränderung der Farbe der Augen beklagen sich übrigens viele Kranke.

Hollós.

Augenveränderung — Kastration.

Von einer Veränderung der Farbe der Augen sprach unter anderem auch ein Kranker, der ebenfalls einen stark ausgesprochenen Kastrationskomplex darbot, und zwar in einer geistreichen Form. Er beklagte sich, daß seine Feinde ihm die Leute vertauschten, um ihn zu verwirren. Die Täuschung wird dadurch bewerkstelligt, daß man die Augen der Leute verwechselt. Er fand auch die organisierte Gesellschaft heraus, die dieses Geschäft betrieb. Es ist dies das Wechselmannsche Blindeninstitut in Budapest. Tatsächlich gibt es eine solche Anstalt, die nach dem Begründer so genannt wird.

Hollós.

Homosexuelle Verfolgung — Kastration — Auge.

Ein junger Jurist beschuldigt seinen Vater, der Arzt war, daß der Vater ihn längere Zeit hindurch im Schlaf homosexuell mißbraucht hätte, dabei aber auch eine verbotene Operation an ihm durchführte, indem er ihm das Ende des Rückgrates abschnitt. Das Ende des Rückgrates verleihe Genialität; man kann es auch in andere Leute verpflanzen, wodurch jene genial werden. Dabei erzählt er, daß der Vater nach den Attentaten ihn aufweckte, seine Augen untersuchte und ihn damit reizte. Hollós.

Angst vor Erblindung.

Ein Kranker ist ängstlich, daß er das Augenlicht verlieren wird. Er erzählt erregt, daß ein Arzt ihm in die Augen sah und sein linkes Auge seitdem erblindet sei.

Dabei besteht eine parallele Angst, er verspürt nämlich gewisse Reize, durch welche sein „Glied erschlafft und ihm die Natur abgeht". Solche Reize sind gewisse Stimmen und das Händereichen. Wenn der Arzt vor ihm mit den Schlüsseln spielt, so kann ihn das so erregen, daß er zornig davonlaufen muß. Am schlimmsten ergeht es ihm aber, wenn man ihm die Hand reicht, wobei man die Schlüssel in der Hand behält. Hollós.

Schlangen- und Krawattensymbolik.

Ein Paraphreniker, der in der Umgebung der Anstalt frei herumgehen durfte, sammelte im Walde mit großer Vorliebe gemeine Nattern, steckte sie in sein Hemd oder in seine Tasche und unterhielt sich damit, dieselben unvermutet aus ihrem Versteck hervorzuholen und die Hausleute damit zu erschrecken. Einen besonderen Reiz hatte es für ihn, die Nattern sich als Krawatte um den Hals zu schlingen und so im Park herumzuspazieren, indem er die Kranken, darunter auch Frauen, herumhetzte.

In dieser Zeit meldete mir der Waldhüter von demselben Kranken, daß er die Bauernweiber, welche vom nächsten Dorf durch den Wald in die Stadt gingen, durch tatsächliche exhibitionistische Attacken verfolgt hatte.

Hollós.

Fußverletzung — Impotenz.

Ein Paranoiker erstach seine Frau aus Eifersucht. In der Anstalt begründete er seine Tat folgenderweise: Seitdem sein Fuß gebrochen sei (entspricht der Wirklichkeit) ist sein Glied krumm geworden und so konnte er nicht regelrecht koitieren. Demzufolge können drei Kinder seiner Frau nicht die seinen gewesen sein. Hollós.

Fuß, Auge, Krawatte, Genitale.

Ein erregter Kranker schreit den Arzt an: „Geben Sie mir Ihre Hoden, Ihren Fuß, Ihre Augen, Ihre Krawatte her." Hollós.

Ödipuskomplex — Erblindung.

Ein Mittelschulprofessor, der schon im Jahre 1886 in der Anstalt war, hatte damals eine starke Angst vor Erblindung. Er geriet jetzt zuletzt in einen schweren Depressionszustand, voll von den intensivsten Selbstbeschuldigungsideen: „Ich hatte die größte Sünde begangen. Ich hatte Onanie getrieben und dabei an Frauen gedacht, die dadurch zugrunde gingen." Unter den vielen,

die so sterben mußten, hebt sich Königin Elisabeth als höchste hervor. Das ist seine größte Schuld. Und dieser Kranke hat dieselbe Strafe — allerdings nur in der Phantasie — an sich vollstreckt, wie der oben zuerst besprochene, er sagt nämlich öfters: „Ich sehe nicht, ich bin erblindet." Hollós.

Homosexualität, Vaterinzest, „Genitalblindheit".

Ein 21jähriger, sehr erregter Präcoxkranker spricht von der Blutschande, von Homosexualität, weiters dann, daß die „Vaterwurzel" in dem Männchen überpflanzt wird. Er sei dadurch in Blutschande geraten. Er sei auch „buzerant". Er benützt eine eigentümliche Wortzusammensetzung. Im Ungarischen heißt es „himvak". Him bedeutet hier das Tiermännliche (Männchen), vak = blind. Der Sinn wäre: im Männchentum blind. Es sind nach ihm auch im Weibchentum Blinde (nővak). Hollós.

Gebärmutterkur: eine Art Regression.

Ein 36jähriger Präcoxkranker liegt oft und auffallend lange Zeit in einer Sofaecke zusammengekauert, wobei er sich vollständig unter seinem Mantel verkriecht. Hervorgeholt, ist er ganz in Schweiß gebadet und sagt darüber folgendes: „Ich bin gelegen und hatte Gebärmutterkur genommen. Ich bin nämlich nicht gut entwickelt, bin nicht vollständig entwickelt. Ich war nicht stark genug und bin demzufolge in der Entwicklung zurückgegangen." Weiters erzählt er: „Bevor ich ins Ringersche Sanatorium kam, haben mir die Nerven den Dienst gänzlich versagt. Als ich unter der Dusche stand, dachte ich, wenn ich mich zusammenziehe, werde ich mich wohler fühlen; und tatsächlich kam ich darauf, daß es im Zusammenkauern meinem Körper wohler ward. Demzufolge kauere ich mich zusammen, decke mich Tag und Nacht zu und von der Eigenwärme meines Körpers fühle ich mich besser. So lag ich eingehüllt Monate hindurch, ohne daß ich mich gewaschen hätte, aber das war auch nicht nötig, da das eine Wesentliche in der Gebärmutterkur darin besteht, daß ich mich hermetisch verschließe." Hollós.

Ratte — Symbol der Perversion.

Ein 44jähriger Kranker, der aus der russischen Gefangenschaft kam, spricht, wie er selbst sagt, stets in Symbolen. Jedes Wort, jede Zahl hat nach ihm eine andere symbolische Bedeutung.

„Die Bedeutung der Ratte ist, daß man sie in China ißt; auch in Frankreich wurde sie gegessen. Sie bedeutet die häßlichsten perversen Sünden, da sie mit den Kaninchen geschlechtlich verkehrt. Die meisten Ratten sind am Meeresufer (Häfen) zu finden, wo Sackträger leben und Perversionen treiben, da sie Trinker sind und hastig leben." Hollós.

Penissymbole. — Gefahr der Erblindung.

Derselbe Kranke sagt: „Die Zigarre dient zur Bestechung; ist eine Immoralität. Ein Verwandter war ein starker Zigarrenraucher, hatte schlechte Augen und besaß ein Hutgeschäft. Wir wissen, was die Zigarre bedeutet; sie hat eine I-Form, ist aus Tabak, Tabak ist auch Geld (in der Budapester Rotwelschsprache: dohány = Geld), die Zigarre wird aus Tabak gedreht, wird auch abgeschnitten, hat auch Feuer und mit Feuer spielen ist nicht ratsam."

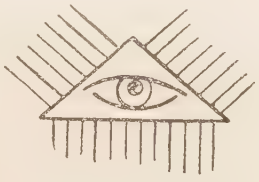
Weiters sagt er spontan: „Der Penis wird nicht nur mit dem Finger symbolisiert, sondern mit dem Stock und der Nadel, da diese auch ein Loch

hat und man mit ihr stechen kann. Ferner bedeutet die Rute ebenfalls das männliche Glied; ein Tropfen an der Rute" (im Ungarischen: Rudon cseppet) eine verbreitete obszöne Anspielung auf den Koitus analog einer ärztlichen Verordnung: Tropfen im Wasser, mit Kaffeelöffel usw., hier Tropfen mit einem Stab oder einer Rute einzunehmen. „In der Hand Christi ist ein Schilfrohr, am Ende dessen ein Knöpflein." Das Schilf, Rohr bedeutet im Ungarischen nád. Der Kranke identifiziert das Wort nád mit nádor (Palatin), welcher Ausdruck nach ihm aus zwei Worten: nád (Rohr) und orr (Nase) besteht, „und orr (Nase) bedeutet auch das männliche Glied".

„Wenn ein Tropfen aus dem Flaume des Schilfes in das Auge gerät, dann erblindet man. Um diese Sünden dreht sich die Welt." Hollós.

Symbole der weiblichen Genitale.

„Der Geschlechtsapparat der Frau wird durch die Ludolfsche Zahl 3·14 = π symbolisiert." π, Pi ist die erste Silbe der trivialen Benennung im Ungarischen des weiblichen Genitale. Eine innigere Beziehung gewinnt dieses aus Klangähnlichkeit entstandene Symbol damit, daß der Kranke sogleich weiterfährt: „Auch die volle Runde der Erde und der Äquatorialkreis symbolisiert dasselbe."



Weiters: „Das Auge ist in einem Dreieck und dieses Dreieck bedeutet auch den weiblichen Geschlechtsteil." Hollós.

Zur Kotsymbolik von Wertgegenständen.

Ein junger Mann mit leichten manisch-depressiven und psychasthenischen Störungen erzählte mir, er hätte die Gewohnheit, wenn er auf der Reise war, beim zu Bette gehen seine Uhr, sein Geldtäschchen und andere Gegenstände, welche er bei sich trug, in den Nachttopf hinein zu tun. Indem er sich dessen am folgenden Morgen beim Aufstehen bedienen müßte, könnte er also nicht vergessen, alle jene Gegenstände erst wieder in die verschiedenen Taschen seiner Kleider zu stecken. Es mag nun jemand aus Furcht vor dem Verlust solcher Gegenstände die eine oder andere Vorsorge treffen; die dem Anscheine nach äußerst sonderbare Wahl des Verwahrungsortes in diesem Falle ist damit nicht erklärt, denn man könnte meinen, der Mann hätte zum Beispiel besser das Waschbecken für seine Absicht gewählt. Recht gut erstehen wir aber seine Wahl, wenn wir annehmen, es handele sich auch in diesem Falle um die den Psychoanalytikern wohlbekannte Tatsache, daß Gegenstände, welche für ihren Besitzer etwas Wertvolles bedeuten, als Kotsymbole auftreten. Der (nicht in psychoanalytischer Behandlung stehende) Mann zeigte sich außerdem mit mehreren analerotischen Zügen behaftet. Muller (Leiden).

Eine infantile Theorie von der Entstehung des weiblichen Geschlechtes.

Aus den Psychoanalysen vieler Patientinnen kennen wir die kindliche, vom Unbewußten noch festgehaltene Auffassung, daß die Tochter vom Vater

auf dem Wege der Kastration zum Mädchen gemacht worden sei. Kürzlich berichtete eine Patientin mir einen Traum, in welchem ebenfalls dem Vater die Bestimmung des Geschlechtes zugewiesen wird. Der Vorgang ist aber anders, als in den mir sonst begegneten Träumen, und wird außerdem in die Zeit vor der Geburt der Patientin verlegt. Der Traum lautet:

„Ich liege im Wasser, ganz am Boden. Ich bin tot, das heißt, ich liege unbeweglich, aber ich kann doch alles beobachten. Da sehe ich, wie ein großes Schiff über das Wasser hin fährt. Auf dem Schiff steht ein Mann mit einer langen Stange; er bewegt damit das Schiff vorwärts, wie das auf unseren Flüssen üblich ist. Nun senkt er seine Stange ins Wasser nach der Richtung, wo ich liege und stößt mir damit ein Loch in die Gegend des Mundes. Der nächste Stoß trifft mich in die Brust; mit dem dritten bohrt er mir ein Loch in den Unterleib."

Die Träumerin wird im Mutterleib zur Zeugin des sexuellen Verkehrs der Eltern — ein Vorkommnis, das sich in den Träumen vieler Personen abspielt. Das Besondere des mitgeteilten Traumes ist aber, daß die Träumerin durch den beobachteten Vorgang zugleich zum Weibe gemacht wird. Der Traum gibt also der Vorstellung Ausdruck, daß die Vagina vom Penis des Vaters vor der Geburt des Mädchens gebohrt werde.

Auf die übrigen Determinierungen des Traumes gehe ich nicht ein; mir lag nur daran, eine besondere, mir bisher nicht bekannte kindliche Sexualtheorie in ihm nachzuweisen. A b r a h a m.

Gehäuftes Versprechen während der Analyse.

Ein Patient antwortet auf meine Vermutung, man könne aus seinen Assoziationen schließen, er habe die Schwangerschaft seiner Mutter beobachtet, mit der Bemerkung, daß dies unmöglich sei, da sein jüngerer Bruder gerade 22 Monate jünger ist als er, also als der Bruder geboren wurde, war er nur 21 bis 22 Monate alt. Ich mache ihn aufmerksam, daß da ein Widerspruch vorliege: wenn sein Bruder gerade 22 Monate jünger als er ist, kann er unmöglich 21 Monate älter sein und gebe der Vermutung Ausdruck, daß er den Altersunterschied aus Widerstand gegen meine Annahme zu verringern trachte. „Unmöglich" — sagt Patient darauf — „im besten Falle konnte ich nur 22 W o c h e n alt sein."

Durch dieses Versprechen ist er genötigt, sich von seinem Widerstand überzeugen zu lassen und es fällt ihm ein, daß er die Geburt seiner Schwester, die in seinem zweiundzwanzigsten, nein, im zwölften[1] Lebensjahre geboren ist, im Zeichen großer Angst erlebt hatte.

Es liegt auf der Hand, daß in diesem neuen Irrtum dieselbe harmlos machende Tendenz eine Rolle spielt, die gleichsinnig mit den früheren den Zeitpunkt dieses affektbetonten Erlebnisses möglichst weit hinausschieben will, in ein Lebensalter, in welchem die Beobachtung der sexuellen Vorgänge nicht mehr verpönt ist.

Wir sehen, daß es nicht nur bestätigende Träume, sondern auch bestätigendes Versprechen gibt.

---

[1] Im Ungarischen entspricht dem ähnlichen Zahlenbild ein ähnlicherer Ausdruck als im Deutschen.

Das Lachen, mit dem mein Patient auf die Deutung reagiert hatte, muß ich der komischen Wirkung eines Ersparnisses an Zeitvorstellungsaufwand zuschreiben, das im Unbewußten durch die Nichtbeachtung der so wichtigen realen Zeitverhältnisse entstanden und durch die Deutung evident und abfuhrfähig geworden ist. Durch die Entlarvung der Arbeitsweise und der Hemmungen des Unbewußten wird die komische Wirkung bis zur witzigen gesteigert. Pfeifer.

Dürfen wir Gefälligkeiten von Patienten annehmen?

Ein Patient mit einer schweren Neurose mit multiplen Perversionen hatte eine sehr gute Übertragung auf mich, gab sich in der Analyse große Mühe; auch die Gegenübertragung von meine Seite war eine gute. Nachdem er fast ein Jahr mit sichtlich fortschreitendem Erfolge in meiner Behandlung gewesen war, die Erscheinungen des Widerstandes und der Übertragung genügend durchanalysiert worden waren, machte er mir plötzlich folgendes Angebot: er hätte als Mitglied einer Vereinigung in gewissen Zeitabständen Anspruch auf zwei Abonnementsplätze in der Staatsoper; ob ich ihm für die nächste Vorstellung, welche er nicht besuchen könne, zwei Eintrittskarten zu dem von ihm zu zahlenden ermäßigten Preise für meine Frau und mich abkaufen wolle. Ich sagte sofort, das wäre ein Bestechungsversuch (was er zugab), daß ich aber glaube, daß die Annahme seines Vorschlages die Analyse in ihrem jetzigen Stadium nicht stören könne, da wir ja beide vollkommen seine Absicht durchschauten. Da es fast unmöglich ist, ohne einen großen Aufwand an Geld oder Zeit in die Staatsoper zu gelangen, ich infolgedessen während eines fast zweijährigen Aufenthaltes in Berlin keine Oper besucht hatte, kaufte ich dem Patienten die Eintrittskarten ab. In den nächsten Tagen kam er in Träumen, Einfällen und gelegentlichen Symptomhandlungen auf diesen Bestechungsversuch zurück, was immer sofort erkannt wurde: die Analyse ging anscheinend ohne die geringste Verzögerung weiter. — Nach ungefähr vier bis sechs Wochen zeigte es sich, welche Absichten er mit seinem Angebot verfolgt hatte: auf diesen beiden Plätzen hatte er oft mit seiner Geliebten, einer früheren Gelegenheitsprostituierten, gesessen (er hatte sich in meine Behandlung begeben um sich von derselben zu trennen — was inzwischen geschehen war — und um ein Mädchen besserer Kreise heiraten zu können). Indem er mich veranlaßte, mich mit meiner Frau auf dieselben Plätze zu setzen, wollte er einerseits seine früheren Beziehungen noch nachträglich von mir legalisiert haben, andererseits die Frau des Analytikers zur Dirne machen (anstatt diesen Wunsch zu analysieren!). Wäre ich auf seinen Wunsch nicht eingegangen, hätte ich denselben mit der Frage: „Was fällt Ihnen dazu ein?“ beantwortet, so wären diese unbewußten Wünsche aller Wahrscheinlichkeit nach vier oder sechs Wochen früher analysiert worden. Boehm.

Das Unbewußte des Analytikers in der Analyse.

Im zweiten Teile einer im August 1914 abgebrochenen und im Jänner 1918 wieder aufgenommenen Analyse machte ich folgende, auch anderen Analytikern bekannte Erfahrungen: oft konnte ich mich an gewisse Daten nicht mehr genau erinnern; infolgedessen kam ich oft in die Lage, etwa folgendermaßen zu fragen: „Waren Sie damals acht oder neun Jahre alt?“; dabei hatte ich aber ein unbestimmtes Empfinden, die richtige Zahl zu wissen,

ohne dieses Empfinden irgendwie begründen zu können. Die Antwort gab meinem Empfinden immer recht: bewußt konnte ich mich an die Zahl nicht erinnern, mein Unbewußtes hatte sie nicht vergessen. — Trotzdem ich immer wieder die Verläßlichkeit meines Unbewußten festgestellt hatte, begann ich zu einer Zeit, zu welcher ich regelmäßig elf bis zwölf Stunden am Tage analysierte, meiner Gedächtniskraft mißtrauend, zu Beginn der Stunden Stichworte längerer Träume aufzuschreiben — ganz unnützerweise — wie folgender Vorfall beweist:

Ein Patient erzählte mir folgenden, eigentlich ziemlich durchsichtigen Traum: „Ich war mit meinem Bruder im Kreise einer größeren Gesellschaft an einem Morgen in einem Garten und hatte das Gefühl, zur Nacht eingeladen gewesen zu sein; ich überlegte, ob ich dem dienstbaren Geist zwanzig Mark oder weniger als Trinkgeld geben sollte; die anderen Herren gaben dem Mädchen Geld in die Hand; ich selbst hatte Scheine von verschiedenem Werte in der Hand. Wir befanden uns vor einem Blumenrondell innerhalb einer Einfriedungsmauer; der Kies des Gartens war wie mit Blutflecken bedeckt; im Garten war auch ein Hund."

Bei der Erzählung des manifesten Inhaltes mancher Träume gelingt es mir sofort, einen Teil der dahinter verborgenen latenten Traumgedanken zu erraten, soweit sie sich mit den Ergebnissen der letzten Stunden beschäftigen, manchmal aber habe ich keine Ahnung, was der manifeste Trauminhalt verbergen könnte; in solchen Fällen gebe ich mir nicht die geringste Mühe, den latenten Trauminhalt erraten zu wollen, sondern warte ruhig die Einfälle des Patienten ab. In diesem Falle war es mir ganz unklar, welche Bedeutung der manifeste Traum haben könnte. Aus den Assoziationen des Patienten wurde es bald immer deutlicher, daß das Stubenmädchen eine Prostituierte darstellte, welche er mit seinem Bruder und anderen Männern koitiert hatte, daß er zweifelte, ob er zwanzig Mark oder weniger zahlen sollte. (Er war in der Beziehung immer ausgesprochen geizig gewesen und hatte beim Koitus nie einen Genuß verspürt.) Weitere Assoziationen schilderten seinen Abscheu vor dem Eindringen in das weibliche Genitale infolge des dort vorhandenen Schmutzes, der Spuren früherer Menstruationen und insbesondere ganz ausführlich seine Angst, vor dem weiblichen Genitale, die damit für sein Glied verbundenen ihm drohenden großen Gefahren, wie z. B. ein Scheidenkrampf („Hund"), das heißt seine Angst, beim Eindringen in den weiblichen Körper kastriert zu werden (die Schamlippen hatte er oft mit einer Beißzange verglichen). Diese Kastrationsangst hatte schon früher in seiner Analyse eine große Rolle gespielt, er war immer wieder auf die mit derselben verbundenen Vorstellungen zurückgekommen, und ich hatte mich der Hoffnung hingegeben, daß diese Kastrationsangst bereits eingehend durchanalysiert worden sei. (Daher wohl mein Widerstand gegen das Erraten des Sinnes des Traumes!) — Als der Patient fortgegangen war, überflog ich die von mir zu Beginn der Stunde notierten Stichworte; sie lauteten: „Garten, Gefühl, eingeladen mit Bruder, Gesellschaft, zur Nacht dagewesen, dienstbarem Geist geben, zwanzig? andere Leute Geld in die Hand; verschiedene Scheine in Hand; Blumenrondell, Kies mit Blutflecken, Hund, Befriedigungsmauer" (statt Einfriedungsmauer).

Mein Unbewußtes hatte also den Sinn des manifesten Trauminhaltes sofort erraten, während ich bewußt keine Ahnung hatte, was er bedeuten sollte.

Boehm.

Angstaffekt und Geburtsakt.

Von **Ernest Jones**, London.

In einer Äußerung, die von der Welt ungläubig aufgenommen und vielfach verspottet worden ist, verweist Freud darauf, daß die unlustvollen Eindrücke, die das Kind während des Geburtsaktes empfängt, zum Vorbild für alle späteren Angsterlebnisse werden, so daß man in gewissem Sinne jeden Anfall von Angst als eine teilweise Wiederholung jenes großen Ureindrucks bezeichnen könnte.

Es ist darum doppelt interessant zu erfahren, daß Ähnliches schon im XVIII. Jahrhundert von Erasmus Darwin, dem Großvater Charles Darwins, behauptet worden ist. Erasmus Darwin schreibt in seiner Zoonomia (Vol. I., p. 148) wie folgt: „Die ersten starken Empfindungen, die nach der Geburt auf das Junge eindringen, entstehen durch die Atemnot mit Beklemmung der Brust und durch den plötzlichen Übergang aus einer Temperatur von über 37 Grad in unser kaltes Klima. Das Junge zittert, daß heißt es setzt nacheinander alle Muskeln in Bewegung, um sich von dem Druck auf seine Brust zu befreien, und es beginnt, mit kurzen, schnellen Atemzügen Luft zu schöpfen. Gleichzeitig zieht die Kälte seine gerötete Haut zusammen, so daß sie langsam erblaßt; der Blasen- und Darminhalt wird entleert, und aus dem Erleben dieser ersten unlustvollen Sensationen entsteht der Angstaffekt, der nichts anderes ist als die Erwartung unlustvoller Sensationen. Diese frühzeitige Kombination von Bewegungen und Empfindungen erhält sich durch das ganze spätere Leben; durch den Angstaffekt wird Kälte und Blässe der Haut, Zittern, Beschleunigung der Atemtätigkeit und Entleerung von Blase und Darm bewirkt; und diese Erscheinungen werden so zum natürlichen, universellen Ausdrucksmittel für diesen Affekt."

Zur Symbolik der Bäume.

Von Dr. **Katharine Jones**, London.

In dem dritten Band von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" findet sich in dem Kapitel „Caprivi" ein interessanter Fall von Affekt, der von der Person Caprivis, dem Bismarck jeden Vorwurf erspart, auf ein Symbol projiziert wird. Als Bismarck auf seine Entlassung durch den Kaiser und auf seinen Nachfolger zu sprechen kommt, tut er dies mit einer bemerkenswerten Selbstbeherrschung und ohne sichtliche Erregung. Er hebt hervor, daß Caprivi ernste Bedenken gegen die Übernahme des Kanzlerpostens geltend gemacht hat, preist seine Fähigkeiten und die Kritik Bismarcks hält sich durchaus in den Grenzen der Gerechtigkeit. Er läßt sogar für Caprivi die Entschuldigung einer harten Jugend („psychologische Konsequenzen seiner tantalisierten Jugend, welche für einen Gardeoffizier ohne Vermögen von Entbehrungen und Bitterkeit nicht frei war") als genügenden Grund gelten, den Kanzlerposten als „eine ausgleichende Gerechtigkeit des Schicksals" anzunehmen.

Um so mehr muß es uns überraschen, wenn in einer Fußnote eine Menge von Affekt an eine scheinbar unbedeutende und durchaus nicht zur Politik gehörige Sache verschwendet wird. Bismarck sagt nämlich: „Ich kann nicht leugnen, daß mein Vertrauen in den Charakter meines Nachfolgers einen Stoß erlitten hat, seit ich erfahren habe, daß er die uralten Bäume vor der Gartenseite seiner, früher meiner, Wohnung hat abhauen lassen, welche eine erst in Jahrhunderten zu regenerierende, also unersetzbare Zierde der amt-

lichen Reichsgrundstücke in der Residenz bildeten. Kaiser Wilhelm I., der in dem Reichskanzlergarten glückliche Jugendtage verlebt hatte, wird im Grabe keine Ruhe haben, wenn er weiß, daß sein früherer Gardeoffizier alte Lieblingsbäume, die ihresgleichen in Berlin und der Umgegend nicht hatten, hat niederhauen lassen, um un poco più di luce zu gewinnen . . . Ich würde Herrn von Caprivi manche politische Meinungsverschiedenheit eher nachsehen als die ruchlose Zerstörung uralter Bäume, denen gegenüber er das Recht des Nießbrauches eines Staatsgrundstückes durch Deterioration desselben mißbraucht hat."

Die Identifizierung des Schreibers mit den „ruchlos zerstörten alten Bäumen" liegt auf der Hand. Die alten Bäume mögen Caprivi ebenso im Wege gestanden sein wie kurze Zeit vorher der alte Kanzler, der ihm so lange „im Licht" gestanden war. Es ist ein weiterer Punkt von Interesse, daß Bismarck das Gedächtnis des Vaters, Kaiser Wilhelm I., anruft, der „keine Ruhe im Grabe hätte", wenn er das wüßte. Es ist als ob er sagen wollte, daß der Vater ihm seine „Bäume" belassen habe, doch daß sein Sohn durch die Hand seines Nachfolgers die symbolische Kastration in ruchloser Weise ausgeführt habe.

Caprivi, nachdem er Bismarck „abgesägt" hatte, schreitet nun auch zu dem tatsächlichen Absägen der alten Bäume. Man sieht, mit welcher intuiter Schärfe das Unbewußte des Herrn Caprivi von dem Unbewußten Bismarcks verstanden wird.

Zur Psychologie der Schimpansen.[1]

Von Dr. **Imre Hermann** (Budapest).

In den letzten Jahren haben sich einige über die Psychologie der Menschenaffen handelnde Schriften des Berliner Professors W. Köhler in psychologischen Kreisen ein gewisses Ansehen errungen. Man kann mit Recht die Originalität der Köhlerschen Versuchsverfahren und theoretischen Anschauungen bezweifeln, eines muß doch offen anerkannt werden: die Lebhaftigkeit der Darstellung und die damit zusammenhängende Kraft, die Aufmerksamkeit auf dieses Feld der Psychologie zu lenken und hier zu fesseln. Auch die Psychoanalyse muß sich freuen, Einblick in ein Gebiet zu bekommen, welches früher oder später berufen sein wird, durch eine vergleichend-psychologische Methode, die wissenschaftliche Analyse psychoanalytisch-menschenpsychologischer Begriffe zu vertiefen, in ihre Elemente abzubauen. Natürlich müssen wir uns jetzt auf die Geltendmachung des psychoanalytischen Standpunktes in den ohne diesen Standpunkt beschriebenen Tatsachen beschränken; die wahre Hilfe wird erst dann kommen, wenn sich dem Psychoanalytiker die Möglichkeit bieten wird, die Tatsachen selbst zu beobachten,

[1] Diese Mitteilung bildete einen Teil meines Berliner Kongreß-Vortrages. Sie stützt sich auf folgende Schriften:

Wolfgang Köhler: Intelligenzprüfungen an Menschenaffen. (Zweite Auflage der „Intelligenzprüfungen an Anthropoiden, I.", 1917.) Julius Springer, Berlin, 1921, 194 S. (zitiert als „I"). — Derselbe: Aus der Anthropoidenstation auf Teneriffa. IV. Nachweis einfacher Strukturfunktionen beim Schimpansen und beim Haushuhn. Aus den Abhandl. d. Königl. Preuß. Akad. d. Wissensch. Jahrg. 1918, Phys.-math. Klasse Nr. 2. Berlin, 1918, 101 S. (zitiert als „N"). — Derselbe: Zur Psychologie des Schimpansen. „Psychologische Forschung", I. Bd. Springer, Berlin, 1921, S. 1—46 (zitiert als „Z"). — Dr. G. J. von Allesch: Bericht über die drei ersten Lebensmonate eines Schimpansen. Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch., 1921, S. 672—685 (zitiert als „B").

da es sicher erscheint, daß ein psychoanalytisch geschultes Auge viel von Köhler Unbemerktes sehen und viel von ihm Bemerktes anders sehen könnte.

Köhler legt das Hauptgewicht auf die Erforschung der intellektuellen Leistungen der Schimpansen und bespricht nur nebenbei die Affektivität, die Sexualität. Wir wollen eine Umlagerung der Bewertungen vornehmen und als Demonstration dieser Umlagerung beginnen wir mit der Darstellung der Sexualität.

Aus der Schilderung Köhlers ist ein Einblick in die polymorph-perverse Art der Sexualbetätigung der beobachteten, in der Mehrzahl sexuell noch nicht vollreifen Tiere zu gewinnen. Sollen die jungen Männchen mit einem erwachsenen Weibchen zusammentreffen, so geraten sie, angeblich schon sechs bis acht Jahre vor der Reife, in Erregung und vollziehen dabei auch der Form nach den Koitus, aber eine scharfe Orientierung nach dem Geschlechte soll weder ursprünglich bestehen, noch nach der Pubertät sich vollkommen ausbilden. „Man sieht nicht selten, daß ein weibliches Tier einige Zeit vor der Reife an einem anderen Koitusbewegungen in Art und Stellung der Männchen vollzieht, später drängen sie häufig zu zweit unter dem Reiz einer enormen Schwellung die Genitalsphären zusammen und reiben sie aneinander“ („Z“, S. 25—26). Das Bild der polymorph-perversen Art erhält aber sein eigentümliches Gepräge erst durch Angaben, welche von Köhler nicht mehr in die sexuelle Sphäre gehörig betrachtet werden. So erfahren wir, daß diese Tiere ganz auffallende Koprophagen sind; nur ein einziges Tier (Koko) frönte dieser Leidenschaft nicht. „Die Stationsschimpansen sind zwar große Schmutzfinken im gewöhnlichen Sinn (obwohl sie soviel Körperpflege treiben) und gewiß starke Koprophagen, aber ihre sexuelle Sauberkeit könnte kaum größer sein“ („I“, S. 70). Ist aber Koprophagie mit sexueller Sauberkeit vereinbar? Das kann doch selbst Köhler nicht ernst glauben, da er selber die eben zitierte Stelle folgendermaßen abschließt: „Nur den kleinen Koko sah ich in wütendem Hopsen, aber sonst nie, eine offenbar hierbei zufällig entstandene Masturbation vornehmen“. Nun muß uns auffallen, was dem Tugendprediger entgehen konnte, daß gerade das masturbierende Tier kein Koprophage war! Koprophagie könnte also als eine Art autoerotische Betätigung, wie die Masturbation betrachtet werden, wobei die eine Betätigung die andere ausschließt. — Daß die Koprophagie von Lust begleitet wird, kann aus dem hartnäckigen Festhalten an dieser „schlimmen“ Gewohnheit erschlossen werden, welche Köhler — der in mancher Beziehung seinen Tieren gegenüber in die Rolle des Urvaters regredierte und, aus „hygienischen“ Gründen, sogar den Koitus der Tiere verbot — ausrotten wollte und die Tiere häufig und sehr hart bestrafte, ohne damit einen Erfolg erreicht zu haben. Die autoerotische Selbstbefriedigung, welche durch die Koprophagie verschafft wird, ist aus einer Stelle ablesbar, wonach Tercera von der „widerlichen Gewohnheit“ zeitweise vollkommen beherrscht wird; sie soll dann wenig zu sich nehmen, außer Kot, soll mit verglasten Augen und abstoßendem Gesichtsausdruck in einem Winkel sitzen und zu jeder intellektuellen Arbeit unbrauchbar sein („N“, S. 73).

Auffallend und in merkwürdigem Gegensatze zur lustvollen Koprophagie stehend ist die phobieartige Behandlung des Kotes, wenn der Schimpanse in Kot tritt. (Ob in eigenen oder in fremden, ist der Beschreibung nicht zu entnehmen.) Das Tier will sich vom Schmutze unbedingt befreien, benützt aber zur Reinigung nicht gern die Hand, die früher „noch Kot zum Fressen aufnahm und ihn selbst unter heftigen Schlägen nicht losließ, sondern mit einem

Stäbchen (auch wohl Papierstückchen oder Lappen) muß das geschehen und das Gebaren dabei zeigt unverkennbar Unbehagen an" („I", S. 58). Man denke nun an Freuds „Totem und Tabu" und man ist dem Verständnis dieser Ambivalenz nähergetreten, (falls man annimmt, daß dies Verhalten kein ursprüngliches, sondern ein durch die Verbote heraufbeschworenes sei).

Die erogene Mundzone gelangt zur Wirksamkeit außer der Koprophagie beim Lutschen („I", S. 74), dann bei der liebkosenden Freundschaftsbeteuerung, wenn nämlich der Schimpanse die Finger des geliebten (Menschen) in den Mund preßt („Z", S. 19). Wie im Tierreiche allgemeiner verbreitet, beriechen und belecken auch diese Tiere die Anal- und Genitalregion beim Begrüßen („Z", S. 12).

Der Sadismus erscheint im sichtbaren Vergnügen der Schimpansen, einander oder andere Wesen zu ärgern, sie prügeln sich auch aus Vergnügen („I", S. 60, „Z", S. 12).

Über den Narzißmus der Tiere wird man durch einige Erfahrungen aufgeklärt: sie hängen sich gerne allerlei Gegenstände als Schmucksachen an, wobei sie sich als „naiv-selbstgefällige" Wesen geben („I", S. 68); auch sollen sie großes Interesse an ihrem Spiegelbild haben, so daß sie „auf Spiegeln ganz versessen" waren („Z", S. 36—37); im Alleinsein soll sich Sultan mit dem eigenen Körper, mit einem seiner Beine wie mit einem netten Gegenstand spielen, indem er das Bein hin und her wiegt, streichelt („Z", S. 32).

Beim Schimpansen kann Sexualität von sonstiger Affektivität nicht scharf unterschieden werden, jeder stärkere Affekt und jeder stärkere Anlaß zu solchem soll die Tendenz haben, auf den Verdauungstraktus aber auch auf die Geschlechtsorgane unmittelbar einzuwirken. Die Schimpansen seien extrem erregbare Tiere, der Ausdruck dieser extremen Erregung sei stets Glottiskrampf und Erektion („I", S. 35). Vergleiche das mit Freuds Ausführungen: „Es ist leicht, durch gleichzeitige Beobachtung wie durch spätere Erforschung festzustellen, daß alle intensiveren Affektvorgänge, selbst die schreckhaften Erregungen, auf die Sexualität übergreifen" (Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, 1922[5], S. 67).

Als ein sehr allgemeiner Mechanismus des Abreagierens von Affekterregungen finden wir auch bei den Schimpansen die Affektverschiebung wieder. So werfen wütende Schimpansen Steine gegen das Gitter, wenn jenseits ein scheltender Mensch, ein knurrender Hund zu erblicken ist („I", S. 62—63). Vor Wut, daß ein eßbares Ziel nicht erreicht wird, kann ein Brett oder sonst etwas geprügelt werden („I", S. 171). Köhler selbst drückt sich gegenüber diesem Mechanismus klar aus: es „tendiert ein starkes Gefühl, etwa des Ärgers, mit erst ganz klarer Richtung auf den Tatbestand, der es wirklich erzeugte, bekanntlich zur Entladung gegenüber einem ganz anderen Gegenstand, wenn der Ausbruch in der eigentlichen Richtung einer Hemmung unterliegt. Als Sultan noch sehr jung war, wagte er eine Strafe, die er von mir erhielt, noch nicht an mir zu rächen, doch rannte er alsbald wütend auf Chica, die er dauernd nicht recht leiden mochte, und verfolgte sie, obwohl sie mit dem Grund seines Ärgers nicht das mindeste zu tun hatte" („Z", S. 15).

Freuds neueste Gedanken beschäftigen sich mit massenpsychischen Erscheinungen und wollen auch hier die Rolle der libidinösen Triebe klar herausarbeiten. Nun leben auch die Schimpansen in einer Gruppe, deren Grenze nicht zoologisch, einfach durch Rassenzugehörigkeit, sondern, auch nach Köhler, irgendwie anders, psychisch bestimmt sein muß („Z", S. 17). Ist

dieses Psychische nicht etwas Psychisch-Libidinöses? Wie lauten hier die Beobachtungen? Kommt ein Neuling zur Gruppe, so wird er feindlich, abweisend empfangen; kommt es endlich doch zu einer Annäherung, dann erweist sie sich als „kindlich-sexuelle Annäherung", mit Umarmungen („Z", S. 17). Eine Ergänzung zu diesem Bekenntnis einer libidinösen Gruppenverknüpfung bildet die andere Beobachtung, wonach ein von der Gruppe gesondertes Tier mit aller Kraft bestrebt ist, sich der Gruppe wieder anschließen zu können; soll das isolierte Tier jung sein, dann fühlt es Angst in der Einsamkeit, das ältere Tier jammert nur, schreit und tobt, keines will aber — wenigstens im Falle der ersten Isolierungen — fressen, und das ist es, was besonders der Freudschen Auffassung entspricht. Nach Freud soll ja die Identifizierung, diese „früheste Äußerung einer Gefühlsbindung an eine andere Person", „sich wie ein Abkömmling der ersten oralen Phase der Libidoorganisation" benehmen (Massenpsychologie und Ichanalyse, 1921, S. 66—67). Wird die in der Identifizierung sich äußernde, die Massenbildung ermöglichende Gefühlsbindung gehindert, dann versagt sich das Tier alle orale Befriedigung.

Die Identifizierung gibt sich in besonderen Vorfällen kund. So zeigt ein Tier die Miene des Sündenbewußtseins, wenn ein *anderes* gefehlt hat, auch kam es vor, daß ein Tier für das andere, das gestraft werden soll, dringend gebeten hat („Z", S. 22). Läßt ein Tier einen Empörungsschrei los, so wird die Erregung auf alle Tiere übertragen, ein Tier steigert die Erregung des anderen zu wildem Rasen. Wird ein Tier angegriffen, so eilen andere zur Verteidigung schnell heran („Z", S. 14). So sehr wünschen die Tiere in der Gruppe zu bleiben, diese Gefühlsbindung zu erhalten, daß sie sogar lieber zu zweien als allein schlafen, wobei sie einander umschlungen halten („Z", S. 23). Damit läßt sich wieder die erotische Art der Bindung (s. oben, erste Annäherung) feststellen.

Es gibt aber zwei bestimmte Vorfälle, welche diese Identifizierung ganz gründlich lösen: das sind die Nahrungsaufnahme und schwere körperliche Erkrankung. Die Nahrungsaufnahme ist eine orale Befriedigung, sie zieht jede andere Objektbesetzung (oralen Ursprungs) zugunsten dieser einen Befriedigung zurück. „Man kann nicht unbekümmerter, gleichgültiger, unbeteiligter aussehen, als im allgemeinen ein fressender Schimpanse, den ein anderer mit ausgestreckter Hand, bittenden Tönen und dergleichen um einen Teil seines Futterüberflusses angeht." Nur im Falle von ganz besonderer, dem angeführten Beispiele nach genital-erotischer Freundschaftsbeziehung erscheint ein Schimmer von Altruismus („Z", S. 42). — Der andere Vorfall, die schwerere körperliche Erkrankung, bedeutet eine stärkere narzißtische Regression (Ferenczi): der kranke Schimpanse soll schnell ganz apathisch werden, ohne mehr über Schmerzen oder über Isolierung zu klagen („Z", S. 12); die (oralen Ursprungs) Objektbesetzungen werden aufgelassen, nur der Narzißmus (auch die narzißtische Heilungstendenz) wirkt und als einzige Objektbesetzung gilt der pflegende, Hilfe versprechende Mensch („Z", S. 20). (Vergleiche mit dem Verhalten körperlich erkrankter Schizophrenen.)

Die beobachtete Gruppe stand zuerst unter der Herrschaft eines älteren Weibchen, erst später, nachdem Sultan, ein Männchen, älter wurde, übernahm er die Rolle des Führers. Der Führer war bei seiner Wiederkehr in die Gruppe stets mit besonderem Freudengruße empfangen, jedes Tier bemühte sich, im Falle von Zwistigkeiten seine Unterstützung zu erobern; er zog oft die ganze Gruppe in Beschäftigungsart und Ortswechsel mit sich („Z", S. 22).

Als allererste Tatsache der libidinösen Objektbesetzung muß das Verhältnis des Kindes zur Mutter gelten. Nach der Beobachtung von Allesch („B") verläßt das Junge, ähnlich, wie es schon bei anderen Affenarten beobachtet wurde, in den ersten drei Lebensmonaten nicht den mütterlichen Körper, oder wenn es ihn auch in der allerletzten Zeit dieser Periode verläßt, so bleibt es mindestens mit einer Hand am mütterlichen Körper angeklammert. Dieses Verhältnis, falls es sich auch auf die Naturgeschichte des Urmenschen übertragbar erweisen würde, könnte neue Ausblicke in Betreff des Kastrationskomplexes und der infantilen Sexualentwicklung überhaupt eröffnen: das menschliche Kind wäre im Verhältnis zur triebhaften Anlage frühzeitig vom Körper der Mutter losgerissen, was vermutlich durch die egoistische Tat des urmenschlichen Vaters in Erscheinung getreten ist.[1]

Es gibt nun zwei sehr verbreitete Gewohnheiten unter den Affen, deren Bedeutung nichts anderes sein kann als die Wiederherstellung dieses ersten Liebesverhältnisses, und zwar entweder sich wieder als Kind gebend oder sich mit der Mutter identifizierend. Die eine dieser Gewohnheiten ist die sogenannte Hautpflege, „das Herumsuchen unter dem Fell, auf der Haut, am Anus usw." Nicht um „Lausen" soll es sich hier handeln; nach Köhler soll hierin die Äußerung eines sozialen Instinkts erblickt werden. Köhler findet die gespannte Miene, die aufs höchste interessierten Bewegungen, das Mundklappen dabei für ganz merkwürdig. Den eigentlichen Sinn dieser Handlung kann man nun durch folgende Tatsachen erraten: Die Hautpflege nahm manchesmal einen viel ernsteren Charakter an, die Schimpansen rissen sich dann gegenseitig über ganze Felder auf Kopf, Schultern und Rücken die Haare aus, doch nicht aus Bosheit oder im Kampf, sondern im Zusammenhang jener allgemeinen Hautpflege; der jeweils Gerupfte hielt ganz still dabei („Z", S. 30). Dann erfahren wir, daß gegen Ende der vierten Woche nach der Geburt die Haare des Kleinen besonders am Kopf stark auszufallen beginnen, die Mutter nimmt dabei eine aktive Rolle an, indem sie die Haare in großer Zahl auszieht und die Papillen zerkaut („B", S. 683). Diese Tatsachen besagen aber, daß die Hautpflege eine symbolische Andeutung an das tatsächliche zweckmäßige Herausreißen der Haare von seiten der Mutter ist (gemäß der Darwinschen Theorie der Ausdrucksbewegungen und standarden Gewohnheiten, laut welcher diese als Wiederholungen einer einst sinnvollen, zweckmäßigen Handlung zu betrachten sind), und zwar eine Andeutung mit Randbevorzugung gemäß meiner Aufstellung, wonach in den Ausdrucksbewegungen sowie in anderen primitiven seelischen Gebilden nicht die ganze in Betracht kommende Szene reproduziert wird, sondern meistens Anfang oder Ende. Das Suchen im Fell sei „Rand" des Herausreißens, das Mundklappen „Rand" des Zerkauens. Das Zerkauen selbst erschien dabei auch bei der ursprünglichen Gewohnheit als eine orale Liebesbetätigung mit Verschiebung (die Mutter liebt das Kind zum Fressen und frißt — symbolisch — seine Haare).

---

[1] Vergl. Mijsberg, W. A.: Die Entstehung des aufrechten Ganges in der Vorgeschichte des Menschen. Nederlandsch. tijdschr. v. geneesk., Jahrg. 66, 1922 (zitiert nach dem Referat von Henning im Zentr. f. Neurol. u. Psychiatr., Bd. XXIX., 1922, S. 86). „Auch die Supinationsstellung des Fußes beim Fötus und jungen Kind ist keine Anpassung ans Baumleben, ist auch nicht intrauterin bestimmt, sondern diente gemeinsam mit dem erstaunlich festen Greifvermögen Neugeborener dem Anstemmen und Festklammern an die Mutter." — Man denke hier auch an den Moroschen Reflex und dessen von Moro vorgeschlagene Erklärung.

Die zweite Gewohnheit, welche auf ein Zurücksehnen des Mutter-Kind-Verhältnisses hindeutet (durch Identifizierung mit der Mutter), veranlaßt allerhand Gegenstände zwischen Unterleib und Oberschenkel zu stecken und hier zu beherbergen. Auch bei Begrüßungen wird dieselbe Stelle des Körpers mit der Hand berührt. Man denke nicht — so wird man von Köhler belehrt — an eine Annäherung an die Geschlechtsteile, da diese beim Weibchen weit nach hinten verschoben sind. Woher stammt aber dann diese Gewohnheit? Hier wenden wir uns wieder an die Ontogenese, an das bereits erwähnte Placieren des Jungen am mütterlichen Körper. Die Grundstellung des Kleinen ist, daß es sich vorne am unteren Teil des mütterlichen Körpers festkrallt und durch die Oberschenkel der Mutter (eventuell auch durch deren Hände) unterstützt wird. Das ganz junge Tier kann sich auch seitlich in der Leiste niederlassen („B", S. 674). Die eben behandelte Gewohnheit wäre auf Grund dessen eine Wiederholung dieser Situation von Mutter und Kind, und zwar wieder mit Randbevorzugung in dem Sinne, daß seitliche Placierung nur zu aller Anfang des extrauterinen Lebens vorkommt, dann auch in dem Sinne, daß die seitlichen (Rand-) Stellen des Kleinen (die Krallen) tatsächlich die seitliche (Rand-) Gegend des mütterlichen Körpers berühren. Mit Berücksichtigung der Randbevorzugung fallen diejenigen Bedenken, welche Allesch gegen eine Erklärung dieser Gewohnheit aus der Placierungsart des Jungen ins Feld ruft, weg.

Die Intelligenz der Tiere hat Köhler durch sogenannte Umwegversuche einer experimentellen Untersuchung unterzogen, d. h. durch solche Versuche, wo das zu erreichende lustvolle Ziel (z. B. eine Banane) nicht auf direktem Wege, sondern entweder auf geometrischen Umwegen oder durch Werkzeuggebrauch (z. B. ein ferner liegender Stock muß zum Herunterschlagen der hoch aufgehängten Frucht benützt werden) in Besitz genommen werden konnte. Dem Psychoanalytiker ist ein treffender Ausdruck für solche Umwege geläufig, er heißt: Handeln nach dem Realitätsprinzip. Daß Realitätsprinzip und Umweg tatsächlich zueinander gehörende Begriffe sind, beweist (außer Sätze im „Jenseits des Lustprinzips") z. B. folgende bekannte Stelle aus Freuds „Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens" (Samml. kl. Schriften, 3. Folge, 1913, S. 277): „Der Künstler ist ursprünglich ein Mensch, welcher sich von der Realität abwendet . . . Er findet aber den Rückweg aus dieser Phantasiewelt zur Realität . . . Er wird so auf eine gewisse Weise wirklich Held . . ., ohne den gewaltigen Umweg über die wirkliche Veränderung der Außenwelt einzuschlagen."

Betrachtet man eingehender die psychischen Abläufe, wie sie von Köhler beschrieben werden, dann drängt sich einem mit zwingender Gewalt die Erkenntnis auf, daß beim Schimpansen die Primärvorgänge vorherrschen, also diejenige geistige Organisation, welche beim erwachsenen Menschen noch dem Unbewußten abzulesen sind. Es herrscht beim Schimpansen ganz allgemein das Lustprinzip, sie kümmern sich nicht um materielle Vorzüge. Es herrscht bei ihnen der magisch-halluzinatorische Wirklichkeitssinn (Ferenczi); z. B.: Einmal mußte Rana aus einem Käfig Bananen holen, dessen Tür versperrt war; in etwa 5 *m* Entfernung stand ein ganz gleicher Käfig, dessen Tür aber offen stand. Das Tier gibt plötzlich sein Bemühen auf, geht zum anderen Käfig mit der offenen Tür, schreitet durch dessen Türöffnung langsam hinein, dreht um, kommt wieder heraus mit einem seltsamen Gebaren von Torheit und Nachdenklichkeit zugleich, kehrt zu dem ersten Käfig zurück und bemüht sich von neuem („I", S. 46—47);

oder: Rana dreht den als Werkzeug gebrauchten kurzen Stock um, „als könnte er davon länger werden" („I", S. 52); will der Schimpanse etwas erreichen, was außer seiner Machtsphäre liegt, so wirft er Steine in der Richtung seiner Sehnsucht („I", S. 64), quasi als magische Tat, um das Ziel zu erreichen.

Die Abgrenzung der Erfahrungsgegenstände, die assoziative Verknüpfung der Erinnerungsreste läßt eine freiere, nur aus der symbolischen Denkweise gekannte Art erkennen: „Alles, was beweglich und womöglich langgestreckt aussieht, wird in der Situation zum ‚Stock'" („I", S. 25).

Gemäß der Tatsache, daß in Systemen, wo die Primärvorgänge wirken, viele einander widersprechende Inhalte, ohne einander beeinflussen zu müssen, anwesend sein können, die Wirksamkeit eines Inhaltes also hier nur in einer sehr geringen Ausbreitungssphäre sich zu äußern pflegt, werden auch als Werkzeuge nur solche Gegenstände verwendet, welche der Zielregion nahe liegen; kann z. B. Ziel und Stab nicht mit einem Blick sichtbar werden, „so wird dadurch im allgemeinen die Verwendung des Werkzeuges verhindert oder wenigstens ganz auffallend verzögert" („I", S. 27). — Köhler wundert sich, woher das kommt, daß dem erwachsenen Menschen der einfache Hindernisversuch (es muß, um das Ziel erreichen zu können, ein Hindernis, z. B. ein Brett weggeschoben werden) leichter erscheint als andere Werkzeugverwendungen, während beim Schimpansen kein Unterschied in der Schwierigkeit zu beobachten ist („I", S. 47). Das Hinderniswegschieben hat aber — und darüber hören wir bei Köhler nichts — in der entwickelten, auf Systeme geteilten seelischen Organisation eben im inneren Hinderniswegschieben, in der Verdrängung ein Analogon, welches als inneres Muster zum äußeren Handeln dienen kann; dieses Muster fehlt beim Schimpansen. (Damit soll noch nichts über die genetische Reihenfolge von Innerem und Äußerem ausgesprochen werden).

Auch für die bereits erwähnte Randbevorzugung, — auch ein Primärvorgang —, für die damit zusammenhängende „unmittelbare Reizeinstellung" und „motorische Organeinstellung", ebenso für die Vorherrschaft der Motilität (des „Agierens") im Denken haben wir viele Belege. So sehr herrscht beim Schimpansen die Motilität über das Denken, daß beim Menschenaffen eine Korrelation zwischen Intelligenz und Handfertigkeit zu bestehen scheint („I", S. 126), eine beim Menschen bereits nicht mehr geltende Korrelation. — Auch in der „Ordinanz" stehen die Tiere ziemlich tief, entsprechend der Annahme, daß die Ordinanz als Sekundärvorgang wirkt.

Man darf das Thema der intellektuellen Leistungen nicht verlassen, bevor man nicht mit vollem Nachdrucke auf zwei, von Köhler vernachlässigte Umstände die Aufmerksamkeit lenkt. Erstens darf nie vergessen werden, daß die intellektuellen Neuleistungen stets als Motor, als erregende Kraft, affektive Momente, und zwar deutlicher narzißtisch-orale Triebkräfte erkennen lassen: Es wirkt entweder der Hunger allein oder der Hunger mitsamt der drohenden Gefahr, die in Aussicht gestellte Nahrung durch Herannahen anderer Tiere verlieren zu müssen („I", S. 22—23, 43—44). Zweitens muß die Rolle von Verboten betont werden: der Versuchsleiter verbietet fortwährend die bequemsten Methoden („I", S. 29). Auf die „bequeme Lösung war das Tier Sultan) von nun an ganz versessen, und bis es auf sie (im Interesse der Versuche) verzichten lernte, kamen heftige Szenen genug vor, in denen Sultan mitunter dem Ersticken nahe schien" („I", S. 35). „Am Draht des Daches

entlang zu klettern, ist den Tieren inzwischen einigermaßen abgewöhnt; wenigstens während der Versuche wagen sie es nicht mehr“ („I“, S. 39).

Diese beiden Umstände können zu einer Theorie der psychischen Gestaltung — auch die intellektuellen Inhalte sind „Strukturen“, Gestalten — führen, nach welcher in jeder Gestaltung einerseits eine Hemmung (Verdrängung, Überwindung), andererseits eine narzißtische, zusammenhaltende Kraft anwesend sein müssen.

Ich habe hier nicht alles Erwähnenswerte vorgebracht. Mein Zweck war nur, die Möglichkeit einer tierpsychologisch orientierten, vergleichenden Psychoanalyse darzulegen.

Kritiken und Referate.

Aus der deutschen Literatur.

V. Hattingberg: Triebund Instinkt. Ein definitorischer Versuch. Zeitschr. f. angew. Psychol. Bd. 17 (1920), H. 4—6.

— Die Triebbedingtheit des seelischen Geschehens als Grundforderung einer biologischen Psychologie. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiat. Bd. 77 (1922), H. 5.

Hattingberg redet einer „biologischen Psychologie" das Wort, die nicht mehr Lehre von der Seele oder gar nur von den Bewußtseinsvorgängen ist, sondern Lehre vom Handeln, sich Gebaren. Wir assoziieren, wir leben nie richtungslos und die Triebe sind es, welche die Richtlinien abgeben für die Assoziationen ebenso wie für alle Handlungen. Der Autor gibt folgende Triebdefinition: „Triebhandlungen oder allgemeine Realisationen von Trieben sind typische Änderungen im Gesamtverhalten der Menschen und Tiere, die in typischen Situationen auftreten (Phasenwechsel des Benehmens oder Gebarens). Sie sind angeborene, jedoch im Individualleben mehr oder weniger modifizierbare typische Zusammenhänge von Funktionen, die von einem typischen Anfangszustand des Organismus (Bedürfnis) ausgehen und zu einem typischen Endzustand (Befriedigung) hinführen. Triebe oder Instinkte sind Richtungen solcher Abläufe, die beim Menschen mehr oder weniger bewußt, jedoch auch völlig unbewußt vor sich gehen können." Affekte sind in bestimmter Weise veränderte Äußerungen von Trieben. Die Triebe sind nicht von vornherein auf bestimmte Objekte bezogen, die endgültige Verbindung zwischen Trieb und Objekt entsteht im Individualleben (vergl. Freuds Auffassung der Objektwahl und Übertragung). Wir haben zwei Erlebnisse, die wir für den Trieb charakteristisch anerkennen müssen. Auf der einen Seite ein aktives, einen Drang („Ich sehne mich, ich sterbe"), im anderen Fall erscheint nicht das Ich als Ausgangspunkt der Handlung, sondern ein „es", ein Etwas, mit dem das Ich jedenfalls nicht identisch ist („es treibt mich so zu handeln"). Hattingberg hat eine eigene Auffassung der Hypnose; sie beruht nach ihm auf einer besonderen instinktiven Einstellung oder Bereitschaft, einem „Trieb suggeriert zu werden". — In der Neurose, im Traum sind bekanntlich die verdrängten Triebe Symptom- oder Traumbildner. Andererseits finden wir überall Ursachenreihen, welche bestimmen, was im einzelnen Fall als Inhalt des Symptoms usw. auftreten soll. Diese zweifache Abhängigkeit muß sich auch in den Erscheinungen des bewußten Wachlebens nachweisen lassen. Der aktiven Aufmerksamkeit steht analog die passive Aufmerksamkeit, das

Interesse gegenüber, die Beziehung zu einem Triebbedürfnis. So sind die Triebe Faktoren erster Ordnung in allen unseren Lebens- und Seelenerscheinungen. Im bewußten Wachleben ist durch die Interferenz mehrfacher Triebbedingtheit die Wirksamkeit der instinktiven Einstellungen natürlich nicht ohneweiters erkennbar.

Der biologische Hintergrund dieser zweifachen Bedingtheit des seelischen Geschehens zeigt hinter den Trieben die ganze Gewalt der Vererbung; die begrifflichen oder Beziehungszusammenhänge hingegen sind im Individualleben erworben. Eine biologisch gerichtete Psychologie bedarf aber vorerst noch der systematischen Erfassung der Gesetze des Trieblebens; einiges hat namentlich die Psychoanalyse vorgearbeitet, gewisse Verhaltungsweisen der Triebe, z. B. das Abgespalten- und Verdrängtwerden, unter Umständen mit den Folgen der Stammung. Hieher gehört die Sublimierung, die Regression usw. Das alles ist nach Hattingberg vorläufig im wesentlichen Programm, ebenso wie die Zurückführung der psychologischen Eigentümlichkeiten von Neurose, Traum und Suggestionsphänomen auf solche des Trieblebens.

Sehen wir den vielbelesenen Autor hier bekannte Tatsachen und psychoanalytische Auffassungen interessant zusammenfassen, so müssen wir ihm Dank wissen. In den praktischen Beispielen von Neurosen andererseits finden wir ihn im Gegensatz zur Psychoanalyse in der Richtung Adlers und Jungs auslegend. Eine Stotterneurose mit aufgesetzter Phobie hat den Zweck, „um den Patienten das Schneckenhaus der Isolierung aufzubauen". Ein Erythrophobe, der träumt, daß im eigenen Hause Feuer durch Anbohren von außen entzündet worden war, wil damit „sein Verhältnis zum Arzt illustrieren, von dessen analytischem Bemühen er sich in seiner Isolierung unbewußt bedroht fühlte". Von solcher Auffassung her genügt ein Schritt, um auf die schiefe Ebene der anagogischen Therapie zu gelangen und der strengen Psychoanalyse überdrüssig zu werden. Dr. Hitschmann.

J. Kläsi (Zürich): Über die Bedeutung und Entstehung der Stereotypien. Abhandlungen aus der Neurologie, Psychiatrie usw. Berlin, S. Karger, 1922.

Eine der Züricher psychiatrischen Klinik entstammende Abhandlung über die Stereotypien der Geisteskranken muß unser besonderes Interesse erwecken.

Kläsi erörtert zunächst den Begriff der Stereotypie, der von früheren Autoren bald zu weit, bald zu eng gefaßt worden sei. Er trennt z. B. die eintönig wiederholten Äußerungen der Melancholischen von den Stereotypien, ordnet den letzteren dagegen gewisse Reaktionen auf Sinnestäuschungen usw. ein. Seine Definition („Äußerungen, . . . die, vom Gesamtgeschehen vollständig losgelöst, das heißt autonom, weder eine Stimmung ausdrücken, noch sonst einem Zweck in der [objektiven] Wirklichkeit angepaßt sind") muß jedoch bereits Bedenken erregen. Wir Psychoanalytiker kennen keine seelischen Erscheinungen, die vom „Gesamtgeschehen" losgelöst sind; die Anfechtbarkeit dieses Ausdrucks sei nur nebenbei erwähnt. Solche Gebilde sind doch nur scheinbar „autonom" und „sinnlos". Gerade die Sinnlosigkeit erhebt der Autor aber zu einem wichtigen Kriterium der Stereotypie. Wir würden sagen, die Stereotypie sei sinnlos vom Standpunkt des Bewußtseins, sinnvoll bei Berücksichtigung des Unbewußten, ganz wie jede absurd klingende Wahnidee, jeder Traum usw. Aber eben das Unbewußte ist es, das der Autor

nicht gelten läßt. Er will gerade zeigen (S. 21), daß die psychoanalytische Technik für seine Zwecke entbehrlich sei. Auch betont er, daß der psychische Inhalt der Stereotypien sich bei Befragung der Patienten als nicht verdrängt herausstelle, während Freud ihm von der Verdrängung herleite. Hier liegt einer der vulgären Irrtümer bezüglich der psychoanalytischen Lehre vor. Diese erklärt doch die Entstehung der neurotischen und psychotischen Erscheinungen nicht aus gelungener, sondern aus mißlungener Verdrängung. Erst wenn die verdrängt gewesenen Wünsche sich wieder ins Bewußtsein drängen, entstehen Krankheitssymptome, deren Durchsichtigkeit wächst, je mehr die Zensur des Vorbewußten an Macht verliert. Geht diese Macht völlig verloren, so sprechen die Kranken von ihren Intimitäten auf Geheiß ungehemmt.

Kläsi ist allerdings im Recht, wenn er hervorhebt, die einfach ausfragende Unterhaltung mit den Kranken liefere gute Einblicke in die Bedeutung ihrer Stereotypien. Er begnügt sich aber in gewissen Fällen mit dem, was die Kranken auf ersten Anhieb sagen, während er in anderen Fällen ähnlich lautende Erklärungen als vorgeschoben zurückweist. Eine Reihe von Fällen läßt sorgfältige Ausforschung erkennen, aber jede tiefergehende Auswertung des Tatsachenmaterials vermissen. Wohl sieht der Verfasser, daß in den genauer untersuchten Fällen die Sexualität der Kranken in den Stereotypien zum Ausdruck kommt. Aber er begnügt sich mit derartigen Feststellungen im einzelnen Fall, ohne die allgemeine Bedeutung der Libidoverschiebungen für die Entstehung des Stereotypien zu würdigen. Ein reiches, guter Beobachtung entstammendes Material bleibt in Wirklichkeit ungenützt, aus keinem anderen Grunde, als weil der Autor — ohne Angabe von Gründen — die Psychoanalyse ablehnt. Man erinnert sich, daß Bleuler seine Monographie der Schizophrenien mit der Bemerkung einleitete, die neuere Psychologie der Geistesstörungen sei im Grunde nichts als eine Anwendung der Freudschen Lehre auf dieses vorher so dunkle Gebiet. Die vorliegende Arbeit seines Schülers ist ohne die Vorarbeit der Psychoanalyse überhaupt nicht denkbar. Er erwähnt zwar Freud einigemal an untergeordneten Stellen (Vergleich gewisser Stereotypien mit Symptomhandlungen), ohne aber irgendwie konsequent weiter zu forschen. Was der Psychoanalytiker in dieser Schrift am meisten vermißt, ist das Eingehen auf die infantile Bedingtheit der Symptome. Stets begnügt sich der Verfasser, Zusammenhänge der Stereotypien mit Erlebnissen nachzuweisen, die der nahen Vergangenheit angehören. Hätte er die Analyse in rückläufiger Richtung betrieben, so würde er die Zusammenhänge mit dem Unbewußten sicher aufgefunden haben.

Wer die Arbeit mit psychoanalytisch geschultem Blick liest, wird weit umfassendere und tiefere Einblicke in die Psychosexualität der Geisteskranken gewinnen, als dies dem Autor selbst gelungen ist. Abraham.

Dozent Dr. Oswald Schwarz: Über funktionelle Blasenstörungen. (Wiener med. Wochenschr. 28, 1922.)

Es wird unterschieden zwischen „Blasenneurosen“ und „nervösen Blasenerkrankungen“. Zu letzteren zählen alle Erkrankungen, die eine zentrale oder periphere pathologisch-anatomisch nachweisbare oder doch zu vermutende Störung zeigen. (Tabes, multiple Sklerose usw.) Die Blasenneurosen werden unter dem Gesichtspunkte des „Entgegenkommens der Organe“ nach Freud und der Minderwertigkeit nach Adler beurteilt. Diesen werden in erster Linie die Enuresis nocturna, ferner die Pollakisurie und manche Fälle von

Retention zugerechnet. Bei letzteren ist der Nachweis einer anatomischen Störung schwierig. Transitorische Retention sowie die Erkältungspollakisurie seien toxisch-entzündlicher Natur (Blasennerven). Bei den Blasenstörungen durch Prostatahypertrophie müsse auch noch nach einer funktionellen Komponente gesucht werden, weil kein Zusammenhang zwischen der Schwere der Miktionsstörung und der Prostatahypertrophie besteht. Dies ist für den Psychoanalytiker wichtig. Daß bei den notwendigen Manipulationen, Massage per anum usw. psychische Determinanten herangezogen werden, die sich der Gegend bemächtigen, konnte vom Referenten in einem Falle konstatiert werden. Ähnliche Fälle sind aus der psychoanalytischen Literatur bekannt. Wenn sich der Autor auch hauptsächlich an A. Adler anlehnt, so ist doch der erfreuliche Einfluß psychoanalytischer Gesichtspunkte bei der Betrachtung der Blasenstörungen an der kurzen Mitteilung eines Falles von Ejaculatio praecox zu konstatieren. Doch vermissen wir bei der Besprechung der Enuresis nocturna die Erwähnung des bedeutsamen Umstandes, daß die Enuresis der Kinder der nächtlichen Pollution des Erwachsenen gleichzusetzen ist. Sie wird mit A. Adler lediglich als „Mittel sich durchzusetzen" aufgefaßt. Psychotherapie wird vorgeschlagen, die Frage ob Psychoanalyse, Individualpsychologie oder pädagogische Intuition sei von sekundärer Bedeutung. Dr. Reich.

Dr. Bunnemann: Über psychogene Dermadosen. (Eine biologische Studie, zugleich ein Beitrag zur Symptomatologie der Hysterie.) Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., 78. Bd., 2—3 Heft.

Autor berichtet über zwei Fälle weiblicher Hysterie, bei welchen durch hypnotische Suggestion Rötungen und Schwellungen an den Armen hervorgerufen und wieder zum Verschwinden gebracht werden konnten. In dem einen Falle gelang das suggestive Hervorrufen von furunkelähnlichen Gebilden an vom Autor bestimmten Hautstellen. Auf die Suggestion, der Furunkel würde sich nach außen öffnen und Eiter abfließen, entstand ein größeres Bläschen in der Mitte der Schwellung, das nach Angabe der Patientin in der Nacht aufging. (Wir vermissen die Mitteilung von der Untersuchung des Sekrets auf Staphylokokken.) Ein impediginöses Ekzem bei einem 16jährigen Jungen konnte suggestiv weitestgehend beeinflußt werden.

Der sehr interessante Aufsatz verdient es, im Original nachgelesen zu werden. — Zum Nachweis der besonderen Psychogenese wurden außer „anamnestischen psychoanalytischen" Ermittlungen, die Ergebnisse der Palimnese nach Kohnstamm verwendet, die darin besteht, „daß man einem Hypnotisierten, an dem man irgend ein Symptom wahrgenommen hat, des psychogenen Ursprungs zu sein scheint, sagt, daß, wenn dies Symptom mit irgendeinem Erlebnisse oder der Erinnerung daran zusammenhängt, der Kranke davon träumen und am anderen Morgen darüber Bericht erstatten werde." Diese Methode mag recht wertvoll sein, doch zweifeln wir daran, „daß die Palimnese die beste Methode ist zur Aufdeckung unbewußter Angstkomplexe". Auch an „ihrem Wert als Beweismittel für die besondere Psychogenese" muß gezweifelt werden, weil die auf die Suggestion hin gebrachten Träume, wenn man sie nicht psychoanalysiert, nichts aussagen. Bestenfalls kann im latenten, durch Analyse zu ermittelnden Traumgedanken der Zusammenhang zwischen Erlebnis und Symptom enthalten sein.

Wir stimmen dem Autor in der Anschauung bei, daß die kardinale Hautreaktion einer Ausdruckstätigkeit (z. B. Hautsymptom = „ich

bin luetisch infiziert) entspreche, die Frage der Zweckmäßigkeit (z. B. Fluor albus als Abwehr einer gefürchteten luetischen Infektion) erscheint nicht überzeugend erörtert. Dr. Reich.

Dr. med. et phil. F. Kanngieser in Braunfels (Kreis Wetzlar): Ein Beitrag zur Erforschung der Ätiologie der Zwangsneurosen. Archiv für Psychiatrie und Nervenheilkunde, 63. Bd., 1. Heft, S. 125 bis 128.

Kanngieser beschreibt auf vier Seiten einen zwangsneurotischen Fall (obsession de mot). Trotzdem er zum Schluß kommt, „Unmöglichkeit, Heilung zu erzielen", das heißt, daß er keine Therapie weiß, kann er sich nicht enthalten zu sagen: „Von dem, gelinde gesagt, Hokuspokus, richtiger gesagt, Unfug, der diversen, Mode gewordenen psychoanalytischen Methoden ist meines Erachtens weder ätiologisch noch therapeutisch irgendwas zu machen." Ein sonderbarer Ausspruch gegen eine Methode, die nachweisbar therapeutische Erfolge erzielte, von einem Autor, der bekennen muß, daß er nicht den geringsten Erfolg erzielen kann. Gerhard Fuchs.

Dr. Frieda Reichmann: Zur Psychopathologie des Asthma bronchiale. (Aus dem Lahman-Sanatorium bei Dresden. Med. Klinik VIII/22.)

Hinweis auf die offenkundig nervös-psychische Überlagerung des Asthma. Aus der Zusammenfassung: Das Asthma bronchiale stellt eine Neurose des Respirationstraktes dar mit psychischen Ursachen und Folgen. Manisch-depressive Schwankungen bei Asthmatikern. Als Therapie kommen in Betracht die üblichen medikamentösen, immuno- und organotherapeutischen Maßnahmen, die aber getragen sein müssen von der „objektiven und subjektiven Überzeugung: das Asthma bronchiale ist eine heilbare Neurose". Hypnotische und psychoanalytische Behandlung wird anempfohlen. Das Asthma bei Kindern asthmatischer Eltern sei als Nachahmungsneurose im Sinne der Freudschen Pseudohereditität zu betrachten. Dr. Reich.

G. R. Heyer: Psychische Faktoren bei organischen Krankheiten. (München, Med. Wochenschr. vom August 1922.)

Psychoanalytische Denk- und Anschauungsweise scheint doch allmählich, wenn auch noch immer unter Verschleierung ihrer Herkunft, in breitere medizinische Kreise zu dringen. „Wir müssen uns vorstellen, daß die verschiedenen psychischen Schichten und Kräfte beim Lebewesen im körperlichen Substrat jeweilig verschiedener Systeme verankert sind," meint der Autor eingangs seines sehr interessanten Aufsatzes. Es werden Fälle mitgeteilt, die der heute auch noch im engeren psychoanalytischen Kreise sich schwer durchringenden Anschauung stützend entgegenkommen, daß effektiv organogene Leiden psychischerseits weit intensiver ausgenützt werden, als man zu vermuten sich getraut. So der krasse Fall einer spastischen Spinalparalyse, die seit zehn Jahren langsam fortschreitet, Symptome äußerst qualvoll. Durch hypnotische Suggestion lassen sich die Spasmen des Schultergürtels leicht lösen. Die Hypnose beseitigt auch eine anhaltende Obstipation, der Belladona-Suppositorien nichts anhaben konnten. Ebenso der Fall einer Polyneuritis. Patientin ist an den unteren Extremitäten total gelähmt. Es fiel aber auf, daß sie doch hie und da „instinktiv" Bewegungen machte. Hypnose: Obstipation weicht, Extremitäten können bewegt werden. Sensibilität und Reflexe, die vorher fehlten, sind jetzt positiv (!!). Nach einmaligem Rückfall wieder arbeitsfähig. Es handle sich um „Übergreifen eines

ohne Zweifel organischen Prozesses über sein eigentliches Maß", „die eingeschliffene Bahn der Neuritis wurde hiebei benützt!" Interessant ist der Fall eines Rheumatismus bei einer Frau im Klimakterium, der mit „Analyse" aufgeklärt wurde. Der Rheumatismus besteht seit der Jugend. Patientin steht in einem Konflikt, der sich auf den kranken Vater und den Mann bezieht. Ein Sohn erleidet einen Unfall, indem er mit dem rechten Arm in eine Transmission gerät. Seither schmerzt der rechte Arm besonders stark. — Es wird auf organische Obstipationsfälle hingewiesen, die psychisch beeinflußbar sind. — Von Psychoanalyse wird nur erwähnt, „daß der verhaltene Affekt sich seinen Weg in ihm an sich fremde Bahnen sucht". „Schon in einer früheren Veröffentlichung weist Freud auf einen Wischtrieb bei einem ehemaligen Konjunktivitiker hin." — Daß organische Leiden von unbewußten Tendenzen ausgenützt werden, ist der Psychoanalyse nicht neu. Daß aber, wie in den Fällen von spastischer Spinalanalyse und Polyneuritis, die ursprünglich organische Krankheit derartige Ausbreitung von psychischer Seite her erfährt, kann als wertvolle Bestätigung der von Groddeck nicht mit einwandfreier Klarheit dargelegten Befunde aufgefaßt werden. Leider können uns die Ausführungen des Autors nicht mehr als Tatsachenmaterial liefern. Seine Versuche zur Aufklärung der Zusammenhänge müssen als völlig unzulänglich betrachtet werden, da er sich der psychoanalytischen Anschauungsbasis nur mit Reserve genähert zu haben scheint. Dr. Reich.

P. Orlowski: Die Impotenz des Mannes. Für Ärzte dargestellt. Leipzig 1922, Kurt Kabitzsch.

Der Autor vertritt auf Grund urethroskopischer Untersuchung die Ansicht auch anderer Spezialärzte, daß eine große Anzahl von Impotenten und an Ejaculatio praecox Leidenden, namentlich nach Onanie, Coitus interruptus und frustranen Erregungen, als Ursache eine entzündliche oder nachentzündliche Schwellung des Colliculus seminalis aufweisen und durch dessen Kauterisierung geheilt werden sollen. Referent muß dagegen anführen, daß dergleichen Fälle auch ohne jeden lokalen Eingriff durch Abstellung des sexuellen Mißbrauches zur Heilung kommen. Der anatomische Befund sei deshalb nicht geleugnet, aber es muß sich eben um passagere, funktionelle Veränderungen handeln, denn die lokalen und eventuellen reflektorischen Beschwerden schwinden gleichfalls, sobald unter psychischer Beeinflussung der sexuelle Mißbrauch konsequent eingestellt wird. Die diesbezüglichen Fälle sind psychisch heilbar, am gründlichsten durch Psychoanalyse. Denn das Festhalten an der Onanie, an Überreizung durch sexuelle Phantasien („geistige Onanie") und frustrane Erregungen u. dgl. ist unbewußt bedingt. Der Autor hat davon keine Ahnung, sein wüstes Schimpfen auf die Psychoanalyse ist zum Teil dadurch erklärt, zum anderen Teil aus der drohenden Entwertung lokaler urologischer Polypragmasie durch die Psychoanalyse. Dr. Hitschmann.

Sexualreform und Sexualwissenschaft. Vorträge, gehalten auf der Ersten internationalen Tagung für Sexualreform auf sexualwissenschaftlicher Grundlage in Berlin. Herausgegeben von Doktor A. Weil im Auftrage des Instituts für Sexualwissenschaft, Berlin, 1922. J. Püttmann, Stuttgart.

Lipschütz und Biedl sprachen über die innere Sekretion der Geschlechtsdrüsen, Weil über die Körperproportionen der Homosexuellen,

Schmidt und Littaur berichteten über günstige Erfolge mit der Steinachschen Operation. Auch über die Hypersexualität der Tuberkulösen, die beim Tiere erweisbare Blutdrucksteigerung im Gehirn beim Koitus wurde gesprochen. Zur allgemeinen Sexualreform hörte man unter anderen Träger verdienter Namen, so Ehrenfels und Helene Stöcker. Zum Thema „Psychoanalyse und Sexualreform" hielt Müller-Braunschweig einen längeren Vortrag, nicht ohne hervorzuheben, daß seine sexualreformerischen Konsequenzen aus den Lehren der Psychoanalyse nur als seine persönliche Ansicht gelten sollen. Nach aufklärenden Ausführungen über Homosexualität vertrat er den Standpunkt der Beseitigung des § 175. Über die innerfamiliären Bindungen, die Inzestschranke, Ehe, Monogamie, Polygamie brachte Müller wichtige psychoanalytische Gesichtspunkte vor und war als der einzige aktiv teilnehmende Psychoanalytiker im Kreise von Vertretern der Sexualwissenschaft gewiß sehr am Platze. Man muß sich fragen, warum psychoanalytische Kenntnisse und Erfahrungen nicht reichlicher vertreten waren. Kronfeld z. B. enttäuscht sehr durch seinen Vortrag über die Sexualität des Kindes. Nach ihm „läßt sich für die gesamte Zeitspanne von der Geburt bis zu den allerersten Anfängen der Pubertät in der übergroßen Mehrzahl der Fälle sagen, daß irgendwelche Beobachtungen sexuellen Verhaltens beim Kinde direkt, ohne von außen herangetragene Deutung, nicht zu erheben sind. Die Wichtigkeit dieser Feststellung leuchte ein, wenn man an die Überspannungen denke, denen der Begriff der infantilen Sexualität in manchen Theorien ausgesetzt sei." — In der Vortragsreihe „Bevölkerungspolitik und Geburtenregelung" empfahl Rohleder die künstliche Befruchtung, die in 30 Prozent der Fälle wirksam sei; M. Fränkel (Berlin) sprach zur Röntgen-Sterilisierung der Frau. Die Sterilisierung mit Röntgenbestrahlung ist nur eine zeitweilige, durch Dosierung regulierbar, dient auch zur Herabsetzung sexueller Überreizung, von Onanie-Mißbrauch, von Schäden durch Perversionen usw. Bekannt ist es ferner, daß Verbrecher und Geisteskranke so vor der Fortpflanzung abgehalten werden können. Oberholzer hat bereits auf die Berechtigung sozialer Indikation zur Sterilisierung hingewiesen; in Amerika bestehen heute schon in 24 Staaten Gesetze über das Unfruchtbarmachen der Verbrecher und Geisteskranken. Zur Sexualstrafreform und zur Sexualpädagogik wurden von modernem Geist erfüllte Resolutionen gefaßt, nachdem auch zu diesen Themen eine Reihe wertvoller Vorträge abgehalten waren. Im ganzen gesagt, ein Band von 284 Seiten, von Berichten über Fortschritte der Sexualwissenschaft und von deutschem Reformen-Idealismus gefüllt. Dr. Hitschmann.

Dr. Karl Müller-Braunschweig: Psychoanalyse und Sexualreform. (Vortrag, gehalten auf der Internationalen Tagung für Sexualreform 1921. Autoreferat.)

Referent nimmt vom Standpunkt der psychoanalytischen Forschung aus Stellung zu den folgenden Fragen: 1. Homosexualität: Die Homosexualität im psychoanalytischen Sinne, also die unbewußte latente Homosexualität umfassend, ist normalerweise ein Durchgangsstadium der Libidoentwicklung vom Autoerotismus über den Narzißmus zur Endgestaltung der Libidoorganisation, der genitalen und heterosexuellen Objektliebe. Dauernde Homosexualität erscheint so als partielle (sexuelle) Entwicklungshemmung. Unter den determinierenden Faktoren sind eine starke frühkindliche Fixierung an die Mutter mit darauffolgender Abwendung von ihr hervorzuheben. Ein

konstitutioneller Faktor läßt sich durch die Psychoanalyse schwer aufzeigen. Die Beeinflußbarkeit der homosexuellen Einstellung durch die Psychoanalyse hat sich in einer Reihe von Fällen, in denen Beeinflussung angezeigt war, erwiesen. Sexualreformerische Konsequenz: Beseitigung des § 175. Moralische Minderwertigkeit kann, aber braucht nicht mit Homosexualität verknüpft zu sein. Infantile und archaische Züge sind oft durch kulturelle Werte mehr als ausgeglichen. Ob biologische Variante oder Entwicklungshemmung, in beiden Fällen ist der Zwang als so stark anzusehen, daß ein Strafgesetz kein Gegengewicht schaffen kann. 2. Innerfamiliäre Bindungen: a) Die im Verhältnis zu den Familienmitgliedern beim Kinde ursprünglich vorhandene, später aber unterdrückte Libido bleibt in der Verdrängung oft so stark an den unbewußten Phantasiebildern der familiären Objekte haften, daß die normale für den Erwachsenen geforderte Übertragung der Libido auf ein außerfamiliäres Objekt scheitert. b) Durch die Unterdrückung der frühkindlichen, auf die Familienmitglieder gerichteten Libido wird diese oft so stark in eine rein sinnliche einerseits und eine zärtliche, anscheinend unsinnliche, familiäre, auseinandergerissen, daß diese beiden Strömungen ihre für den Erwachsenen geforderte Wiedervereinigung auf ein und dasselbe außerfamiliäre Liebesobjekt nicht zustandebringen. Praktische Konsequenz: Vermeidung unnötiger Herausforderung der kindlichen Sinnlichkeit durch zu intensive „Zärtlichkeit" der Erzieher, Vermeidung der Exklusivität der Familie. Aufklärung der Erzieher über den libidinösen Charakter der innerfamiliären Beziehungen. 3. Die Inzestschranke: Die Inzestscheu ist nicht einem ursprünglichen Instinkt (zur Vermeidung der Inzucht) zu verdanken, sondern dem stammesgeschichtlich erworbenen, unbewußt im Gegenwartsmenschen fortwirkenden Gehorsam gegenüber dem Urhordenhäuptling, der alle Frauen für sich beansprucht und jeden, der sich seinem Verbote widersetzt, tötet. Privat ist gegen inzestuöse Verbindung kaum Triftiges anzuführen (inzestuöse Regungen sind allgemein vorhanden und mit größter kultureller Bedeutung vereinbar, reale Inzucht erst nach Generationen für die Qualität der Nachkommenschaft schädlich); öffentlich ist zu bedenken, daß der Staat zum großen Teile ein Produkt der inzestuösen Verzichte ist. Darum ist es schwer zu entscheiden, ob er auf die Strafbestimmungen völlig verzichten kann. 4. Ehe, Monogamie, Polygamie: Die monogame Tendenz wiederholt die Exklusivität und Dauerhaftigkeit der Mutter-Kind-Beziehung in einer mehr oder weniger gelungenen Übertragung auf ein außerfamiliäres Objekt. Die polygame Tendenz ist einmal der Ausdruck von Übertragungen, die auf Grund nicht genügend abgelöster innerfamiliärer Libido nicht dauernd an ein und dasselbe Objekt zu binden vermögen, sondern sich immer an neuen Objekten versuchen müssen, ein andermal der Ausdruck einer Verschiebung verdrängter homosexueller und perverser Regungen. Die polygame Tendenz ist (gleich ihren Quellen) allgemein vorhanden. Die strenge monogame Forderung ist daher eine Überspannung. Angemessen wäre eine Verbindung monogamer und interkurrenter Liebesbeziehungen. Die Zwangsehe ist aufzuheben. Schluß: Die Struktur der Gesellschaft ist mit der einer Zwangsneurose zu vergleichen, die das Individuum durch allerhand Verbote gegen Regungen sichert, die ihm selbst nicht bewußt sind. Vielleicht und hoffentlich sind wir so weit, auf diese Sicherungen verzichten, mindestens sie mildern zu können, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, und gelangen wir von der Übermoral zu einer größeren Toleranz gegenüber dem Triebleben.

Dr. Jakob Kläsi: Beitrag zur Frage der kindlichen Sexualität. (Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., Bd. 74, H. 1/3, S. 362—378, 1922.)

Verfasser schildert in höchst anschaulichem Novellenstil die Liebesidylle zweier Knaben und eines Mädchens im Alter von $3\frac{1}{2}$—5 Jahren und will damit den Psychiatern das vor Augen führen, was sie immer noch nicht glauben wollen, nämlich „daß die ersten untrüglichen Äußerungen des Geschlechtsempfindens beim Kinde meist so alt sind wie — sagen wir — die ersten Gehversuche, wenn nicht älter". Die Arbeit hält, was sie versprochen. Sie zeigt, daß der Sexualtrieb schon im frühesten Kindesalter auftritt und sich dann schon auf psychischem Gebiet als „Schamhaftigkeit, Fürsorglichkeit, Opferwilligkeit, Ritterlichkeit" äußern kann, wie beim Erwachsenen.

Verfasser begnügt sich wohl absichtlich mit der reinen Schilderung. Von psychoanalytischen Erklärungen hält er sich fern. Nur Stekel wird kurz zitiert. Aber der Verdienste der Analyse und ihres Begründers bei der Erforschung der kindlichen Sexualität wird keinerlei Erwähnung getan. Die psychoanalytischen Ergebnisse werden nicht berücksichtigt.

Eine irreführende Äußerung des Verfassers ist zurückzuweisen: Nach der Schilderung eines Liebeserlebnisses eines Knaben mit einem kleinen Zigeunermädchen bemerkt Verfasser auf S. 375: „Ich will damit natürlich nicht behaupten, daß das erwähnte Erlebnis im Sinne der Freudianer als ein Trauma gewirkt habe. Was für bedauernswerte arme Krüppel müßten wir, die wir nach meiner Behauptung fast alle ähnliche Jugenderfahrungen haben, sonst sein." Daß die Psychoanalytiker nie behauptet haben, daß ein solches Erlebnis allein als neuroseerzeugendes Trauma wirke, dürfte auch dem Verfasser bekannt sein. Dazu gehören doch noch verschiedene andere Faktoren (z. B. Fixierung, Verdrängung). Daß dem in dieser Erzählung erwähnten Knaben eine starke Mutterfixierung eigen ist, die auch seine späteren Jahre beherrscht, geht aus der Darstellung des Verfassers sehr deutlich hervor. E. Blum.

Kleine Schriften zur Seelenforschung, Herausgegeben von Dr. med. et phil. Artur Kronfeld, Berlin. Heft 2. Über Gleichgeschlechtlichkeit (Erklärungswege und Wesensschau), ein öffentlicher Vortrag vor Akademikern, gehalten am 9. März 1922 auf Veranlassung der Ortsgruppe Frankfurt a. M. des wissenschaftlich-humanitären Komitees von Arthur Kronfeld, Dr. med. et phil. zu Berlin, 1922. Julius Pütt mann, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Als Bekennerschrift zugunsten einer gerechten Beurteilung und dementsprechenden rechtlichen Behandlung der Homosexuellen hat die Schrift ihren Wert und dürfte auch wirken, soweit der geschraubte Stil nicht stört. Kronfeld tritt für die Heraufführung eines neuen Hellenismus ein und schließt mit dem Satze: „. . ., so wird es den dann lebenden Menschen unfaßbar erscheinen, daß es eine Zeit geben konnte, in der Menschen den Staat, dieses ‚kälteste aller kalten Ungeheuer', für befugt gehalten haben, sich mit blind erbarmungslosem Zugriff in die privateste Sphäre zwischenmenschlicher Beziehungen zertrümmernd einzumischen." Der Titel erklärt, daß der Autor in der Vorbemerkung inhaltlich und methodisch Neues verspricht, ohne daß ein Kenner der psychoanalytischen Literatur dieses Versprechen erfüllt sieht. Das Publikum kennt Freud zu wenig, um die Provenienz der von einem ehemaligen Bekämpfer vorgebrachten Zusammenhänge zu wissen. Adlers Erklärung der Homosexualität lehnt der Autor mit Recht ab, aber die ganze Arbeit ist durchsetzt von als originell vorgebrachten richtigen Adlerschen

Gedankengängen. Es ist nicht der Mühe wert, die seichte und halb verstehende, halb mißverstehende Verwendung der Freudschen Erkenntnisse nachzuweisen, so insbesondere wenn der Autor von Verdrängern und Verdrängung spricht, oder von „dunkeln Erinnerungen aus früherer Entwicklungszeit"; er weicht dem Wesentlichen, daß die homosexuelle Komponente unbewußt erhalten bleibt, aus. Das ist erklärlich, da der Autor sich „zu der neuen Formulierung der Freudschen Lehre, wie sie vor allem Schilder vertritt", bekennt. Einer auf S. 41 vorgebrachten praktisch wichtigen Meinung des Autors widerspricht die psychoanalytische Erfahrung. Er hält die Gefahr der gleichgeschlechtlichen Verführung der Jugend für gering. Er sagt: „Ich sage dies im vollem Bewußtsein meiner Verantwortung. Siegreich schreitet der heterosexuelle Mensch durch die homoerotische Durchgangsphase auf sein endgültiges Liebesziel zu. Wer nicht wesensmäßig verurteilt ist, in jener Durchgangsphase befangen zu bleiben, der wird auch durch äußeren Einfluß nicht in ihr zurückgehalten werden können. Wer aber wesensmäßig homoerotisch ist, für den spielt der Zeitpunkt seiner Bewußtwerdung darum für seine erotische Charaktergestaltung keine ausschlaggebende Rolle im verderblichen Sinne." Obgleich das für die Individuen mit ausgesprochen organischem Primate der hetero- respektive homosexuellen Richtung gilt, sind trotzdem Verführungen durch Homosexuelle bei der großen Mehrzahl der bisexuell Veranlagten ausschlaggebend für eine frühzeitige Fixierung der homosexuellen Richtung und fördern dadurch die Entstehung von Neurosen oder von zwangsneurotischer Gleichgeschlechtlichkeit. Sie sind schädlicher als frühzeitige heterosexuelle Traumen. Federn.

Dozent Dr. R. Neurath, Wien: Die Geschlechtsreife und ihre Pathologie. Wiener klin. Wochenschr. 1922, Nr. 36—37.

Der Verfasser hat sich in mehreren Arbeiten um die Durchforschung der Beobachtungen über Störungen der inneren Sekretion, insbesondere wo sie in den Ablauf der Geschlechtsentwicklung eingreifen, verdient gemacht. Diesmal versucht er einen zusammenfassenden Überblick über den gegenwärtigen Stand dieses vielfach noch dunklen Gebietes zu geben. Soweit es sich um Ergebnisse der experimentellen Forschung und klinischer Beobachtungen an auffälligen Varianten der somatischen Entwicklung handelt, gelingt ihm diese Absicht vortrefflich. Weniger befriedigen können jene Teile, die dem Verhalten der Erotik gewidmet sind. Hier ist er bei Krafft-Ebing stehen geblieben. „Ich muß es mir versagen, hier auf die von Freud und seiner Schule immer wieder betonte Linie einer infantilen Sexualität einzugehen." Warum er sich dies bei einem Vortrage, bei dem dieses Eingehen Pflicht wäre, versagen muß, deutet der Verfasser nicht einmal an! Friedjung, Wien.

Professor Dr. Julius Zappert: Krankheiten des Nervensystems im Kindesalter. Diagnostische und therapeutische Irrtümer und deren Verhütung. Kinderheilkunde. Herausgegeben von Schwalbe. 1. Heft. Leipzig, Thieme, 1922.

Das großangelegte Sammelwerk hat in Zappert einen der berufensten Mitarbeiter gewonnen. Er behandelt den Gegenstand in fünf Vorlesungen: Hirnhautentzündungen, die Heine-Medinsche Krankheit und andere entzündliche Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten, chronische Gehirnkrankheiten, Epilepsie und Spasmophilie, endlich psychogene Erkrankungen. Auf reiche Erfahrung und strenge Selbstkritik gegründet, im Texte mit kurzen Krankengeschichten erläutert, können die ersten vier Vorlesungen über die „organischen" Erkrankungen als eine meisterhafte Darstellung bezeichnet werden. Wo der

Verfasser zu Streitfragen Stellung nimmt, ist es wohl motiviert, oft überzeugend. Zu besonderem Dank verpflichten den Leser insbesondere auch wertvolle therapeutische Winke auf einem Gebiete, das so leicht zu tatenlosem Nihilismus verlockt. Weniger befriedigen kann der Abschnitt über psychogene Erkrankungen. Wohl sieht man auch hier warmes Fühlen von großer Erfahrung befruchtet, ihnen gesellen sich aber Vorurteile, die sicherlich gegen Zapperts Absicht zu schiefer Darstellung und Widersprüchen Anlaß geben. In der Determination psychogener Störungen bleibt er meist an der Oberfläche haften, findet wohl für Freuds und seiner Schüler Befunde sozusagen wohlwollende, aber doch nur verständnislose Worte. „Auch darf die Psychoanalyse nicht bei der Suche nach sexuellen Traumen stehen bleiben, sondern auch sonst versuchen, das Leben des Patienten einigermaßen zu erforschen." Hörer und Leser auf diese Weise zu informieren, widerspricht der sonst so zuverlässigen Art des Verfassers. In der Frage der pathogenen Bedeutung der Onanie nimmt Zappert, da er meint, daß über 80 Prozent der Jugend, wenigstens der männlichen, an ihr teilhaben, einen durchaus modernen Standpunkt ein — ihre Schädlichkeit werde ohne Beweis übertrieben. Auf der nächsten Seite anerkennt er es aber als Pflicht, bei neurasthenischen Kindern nach sexuellen Schädigungen, insbesondere nach Onanie, zu fahnden. Dabei müßte sich doch nach den früheren Worten ergeben, daß 80 Prozent von ihnen masturbieren. Was soll der Arzt mit dieser Feststellung anfangen? — Und so sind auch die Ratschläge, die der Behandlung gewidmet sind, in diesem Abschnitte öfter wenig befriedigend. Der Psychoanalyse als Therapie geschieht überhaupt keine Erwähnung. — Diese Worte der Enttäuschung mußten gesagt werden, weil die Kinderheilkunde vor allem berufen ist, aus Freuds Lehren für Prophylaxe und Therapie die wertvollsten Anregungen zu schöpfen. Friedjung.

Prof. O. Marburg: Fortschritte in der Behandlung der Nervenkrankheiten. Jahreskurse f. ärztliche Fortbildung, XIII. Jahrg., H. 5, Mai 1922, München, J. F. Lehmann.

Wir finden hier eine ausgezeichnete Darstellung der modernen Maßnahmen zur Schmerzbeseitigung, namentlich bei Trigeminus-Neuralgie und Ischias —, die leider die Erfolge psychoanalytischer Kuren bei diesen Leiden vollkommen ignoriert, und die psychogene Entstehung der Neuralgien gar nicht ins Auge faßt. Dr. Hitschmann.

G. Bychowski: Wissenschaft und Anthroposophie. (Schweizer Medizinische Wochenschrift, 1921, Nr. 16.)

Albert Sichler: Die Theosophie (Anthroposophie) in psychologischer Beurteilung. (J. F. Bergmann, München-Wiesbaden, 1921. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.)

Erich v. Czernin-Dirkenau: Das geheimnisvolle Unterbewußtsein. Neue Wunder der Hypnose und Trance. (Otto Uhlmann, Siegmar-Chemnitz, 1921. „Das Wissen dem Volke.")

W. v. Wasielewski: Telepathie und Hellsehen. Versuche und Betrachtungen über ungewöhnliche seelische Fähigkeiten. (C. Marhold, Halle a. S., 1922.)

Das Unbewußte, das man der Psychoanalyse so lange nicht glauben wollte, ist nun Trumpf. Und zwar ist es der Okkultismus, der sich gezwungen sieht, das unbewußte Seelenleben zur Deutung seiner Phänomene heranzuziehen.

Daß dabei die jahrelange Arbeit der Psychoanalyse übersehen wird und zum Beispiel von Professor Österreich die deutsche Psychologie als rückständig bezeichnet werden muß, weil sie die Führung hier zumeist anderen Kulturvölkern überlassen mußte, kann bei der bisherigen gründlichen Ignorierung durch die offizielle Psychologie nicht wundernehmen. Daß der Traum Einblick in das Reich des Unbewußten gewährt, ist „erst in jüngster Zeit (!) erkannt worden"! Czernin-Dirkenau führt in seiner zusammenfassenden populären Schrift das automatische Schreiben, das Tischrücken, die spiritistischen Klopftöne nicht mehr auf „Geister", sondern auf Auswirkungen des Unbewußten zurück. Bei den medialen Mitteilungen handelt es sich nie um Botschaften von „Geistern aus dem Jenseits", sondern nur um charakteristische Spielprodukte der unbewußten Phantasie des Mediums, wie die nie fehlenden Lücken und Mängel beweisen. Alle Personifikationen und Inkarnationen zeigen sich dadurch ohne Mystik erklärbar. Nebenbei ein Detail: Verfasser kennt eine Dame, die, wenn sie einen verlorenen Gegenstand nicht aufzufinden vermag, sich mit Erfolg vornimmt, von ihm zu träumen. Im Traum erscheint ihr dann regelmäßig irgend ein verstorbener Verwandter, der unter anderem den Aufenthalt des vermißten Gegenstandes angibt.

Sichlers treffliche Darstellung und Deutung der Theosophie bezieht sich oft auf die Psychoanalyse. So ist ihm namentlich die Traumdeutung ein Beweis für die Überflüssigkeit, die unbewußte Tätigkeit mit den Theosophen in die Astralsphäre zu verlegen. Für den Wiedergeburtsgedanken wird die psychoanalytische Deutung (Mutterkomplex) akzeptiert. Was das „höhere Schauen" der Theosophen anlangt, so werden die transzendenten Erfahrungen derselben nicht angezweifelt, sondern metaphysisch gedeutet: Denn nach neueren und neuesten Beobachtungen an Medien sei Hellsehen, Telepathie, Telekinesie und Teleplastie in einer Weise sichergestellt, daß die Realität der Phänomene nahezu als gewiß gelten darf (Richet, Kotik, Wasielewski, Schrenck-Notzing u. a.).

Alle rein philosophisch-theosophischen Spekulationen aber, wie z. B. die Welt- und Menschenentwicklungslehre der Theosophie, sind reine Phantasien. Es ergibt sich derart, daß gerade diejenigen Bestandteile der modernen Theosophie, die der ursprünglichen buddhistischen Lehre wesensfremd sind, sich als ihr haltbarer Bestand erweisen. Ein in Tübingen errichtetes „Deutsches Zentral-Institut für Parapsychologie" will nun „metaphysisch" weiterforschen: es wird den Anschluß an die psychoanalytische Metapsychologie suchen müssen.

Bychowski wendet sich mit der gerechten Entrüstung des Arztes gegen die Bezeichnung der Anthroposophie als Geisteswissenschaft, ihre Prätension, in die Heilkunde sich einzumischen. Die Steinersche Bewegung bedeute einen weitgehenden Denkrückschlag, eine Regression, ein Zurückgreifen auf primitive Denkformen, wie sie bei dem Naturmenschen in dem Traume und bei unseren schizophrenen Patienten auftreten. Es scheine, daß unsere Zeitwende besonders günstige Bedingungen schafft und die Kollektivität in Wahnbildungen verfallen läßt, welche die Menschen von der objektiven Wirklichkeit wegführen und in eine imaginäre hineinspinnen.

Andererseits kann die Psychoanalyse nicht mehr an den anscheinenden Tatsachen hellseherischer und telepathischer Fähigkeit gewisser Menschen (Medien) vorübergehen.

Féré hat seinerzeit die Hysterischen als die Versuchskaninchen der Psychologie bezeichnet und auch an diesen angeblich so lügenhaften Menschen

ist Großes und Unumstößliches entdeckt worden. Mögen daher unter den Medien auch schwindelhafte Naturen sich finden: die nachprüfende Psychoanalyse muß sie dort zu fassen suchen, wo sie Wertvolles leisten.

Wasielewkis Erfahrungen mit seinem Medium Fräulein v. Z. in bezug auf deren telepathische und hellseherische Fähigkeiten sind geradezu verblüffend. Das Lesen geschlossener Schriftstücke, das Erkennen ungesehener oder in Kästchen verborgener Gegenstände, Hellsehen mikroskopisch kleiner Gegenstände, Hellsehen in die Entfernung, in die Vergangenheit ist hier unter anscheinend guter Kontrolle wieder einmal erwiesen.

Telepathie, d. i. geistige Verbindung zweier getrennter Individuen unter Ausschluß der geläufigen, stets die Tätigkeit eines oder mehrerer Sinnesorgane einschließenden Wege, ist dem Autor eine Tatsache. Telepathie gehört dem Unbewußten an; ihre Betätigung wird eben nur ausnahmsweise über die Schwelle des Bewußtseins erhoben, bei Medien wohl auch willkürlich. Das Gelingen der Versuche ist in hohem Maße von der jeweiligen Disposition der aufnehmenden Personen abhängig. Wasielewski verwirft die Erklärung mittels Strahlungen als flach und unwahrscheinlich, und charakterisiert Hellsehen und Telepathie als psychische Leistungen. Das Unbewußte besitze die Fähigkeit, Gegenstände und Ereignisse der Außenwelt sowie Zustände anderer Seelen unmittelbar ohne Zuhilfenahme des körperlichen Apparates zu empfinden, wobei Raum und Zeit wahrscheinlich überhaupt keine wesentliche Rolle spielen. Das so Erfahrene sei in der Seele vorerst auch nicht als räumlich-zeitliches Bild vorhanden; es verwandle sich erst sekundär — durch die Gehirntätigkeit — in ein solches und trete dadurch ins Bewußtsein ein.

Die „direkte Wahrnehmung" der Telepathie und des Hellsehens sei einer weiteren „Erklärung" ebensowenig fähig oder bedürftig, wie andere seelische Funktionen als solche. Die neuerdings so viel genannten Materialisationsphänomene haben u. a. auch die Frage nach einer an und in der Materie schöpferischen Fähigkeit der Seele in neuartiger Weise wiederbelebt.

Dr. E. Hitschmann.

Adolf F. Meyer (Haarlem): Materialisation und Teleplastie. München, 1922, J. F. Bergmann.

Ein scharfsinniger Skeptiker unterzieht hier bekannte Berichte über Materialisationen (Hervorbringung menschlicher Gestalten und Teile derselben) sowie über teleplastische Fähigkeiten von Medien (Hervorbringung von stofflichen Produkten, „Teleplasma") einer eingehenden Untersuchung und gelangt zur absoluten Leugnung der behaupteten Tatsachen. Keiner der wissenschaftlichen Forscher (Crookes, Geley, Crawford, Schrenck-Notzing) hat den Beweis geliefert, daß Materialisationen oder Teleplastie bestehen. Die telekinetischen Phänomene (Inbewegungbringen von Gegenständen) sind nur durch einfache Apparate im Dunkel zustandegebracht. Meyer leugnet die außerordentlichen physikalischen Kräfte der Medien vollkommen. Wenn Schrenck-Notzing klagt, „der Exaktheitsfanatismus bringt die Quelle, aus der man schöpfen will, zum Versiegen", so spreche dies entschieden gegen die Annahme einer unbekannten Naturkraft; eine solche verträgt exakte Untersuchungen ausgezeichnet. Für die Erklärung all dieser Phänomene aus „natürlichen" Ursachen spreche der Umstand sehr, „daß sie nur bei schlechter Beleuchtung zustandekommen". Die ganze Beweisführung der Okkultisten gründet sich in letzter Instanz nur auf die Verläßlichkeit ihrer Kontrolle. Logischer ist es indessen anzunehmen,

daß man in einigen Fällen keine Tricks konstatieren konnte, weil die Aufmerksamkeit abgelenkt war oder das Medium sehr geschickt vorging. Man vergesse nie, daß Sitzungen immer lange dauern und Phänomene meist erst nach langem Warten sich zeigen, dann kurz dauern, unerwartet eintreten und sich manchmal häufen. Es treffen also viele Umstände zusammen, welche exakte Wahrnehmung erschweren.

Diese erfrischende, allerdings rein theoretische Kritik will der Autor in einer späteren Arbeit ergänzen, die ausführlicher auf die psychologische Seite dieser Probleme eingehen soll, indem sie die psychischen Phänomene des Mediumismus behandelt. Diese wichtige Arbeit erwarten wir mit Ungeduld! Dr. Hitschmann.

Hofrat Dr. L. Löwenfeld: Hypnotismus und Medizin. Grundriß der Lehre von der Hypnose und der Suggestion mit besonderer Berücksichtigung der ärztlichen Praxis. J. F. Bergmann, München und Wiesbaden 1922.

Man kennt Löwenfeld als ausgezeichneten Darsteller: hier wird nicht nur aus des Autors großer Erfahrung die für den Anfänger besonders geeignete Hypnotisierungstechnik ausführlich dargestellt, sondern werden auch alle jene Ratschläge erteilt, deren Berücksichtigung für eine kunstgerechte hypnotische Behandlung unerläßlich sind. Die Indikationen zur Hypnotherapie werden in eingehender und streng kritischer Weise behandelt. Es fällt daher nicht besonders ins Gewicht, daß die Darstellung der Psychologie der Hypnose von der psychoanalytischen Erklärung keine Notiz nimmt. Dr. Hitschmann.

Theodor Friedrichs: Zur Psychologie der Hypnose und der Suggestion. Mit einem Vorwort von Artur Kronfeld. Kleine Schriften zur Seelenforschung, H. 1, Stuttgart, 1922, J. Püttmann.

Die kleine gehaltvolle Schrift strebt an „die einheitliche psychologische Erfassung der hypnotischen und suggestiven Phänomene und ihre gemeinschaftliche Erklärung aus der gleichen Dynamik der Affekte und Triebe die wir auch in der Neurosenlehre, im Schizophreniegebiet, ja in der eigentlichen Charakterologie überhaupt als das Fundament betrachten". Ferenczis grundlegende Arbeit „Introjektion und Übertragung" findet nach 13 Jahren endlich ihre volle Würdigung als Lösung des Problems der Hypnose und Suggestion durch Zurückführung auf die Einstellung des Kindes zu den Eltern. Die Arbeit Ferenczis wird in breiten Zitaten abgedruckt, ebenso findet Freuds Arbeit „Massenpsychologie und Ichanalyse" die gründlichste Würdigung. Irrtümlich wird behauptet, Freud sehe die Affekte, welche die Kinder an die Eltern knüpfen, als auf rein sexueller Grundlage beruhend an, und daran Polemisches geknüpft. — Ganz besonders eng ist die Verwandtschaft des hier Dargelegten mit den Ausführungen von Schilder „Über das Wesen der Hypnose" (J. Springer, 1922). Friedrichs, erwähnt daher der Herausgeber, hätte sein Manuskript längst abgeschlossen gehabt, ehe Schilders Studie erschien.

Friedrichs' Zweifel daran, daß bei der Hypnose zwischen Gleichgeschlechtlichen immer die homosexuelle Komponente heranzuziehen sei — „was nur als Zweckhypothese anzusehen wäre," wie er sagt — zeigen von den Grenzen seiner Zustimmung zur psychoanalytischen Auffassung, aber auch von den Grenzen des Verständnisses für den erweiterten Begriff unbewußter Homosexualität. Die psychoanalytische Lösung des Problems der Hypnose und Suggestion ist aber auf dem Wege zunehmender Anerkennung.

Dr. Hitschmann.

K. Sotonin: Die Temperamente. Bibliothek der Assoziation für Sozialwissenschaften zu Kasan. H. 2. 1921. (Russisch).

Das Problem der Temperamente ist für die Individialpsychologie und Psychoanalyse eines der interessantesten Probleme. Das Temperament (wie auch der Charakter) ist das, was uns das Individuum als Ganzes charakterisiert. Darum hat auch Dr. Alfr. Adler sein großes Werk dem Problem des Charakters gewidmet. Aber doch bleibt für die Psychoanalyse eine große Frage offen — die Frage von der angeborenen psychischen Konstitution des Menschen — das, was man sonst das Temperament nennen kann.

Das Temperamentproblem ist für die experimentelle Psychologie eines der schwersten, und wir müssen natürlich zwei Anfangsfragen stellen: 1. Was ist eigentlich das Temperament und 2. welche Wege und Methoden haben wir, das Temperament zu erforschen. Diese Fragen sind schon längst in der alten Menschenkunde (Psychognosis), wie auch in den neuesten psychologischen und psychoanalytischen Arbeiten gestellt.

Der Verfasser gibt in seiner Abhandlung eine orginelle, obwohl eine enge Qualifikation des Temperaments: nach seiner Darstellung ist das Temperament nur „die Intensität der Empfindlichkeit der Lust und Unlust" (S. 5), und von diesem Standpunkt aus kann er die Theorie der alten vier Temperamente — mit neuem Inhalt gefüllt — annehmen. Also ist bei dem Verfasser die Rede von:

1. Sanguiniker — die stark die Lust und schwach die Unlust empfinden;
2. Choleriker — die stark die Lust und stark die Unlust empfinden;
3. Melancholiker — die schwach die Lust und stark die Unlust empfinden;
4. Phlegmatiker — die schwach die Lust und schwach die Unlust empfinden.

Das zweite Problem — das der Methodologie — versuchte der Verfasser auch zu lösen. Der Weg zum Erforschen des Temperamentes ist, nach seiner Darstellung, der der Symptomatologie. Das Symptom des Temperamentes ist in erster Reihe die Reaktionsschnelle des Organismus. Der Verfasser glaubt, daß die Temperamente, die größere Empfindlichkeit zur Lust haben, schneller, und die zur Unlust langsamer reagieren. Die Variationsgröße ist bei verschiedenen Temperamenten auch verschieden.

Der Verfasser beschäftigt sich auch mit einigen Korrelationen zwischen dem Temperament und der Rasse, dem Geschlechte, dem Alter, Körperbau und den einzelnen psychischen Funktionen.

Sehr interessant ist für die Psychoanalyse auch das Problem der Wirkung des Temperamentes auf das Schaffen. Die neue Schaffenspsychologie ist die Psychologie der Analyse des Schaffens und seiner Motive, und der Verfasser hat recht, indem er das Schaffen als eine Abbildung des Temperamentes ansieht. Aus diesem Standpunkt analysiert er das Schaffen der Philosophen, Künstler und glaubt, zum Beispiel in Rousseau einen Phlegmatiker, in Nietzsche, Beethoven, Wagner Choleriker, in Mozart, Rameau, Lully Sanguiniker zu sehen. Eine richtige Idee ist auch, daß jedes Temperament seine eigene Art der Erziehung haben soll (§ 8).

Das Buch endigt mit einer speziellen Abhandlung über das Problem der Beziehung der Kultur und Entartung zum Temperament. Hier qualifiziert der Verfasser das Temperament als ein Kultur- und Entartungssymptom, eine Art der Pathologie.

Im ganzen ist das Buch eine interessante Skizze, und wenn sie manche Probleme in nicht genügender Weise lösen kann, gibt sie doch eine Reihe scharfsinniger Hypothesen. Al. Luria (Kasan).

Konstantin Sotonin: Die Idee der philosophischen Klinik. Monographien des Bureaus für wissenschaftliche Organisation der Arbeit zu Kasan. 1922. Nr. 1.

In diesem kleinen (52 S.) Buche will der Verfasser eine „Einführung in das System der Philosophie" geben. Sein Ausgangspunkt ist: jede Philosophie muß eine praktische Basis haben und dem Menschen in seinem Kampf für das Lustprinzip dienen.

Darum glaubt der Verfasser, daß die Metaphysik, die Gnosseologie, wie auch die Logik in der Philosophie keinen Platz finden sollen (S. 14). Alles, was im Gebiete der Philosophie bleibt, ist das, was das Problem des Menschenglückes praktisch zu lösen pflegt. Hier kommt die Philosophie sehr nahe zur Medizin, nämlich — zur Psychotherapie und Psychoanalyse.

Im Leben, sagt der Verfasser, sind sehr viele Unzufriedene, und eine richtige Diagnose der Ätiologie der Unzufriedenheiten in dem oder jenem Falle zu stellen, ist die erste Aufgabe der Philosophie wie auch der Medizin.

Der Verfasser versteht die Unzufriedenheit als ein Unlustgefühl ohne ein konkretes Objekt als Ursache; jedes Objekt kann diese Ursache sein; die Unzufriedenheit ist ein irradiertes Unlustgefühl (S. 15). In diesem Buche bietet er auch eine Klassifikation der Unzufriedenheiten, indem er folgende Gruppen unterscheidet: 1. Die Unzufriedenheit von einem irradierten physischen Schmerz; 2. eine hypochrondische Unzufriedenheit; 3. die Unzufriedenheit, die pathologische Prozesse im Nervensystem und Gehirn als Ursache hat — die „zerebrale" —; 4. die psychopathische Unzufriedenheit; 5. die Unzufriedenheit, die auf dem Temperament (in den meisten Fällen — dem melancholischen) ruht; 6. die sexuelle Unzufriedenheit; 7. die Unzufriedenheit, die soziale Ursachen hat; 8. die sozial-individuelle Unzufriedenheit (ihre Ätiologie bilden die sozial-individuellen Gefühle, wie Scham, Ehrgeiz usw.); 9. die individuelle Unzufriedenheit; 10. die intellektuelle Unzufriedenheit, die man auch pessimistische nennen kann; 11. die suggestive Unzufriedenheit, und endlich 12. die Unzufriedenheit, die Ermüdung als Ursache hat.

Der zweite Hauptteil des Buches beschäftigt sich mit der „Therapie der Unzufriedenheit", und enthält die „Idee der philosophischen Klinik". Der Verfasser spricht hier von der philosophischen Pharmakologie sowie auch der philosophischen Dietätik. Als Mittel zur Therapie der Unzufriedenheit bietet der Verfasser allerlei pharmakologische Mittel, als Anaestetica, Sedativa, Hypnotica, Narcotica, von denen er als die wertvollsten die anreizenden als „Haschisch", Aether Sulf., Alkohol usw. nennt, und endlich auch eine Reihe psychischer Mittel, wie Hypnose und Psychotherapie im Sinne von Dubois.

Die philosophische Dietätik hat als Ziel, die Wurzeln der Unzufriedenheit zu entfernen und, wie der Verfasser glaubt, „kann auch ‚Antiethik' genannt werden" (S. 35), weil er die Ursache der meisten psychogenen Unzufriedenheiten im Konflikt mit den autoritären ethischen Normen sieht. Die Dietätik muß alle solche Normen entfernen, und ihre Aufgabe, wie sie der Verfasser versteht, ist, dem Patienten ein möglichst lustvolles Weltanschauen zu schaffen oder ihm jedes Weltanschauen, wenn es nur mit den ethischen Normen verbunden ist, zu entfernen. Das letzte ist auch die Aufgabe der philo-

sophischen „Prophylaktik der Unzufriedenheit“ sowie der philosophischen Pädagogik, die, nach dem Verfasser, einer immoralen Erziehung gleich sein solle (S. 52).

Man muß in erster Linie bestätigen, daß die Idee der „philosophischen Klinik“ eigentlich nicht ganz so neu ist. Es ist die leitende Idee jeder Religion und — auf wissenschaftlichem Gebiete — jeder Psychotherapie. Jede solche therapeutische Praktik soll, als Regel, auf der Basis der psychologischen (respektive psychoanalytischen) Forschung ruhen. Leider hat der Verfasser seine interessante Abhandlung über die Psychologie der Unzufriedenheit nicht genügend begründet; seine Thesen sind mehr „nur philosophisch“, als psychologisch, und das ist der Grundfehler der Werkes. Wir müssen hier bestätigen, daß die „Irradierung des Unlustgefühls“ noch keine genügende Erklärung der Mechanismen der Unzufriedenheit ist, daß wir hier noch eine Menge wichtiger Mechanismen (besonders mit Hilfe der psychoanalytischen Methode) finden können. Von diesen Mechanismen (viele von diesen sind auch schon unter dem Namen der F r e u dschen und J u n gschen Mechanismen bekannt), wie auch von den psychoanalytischen Mitteln ihrer Behandlung spricht der Verfasser gar nicht, und das ist auch ein großer Fehler des Werkes.

Daraus verstehen wir auch die Ursache der Unklarheit der Klassifikation der Unzufriedenheiten, die uns der Verfasser bietet. Er gibt uns in der Klassifikation zwölf Gruppen von Unzufriedenheiten, bildet aber nicht ein System daraus, gibt uns nicht die leitenden Grundprinzipien. So können wir alle Gruppen von Unzufriedenheiten in zwei — die physische und die psychogene (hier auch soziogene) einteilen. In der zweiten, als der Hauptgruppe, müssen wir in erster Linie von dem Konflikt, der den Kern aller Unzufriedenheit bildet, sprechen. Diesen Konflikt in den Grundmotiven des seelischen Lebens hat die Individualpsychologie und die Psychoanalyse aufzudecken, und nur auf Grund der psychoanalytischen Lehren können wir eine genügende Klassifikation der Unzufriedenheiten aufbauen; als solche können wir aber die Klassifikation des Verfassers nicht anerkennen.

Wenn in der „philosophischen Diagnostik“ der Verfasser die Psychoanalyse vergißt, so vergißt er in der „philosophischen Therapie“ die Psychotherapie und alle ihre Möglichkeiten. Die Psychotherapie hat schon jetzt für das Heilen der Unzufriedenheit vieles getan, es ist ja auch immer ihre Grundaufgabe gewesen. Aber sehr vieles von ihrer Praktik vergißt der Verfasser, und darum ist seine „philosophische Therapie“ meistenteils nur eine schlecht verstandene Psychotherapie.

Das, was der Verfasser unter diesen Namen bietet, ist, in den meisten Fällen, nur eine symptomatische, nicht aber ätiologisch angreifende Therapie. Eine solche „Heilung“ kann das Opium, Haschisch, Alkohol und endlich auch Masturbation, die der Verfasser als Heilmittel bietet (s. S. 40!) geben. Wir müssen bestätigen, daß jede solche Symptomhandlung, wenn sie auch eine momentane Lust gibt, nur kurzzeitig wirkt und die Krankheit noch tiefer macht, indem sie den Konflikt in der Seele des Kranken immer noch akuter macht und ihn asozial, schwachwillig, passiv, ja endlich b i o l o g i s c h k r a n k macht.

Auf einem Mißverstehen der menschlichen Psyche ruht auch die These des Verfassers von der immoralen-ästhetischen Erziehung als Mittel gegen die Unzufriedenheit. Die ethischen Normen, in biopsychologischem Sinne betrachtet, sind biologisch erworbene und ideal fixierten Regeln, die innere

Leitlinien des psychischen Lebens bilden. Sie sind nicht nur im Bewußtsein, sondern auch im Unbewußten determinierend und ihr individueller Komplex bildet das biologisch wichtige Moment der „Zensur". Diese biologisch erworbenen Normen zu entfernen und sie durch künstlich ästhetische zu erzetzen — das stellt sich psychologisch fast gar nicht als möglich dar, und jeder Versuch, wenn er nicht mit den psychoanalytischen Mitteln zu dem Menschen kommt, wird nur neue Konflikte schaffen. Darum versucht auch die echte Psychotherapie (vergl. Dubois, Marcinowski) die Einheit der Persönlichkeit zu erbauen, indem die psychischen Funktionen möglichst an die determinierenden Momente angepaßt werden. Dieses Problem berührt der Verfasser, indem er von der Notwendigkeit spricht, für jeden Menschen eine individuelle, am besten anpassende Weltanschauung zu bauen; er zieht aber daraus gar nicht die nötigen Konsequenzen.

In anderen Teilen gibt das Buch leider nur „Ideen", und Neues von den psychoanalytischen (psychodiagnostischen) und psychotherapeutischen Mitteln (außer einigen — sehr oberflächlichen — Skizzen) sehen wir im Buche gar nicht.

Was aber prinzipiell wertvoll in dieser Abhandlung ist, ist die Idee, daß die Abgrenzung der „Norm" von der „Pathologie" eine fiktive ist und daß die Psychotherapie ein neues Gebiet in den „Gesunden", aber Unzufriedenen findet. Al. Luria (Kasan).

Aus der englischen Literatur.

Havelock Ellis: The Doctrine of Erogeneous Zones. Medical Review of Reviews, April 1920, p. 191.

Havelock Ellis verfolgt in diesem Aufsatz die Geschichte des Terminus „erogene Zonen". Er stellt fest, daß das Phänomen als solches und ohne seine Beziehung zur Sexualität seit den Anfängen der exakten medizinischen Beobachtung unter dem Namen „Sympathie" bekannt war. Charcot wurde auf die „erogenen Zonen" aufmerksam, belegte sie aber mit dem Namen „hysterogene Zonen" ohne sie mit sexuellen Gefühlen in Verbindung zu bringen.

Als erster brachte Ernest Chambard, 1881, die von ihm sogenannten „centres-érogènes" in Verbindung mit der Sexualität. 1883 wies Féré die Analogie der erogenen mit den hysterogenen Zonen nach und stellte fest, daß die ersteren auch bei Normalen vorkommen. Sonst in Übereinstimmung mit Chambard, ändert er dessen Terminus in „zones érogènes" ab.

Der erste diesbezügliche Hinweis in der englischen Literatur findet sich in der Übersetzung der Arbeit von Binet und Féré „Animal Magnetism", 1887, unter dem Namen „erogenic zones". 1891 wurde dieser in das Oxford Dictionary aufgenommen, mit der Erläuterung „that gives rise to sexual desire".

Die nächste Verwendung in der englischen Literatur findet sich bei Havelock Ellis selbst, und zwar im dritten Band seiner „Studies", 1903, als „erogeneous zones".

Bloch gab als nächster in seinen „Beiträgen zur Ätiologie der Psychopythia Sexualis", (II. Teil, S. 192,) eine zusammenfassende Darstellung des Themas und dehnte den Gebrauch des Terminus „erogene Zonen" auf alle Sinnesorgane aus.

Der Autor führt schließlich aus, daß Freud in seinen „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie", 1905, als erster die Lehre von den erogenen Zonen aufgenommen und verwertet hat und daß die jetzige allgemeine Gültigkeit dieses Begriffes vor allem ihm zuzuschreiben ist. D. B.

Adolph Stern: The Etiology of Neurotic Symptoms in a Child of Eight. New York Medical Journal, May 22, 1920.

Der Autor zieht aus der Analyse eines achtjährigen Knaben einige interessante Schlußfolgerungen. Er weist bei dem Kinde eine Anzahl von unbewußten und vorbewußten Gedankengängen nach, die bei Erwachsenen fast immer unbewußt sind und zeigt, daß ebenso wie bei erwachsenen Neurotikern auch hier diese Gedankengänge die Triebkraft zur Bildung der neurotischen Symptome und zur Herausbildung bestimmter Charakterzüge abgegeben haben. Die Entstehung der Neurose führt er auf die verschiedenen Erscheinungsformen des Elternkomplexes zurück. Es gelingt ihm ferner, an diesem Falle das Vorhandensein ambivalenter Gefühlsbeziehungen zu den Eltern und die Äußerungen der infantilen Sexualneugierde besonders anschaulich nachzuweisen. Das Entstehen von deutlichen Minderwertigkeitsgefühlen läßt sich auf Eifersucht nach Geburt eines jüngeren Bruders und auf den Kastrationskomplex zurückführen.

Vom Standpunkt der Technik wäre zu bemerken, daß dem Autor, entgegen seinen sonstigen Erfahrungen an Kindern, hier die Herstellung und Aufrechthaltung einer Übertragung ohne Schwierigkeiten gelang. Die Art der Übertragung unterschied sich in keiner Weise von der bei erwachsenen Neurotikern.

Zum Schlusse seiner Arbeit erörtert der Autor die Frage der Heredität und die Möglichkeiten einer Prophylaxe.

D. Forsyth: The Rudiments of Character. A Study in Infant Behaviour. The Psychoanalytic Review, 1921, Vol. VIII, p. 117.

Eine wichtige Untersuchung, der man in einem kurzen Auszug kaum gerecht werden kann. Der erste Teil besteht in einer sehr eingehenden Besprechung der Geburt und des infantilen Autoerotismus; die besondere Bedeutung, die der Atemlibido beigelegt wird, wäre hier hervorzuheben. Im zweiten Teil führt der Autor für das Stadium des psychischen Gleichgewichtes den Terminus „vegetativer Zustand" ein, bespricht das Phänomen des Schlafes und stellt drei Phasen in der Entwicklung des infantilen Seelenlebens fest: 1. die vegetative Phase, 2. das Hervortreten der Bedeutung des Ernährungs- und Verdauungskanals und der Tätigkeit der erogenen Zonen, 3. das Hinzutreten der größeren Bedeutung der Hautempfindlichkeit und bestimmter Sinnestätigkeiten. Der dritte Teil beschäftigt sich mit Liebe und Haß. Der Autor führt aus, daß die Dementia praecox einem Mißlingen des Überganges von der zweiten zur dritten dieser Entwicklungsstufen entspricht. Er zieht ferner Unterscheidungen zwischen oraler und analer Liebe und oralem und analem Haß. E. J.

A. A. Brill: The Empathic Index and Personality. Medical Record, January 24, 1920.

Unter „empathic index" (Einfühlungsindex) versteht der Autor die individuell verschiedene Beantwortung der Frage, welche historische oder legendäre Persönlichkeit man am höchsten einschätze oder zu seinem Ideal erhebe. Aus der Art der Beantwortung läßt sich, seiner Ansicht nach, die Art der Anpassung des Betreffenden an die Außenwelt bestimmen. Der Mechanismus des „Einfühlungsindex" beruht nach Brill auf der Identifizierung.

Brills Ansicht, daß die Übertragung nur eine besondere Art der Identifizierung und durchwegs auf sie zurückzuführen sei, steht mit der psychoanalytischen Theorie der Übertragung in Widerspruch.

Es scheint, daß Brill den Wert dieses „Einfühlungsindex" stark überschätzt und viel zu weitgehende allgemeine Schlüsse aus ihm zu ziehen geneigt ist. D. B.

Pierce Clark: Unconscious Motives Underlying the Personalities of great Statesmen and their Relation to Epoch-Making Events. A Psychologic Study of Abraham Lincoln. The Psychoanalytic Review, 1921, Vol. VIII, p. 1.

Der Autor gibt von psychologischen Gesichtspunkten aus einen Überblick über die wichtigsten Ereignisse im Leben Lincolns. Er führt aus, daß Lincoln von einer starken Mutterfixierung beherrscht war und entwickelt daraus die Gründe für seine häufigen Depressionen und die Entstehung seiner religiösen oder irreligiösen Anschauungen. E. J.

C. Moxon: Mystical Ecstasy and Hysterical Dream-States. The Journal of Abnormal Psychology, 1920/21, Vol. XV, p. 329.

Der Autor versucht in dem vorliegenden Aufsatz, eine Beziehung zwischen der mystischen Ekstase und den hysterischen Traumzuständen herzustellen. Seiner Ansicht nach entspricht die Ekstase den vier Stadien der Traumzustände, wie Dr. Abraham sie in seiner Arbeit „Über hysterische Traumzustände" beschreibt. Der Autor führt aus, daß sich bei Mystikern ebenso wie beim Hysteriker drei Entwicklungsstufen unterscheiden lassen: 1. eine autoerotische oder narzißtische Sexualbetätigung, 2. Verdrängung derselben, 3. die Rückkehr des Verdrängten in sublimierter oder vergeistigter Form als religiöses Erlebnis oder mystische Ekstase. D. B.

Alfred Carver: Notes on the Analysis of a Case of Melancholia. Journal of Neurology and Psychopathology, 1921, Vol. I, p. 320.

Die kurze Analyse eines 44jährigen Melancholikers. Der Autor gibt in seinen Ausführungen ein besonders klares Bild von den beiden charakteristischsten Zügen in der Psychogenese der Melancholie, nämlich der Identifizierung des Patienten mit dem Liebesobjekt und der Verschiebung der ursprünglich gegen das Liebesobjekt gerichteten Vorwürfe auf die eigene Person in Form von Selbstvorwürfen. Auf die Rolle des Hasses im Gefüge der Melancholie wird — wenn auch mit weniger Nachdruck — hingewiesen. E. J.

Axel Johann Uppvall: August Strindberg: A Psychoanalytic Study with special reference to the Oedipus Complex. (Badger, Boston, 1921.)

Dr. Alfred Storch: August Strindberg im Lichte seiner Selbstbiographie: eine psycho-pathologische Persönlichkeitsanalyse. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Bergmann, München, 1921.)

Karl Jaspers: Strindberg und Van Gogh: Versuch einer pathographischen Analyse unter vergleichender Heranziehung von Swedenborg und Hölderlin. (Arbeiten zur angewandten Psychiatrie, Nr. 5. Bircher, Leipzig, 1922.

Wenige Paraphreniker können ein umfangreicheres Analysenmaterial hinterlassen haben, als Strindberg getan hat: die große deutsche Strindberg-Ausgabe hat, obwohl noch nicht abgeschlossen, schon heute die Zahl von vierzig Bänden erreicht. Eine große Anzahl dieser Bände ist autobiographischen

Inhalts oder verleiht Strindbergs persönlichen Ansichten und Urteilen direkten Ausdruck; andere wieder, seine Theaterstücke, Romane und Novellen, enthüllen seine inneren und äußeren Erlebnisse mit einer für dichterische Werke seltenen Offenheit. Man geht scheinbar nicht fehl, wenn man die Leidenschaft, seine intimsten Angelegenheiten sofort vor dem Publikum auszubreiten, als einen der pathologischen Züge seines Charakters auffaßt. Neben dieser Menge von Selbstbekenntnissen existiert dann noch eine ganze Anzahl von Schilderungen Strindbergs aus der Feder seiner Zeitgenossen. Vielleicht war es gerade diese Masse des Materials, die bis jetzt die Kommentatoren geschreckt hat; Tatsache ist jedenfalls, daß bis heute nicht mehr als zwei oder drei ernstzunehmende psychologische Studien über Strindberg erschienen sind und die streng psychoanalytische Beschäftigung mit diesem Thema sich vorläufig auf eine aufschlußreiche Fußnote in Ranks „Inzestmotiv in Dichtung und Sage" beschränkt hat. Auch die drei kleinen, vorliegenden Untersuchungen, die alle in letzter Zeit erschienen sind, werden diesem Mangel nicht endgültig abhelfen können. Sie gehen von sehr verschiedenen Standpunkten an das Thema heran, um einen politischen Vergleich zu gebrauchen, könnte man sagen: vom Zentrum bis zur äußersten Linken. Professor Jaspers gibt wohl zu, daß sich die Symptome der Strindbergschen Psychose mit Hilfe psychologischer Terminologie beschreiben lassen; was er aber den schizophrenen „Prozeß" nennt — die Krankheit selber — ist für ihn etwas nicht Psychisches, vom psychologischen Standpunkt aus „Gegebenes" und die Mehrzahl der psychischen Symptome bloße Reaktionen auf den Prozeß und Versuche des Kranken, ihn zu erklären und zu deuten. Dr. Storch geht bedeutend weiter. Er versucht, die Krankheit selber psychologisch zu beleuchten, durchforscht — allerdings oberflächlich — Strindbergs Kindheitsgeschichte, entdeckt als Schüler von Kretschmer, daß Strindberg dem „schizoiden" Typus angehört und verweist sogar in einigen Fußnoten auf Freud. Dr. Uppvall schließlich vertritt den psychoanalytischen Standpunkt. Er findet es zwar notwendig, sich gelegentlich dafür zu entschuldigen, beklagt z. B. die Existenz des Ödipuskomplexes und beschreibt die psychosexuelle Fixierung des männlichen Kindes an die Mutter als „abstoßend". In der Einleitung seines Buches gibt er sich auch alle Mühe, von vorneherein festzustellen, daß er sich nicht engherzig auf die Freudsche Theorie beschränkt, sondern vorurteilslos genug ist, um die Lehren Freuds, Adlers und Jungs miteinander in Einklang zu bringen. Trotz dieser ausdrücklichen Konzessionen sind die psychologischen Deutungen des Buches aber fast ausschließlich auf psychoanalytischen Grundsätzen aufgebaut und sind zum großen Teil nicht mehr als Erweiterungen der vorhin erwähnten Bemerkung Ranks. Dr. Uppvalls Darstellungskunst ist leider gering, so daß die Schilderung der Lebensgeschichte Strindbergs, wie auch die Darstellung seiner Neurose an Klarheit und Präzision viel zu wünschen übrig lassen. Vom rein biographischen Standpunkt, das heißt nach der Menge des analytisch verwertbaren Materials, haben die beiden anderen Autoren dem Leser mehr zu bieten. Dr. Storch besonders in bezug auf Strindbergs Kindheitsgeschichte, Professor Jaspers über die Details seiner Psychose. Die Lektüre der beiden letztgenannten im Lichte der nicht mehr als skizzierten Deutungen Dr. Uppvalls und vor allem in Erinnerung an die Freudsche Analyse des Falles Schreber zeigt dem Leser, was für eine interessante psychoanalytische Arbeit über Strindberg geschrieben werden könnte. Die Elemente liegen, wenigstens zum Teil, auf der Hand: die Fixierung an die Mutter, die

Homosexualität, die Aufeinanderfolge der paranoischen Mechanismen zu ihrer Abwehr, die sich steigernde Abziehung der Libido von der Außenwelt, der Weltuntergang, der wachsende Größenwahn, das Gefühl, von Gott zur Erduldung besonderer Verfolgung erwählt zu sein und die schließliche Lösung des Konfliktes in der vorgezeichneten Richtung. All dies scheint einfach und ist auch tatsächlich zu einfach, um, wie es hier steht, zu einer Monographie in den Dimensionen der Uppvallschen erweitert zu werden. Dr. Uppvall aber hat nichts anderes getan. Seiner Arbeit fehlt jede Präzision, was an sich ärgerlich, auch dem Sinn der Psychoanalyse widerspricht, deren Wesen in der Detailarbeit liegt. Notwendig wäre hier ein genaues Eingehen auf Strindbergs Kindheit, auf die Entwicklung und Verzweigungen seiner einzelnen Triebkomponenten. Dr. Uppvall gelingt nicht einmal die Aufstellung einer zusammenhängenden Theorie, wo es sich um wichtige Punkte, wie Strindbergs Einstellung zu seinem Vater und seine Reaktionen auf den Kastrationskomplex handelt. Ferner macht er bei der Besprechung der Neurose selber keinen Versuch, das zeitliche Auftreten der einzelnen Symptome zu begründen: welches waren z. B. die Ursachen, die Strindbergs Verfolgungswahn den Stempel der Weiberfeindschaft aufdrückten? Es ist der Mangel an Eingehen auf solche Punkte, die der ganzen Arbeit den Anstrich der Oberflächlichkeit verleiht, denn gerade das Eingehen auf derartige Einzelheiten macht eine psychoanalytische Untersuchung interessant und muß den Prüfstein für den Wert der einzelnen Arbeit abgeben. J. S.

W. S. Inman: Emotion and Eye Symptoms. British Journal of Psychology (Medical Section), Vol. II. p. 47.

Der Autor macht darauf aufmerksam, daß die Ärzte leicht geneigt sind, bei Behandlung von Refraktionsfehlern den psychischen Zustand des Patienten außer acht zu lassen. Er führt aus, daß vom Auge selten entferntere Störungen ausgehen können, solange der Patient sich im psychischen Gleichgewicht befindet; ist dies nicht der Fall, so wird eine psychische Beeinflussung wahrscheinlich von größerem Nutzen sein als eine Brillenverschreibung. Die Kopfschmerzen, zu deren Erleichterung so häufig Brillen verordnet werden, stehen in keinem Verhältnis zu der durch den Refraktionsfehler bedingten Überanstrengung. Dieses und andere Symptome leiten sich von psychischen Ursachen ab und sind nur durch psychische Behandlung zu beheben. Die Erforschung von hundert derartigen Fällen lieferte dem Autor das Ergebnis, daß der Refraktionsfehler in der Verursachung der Symptome den psychischen Komplexen gegenüber nur eine untergeordnete Rolle spielte. In einer Erläuterung von zwei Fällen von Glaukom gelingt es dem Autor, die Symptome direkt auf den Einfluß psychischer Faktoren zurückzuführen, desgleichen in Fällen von Ungleichheit der Pupillen und Tränen der Augen. Der Autor bespricht ferner die Existenz einer Beziehung zwischen Schielen und Linkshändigkeit, ein Problem, mit dem sich auch schon Dr. W. H. Rivers beschäftigt hat. Auf die psychologische Bedeutung von Stottern und Linkshändigkeit wurde schon früher hingewiesen und beide auf den Einfluß der Eltern in der Erziehung des Kindes zurückgeführt. Nach Ansicht des Autors sind sie symbolische Widerstände gegen die elterliche Autorität. Zur Illustration seiner Theorie zitiert der Autor einen Fall von Stottern und Schielen bei den Kindern eines Marineoffiziers, die vom Vater mit militärischer Strenge aufgezogen wurden. Diese Symptome sind seltener bei Kindern zu finden, deren Eltern selbst frei von infantilen Fixierungen sind. Der Autor bemerkt schließlich, daß die Augen

deshalb so sehr geeignet sind, Charakterzüge an sich zum Ausdruck zu bringen, weil durch sie die Verbindung des Individuums mit der Außenwelt vor sich geht. Auch die Bedeutung der Augen als erogene Zone wird gewürdigt.

R. M. R.

A. A. Brill, Ph. B., M. D., Lecturer on Psychoanalysis and Abnormal Psychology, New York University: Fundamental Conceptions of Psychoanalysis. (George Allen and Unwin, Ltd., London, 1922. Pp. V 336. Price 12s. 6d.)

Dieses Buch ist aus einem einführenden Kurs entstanden, den Dr. Brill an der Universität New York (Department of Pedagogics) vor einer für pädagogische und psychologische Probleme interessierten Hörerschaft gehalten hat. Dr. Brill bedient sich darin der modernen Konversationsmethode zur Vermittlung von Kenntnissen. Man fragt sich beim Lesen, ob es notwendig ist, auch für Pädagogen und Psychologen das Erlernen so sehr zu erleichtern und Grundbegriffe so zu vereinfachen, daß sie jedem auf den ersten Blick verständlich sein müssen. Es ist zu bedauern, daß das Buch den Versprechungen seines Titels nicht wirklich gerecht wird, daß es das ausgezeichnete, in ihm zusammengetragene Material nicht besser zu verwerten versteht und den Leser zu keinem tiefergehenden Verständnis der angeführten Beispiele leitet.

So gelingt es Dr. Brill z. B. nicht, den Begriff der Symbolik entsprechend zu behandeln. Bei Erörterung der Traumanalysen legt er besonderen Nachdruck auf die Beziehung des Traumes zu aktuellen Konflikten, während die infantilen Traumquellen kaum Erwähnung finden: statt einzelner tiefgehender Deutungen legt er dem Leser eine ganze Anzahl von oberflächlichen Analysen vor. Die infantile Sexualität wird kurz behandelt, ihre Beziehungen zur Traum- und Symbolbildung, zum Witz und zu den Perversionen aber nur in wenigen Bemerkungen gestreift. Bei Besprechung der manisch-depressiven Zustände wird die Fixierung an die orale Phase der Libidoentwicklung vernachlässigt, ebenso bei Besprechung der Paranoia die anale. Kastrationskomplex, Ichentwicklung und Wiederholungszwang finden keine Erwähnung. Das Überwinden der Widerstände — die Hauptaufgabe der analytischen Behandlung — wird nicht behandelt und das Phänomen der Übertragung in einer kurzen Fußnote abgetan.

Das einzige, allerdings sehr wichtige Thema, das der Autor in vollkommen zureichender Weise behandelt, ist die Wunscherfüllung. Hier geht der Autor in seinen Ausführungen Schritt für Schritt vor, erörtert in überzeugender Weise einen Punkt nach dem anderen und bespricht die Rolle der Wunscherfüllung bei der Bildung von Träumen und Symptomen, Mythen und Riten, im Witz, in den Fehlhandlungen und bei der Berufswahl. I. R.

L. Pierce Clark: Some Emotional Reactions in Epileptics. New York Medical Journal, June 1, 1921, p. 785.

Dr. Clark lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die geringe Differenzierung und kurze Dauer der Affekte bei Epileptikern. Er führt aus, daß der Narzißmus des Epileptikers den Umfang seines Affektlebens, seine Sensitivität die Tiefe der Gefühlsreaktionen einschränkt. Dieser Mangel an Differenzierung und die Armut des Gefühlslebens sind dem Epileptiker angeboren und drücken sich lange vor dem Auftreten der Epilepsie in seinem Charakter aus. Die Triebregungen, die dem Gefühlsleben des Epileptikers zugrunde liegen, weichen in quantitativer wie auch in qualitativer Hinsicht vom Normalen ab. Häufiger als Hemmungen finden wir Perversionen dieser Triebe.

Dr. Clark führt weiter aus, daß sich durch eingehende Analyse bei Epileptikern ein Defekt des Anpassungstriebes nachweisen läßt und daß Egoismus und Selbstüberhebung im Verhältnis überbetont werden, um für die mangelhafte Anpassung dieses Triebes zu entschädigen. Seiner Ansicht nach ist es das Mißverhältnis zwischen den im Kern der epileptischen Persönlichkeit gegebenen Defekten der Triebregungen, die auf die Anpassung gerichtet sind, und seiner scheinbar ursprünglichen narzißtischen Selbsteinschätzung, die seine Stellung zur Umwelt bestimmen.

Wir können den vorstehenden Ausführungen entnehmen, daß der Autor die Epilepsie auf einen biologischen Defekt zurückführt, der keine Anpassung des Epileptikers an die Realität zustandekommen läßt. Seine Verwendung des Terminus Anpassungstrieb ist aus dem bisherigen Stande unseres Wissens nicht zu rechtfertigen; wir haben keine Beweise für die Existenz eines solchen Triebes. Der Autor führt weiter aus, daß man dem Epileptiker dazu verhelfen müsse, die Mauer seines Narzißmus zu durchbrechen, und zwar durch Ausmerzen oder Veredelung seiner niederen Instinkte, die dem Minderwertigkeitsgefühl zugrunde liegen.

Der Autor zeigt an der Analyse eines Falles, daß der Patient das Beibehalten seiner Krankheit dem Aufgeben seiner egoistischen Strebungen vorzieht.

Die Arbeit ist lehrreich, soweit sie die psychologischen Schwierigkeiten aufdeckt, die sich der Behandlung von Epileptikern entgegenstellen. D. B.

Zur psychoanalytischen Bewegung.

Frankreich.

Seit unserem letzten Bericht, vor genau einem Jahre (diese Zeitschrift, VIII/1, 1922, S. 103ff), scheint die Psychoanalyse in Frankreich an Boden gewonnen zu haben, namentlich in medizinischen Kreisen, während anfangs fast ausschließlich literarische Stimmen die Aufmerksamkeit des breiteren Publikums auf die Psychoanalyse gelenkt hatten. Als ein Zeichen des erwachten wissenschaftlichen Interesses, das sich offenkundig an das Erscheinen der französischen Übersetzungen von Freuds „Vorlesungen" und „Alltagsleben" knüpft, ist auch die Neuauflage der ersten französischen Darstellung der Psychoanalyse durch Régis et Hesnard („La Psychoanalyse des Névroses et des Psychoses") anzusehen. Das Buch ist bedauerlicherweise bei den gleichen Widerständen von 1914 stehengeblieben, obwohl Hesnard, nach anderen Äußerungen zu schließen, persönlich im Verständnis und der Anerkennung der Analyse weitergekommen ist. (Professor Régis ist während des Krieges hochbetagt gestorben.) Wie wir hören, soll er für den nächsten Jahreskongreß der Irren- und Nervenärzte Frankreichs ein Sonderreferat über die Psychoanalyse vorbereiten.

Daß daneben die Pariser Fakultät nur zaghaft und unter Widerständen sich dazu bequemt, von der Psychoanalyse Notiz zu nehmen, kann uns um so weniger überraschen, als ja Janets Einfluß auf die psychologische Schule des Collège de France noch unvermindert fortdauert und überdies — wie fast alle Publikationen über die Psychoanalyse zeigen — in Frankreich außer den üblichen Widerständen noch der nationalistische Eigendünkel als wesentliche Verschärfung hinzukommt.

Um so erfreulicher sind einzelne rühmliche Ausnahmen unter den jüngeren Neurologen (Schülern des verstorbenen Professors Dupré), die sich bemühen, die Psychoanalyse wirklich zu verstehen und sie rein wissenschaftlich zu beurteilen. Dr. Lhermitte, einer der Repräsentanten dieser Schule und gewesener Assistenzarzt der Salpêtrière, veröffentlicht in „Clinique et Laboratoire" (Paris, 30. Août 1922) eine kurzgefaßte Darstellung der Freudschen Lehre und sagt zusammenfassend, daß es trotz mancher Einwände „ein schreiendes Unrecht und eine bedauernswerte Psychologie wäre, die wirklich neuen Funde und die tiefen Beobachtungen über die menschliche Seele, die wir der Freudschen Psychoanalyse verdanken, nicht zu erkennen". Er fügt hinzu, „daß sie uns viel klarer als die alte Psychologie gestattet, den Ursprung der Neurosen zu sehen". Dieses Urteil ist um so bemerkenswerter, als es unseres Wissens das erstemal ist, daß ein angesehener Neurologe in dieser Weise für die Psychoanalyse eintritt.

Einen längeren und mehr populären Aufsatz, „La Psychanalyse. Freud et le Freudisme", veröffentlicht Dr. Ph. Chaslin in der „Revue de France"

(1922) auf Grund der Übersetzung der Vorlesungen, aus denen er auch eine Anzahl von Beispielen wiedergibt. Die Darstellung selbst ist rein referierend und gibt ein richtiges Bild der Psychoanalyse, in seinem kurzen Resumé aber verrät der Autor ein weitgehendes Mißverständnis, um nicht zu sagen Unverständnis der wichtigsten Grundbegriffe, insbesondere der Libido. Immerhin anerkennt er die Originalität Freuds und manches Wertvolle seiner Lehre.

Als philosophischer Gegner tritt Georges Dubujadoux in seinem Artikel „Freud et son procédé sophistique" (Mercure de France; 1. September 1922) auf. Wie die meisten Einwände dieser Art gehen auch die des Autors auf ein Mißverständnis des Begriffes „unbewußt" hinaus, von dem er dann zu ganz absurden Schlußfolgerungen in bezug auf die Analyse gelangt.

Ein nicht minder heftiger Angriff in „Le Temps" (November 1922) stammt von Gaston Rageot, der den seiner Ansicht nach richtigen Kern der Psychoanalyse als Abklatsch von zwei, drei französischen Ideen (Charcots und Janets) hinstellen will. Dies nimmt der Wälsch-Schweizer R. O. Frick in „Feuille d'avis de Neuchâtel" (Dezember 1922) zum Anlaß, um die allgemeinen Ursachen der Widerstände gegen die Psychoanalyse in Frankreich aufzudecken. Er findet sie in erster Linie im wissenschaftlichen Neid, der durch den nationalen Haß des Krieges verstärkt wurde. An diesen beiden Motiven versucht der Autor dem Leser das Phänomen der Verdrängung zu erklären, die es zustande bringe, daß die französischen Kritiker im Glauben leben, ein unparteiisches Urteil abzugeben, während sie seiner Ansicht nach alles eher als wissenschaftlich seien.

Der Gesamteindruck, den man trotz des unzweifelhaften Fortschrittes der Psychoanalyse in Frankreich aus der gesamten französischen Literatur über die Psychoanalyse gewinnt, ist der, daß die meisten Autoren, welche sich damit beschäftigt und sie sogar kritisiert haben, sie gar nicht oder schlecht kennen, weder ihren Ursprung, noch ihre Entwicklung, geschweige denn das reiche Material, auf dem sie fußt, oder die Technik des Verfahrens, das sie natürlich kaum praktisch zu erproben versucht haben.

Rußland.

In Moskau arbeitet die dortige psychoanalytische Gruppe, nach den letzten Nachrichten von Prof. Ermakow und Dr. Wulff, jetzt in zwei Sektionen, einer medizinischen und einer pädagogischen; die letzte leitet Schatzky, einer der angesehensten Pädagogen in Rußland. Die medizinische Gruppe, die aus jungen Ärzten und Studenten der psychiatrischen Kliniken besteht, wird von Dr. Wulff geleitet, der demnächst eine ihm angebotene Stelle als Assistent an der Medizinischen Klinik in Moskau annehmen dürfte. Wulff berichtet das ernsthafte Interesse seiner Schüler und Mitarbeiter für die Analyse, das sich auch darin äußert, daß sich eine Nachfrage nach didaktischen Analysen bemerkbar macht.

Bezeichnend für die Ausbreitung der Psychoanalyse in Rußland ist die Tatsache, daß der erste Band von Freuds „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" innerhalb eines Monats in der ersten Auflage von 2000 Exemplaren verkauft war; eine zweite Auflage ist im Druck. Auch der zweite Band soll inzwischen bereits erschienen sein. In Vorbereitung befindet sich ein starker Band der gesammelten kleinen Schriften (meist aus der vierten Folge), ferner ein Band zur Methodik und Technik der Analyse; endlich arbeitet Dr. Wulff an der Übersetzung von „Totem und Tabu".

Am allrussischen Kongreß für Psychoneurologie in Moskau, 10. — 15. Jänner 1923, wurden folgende psychoanalytische Vorträge gehalten:

J. B. Kannabich: Über psychogene Erkrankungen;

M. B. Wulff: Die Psychasthenie und deren Behandlung (zwei Vorträge);
Die Phobien und deren Behandlung (ein Vortrag);

Luria: Die Psychoanalyse der Kleidung;

Dr. J. Ermakow: Das kindliche Spiel als Produkt von Verdrängung und Wiederholung;

T. A. Sidorow: Die Psychoanalyse und die darstellende Kunst;

J. M. Lewinson: Zur Psychoanalyse der ethischen Regungen bei jugendlichen Rechtsstörern (russisch: правонарушиjель);

A. M. Grünstein: Das Studium der Träume als eine Methode der topischen Diagnostik (?);

Smirnow: Die freie Assoziation (?);

E. K. Krasnuschkin, M. O. Gurewitsch, N. P. Bruchemsky: Die psychogenen Erkrankungen (?).

Kasaner Psychoanalytische Vereinigung.

(Sitzungsbericht.)

Die Kasaner Psychoanalytische Vereinigung hat im Winter 1922/23 (November-Februar) folgende Sitzungen abgehalten:

Dritte Sitzung, 2. November 1922.

1. Dr. M. A. Jurovskaja: Eine Traumdeutung. Die Patientin, eine junge Frau, hatte einen langen und bildreichen Traum gehabt, in welchem der Wunsch, sich von dem Minderwertigkeitsgefühl zu befreien und ein Kind zu haben, in der von Freud aufgezeigten Symbolik erscheint (das Symbol des Schrankes als Genitalorgan, des Diebstahls usw.).

2. Dr. R. A. Averbuch: Referat über S. Freuds „Über einige psychoanalytische Typen".

In der Diskussion: Dr. Mastbaum, A. R. Luria, M. V. Netschkina, P. Brodorsky, Dr. Friedmann.

Vierte Sitzung, 23. November 1922.

M. V. Netschkina: Referat über S. Freuds „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse", Band I. Eines der wichtigsten Prinzipien der Psychoanalyse ist, daß der Affekt immer nach einer Verkörperung strebt und sehr konstant ist; auch meint der Verfasser, daß die Literatur und die Schaffensprodukte als ein Material für die Psychoanalyse neben der Traumdeutung dienen können.

In der Diskussion: A. R. Luria, Dr. R. A. Averbuch.

Aus der Diskussion: Die Methoden der Analyse des Folklors, der Literatur usw. sind wertvoll, lassen aber die objektive psychoanalytische Methodik nicht immer anwenden. Darum bleibt die Symptomanalyse (Traumdeutung, Assoziationsexperiment usw.) eine klassische Methode der Psychoanalyse.

Fünfte Sitzung, 10. Dezember 1922.

1. A. R. Luria: Über die gegenwärtigen Richtungen der russischen Psychologie. Es sind in der gegenwärtigen russischen

Psychologie fünf Hauptrichtungen zu unterscheiden: 1. Die philosophische Psychologie (Professor S. Frank, A. J. Wwedenski [Petrograd], N. A. Wasiljew [Kasan]), 2. die experimentelle Psychologie (Tschelpanoff und seine Schule, das Moskauer psychologische Institut), 3. die Schule des „Naturexperiments" von A. F. Lasursky (Petrograd), 4. die Reflexologie und die Physiologie des Gehirnes (J. P. Panker und W. M. Bechterew [Petrograd]) und 5. die biochemische Richtung in der Psychologie. Spezielles Interesse stellt für Rußland die originelle reflexologische Schule der sogenannten objektiven Psychologie dar, die in einer Reihe von Problemen der Psychoanalyse nahe kommt. Die russische Psychoanalyse ist noch zu jung und hat noch nichts Originelles geleistet.

2. Dr. B. D. Friedmann: Enuresis nocturna. (Eine psychoanalytische Studie.) Ein Fall von Enuresis nocturna bei einem vierzehnjährigen Knaben; die Enuresis wurde als psychogen, und zwar als eine Ersetzung der an die Mutter fixierten Libido erkannt: Enuresis nocturna wurde bei dem Knaben jedesmal von Träumen einer und derselben Art begleitet; in diesen Träumen sah er seine Mutter, die ihn küßte. Der Verfasser gibt auch einige Erwägungen über den physiologischen Mechanismus des Ersatzes der Ejaculatio durch Enuresis. Die Anwendung der Psychoanalyse hatte eine gute therapeutische Wirkung.

In der Diskussion: Dr. Alexeiewa, Dr. R. Averbuch, R. J. Averbuch, Dr. M. A. Jurovskaja, Dr. M. O. Friedland.

In der Diskussion wurden eine Reihe Fragen der infantilen Sexualpsychologie und Sexualbiologie angeregt. Eine der wichtigsten Fragen der Diskussion war über die Mechanismen der Enuresis nocturna bei den Mädchen und ihre Bedeutung.

Sechste Sitzung, 24. Dezember 1922.

1. Dr. R. A. Averbuch: Referat über S. Freuds „Einführung des Narzißmus". Der Referent glaubt, der Begriff des Narzißmus sei für die Differenzialpsychologie und Sozialpsychologie von ganz außerordentlicher Bedeutung und eine neue Stufe in der Psychoanalyse als einer Persönlichkeitspsychologie.

In der Diskussion: Dr. Friedmann, Dr. Jurovskaja, A. R. Luria.

Aus der Diskussion: Es ist von großem Interesse, die objektiven Symptome des Narzißmus (hauptsächlich der Beziehung der narzißtisch eingestellten Person zu der Außenwelt) zu studieren. Man könnte auch den Begriff des negativen Narzißmus, welcher sich in dem Streben masochistischer, sozial-altruistischer Art äußert und eine Reihe sozial-psychologischer Symptome zeigt, aufstellen.

2. Dr. R. A. Averbuch: Kasuistischer Beitrag zum Wortvergessen. Ein Fall mehrfach determinierten Wortvergessens.

Siebente Sitzung, 21. Jänner 1923.

Dr. R. A. Averbuch: Referat über Freuds „Massenpsychologie und Ichanalyse".

In der Diskussion: A. R. Luria, M. W. Netschkina, Dr. M. O. Friedland.

Aus der Diskussion: Es sei noch zu bezweifeln, daß die erotischen Bindungen in der Masse auch sexuelle seien: das widerspricht dem Schurz-

schen Verstehen der Gesellschaft als einer Organisation, die mit der Familie, als einer sexuellen Organisation in Konflikt trete und antisexual sei (Dr. Friedland, A. Luria).

Dr. R. A. Averbuch glaubt, der Verfasser meint hier die „zielgehemmten Triebe", die in der Gesellschaft eine Rolle spielen und nur genetisch als sexuelle behandelt werden können.

A. Luria glaubt, die „Massenpsychologie" sei methodologisch für die Soziologie wertvoll, indem sie die Soziologie mit der individuellen Affektlehre begründet und die kollektiven Reaktionen der Menschenmenge studiert. Die Auffassung der libidinösen Beziehung des Menschen zur Außenwelt bei Freud kommt den Arbeiten von L. Petravizki sehr nahe.

Achte Sitzung, 4. Februar 1923.

Dr. B. D. Friedmann: Psychoanalyse eines Falles von Angstneurose. Ein Fall von Angstneurose bei einer Frau, der eine tiefe psychosexuelle Ätiologie hat. Die Angstneurose hatte sich auf dem Boden des Kampfes um die Virginität und des inneren Konfliktes entwickelt. Der Verfasser entdeckte in der Psyche der Kranken die Symptome des männlichen Protestes, der Frigidität, als Kompensation und deren Form und einen starken sexuellen Bemächtigungskomplex.

In der Diskussion: A. R. Luria, Dr. R. A. Averbuch, N. A. Woronzowa, E. M. Penkowskaja.

Neunte Sitzung, 18. Februar 1923.

1. A. R. Luria: Über einige Prinzipien der Psychoanalyse. Der Verfasser weist auf drei Prinzipien der Psychoanalyse hin: 1. Die Psychoanalyse ist in erster Linie teleologisch, während die alte (experimentelle) Psychologie durchaus mechanistisch war. 2. Die Psychoanalyse ist erklärend, indem sie die psychischen Funktionen und Akte auf innere, primäre Triebe zurückführt; die alte Psychologie war aber eine deskriptive und hatte mit dem unbewußten Sinn psychischer Vorgänge nichts zu tun. 3. Die Psychoanalyse ist eine organische Persönlichkeitspsychologie, die alte experimentelle Psychologie war aber durchaus mosaikhaft und hatte mit der biologischen Deutung psychischer Vorgänge als Organismusreaktionen nichts zu tun.

In der Diskussion: M. W. Netschkina, Dr. M. A. Jurovskaja, Dr. B. D. Friedmann.

2. A. R. Luria: Über L. Andreiews „Sawwa". (Zur Psychoanalyse des Gotteskampfes.) In dem bekannten Theaterstück Leonid Andreiews „Sawwa" findet der Verfasser ein interessantes Material zur Psychoanalyse der Gottesbekämpfung. Er glaubt, die psychische Determinante dieser Gottesbekämpfung in Sawwas Kindheit, in dem Ödipuskomplex und der daraus folgenden Identifizierung Gott-Vater zu finden.

In der Diskussion: Dr. L. M. Rachlin, Dr. Jurovskaja, Dr. Friedmann.

Geschäftliches.

In den letzten Sitzungen wurden zu Mitgliedern der Kasaner Psychoanalytischen Vereinigung gewählt:

Dr. L. M. Rachlin, Assistent der Therapeutischen Klinik am Klinischen Institut, Kasan.

Dr. B. D. Friedmann, Assistent der Therapeutischen Klinik am Klinischen Institut, Kasan.

Dr. M. L. Tscherokowa, Assistent der Therapeutischen Klinik am Klinischen Institut, Kasan.

Dr. Xenokratow, Assistenzarzt der Psychiatrischen Klinik an der Universität Kasan.

Dr. M. A. Weinberg, Assistenzarzt der Neurologischen Klinik am Klinischen Institut, Kasan.

Dr. E. J. Alexeiewa, Assistenzarzt für Chirurgie am Klinischen Institut, Kasan.

Dr. B. J. Lawrentiew, Assistenzarzt für Histologie an der Universität Kasan.

Als Gäste der Vereinigung wurden zugelassen:

Dr. R. J. Lepskaja, Assistenzarzt der Therapeutischen Klinik am Klinischen Institut, Kasan.

Dr. E. M. Penkowskaja.

E. D. Gourewitsch, Pädagogin.

C. M. Malaja, Pädagogin.

M. J. Goldberg, stud. med. Al. Luria, Schriftführer.

Schweiz.

Am 4. November 1922 hielt Dr. med. Rudolf Brun, Privatdozent für Neurologie und Neurobiologie an der Universität Zürich, seine Antrittsvorlesung über „Das Wesen der Neurose", wobei er zu zeigen versuchte, daß die verwickelten Vorgänge in der Sphäre des Trieblebens, die nach Freud der Neurose und im besonderen der neurotischen Symptombildung zugrunde liegen, auf durchgängigen allgemeinen Gesetzen der Neurobiologie beruhen, indem ähnliche Mechanismen — in nuce — schon in der Reflexphysiologie sowie bei der Absperrung niederer Hirnzentren vom Großhirn bei zerebralen Herdläsionen nachweisbar sind und daß somit die von Freud vertretene Neurosenlehre nicht allein psychologisch, sondern auch biologisch die weitaus am besten und tiefsten begründete Auffassung vom Wesen der Neurose darstellt.

Am Institute J. J. Rousseau hielt Frau Dr. med. S. Spielrein, Genf, im Wintersemester 1922/23 eine einstündige Vorlesung über „Psychanalyse éducative". Außerdem wurden von ihr im Winterhalbjahr 1922 am Institut zwei öffentliche psychoanalytische respektive psychoanalytisch orientierte Vorträge gehalten:

1. „Was die Kinder uns nicht sagen."
2. „Les enfants créateurs."

In der Schweizerischen Gesellschaft für Psychiatrie sprachen:

1. An der Frühjahrsversammlung 1922 Dr. med. H. Christoffel, Basel über „Affektivität und Farben", wobei er die Bedeutung von Farbensymbolen in der psychoanalytischen Technik der Traumdeutung betonte;

2. an der Herbstversammlung Dir. Dr. med. A. Kielholz, Königsfelden, „Zur Genese und Dynamik des Erfinderwahns";

3. ebenda Dr. med. E. Oberholzer, „Zur Auswertung des Formdeutversuches für die Psychoanalyse" (in Anlehnung an das Manuskript von Doktor H. Rorschach).

Vor Lehrern und pädagogischen Kreisen wurden folgende Vorträge gehalten:

1. In der Pädagogischen Vereinigung des Lehrervereines Zürich von Walter Hofmann, Primarlehrer in Zürich, „Über die Gefühlsbeziehungen zwischen Schüler und Lehrer (die Rolle der Übertragung)“ und Dir. H. Tobler, „Über das Verhältnis von Vater und Sohn“;

2. vor dem Lehrerkapitel Zürich, 1. Abt. (September 1922), auf Einladung von dessen Vorsitzendem von Walter Hofmann „Über kindliche Gefühlskonflikte (Ödipuskonflikt und seine Ausstrahlungen) und ihre Äußerungen in Schülerzeichnungen, Aufsätzen etc“;

3. an der Lehrer-Doppelkonferenz Bremgarten-Muri (Aargau) von Doktor O. Pfister über „Wesen und Bedeutung der pädagogischen Psychanalyse“;

4. vor dem Lehrerverein Niedersimmental in Spiez (Bern) von Hans Zulliger, Primarlehrer in Ittigen bei Bern, über „Lehrer und Psychoanalyse“.

Von Dr. med. Charles Odier, Genf, wurden folgende Vorträge gehalten:

1. Am 1. Juni 1922 in Paris in privater Gesellschaft bei Frau Dr. Sokolnicka über „Les tendances sado-masochistes et l'autopunition à propos de quelques cas“;

2. am 14. Juni am Institut d'Etudes Sociales in Brüssel über „L'exposition générale de la méthode psychanalytique — Théorie de Freud et de Jung — Le symbolisme et l'interprétation des rêves — Exemples“;

3. am 17. Juni am Institut Solvay in Brüssel vor Professoren des Institutes und der Universität, Ärzten und Psychologen über:

a) „Les apports de la psychanalyse à la psychologie“.

b) „Ses applications thérapeutiques“.

c) „La psychanalyse et la sociologie“.

Über letztere Vorträge erscheint ein Bericht im Bulletin des Instituts.

An der Universität Riga hält Prof. Dr. E. Schneider im Wintersemester 1922/23 vom Standpunkt der Psychoanalyse zwei Vorlesungen:

1. Psychologie und Pädagogik der Pubertät, zweistündig;

2. Pathopsychologie, zweistündig.

*

Zum Bericht über die Tschecho-Slowakei in der vorigen Nummer (Bd. VIII., S. 526, 1922) ist vom Standpunkt der Bewegung nachzutragen, daß der neue Slawist der deutschen Universität Prag, Prof. Gesemann, sich kürzlich in der „Deutschen Gesellschaft für Altertumskunde“ mit einem Vortrag eingeführt hat, der ein Kapitel aus einer in Vorbereitung befindlichen psychoanalytisch orientierten Arbeit über Dostojewski behandelte; die Arbeit geht hauptsächlich von der „Traumdeutung“ aus.

Ferner arbeitet, wie wir hören, der deutschböhmische Dichter Friedrich Jaksch an einer selbstgewählten Dissertation, die den „Stilwandel bei Friedrich Hebbel“ auf psychoanalytischem Wege zu erklären versucht.

Am 2. Februar hielt Dr. Ferenczi auf Einladung der Ungarischen Ärztevereinigung in Kaschau einen Vortrag über Psychoanalyse, dem mehr als 50 Ärzte aus Kaschau und Umgebung beiwohnten. Tags darauf sprach Dr. Ferenczi in einem dortigen Klub vor etwa 250 Hörern über das Unbewußte.

*

La Scienza per Tutti bringt in ihrer ersten Nummer (1923, Anno XXX) einen anerkennend und freundlich gehaltenen Artikel „La Psicoanalisi“ von Dr. Silvio Tissi, der sich auch in weiteren Artikeln (Nr. 3, 1. Februar, und Nr. 4, 15. Februar) mit der Psychoanalyse beschäftigt.

†

Die Internationale Psychoanalytische Vereinigung hatte in letzter Zeit den Verlust zweier Mitglieder zu beklagen. Am 12. Jänner machte Herbert Silberer im Alter von etwa 40 Jahren seinem Leben freiwillig ein Ende. Der Verstorbene war langjähriges Mitglied der Wiener Gruppe, von der er sich aber in den letzten Jahren bis auf gelegentliche Besuche persönlich fern gehalten hatte. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere auf dem Gebiete der Traumpsychologie, sind in der psychoanalytischen Literatur mehrfach anerkennend gewürdigt worden; aber auch an kritischen Einwendungen gegen manche ungerechtfertigte Verallgemeinerung hat es nicht gefehlt. Das Interesse Silberers lag offenkundig außerhalb des eigentlich psychoanalytischen Bereiches; er hat sich mit schönem Erfolge um das psychologische Verständnis der sogenannten okkulten Phänomene bemüht, wovon sein eigentliches Hauptwerk: „Die Probleme der Mystik und ihrer Symbolik", 1914, Zeugnis ablegt. Seine übrigen Arbeiten sind im „Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen", 1909—1912, sowie im „Zentralblatt für Psychoanalyse", 1911 bis 1914, erschienen.

Fast zur gleichen Zeit hat die Budapester Gruppe mit dem Ableben der Frau Dr. Elisabeth Radó-Révész einen schweren Verlust erlitten. Frau Radó-Révész, die Gattin des Sekretärs der ungarischen Gruppe Dr. Radó, gehörte zu den hoffnungsvollsten jüngeren Budapester Mitgliedern und erfreute sich auch durch ihre liebenswürdige Persönlichkeit allgemeiner Sympathien. Sie hatte ihre analytische Ausbildung in Wien genossen und konnte auf eine Reihe schöner Erfolge in ihrer ärztlichen Praxis zurückblicken. Allzufrüh hat ein plötzlicher Tod — als Folge einer Infektionskrankheit — die allseits geschätzte Kollegin der Analyse, ihrem Beruf und ihrem jungen Eheglück entrissen.

Korrespondenzblatt

der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung.

Redigiert von **Dr. K. Abraham**, Zentralsekretär.

I. Mitteilungen der Redaktion.

Die Berichterstattung der einzelnen Gruppen der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung sowie die Zusammenfassung der Berichte im Korrespondenzblatt bedürfen einer gründlichen Umgestaltung. Die beiden offiziellen Organe der Vereinigung, „Internationale Zeitschrift" und „International Journal", hielten bisher nicht gleichen Schritt in der Berichterstattung. Die vorliegende Nummer des Korrespondenzblattes sucht zunächst einmal in dieser Beziehung Wandel zu schaffen. Soweit als möglich, wurden dieses Mal die Berichte in beiden Zeitschriften auf das gleiche Niveau gebracht; sie reichen nun an beiden Stellen bis zum Schlusse des Jahres 1922. Nur zwei außereuropäische Gruppen (New York Psycho-Analytical Society und Indian Psycho-Analytical Society) sind mit Berichten im Rückstand. Von der „American Psycho-Analytical Association" liegt kein neuer Bericht vor, weil sie nur einmal jährlich zusammentritt.

Damit künftig eine gleichmäßige Veröffentlichung aller Gruppenberichte in beiden Zeitschriften erfolgen kann, bittet die Redaktion die Sekretäre auch an dieser Stelle dringend um pünktliche Berichterstattung. Der Bericht über das erste Quartal 1923 muß bis Ende April an die Adresse des Unterzeichneten eingesandt sein, und zwar in zwei Exemplaren. Besonders wird darauf aufmerksam gemacht, daß alle früheren Bestimmungen oder Vereinbarungen ungültig sind.

Das nächste Ziel der Redaktion ist eine gewisse Gleichartigkeit in den Berichten der einzelnen Gruppen, ohne ihnen etwa ein bestimmtes Schema vorschreiben zu wollen. Bisher geben gewisse Gruppen nur die Titel der Vorträge ohne jede Inhaltsangabe. Andere Gruppen dagegen liefern so ausführliche Referate, daß der uns zur Verfügung stehende Raum weitaus überschritten werden würde, wenn alle Gruppen diesem Beispiele folgten. Die Redaktion wird daher demnächst den Schriftführern Vorschläge zugehen lassen, welche die Einhaltung einer mittleren Linie zwischen den Extremen ermöglichen sollen.

Berlin-Grunewald, Bismarckallee 14. Dr. K. Abraham.

II. Berichte der Gruppen.

British Psycho-Analytical Society.

Vierteljahresbericht.

Es haben seit dem letzten Bericht fünf Sitzungen stattgefunden, zwei für ordentliche und drei für ordentliche und außerordentliche Mitglieder.

Die am 4. Oktober 1922 abgehaltene Mitgliederversammlung war die jährlich stattfindende Generalversammlung, in der folgende neue außerordentliche Mitglieder gewählt wurden:

Dr. Warburton Brown, 18 Queen Anna Street, London, W. 1.
Mr. James Strachey, 41 Gordon Square, London, W. C. 1.
Mrs. James Strachey, 41 Gordon Square, London, W. C. 1.
Mr. F. R. Winton, 39 Fellow's Road, London, N. W. 3.

In der am 1. November 1922 abgehaltenen Mitgliederversammlung wurden folgende neue außerordentliche Mitglieder gewählt:

Dr. Mary Barkas, 46 Connaught Street, London, W. 2.

Dr. Menon, 50 West End, Queensbury, Bradford.

Dr. Jyotirmay Roy, 115 Croxted Road, Dulwich, London, S. E. 21.

Dr. L. Zarchi, 78 Osbalderston Road, Stoke Newington, London, N. 16.

In der am 18. Oktober 1922 abgehaltenen Sitzung für ordentliche und außerordentliche Mitglieder erstattete der Schriftführer den Jahresbericht der Gesellschaft.

Dr. Bryan brachte einige Bemerkungen über „Zwei Traumsymbole".

Das erste Beispiel bezog sich auf den Gebrauch des Wortes „botched" (verpfuscht) in dem Traume eines homosexuellen Patienten. Dieses Wort wurde speziell auf diejenigen Bienen angewendet, deren weibliche Sexualorgane unvollkommen entwickelt sind. Der Patient identifizierte sich mit diesem Bienentypus. Viele andere Einfälle, die sich auf Bienen bezogen, konnten mit dem Träumer und seiner Familie in Verbindung gebracht werden.

Der zweite Fall bezog sich auf den „Floh" als Penissymbol.

Da für die am 1. November abgehaltene Sitzung kein Vortrag angemeldet war, fand eine allgemeine Diskussion über einzelne Fragen statt, die von den Mitgliedern vorgebracht wurden.

In der am 15. November abgehaltenen Sitzung hielt Dr. S. Rickman ein Referat über Federns Abhandlung über „Sadismus und Masochismus". Es folgte eine allgemeine Diskussion über dieses Thema.

Adressenänderung:

Dr. W. J. Jago, 39 Lee Park, Blackheath, London, S. E. 3.

Miß E. Sharpe, 26 Mecklenburgh Square, London, W. C. 1.

Douglas Bryan,
Schriftführer.

Magyarországi Pszichoanalitikai Egyesület.

(Freud Társaság.)

Sitzungsberichte aus dem Jahre 1922.

IV.

Vierzehnte Sitzung am 2. Dezember.

Dr. Béla v. Felszeghy: „Die Wurzeln der ästhetischen Gefühle."

An der Diskussion beteiligten sich: Feldmann, Hermann, Pfeifer, Frau Radó-Révész, Ferenczi.

Fünfzehnte Sitzung am 16. Dezember.

Dr. István Hollós: „Kasuistische Auslese von klinisch beobachteten Psychosen."

Vortragender bringt eine Auslese von klinisch beobachteten Psychosen, an deren reichem Material er einige auffallende Symptomkomplexe aufzuweisen sucht.

Zuerst wendet er sich einer Gruppe von Fällen zu, in denen die Sprache der hauptsächlich Präcoxkranken auffällige Eigentümlichkeiten zeigt: ihre Ausdrucksweise, ihre Satzkonstruktionen sind sich selbst widersprechend, gleichzeitig behauptend und negierend, oft tragen sie den Charakter von „Versprechen". In allen diesen formalen Eigentümlichkeiten werden die ambivalente Einstellung der Kranken, die Identität des Gegensinnes im Unbewußten und die die Realität umzukehren vermögende magische Allmacht zum Ausdruck gebracht.

In einer anderen Gruppe von Fällen begegnet man mannigfachen, mit bekannten Sexualtheorien der Kinder und Primitiven übereinstimmenden Phantasien über das Werden des Menschen, Befruchtung und Geburt.

Schließlich verwies Vortragender an einer Reihe von Fällen auf lehrreiche Beispiele des Zerfallens des kollektiven Ich auf verschiedenen Stufen der Regression: Abspaltungen nicht nur der identifizierten Personen, sondern weitergehend, der introjizierten Objekte der Außenwelt und der eigenen Körperteile und Organe.

An der Diskussion beteiligten sich: Pfeifer, Róheim, Ferenczi.

J. V. des Sekretärs: Dr. I. Hermann.

Nederlandsche Vereeniging voor Psycho-Analyse.

IV. Quartalsbericht.

Sitzung am 28. Oktober 1922 in Haarlem.

Unser Mitglied Dr. F. P. Muller wurde als Privatdozent der allgemeinen theoretischen Psychopathologie an der Universität Leiden zugelassen. Der Vorsitzende beglückwünschte ihn dazu. In seinem Dankwort spricht Dr. Muller die Hoffnung aus, auch in diesem Amte die Psychoanalyse fördern zu können; als Thema seiner Inauguralrede wählte er „Psychopathologie und Psychoanalyse".

Dr. van Ophuysen legte sein Amt als Kassierer wegen seiner vorübergehenden Übersiedlung nach Berlin nieder. An seine Stelle wird zum Schatzmeister Dr. A. von der Chijs erwählt.

Dr. Simon Weyl, sprach über „Charlie Chaplin und das Unbewußte." Der Erfolg des Kinos beruht auf der unbewußten Identifizierung mit der erwünschten Rolle, unter Mitwirkung der infantilen Lust, aus dem Dunkeln etwas zu sehen, ohne selber gesehen zu werden. Es wird die Übereinstimmung auseinandergesetzt zwischen Tagträumerei, Traum, Ritus, Mythus, Neurose und Kinovorführung. Der internationale Riesenerfolg Chaplins stützt sich hauptsächlich auf eine infantile Darstellung. Er ist das Kind, das erwachsen sein will, der kleine Vatermörder, der dem Vater die Mutter wegnimmt. Um dieses Motiv zu verdeutlichen, werden zahlreiche Beispiele gegeben. Verschiedene auf psychoanalytischem Wege gefundene Symbole und Symptomhandlungen werden in jedem Film gezeigt. Chaplin ist also ein Künstler, weil er imstande ist, seine eigenen Konflikte für uns sichtbar darzustellen. Seine Popularität hat sich um zwei Kerne kristallisiert: Chaplin als Vatermörder und Chaplin als phallisches Symbol.

(Dieser Aufsatz erscheint demnächst anderswo ausführlich.)

Dr. Adolf F. Meyer, Das Unbewußte. Das Studium des Unbewußten ist die bedeutendste Aufgabe der Psychoanalyse. Es ist daher zu bedauern, daß manche Verwirrung entsteht, weil dieses Wort in verschiedener Bedeutung gebraucht wird. Denn vorerst bezeichnet man damit alles, was augenblicklich nicht im Bewußtsein anwesend ist, zweitens denjenigen Teil, der niemals bewußt werden kann. Das erstgenannte wird von Freud bezeichnet als das Unbewußte im deskriptiven Sinne, es umfaßt auch das Vorbewußte. Das zweitgenannte unterscheidet er als das Unbewußte im dynamischen Sinne; dieses besteht nur aus dem Unbewußten.

Vortragender meint, es sei erwünscht, den Unterschied dieser Begriffe auch sprachlich zu betonen, indem man zum Beispiel nur das zum Unbewußten Gehörige unbewußt nennt und alles übrige einfach als nicht bewußt beschreibt.

Dann erinnert er an die von Freud dem Unbewußten zugeschriebenen Eigentümlichkeiten und referiert schließlich kurz den von Prof. Freud am Berliner Kongreß über das Unbewußte gehaltenen Vortrag.

Sitzung am 2. Dezember in Amsterdam.

Anläßlich seines Vortrages über Inzest und Infantilismus in der Malerei erhielt Dr. von der Chijs einen ausführlichen Brief von dem Maler, dessen Krankengeschichte darin behandelt wird. Dieser äußert darin seine große Zufriedenheit mit der Analyse, gibt jedoch seinem Befremden Ausdruck, daß der Einfluß unserer sozialen Verhältnisse auf den Künstler nicht eingehender im Vortrag berücksichtigt wurde, denn er erachtet diesen von außerordentlicher Bedeutung.

Dr. A. von der Chijs, Versuch zur Anwendung der objektiven Psychoanalyse auf die musikalischen Kompositionen.

(Der Vortrag wurde bereits im Kongreßbericht kurz referiert.)

Dr. W. U. Schnurman, Amsterdam, ist aus der Vereinigung ausgetreten.

Dr. Adolf F. Meyer, Sekretär.

Schweizerische Gesellschaft für Psychoanalyse[1].

Sitzung am 25. März 1922.

R. Brun: „Zur Psychoanalyse des Stotterns." Der Vortragende berichtet über zwei von ihm eingehend analysierte Fälle von schwerem, habituellem Stottern; das aus diesen Analysen gewonnene Material ist nach seiner Meinung geeignet, einiges Licht auf die bisher noch ziemlich dunkle Psychogenese dieser eigenartigen Form von Zwangshysterie zu werfen. Die beiden Fälle betrafen Jünglinge von achtzehn, beziehungsweise zwanzig Jahren, bei denen das Leiden bis in das vierte Lebensjahr zurückreichte. Die Ergebnisse der Analyse hinsichtlich der kausalen Ableitung des Kardinalsymptoms der Neurose, decken sich in beiden Fällen weitgehend; sie lassen sich kurz wie folgt zusammenfassen: Beide Patienten hatten in der frühen Kindheit eine hochgradige Analerotik entwickelt und an dieser prägenitalen Phase ihrer Sexualentwicklung ungewöhnlich zäh und lange festgehalten. Als dann Verbote und strenge Strafen von ihnen gebieterisch ein Ablassen von dieser bösen Lust erheischten, verfiel die unmittelbare analerotische Betätigung der Verdrängung; dafür trat jedoch als Ersatzbefriedigung eine auffallend starke Neigung zur Koprolalie, zum „Kotreden" auf. Auch diese Neigung wurde mit Verbot und Strafe belegt und verfiel daher abermals der Verdrängung, die aber diesmal nur unvollkommen gelang, das heißt, es kommt jetzt zur neurotischen Symptombildung des Stotterns, das sich als ein typischer Kompromiß zwischen zwei Triebkräften erweist. Und zwar wäre dieser Prozeß im Unbewußten etwa nach der folgenden Fiktion vor sich gegangen: 1. Das Kotreden ist unbedingt zu vermeiden; es muß aufgegeben werden. 2. Da man jedoch nie sicher ist, ob einem nicht doch einmal ein dreckiges Wort entschlüpft, müßte man eigentlich ganz schweigen (Mutismus). Dies geht nicht an. Also muß die Rede wenigstens fortwährend ängstlich im Zaum gehalten werden und diese beständig wachsame, ängstliche Tendenz zur Vorsicht wird sich namentlich bei allen denjenigen Laut- und Wortbildungen geltend machen, die durch Klangähnlichkeiten oder ihrem Sinne nach auch nur von fern an koprophile Komplexe antönen. 3. Drittens aber — und nicht zuletzt! — gelangt im Symptom des Stotterns auch die verbotene Koprolalie und letzten Endes selbst die noch viel mehr verpönte Koprophilie doch wieder zu einer Art von symbolischer Befriedigung; denn beim Stottern wird ja der verpönte (dreckige) Laut (symbolisch: der Kot!) in Gestalt der bekannten Reduplikationen nicht allein in den Mund genommen, sondern sogar ausgiebig im Munde herumgewälzt, gleichsam „gekaut". (Wie übrigens andererseits in dem bekannten Pressen, Blasen und Pfeifen der Stotterer auch wieder der Defäkationsakt selbst seinen symbolischen „Ausdruck" findet!)

Für die Richtigkeit der soeben skizzierten Kausalanalyse des Symptomes scheinen dem Vortragenden vor allem noch zwei Umstände zu sprechen: Einmal die Tatsache, daß das Stottern in beiden Fällen im unmittelbaren Anschluß an die Aufdeckung und Erledigung der betreffenden infantilen analerotischen und koprolalen Erlebnisse und Phantasien vollständig verschwand, daß also die Heilung sehr deutlich mit der Behebung der

[1] Redigiert von E. Oberholzer.

Kindheitsamnesie zusammenfiel; zweitens aber der bemerkenswerte Umstand, daß beide Patienten nach ihrer Heilung[1] im vollkommenen Gegensatz zu ihrer früheren Schüchternheit nunmehr eine ganz auffallende Neigung zu gewagten Zynismen an den Tag legten und bei ihren Kameraden fortan wegen ihrer Schlagfertigkeit und ihres beißenden Spottes geradezu gefürchtet waren! Autoreferat.

Sitzung am 30. Juni 1922.

1. E. Oberholzer: Nachruf auf Dr. med. H. Rorschach.

2. A. Kielholz, Königsfelden: „Von schizophrenen Erfindern, zweiter Teil." Es werden drei weitere Fälle kurz skizziert und an ihnen die bei der Untersuchung der vier früheren gewonnenen Resultate nachgeprüft, erhärtet und ergänzt. Es läßt sich eine gemeinsame Genese der Erfindungen aus infantilen Zeugungs- und Geburtsphantasien feststellen, ferner ein gemeinsamer Aufbau aus symbolisch dargestellten Zeugungsorganen, vor allem dem väterlichen Phallus, wobei Inzestphantasien den Ausgangspunkt bilden und der Wunsch, einer unerträglichen Gegenwart zu entfliehen in ein schöneres, durch zauberhafte Apparate mit Reichtum und unermeßlicher Macht ausgestattetes neues Leben. Die aufgedeckten Mechanismen haben auch für die erfolgreichen, nicht paranoiden Erfinder Geltung, welche aber mit rastloser Energie ihre Projekte verwirklichen. Autoreferat.

3. Wahl des Vorstandes.

Um den Rest des bisherigen Vorstandes wieder wählen zu können, wird Statutenrevision bezüglich § 6 beantragt, die Beschlußfassung aber auf eine der nächsten Sitzungen verschoben, um den nicht anwesenden Mitgliedern vom Traktandum Kenntnis zu geben.

Sitzung vom 14. Oktober 1922.

1. E. Schneider, Riga: „Zur sexuellen Aufklärung. — Ein Fall von Enuresis nocturna." Eine 6½jährige Bettnässerin kam in die Analyse mit dem Auftrage der Mutter, dem „Onkel Professor" Geschichten zu erzählen. Der Analytiker ließ das Kind, das gerne sprach, reden und bloß merken, daß er sich für Träume interessiere. Die Analysandin erzählte „Geschichten", Phantasien, Spiele, Träume, Beobachtungen, die sich in der Hauptsache um das Generationsproblem drehten. Die bekannten Theorien kamen eine nach der anderen zum Vorschein. Als Hauptergebnis der Forschung stellte sich heraus: Zum Kinderkriegen sind ein Väterchen und ein Mütterchen nötig. Der Vater bekommt keine Kinder. Die Zeugung ist ein gewalttätiger Akt. Nach Verlauf von einer Reihe von Sitzungen vertrat die Kleine die Storchenfabel, und doch hatte sie in der ersten Stunde erklärt: „Erst dachte ich, der Storch hole die Kinder aus dem Wasser, dann dachte ich, ein Engel bringe sie vom Himmel. Das steht so in den Büchern und deshalb ist es nicht wahr." Es zeigte sich, daß die Forschung wieder auf den Punkt geraten war, wo die Kleine nicht mehr weiter kam und wo die Verdrängung einsetzte. Die Storchenfabel wird zur „Deckanschauung" und zur gangbaren Münze der

[1] Der zweite Patient war zurzeit des Vortrages allerdings wegen eines ziemlich schweren Rezidivs wieder in Behandlung, ein Rezidiv, das, wie sich später herausstellte, in erster Linie auf ungenügender Erledigung der in diesem Falle geradezu hypertrophischen Analerotik beruhte. Er ist inzwischen gleichfalls geheilt, das heißt seit nunmehr einem halben Jahr frei von Stottern geblieben.

Umwelt gegenüber. Als Ursachen kamen in Frage: Mangel anatomischer Kenntnisse, Einflüsse der Erziehung und der Entwicklung (Tabu) und Wünsche, die sich mit den richtigen Lösungen nicht vertragen, so der Wunsch, ein Knabe zu sein, Wünsche, die in Erzählungen, Spielen und Träumen immer wieder auftauchten.

Um eine neue Verdrängung zu verhindern, griff der Analytiker ein und klärte das Kind in weitgehendem Maße sexuell auf, anknüpfend an die bisherigen Anschauungen des Kindes, sie klärend und ergänzend. Die Analysandin half tapfer mit, indem sie bisher nicht vorgebrachte Beobachtungen und „ausgedachte Geschichten" spontan preisgab.

Die Wirkungen der Aufklärung? Das Kind wurde unmittelbar nachher ruhig, sein Gesichtchen mit dem etwas gequälten Ausdruck hellte sich auf und strahlte dankbar. Die Mutter erklärte, ihre Kleine „sei in der letzten Zeit viel harmonischer und zutraulicher geworden". Der Analytiker hatte den Eindruck, die Aufklärung sei vom Kinde entgegengenommen worden, als ob es etwas Selbstverständliches hörte, als ob es das „Erlebnis intuitiver Gewißheit" habe. Das Bettnässen trat auf, als die Kleine $2^1/_2$ Jahre alt war und der Vater in den Krieg einberufen wurde. Es war eine Regression infolge der versagten Zärtlichkeitswünsche. Das Übel erfuhr eine Verstärkung, als bald darauf ein Brüderchen geboren wurde, wodurch auch die Mutter „verloren" ging. Das Symptom war ferner geeignet, den Wunsch zu realisieren, ebenfalls ein Kind zu bekommen und dem Vater zu schenken wie die Mutter. Urinieren heißt Zeugen (Vateridentifikation) und Gebären (Mutteridentifikation). Ein Traum, der diese Wünsche darstellt, begleitet oft das Einnässen: „Mein Lieblingshühnchen kommt zum Fenster hereingeflogen und kratzt unten an der Bettstelle. Ich erwache und stehe auf, hebe es ins Bett und lege es an meine Seite, so unter den Arm. Dann ist's schön warm."

Zur Frage der sexuellen Aufklärung stellt der Referent einige Thesen auf, deren Inhalt folgender ist: Die Frage nach der Herkunft der Kinder ist zu beantworten: 1. sobald das Kind eine entsprechende Frage stellt, 2. im Umfange der gestellten Frage und 3. objektiv richtig, angepaßt dem Verständnis des Kindes. Die Aufklärung erfolge also rechtzeitig, genügend und richtig! Sie hat durch die Eltern zu geschehen oder durch berufsmäßige Erzieher im Einverständnis mit den Eltern. Eine Massenaufklärung ist ein Unding, weil sie zu spät kommt, die bisherigen falschen Anschauungen und die Konflikte in ihrer Wirkung nicht oder nur teilweise aufhebt und unter Umständen neue schafft, weil sie nicht Rücksicht nimmt auf die individuellen Verhältnisse. Eine spätere Aufklärung muß sich bemühen, das Bewußtsein des Kindes zu erweitern und bisherige Anschauungen und Lösungen zu klären und zu berichtigen. Eine rechtzeitige, genügende und richtige Aufklärung wirkt befreiend. Sie schadet auf keinen Fall, beugt im Gegenteil vielen Konflikten vor.

Autoreferat.

2. W. Hofmann: „Zur sexualen Einstellung und sexuellen Aufklärung." Eine Märchendichtung eines elfjährigen Mädchens bringt ziemlich unverhüllte, auf den Bruder gerichtete Inzestwünsche und Rachephantasien gegen die Mutter zum Ausdruck. — Ein elfjähriger Knabe ist ein vielseitiger, aber von großer Skepsis geplagter Forscher. (Verkappte Sexualforschung.) — In beiden Fällen erfolgte auf des Lehrers Rat hin sexuelle Aufklärung durch die Eltern, was eine sehr günstige Veränderung im Wesen der Kinder zur Folge hat.

Bei einem anderen elfjährigen Mädchen dagegen stößt die sexuelle Aufklärung (durch die Mutter) auf Gleichgültigkeit, weil es 1. durch die Gasse schon weitgehend aufgeklärt und 2. wegen ungerechter Behandlung gegen die Mutter stark negativ eingestellt ist.

Die Beispiele lassen erkennen, 1. daß das Problem der sexuellen Aufklärung sich nur im Rahmen der gesamten Gefühlseinstellung und Erziehung des Kindes lösen und werten läßt. 2. Sie zeigen ferner, daß dem psychoanalytisch orientierten Lehrer (auch ohne Analyse) wichtige Zugänge (freier Aufsatz, Zeichnungen, „Dichtungen" u. a. m.) zur Kindesseele offen stehen. 3. Die erzieherische Beratung der Eltern durch den Lehrer stellt sich als eine wichtige Aufgabe der zukünftigen Schule dar. Autoreferat.

Sitzung am 21. Oktober 1922.

H. Christoffel, Basel: „Der Begriff Komplex" (Diskussionsthema). Der Ausdruck Komplex, von Bleuler erst gesprächsweise verwendet, dann von C. G. Jung in seinen „Assoziationsstudien" publiziert, ist eine Abkürzung für: „Komplex gefühlsbetonter Vorstellungen." Mehr beiläufig hat schon Nietzsche den Ausdruck verwendet. Nach Freud ist durch die Komplexforschung Bleulers und Jungs die erste Brücke von der Experimentalpsychologie zur Psychanalyse geschlagen worden.

Wie Referent im einzelnen nachweist, ist die ursprüngliche Definition unzulänglich geworden. Dem Ausdruck Komplex liegt nicht mehr ein scharfer Begriff zugrunde; die begriffliche Fassung ist bei den verschiedenen Autoren eine verschiedene — der Komplex teilt somit das Schicksal der psychologischen Begriffsfassung und Nomenklatur überhaupt. Kritisiert ist die Unklarheit des Begriffes Komplex schon verschiedentlich worden, so von Pfister (1913) und E. Kueppers (1919). Im Komplexbegriff sind nach dem Referenten Art und Folge eines Erlebens vermischt.

Referent sucht dem Wesen des Komplexes von der subjektiven Seite phänomenologisch beizukommen: Ein differenziertes Denken, ein klares Vorstellen geht dem Komplex ab; charakteristisch ist für ihn das Fehlen eigentlichen Begreifens, das Unbewußtsein wesentlicher Motive. So nahe sich komplexmäßiges Erleben und ein darauf Reagieren stehen, so weit sind komplexmäßiges Erleben und ein Durchdenken, ein intellektuelles Auflösen des komplexen Erlebnisses voneinander entfernt. Beispielsweise erfassen wir mit seltenen Ausnahmen die Mimik völlig richtig, merken, ob der andere ein trauriges oder ein lustiges, ein angeregtes oder ein gelangweiltes Gesicht macht, ob er zweifelt oder ob er glaubt, ob er zerstreut oder konzentriert ist, ob er offen dreinblickt oder einen erkünstelten Ausdruck zur Schau trägt; wir reagieren von Kind auf konsequent auf die uns dargebotene Mimik. Aber es wird stets eine Ausnahme sein, daß wir begründen können, worin eigentlich diese Mimik besteht, eine Ausnahme sein, daß wir einen Gesichtsausdruck analysieren können. Die falschen Begründungen, die falschen Rationalisierungen sind bei Versuchen der Analyse des Gesichtsausdruckes die Regel, die richtigen Feststellungen die Ausnahme. In weitaus der Mehrzahl der Fälle fühlen wir uns auch gar nicht bemüßigt, hier zu analysieren: wir erfassen und handeln komplexmäßig.

Erweckt die Definition des Komplexes als einer Vorstellungsgruppe den Eindruck, als sei der Komplex durch Verschmelzung von Vorstellungen entstanden, so ist es phänomenologisch zum mindesten wahrscheinlich, daß Komplexbildung klarere Vorstellungen ausschließt. Vorstellungen sind das, was bei Zergliederung

des Komplexes entsteht. Mit der Bildung von Vorstellungen zerfällt der Komplex. Aber im Stadium des Komplexes kommen dem, was später Vorstellung und klarer Gedanke (und disponibles Gefühl) wird, die Qualitäten des Unbewußten, Vorbewußten, Intuitiven, Instinktiven zu. Der Komplex ist eine „originäre und differenzierte Einheit" im Sinne der Marburger Schule (Jaensch), ein „Sentiment" im Sinne von Ch. Myers. Die Gefühlsbetonung, das gefühlsmäßige des Komplexes ist eine Qualität, welche ihm nur als Ganzen zukommt, mit seiner Auflösung, seiner Intellektualisierung zerfällt. Referent geht hier eingehend auf die Arbeiten der Entwicklungspsychologen um Kruerger, besonders Volkelts ein.

So viel über die Art des Komplexes, des komplexmäßigen Erlebens, zum Komplex als psychischer „Disposition" (Jaspers). Zur Folge komplexmäßigen Erlebens ist zu sagen: Ein Komplex führt zur „Assimilation" mehr als zur „Assoziation", das heißt er überträgt seine Stellungnahme auf alle anderen Erlebnisse, stört so ein objektives Erkennen, gestaltet das Erleben einseitig. Es wäre aber falsch, im Komplex einfach einen psychologischen Störenfried zu sehen. Der Komplex scheint im Gegenteil eine notwendige Elementarerscheinung. Er führt nur dann zu Störungen, wenn das erlebende Subjekt der Fähigkeit ermangelt, ihn je aufzulösen und zu höheren Synthesen zu kommen.

Es ist wahrscheinlich, daß es auch eine sekundäre, passagere Komplexbildung gibt, Vorstellungen und Ideen in ein Komplexstadium zurückversinken können. So etwa scheint es dem Referenten mit dem Begriff des Komplexes gegangen zu sein. Seine Arbeit stellt einen Versuch dar, aus dem Komplex des Komplexes wieder zu einem Begriff des Komplexes zu gelangen.

Autoreferat.

Geschäftlicher Teil.

1. Es werden in die Gesellschaft aufgenommen:

1. Dr. med. Charles Odier, Genf, Rue de Saint-Léger 6.

2. Hans Pfenninger, Pfarrer, Neftenbach (Zürich).

3. Frau Dr. med. S. Spielrein, Genf, Pension Göbler, Rue Prévost Martin 6. (Durch Übertritt aus der Wiener Vereinigung.)

2. Statutenrevision. § 6 erhält folgende Fassung:

Die Organe der Gesellschaft sind:

1. Die Plenarversammlung.

2. Der Vorstand, bestehend aus Präsident, Vizepräsident und drei Beisitzern. Der Vorstand wird von der Plenarversammlung mit absoluter Stimmenmehrheit auf die Dauer von drei Jahren in geheimer Wahl gewählt. Er vertritt die Gesellschaft nach außen und ist mit der Führung der Geschäfte betraut, über die er der Hauptversammlung alljährlich Bericht vorzulegen hat.

3. In den Vorstand wird gewählt:

R. Brun, Zürich, E. Oberholzer, Zürich (Präsident), O. Pfister, Zürich (Vizepräsident), P. Sarasin (zurzeit in Wien), R. de Saussure, Genf. Als Quästor wird Dr. E. Blum, Bern, ernannt.

Sitzung am 4. November 1922.

1. Ph. Schmid, V. D. M., Basel (als Gast): „Zur Geschichte der Beurteilung von Erotik und Sexualität im Christentum". Der Vortragende hatte seine Auseinandersetzungen eingeteilt in die Darstellung der Gründe zur christlichen Askese, die als Beurteilung von Erotik und Sexualität

in der alten Zeit im Mittelpunkt steht, sodann in einen kurzen historischen Teil, worin er die eigentliche Geschichte dieser Fragen kurz besprach, endlich in einen Teil, der die heutige kirchlich-bürgerlich approbierte Moral festlegte.

Im ersten Teil ging der Referent aus von Paulus, dessen bekannte Empfehlung der Jungfräulichkeit sich darstellte als durch die Enderwartung bedingt. Paulus glaubte, daß das Aufgeben der Jungfräulichkeit gleichermaßen für beide Geschlechter eine Entfremdung vom himmlischen Heimatort bewirke, und in seinen Ideen treten in vergeistigter Form alle die alten religiösen Begriffe einer längst vergangenen Zeit wieder auf, wirken nach. Gerade so, wie der im Alten Testament nachweisbare Glaube an die Heiligkeit der noch Unverehelichten für den Fall der Verehelichung einen Loskauf von der das Land besitzenden Gottheit forderte, so forderte Paulus von den Christen, als evangelischen Rat, die Ehelosigkeit, den Zustand der Heiligung zwecks einer leichteren Erlösung.

Auf paulinischen Ideen fußend entwickelte sich das Dogma vom Sündenfall, das, den eschatologischen Boden verlassend, die Ursünde in der Liebe zu den irdischen Dingen, vorab in der Libido, sah. Doch noch tiefer in die völkerpsychologischen Gedankenzusammenhänge sich einarbeitend, kam der Referent zu der Überzeugung, daß gerade im Dogma vom Sündenfall sich die letzte und innerste Strebung des Menschen verrät, die auch in der freiwilligen Verzichtleistung auf die Genüsse der Liebe zutage tritt, jenes Sehnen nach Ruhe, nach schlechthiniger Leidenslosigkeit, ein Sehnen, das auch willig und mehr oder minder bewußt, die größte Freude dahingibt, um das Leiden nach der Freude, die Buße für die Lebensäußerung intensivster Art zu umgehen. Denn der Mensch wird geboren unter subjektiven Unlustgefühlen, er tritt mit Unlust in die Welt ein, steigt durch eine lange Reihe psychischer Arbeitsleistungen und seelischer Kämpfe auf zu dem Alter der sexuellen Reife, der Triebe und ihrer Befriedigung. Dann aber folgt der Weg zurück zum Erlöschen und zur Hingabe der Lebensäußerungen, bis zum Verlassen der Welt im Tode, in Unlust. Diesen langen Weg, voll Leiden und innerlicher Arbeit versucht die Askese abzukürzen, sie gibt den ganzen Triebkomplex und seine Erfüllung auf, negiert ihn und sucht die Ruhe, das Entgegenreifen in den Tod. Darin sah der Referent die tiefste Motivierung der christlichen Askese.

Die negative Stellungnahme des Mittelalters, die enge Verquickung aller Sexualität im Mittelalter mit der Wirksamkeit des Teufels, stellte der Vortragende unter Beiziehung von verschiedenen Legenden und Erzählungen dar. Er wies nach, daß trotz aller ethischen Bestrebungen die Moral des Mittelalters eine einerseits asketische, andererseits eine libertinistische war, betonte aber, daß die Kirche nie die hohe sittliche Bedeutung der monogamen Ehe verkannt habe, wie die Betrachtung der Ehe als Sakrament beweist.

Nach einer kurzen Darstellung der reformatorischen Beurteilung dieses Problems sprach der Referent noch kurz seine Ansicht aus über die christlich-bürgerliche Moral der Gegenwart, an welcher er die Nachwirkung des paulinischen Gedankens der Askese wiederzuerkennen glaubte und schloß seine Auseinandersetzungen mit dem Hinweis, daß keine jetzt gültige christliche Moral an die souveräne und wahrhaft menschliche Betrachtung Jesu selber heranreiche.

2. A. Kielholz, Königsfelden: Korreferat. Es fehlt leider eine Darstellung der rein evangelischen Beurteilung von Erotik und Sexualität. Schmidt stellt mit Recht Paulus in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Die These von der Anknüpfung der Askese an altisraelitischen Erddämonenkult ist

erklärlich als Regressionserscheinung bei einem introvertierten Hysteroepileptiker, der es verstanden hat, der Judensekte die Ausbreitung und Möglichkeit zur Weltreligion zu schaffen. Die Sekte ist ein Spezialfall der organisierten Masse, als welche Freud die Kirche bezeichnet, stärker als diese noch unter dem persönlichen Einfluß des Stifters stehend. Ist dieser ein Introvertierter, so kommt es zur Summation der Regressionsphänomene. Die geforderte Askese bildet eine Verstärkung der Inzestschranke zwischen den Brüdern und Schwestern der Sekte, deren Aufrichtung bei der sexuellen Zügellosigkeit des römischen Imperiums doppelt notwendig erschien.

Die Mariolatrie als eine Parallelerscheinung zum mittelalterlichen Teufelsglauben schwindet mit der natürlicheren Einstellung der Reformation zur Sexualität. Im Teufel verwirklicht sich auch teilweise der verbotene homosexuelle Trieb, der bei der Entstehung von Mönchsklöstern und Bettelorden genau so wirksam war wie heute bei der Wandervogelbewegung.

Das Verbot antikonzeptioneller Mittel kann als asketische Tendenz von der Kirche gefordert worden sein zum Schutz und zur Konservierung der gläubigen Völker, wie das Verbot des Schweinefleischgenusses und das Gebot der Beschneidung bei den Juden. Autoreferat.

Sitzung am 17. November 1922.

E. Oberholzer: „Angsthysterie (Analysenfragment) und zur psychoanalytischen Technik, 1. Teil. (Material)." Es kommt dem Vortragenden nicht sowohl auf die Ergebnisse und die lückenlose Darstellung der Libidogeschichte als auf die Beweisführung an, sowie Gang und Verlauf der Analyse zu demonstrieren. Es wird gezeigt, wie an Hand bestimmter und im verschiedensten Zusammenhang immer wiederkehrender assoziativer Verknüpfungen die Schlüsse gezogen werden, wie die Traumanalysen das infantile Material aufrollen, wie damit sukzessive die Aufhellung der Kindheitsamnesie möglich wird, wie das Gedankenmaterial nachfolgender und späterer Sitzungen immer neue Belege und neue Vertiefungen beibringt, die Einfälle eine zunehmende Annäherung an das Unbewußte erzielen. Es wird gezeigt, wie von den aufgedeckten infantilen Fixierungen aus die schwere Beeinträchtigung im Liebesleben des Patienten verständlich wird, wie er am Leid und Leiden der drei Jahre nach seiner Geburt geisteskrank gewordenen Mutter das Leiden lieben lernte, wie sie ihm allmählich zur Madonna wurde und wie er selbst über der Identifizierung mit der Mutter zu einer großartigen Christusidentifikation gelangte (immer wiederkehrende Assoziation von Madonna unter dem Kreuz, Christus am Kreuz und steifer Penis).

Vor drei Jahren verliebte er sich unter der unbewußten Wirkung der Kindheitseindrücke, die der Ödipussituation zugehören und sich in übertragener Weise sogar in der Örtlichkeit des Geschehens wiederholen, in ein madonnenhaftes, seelisch leidendes Mädchen, worüber er erkrankte: regelmäßige Depressionszustände mit hysterischen Konversionserscheinungen bei und nach den Zusammenkünften, sodann Schwindelanfälle (Gefühl von Erdbeben) als Angstäquivalent, am intensivsten beim Klavierspiel. Ein Beischlafstraum mit diesem Mädchen superponiert sich einem analogen Traum der Nachpubertät mit der nachmaligen Stiefmutter — die einzigen genitalen „Sexualbetätigungen" des zur Zeit der Analyse 27jährigen Patienten — und von da führen die Einfallsreihen mehrfach zu Zwangsvorstellungen (Vision eines leidenden Mädchenkopfes, den er streichelt: Vision weiblicher totenblasser Genitalien am Kreuzweg nach dem Friedhof, wo die vor drei Jahren verstorbene Mutter begraben

liegt — er hatte beim letzten Besuch im Krankenhaus Angst, die Genitalien der Mutter zu sehen, die im Hemd mit angezogenen Knien auf dem Bettrand saß und erschrak über die Blässe der Mutter als Leiche) und dann rückwärts zur Betätigung von Schaulust und sexueller Neugierde in der Pubertät und Vorpubertät, in früher Schulzeit, um schließlich in einer frühinfantilen Symptomhandlung (er setzte sich nachts nackt auf die Holzpedale des Harmoniums) zu münden, die sich das Bewußtsein als Deckerinnerung bewahrt hat und auf das erotische Begehren nach körperlicher Berührung mit der Mutter zurückzuführen ist, die damals wieder interniert worden.

Es wird die schrittweise Überwindung des Widerstandes dargestellt, wie mühsam der Patient die Schlüsse und Konsequenzen zieht, wie er selbst zum Beispiel aus einem „Programmtraum", in dem er in symbolischer Form den Sexualakt über sich ergehen läßt, eine „Umkehrung der Geschlechtsempfindung" herleitet und sie dennoch handkehrum als Hirngespinst verwirft, wie er erst viel später die bestätigenden Phantasien beizustellen vermag; gezeigt wie er dann im Zusammenhang damit die passive Natur der Frau in ihre sexuelle Bedeutung einträgt und das Mitleid (Mitleiden) mit dem hingebungsvollen Weibe — Patient ist selbst in hohem Maße aufopferungsfähig und hingebungsvoll — auf seine Sexualfunktion bezogen wird (Vergleiche oben Madonna und die Christologie des Patienten) und wie er schließlich mit einem „telepathischen" Traum, in dem ein Freund als Vaterersetzung — aus früheren Traumproduktionen als regelmäßiger Mentor und Mephistophelesbegleiter bekannt, der ihm die Sexualität anpreist — sich am Klavier produziert, den Anschluß an das zentrale Symptom des Schwindels herstellt und die wichtigste Auflösung gewinnt — kurz, das allmäliche Hervorquellen seiner tiefen und tiefsten unbewußten Einstellungen aufgezeigt, seine passivistische und feminin gerichtete Natur, die ihn im Schwindelanfall (beim Klavierspiel) in weiblicher Rolle den Sexualakt seitens des Vaters erleben läßt.

Sitzung am 2. Dezember 1922.

H. Zulliger, Ittigen bei Bern: „Psychoanalytische Streiflichter aus der Volksschulpraxis 2. Teil." Einleitend wird kurz darüber berichtet, was die Psychoanalyse dem Pädagogen bietet und unter welchen Bedingungen er selber kleine analytische Arbeiten an seinen Schülern verrichten kann. (Selbstanalyse, Studium der Literatur, Analyse eigener und fremder Träume, Sagen etc., Analyse von Fehlleistungen und kleine Symptomanalysen, immer in Verbindung mit einem kundigen Arzte und unter Vermeidung von Arbeiten, die in die Hände des Mediziners gehören.) Allein schon die Kenntnis der theoretischen Errungenschaften der Psychoanalyse bereichern den Lehrer: er erwirbt sich besseres Verständnis für seine Erzieheraufgabe, kann durch geeignete Maßnahmen neurotische Erkrankungen verhüten und den Eltern Räte erteilen.

Einige Fehlleistungen werden als Gewissensreaktionen erkannt. Sie haben ähnlichen Charakter, wie die von Freud in „Psychopathologie des Alltags" bekannt gegebenen Selbstbestrafungs-, Sühne- und Opferhandlungen.

Ein Sudler und Schmierer erweist sich als ein Kind, das die Anal- und Urethrealerotik zu überwinden versucht. Außer durch Sudeleien mit Tinte, Farbe, Kuhmist usw. verrät sich die geistige Entwicklungsstufe des Bürschchens in einem Traum, worin er einen automatischen Jaucheablauf erfindet.

Ein Mädchen, das wiederholt die Tinte ausschüttet und schließlich das Fäßchen zerbricht, verrät durch diese Handlungen seine kindliche Erklärung und Befürchtung über die Bedeutung des Menstruationsvorganges.

Ein anderes Mädchen wird durch die sexuelle Neugier und verdrängte Vergewaltigungswünsche durch Angstträume geplagt. Es kommt müde zur Schule und eines Tages schläft es während einer Pause ein, um weiter zu träumen.

Ein drittes Mädchen verfällt in Grübeleien wegen eines „prophetischen" Traumes. Es hat von schwarzen Kirschen geträumt. Das bedeute Tod hat dies Mutter (bevor der Traum geträumt wurde) verkündet. Wer wird sterben, da ist der Inhalt der Grübelei. Die Analyse ergibt Todeswünsche gegen eine alte Tante (Muttersurrogat), teils aus Rache wegen ihres Geizes, teils aus Hoffnung, nach ihrem Ableben doch etwas von ihr zu bekommen.

Der Lehrer, der die Psychoanalyse kennt, hat hundertfache Gelegenheit, um die Kinder zu beobachten, anders als dies der analysierende Arzt im Ordinationszimmer zu tun vermag. Den Kindern begegnen sehr oft Fehlleistungen. Wenn die Klasse einigermaßen zur offenen Aussprache erzogen ist und Zutrauen zum Lehrer hat, so lassen sich die Gründe der Fehlleistungen ohne große Schwierigkeiten eranalysieren. Zugleich werden die Kinder zur Selbstbeobachtung angeregt. In Erzählungen und freiwilligen, schriftlichen Berichten (freie Aufsätze) erhält der Lehrer weiteres Material. Auch an anderen mündlichen und schriftlichen Äußerungen über Symptomhandlungen, an Phantasien, Märchen, Träumen usw. geht er nicht achtlos vorüber, er sammelt sich die zum Verständnis nötigen Einfälle. Aber auch Zeichnungen, die Schriftzüge, Schmierereien und das ganze Verhalten des Schülers geben ihm Andeutungen, die er vermöge seiner psychoanalytischen Kenntnisse für das Verständnis und sein Verhalten dem Schüler gegenüber auswerten kann.

Autoreferat.

Mitgliederverzeichnis.

1. Dr. med. Fernando Allende, Hirschengraben 3, Zürich.
2. Dr. med. Hans Behn-Eschenburg, Sonneggstraße 16, Zürich.
3. Dr. med. Ludwig Binswanger, Sanatorium Belle-Vue, Kreuzlingen (Thurgau).
4. Dr. med. Ernst Blum, Nervenarzt, Optingenstraße 8, Bern.
5. Professor Dr. phil. Pierre Bovet, Institut J. J. Rousseau, Taconnerie 5, Genève.
6. Privatdozent Dr. med. Rudolf Brun, Nervenarzt, Theaterstraße 14, Zürich.
7. Dr. med. Hans Christoffel, Albanvorstadt 42, Basel.
8. Paul Dubi, Mittlere Straße 127, Basel.
9. Fräulein med. pract. Hedwig Etter, Effingerstraße 6, Bern.
10. Direktor Dr. med. Dorian Feigenbaum, Lunatic Asylum „Ezrath Nashim", Jerusalem.
11. Albert Furrer, pädagogischer Leiter der Kinderbeobachtungsstation Stephansburg-Burghölzli, Weineggstraße 76, Zürich.
12. Fräulein Dr. med. Emma Fürst, Nervenarzt, Apollostraße 21, Zürich.
13. Dr. med. Max Geiser, Dufourstraße 39, Basel.
14. Guillaume de Gontaut-Biron, 19 Aleja Ujasdowska, Warschau.
15. Dr. phil. Ulrich Grüninger, Städtisches Knabenheim, Selnaustraße 9, Zürich.

16. Walter Hofmann, Primarlehrer, Russenweg 9, Zürich.
17. Direktor Dr. med. Artur Kielholz, Kantonale Irrenanstalt Königsfelden (Aargau).
18. Emil Luethy, Kunstmaler und stud. med., Rämistraße 39, Zürich.
19. Dr. med. Hans Meier-Müller, Nervenarzt, Füßlistraße 4, Zürich.
20. Privatdozent Dr. med. M. Minkowski, Oberassistent am hirnanatomischen Institut, Physikstraße 6, Zürich.
21. Privatdozent Dr. phil. Ferdinand Morel, 10 Avenue de Champel, Genève.
22. Dr. med. Emil Oberholzer, Nervenarzt, Rämistraße 39, Zürich.
23. Frau Dr. med. Mira Oberholzer, Nervenarzt, Rämistraße 39, Zürich.
24. Dr. med. Charles Odier, Nervenarzt, 6 Rue Saint-Léger, Genève.
25. Albert Peter, Primarlehrer, Eidmattstraße 29, Zürich.
26. Hans Pfenninger, Pfarrer, Neftenbach (Zürich).
27. Dr. phil. Oskar Pfister, Pfarrer, Schienhutgasse 6, Zürich.
28. Privatdozent Dr. phil. Jean Piaget, Institut J. J. Rousseau, Taconnerie 5, Genève.
29. Dr. med. Philipp Sarasin, Wollzeile 16, Wien.
30. Dr. med. Raymond de Saussure, Genève.
31. Dr. med. Hans Jakob Schmid, Leysin (Waadt).
32. Professor Dr. phil. Ernst Schneider, Wisby-Prospekt 14, Riga.
33. Frau Dr. med. Sabine Spielrein-Scheftel, Pension Göbler, 6 Rue Prévost Martin, Genève.
34. Direktor Hans Tobler, Landes-Erziehungsheim Hof-Oberkirch, Kaltbrunn (St. Gallen).
35. Privatdozent Dr. med. Gustav Adolf Wehrli, Leonhardstraße 1, Zürich.
36. Hans Zulliger, Primarlehrer, Ittigen bei Bern.

Vorstand:
R. Brun,
E. Oberholzer (Präsident),
O. Pfister (Vizepräsident),
Ph. Sarasin,
R. de Saussure.

Sachverständigen-Ausschuß:
E. Blum,
R. Brun,
A. Kielholz,
E. Oberholzer,
O. Pfister.

Mitteilungen
des Internationalen Psychoanalytischen Verlages.

Seit Veröffentlichung des letzten Tätigkeitsberichtes (Ende September vorigen Jahres in dieser Zeitschrift, VIII. Band, Heft 3) erschienen in unserem Verlage:

Das Ich und das Es. Von Professor Dr. Sigm. Freud.[1]

Die neunte (gegenüber der siebenten und achten unveränderte) Auflage von Zur Psychopathologie des Alltagslebens von Professor Dr. Sigm. Freud.

Band 3 der Imago-Bücher: Der eigene und der fremde Gott (Zur Psychoanalyse der religiösen Entwicklung). Von Dr. Theodor Reik.[2] (Band 2 der Imago-Bücher: Tolstois Jugenderinnerungen von Dr. N. Ossipow wird im Mai die Presse verlassen.)

Das Buch vom Es. Psychoanalytische Briefe an eine Freundin. Von Georg Groddeck.

Bericht über die Berliner Psychoanalytische Poliklinik (März 1920 bis Juni 1922). Auf dem VII. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Berlin am 26. September 1922 erstattet von Dr. M. Eitingon. (Sonderabdruck aus dieser Zeitschrift VIII/4, erweitert durch ein Vorwort von Prof. Dr. Sigm. Freud.)

---

[1] Einleitend schreibt der Verfasser: „Nachstehende Erörterungen setzen Gedankengänge fort, die in meiner Schrift ‚Jenseits des Lustprinzips' 1920 begonnen wurden, denen ich persönlich, wie dort erwähnt ist, mit einer gewissen wohlwollenden Neugierde gegenüber stand. Sie nehmen diese Gedanken auf, verknüpfen sie mit verschiedenen Tatsachen der analytischen Beobachtung, suchen aus dieser Vereinigung neue Schlüsse abzuleiten, machen aber keine neuen Anleihen bei der Biologie und stehen darum der Psychoanalyse näher als das ‚Jenseits.' Sie tragen eher den Charakter einer Synthese als einer Spekulation ... Dabei rühren sie an Dinge, die bisher noch nicht Gegenstand der psychoanalytischen Bearbeitung gewesen sind."

[2] Der Band enthält folgende Arbeiten: Über kollektives Vergessen. — Jesus und Maria im Talmud. — Der heilige Epiphanius verschreibt sich. — Die wiederauferstandenen Götter. — Das Evangelium des Judas Ischkarioth. — Die psychoanalytische Deutung des Judasproblems. — Gott und Teufel. — Die Unheimlichkeit fremder Götter und Kulte. — Das Unheimliche aus infantilen Komplexen. — Die Äquivalenz der Triebgegensatzpaare. — Über die Differenzierung. — Diese Arbeiten sollen, schreibt der Verfasser in der Vorbemerkung, „einen Versuch darstellen, von analytischen Gesichtspunkten aus die Erscheinungen der religiösen Feindseligkeit und Intoleranz psychologisch zu erklären und zugleich den tieferen Ursachen der religiösen Verschiedenheiten nachzuforschen. Woferne die Konvergenz der Ergebnisse in diesen von verschiedenen Seiten her geführten Untersuchungen einen Schluß auf die Richtigkeit des Ganzen zuläßt, würde ich hoffen, daß die vorliegende Aufsatzreihe ein wichtiges Stück der religiösen Entwicklung in einem neuen Lichte erscheinen läßt."

Gleichzeitig mit vorliegendem Heft unserer „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse“ erscheint Imago, IX. Band, Heft 1.

*

In unserer „Biblioteca Psicoanalitica Italiana“ erschien Nr. 7: S. Freud. Delirio e Sogni nella „Gradiva“ di W. Jensen. Übersetzung von Dr. Gustavo de Benedicty (Triest). Mit einem Vorwort von Professor M. Levi Bianchini.

*

Wir haben eine neue fremdsprachige Serienpublikation, die Polska Bibljoteka Psychoanalityczna, eröffnet mit Tom 1: Zygmunt Freud: O marzeniu sennem (Übersetzung der Arbeit „Über den Traum“ von Beata Rank).

Im Verlage der „International Psycho-Analytical Press“ erschien als Nr. 5 der International Psycho-Analytical Library: „Essais in Applied Psycho-Analysis“ by Ernest Jones. In den vierten Jahrgang tritt „The International Tournel of Psycho-Analysis“.

Originalarbeiten.

Die Randbevorzugung als Primärvorgang.

Von Dr. **Imre Hermann** (Budapest).

Als ich nach experimentell-psychologischen Studien vor mehr als zehn Jahren mich mit Psychoanalyse zu beschäftigen anfing, mußte ich wegen der gegenseitigen feindlichen Gesinnung einiger Vertreter dieser zwei psychologischen Arbeitsrichtungen oft den Kopf schütteln. Doch Jungs „Diagnostische Assoziationsstudien" hatten schon damals das Eis gebrochen; und gerade jetzt, in den letzten Jahren, haben sich W. Stern, G. Heymans, R. Müller-Freienfels nicht gescheut, zum Beweis eigener Ansichten Ergebnisse der Psychoanalyse heranzuziehen; in psychologischen Zeitschriften erscheinen psychoanalytisch eingestellte Aufsätze oder einzelne Behauptungen der Psychoanalyse experimentell untersuchende Arbeiten (Zeitschr. f. angewandte Psychologie, Archiv für die gesamte Psychologie) und Freud selbst hat wiederholt darauf hingewiesen, daß manche psychoanalytische Ideen auf Fechner zurückgeführt werden können.

Die vorliegende Arbeit stützt sich einerseits auf Experimente, andererseits auf normalpsychologische und psychoanalytische Studien und Analysen. Daß eine synthetische Einheit zustande kam, hat sich sozusagen von selbst, ohne jede Mühe ergeben. Ich fasse diese Leichtigkeit der Synthese als Symbol für das ganze Gebiet der Psychologie auf, als Symbol dessen, daß Psychoanalyse und Normalpsychologie vereint in die Wissenschaft der Zukunft eintreten werden.

I. Die Randbevorzugung als Gesetz der primitiven seelischen Vorgänge.

Unser Wissen, wenn es auch noch so allgemeingültig ist, fußt stets auf ganz speziellen Erfahrungen und Untersuchungen. Die Verallgemeinerung bedeutet immer einen vagen Sprung

aus dem relativ Sicheren zum relativ Unsicheren. Die Randbevorzugung, als die bevorzugte Rolle der „Ränder" in den primitiven seelischen Vorgängen, ergab sich aus ganz speziellen Experimenten mit Kindern; an diese Experimente knüpfte sich eine Verallgemeinerung, das Aufstellen eines allgemeingültigen Gesetzes, welches das Gewicht unserer Aufmerksamkeit nunmehr für sich beansprucht. Wie wir zum Begriff der Randbevorzugung gelangen, was diese Bevorzugung bedeutet, was der verallgemeinerte Begriff leisten kann, davon handeln die folgenden Abschnitte.

A. Allgemeines über die Randbevorzugung.

Als Karl Marbe das Problem des Gedankenlesens der experimentell-psychologischen Forschung unterwarf, befand er sich der Tatsache der „Gleichförmigkeit des psychischen Geschehens" gegenüber. Wird z. B. in einer Gesellschaft die Aufgabe gestellt, eine beliebige Zahl von 11 bis 20, von 21 bis 30 usw. niederzuschreiben, dann wird der Gedankenleser stets die Zahl „15", „25" und so weiter als die notierte Zahl angeben können; er wird sich nur in relativ wenigen Fällen irren. Der Gedankenleser wird also bei dieser Aufgabe so handeln können, als ob er die Gedanken seiner Versuchspersonen tatsächlich durchschauen könnte; er ist aber eigentlich nur im Besitze der Regel der Gleichförmigkeit.[1]

Kann nun diese Regel der Gleichförmigkeit genauer angegeben werden? Ist es im eben beschriebenen Falle der Zahlenwert der Zahl „5", welcher die Anziehungskraft im Falle einer beliebigen Wahl besitzt, oder ist es ihr Stellenwert, von welchem diese Anziehungskraft ausstrahlt? Unterscheidet man nämlich Randziffern (0, 1, 2, 8, 9) und Mittelziffern (3, 4, 5, 6, 7), dann findet man, daß unter gewissen Umständen diese, unter anderen jene bevorzugt werden.[2] Die Zahl „5" könnte in den Marbeschen Fällen auf Grund ihres Zahlenwertes, aber auch ihrer eminent mittleren Stelle bevorzugt werden.

Um in dieser Frage Klarheit zu schaffen, habe ich Versuche außerhalb der Zahlenreihe und zwar mit im Raume anschaulich gegebenen Reihen durchgeführt: Ich legte z. B. fünf bis neun gleiche Spielmarken oder Zündhölzchen, je einen bestimmten Zwischenraum einhaltend, in einer gradlinigen Reihe nebeneinander.

---

[1] K. Marbe: Über das Gedankenlesen und die Gleichförmigkeit des psychischen Geschehens. Zeitschr. f. Psych., Bd. 56, 1910.

[2] M. Bauch: Psychologische Untersuchungen über Beobachtungsfehler. Fortschritte der Psychol., Bd. 1, 1913.

Der Reihe gegenüber stand die Versuchsperson, deren Aufgabe es war, mir aus der Reihe eine beliebige Spielmarke (respektive ein Zündhölzchen) zu überreichen. Auch änderte ich den Versuch so ab, daß die Versuchsperson aus der Reihe nicht eine Spielmarke herauszunehmen hatte, sondern z. B. zwischen zwei weiter auseinander liegenden Spielmarken eine dritte niederlegen mußte.[1]

Die Versuche ergaben nun das Resultat, daß zwei voneinander entwicklungsgeschichtlich auffallend unterscheidbare Wahltendenzen in der Aufgabelösung zu Worte kommen, und zwar eine entwicklungsgeschichtlich frühere Randwahltendenz bei Kindern (durchschnittlich bis sechs Jahre) und eine entwicklungsgeschichtlich spätere Mittelwahltendenz (über dem sechsten Jahre). Die Altersgrenze wird dabei auch von der Schwierigkeit, das Dargebotene als eine Einheit, einen „Komplex" aufzufassen, abhängig gefunden, indem diese Auffassung die Mittelwahltendenz begünstigt. Randwahltendenz bedeutet hier die Bevorzugung der Endstellen, respektive der Endglieder. In der Mittelwahltendenz wird die mittlere Stelle, respektive das Mittelglied — gegenüber der einfachen Wahrscheinlichkeit — bevorzugt. Zur Erklärung der primitiveren Handlungsart nahm ich eine „unmittelbare Reizeinstellung" des primitiven Geistes an, womit gemeint ist, daß hier die Handlung unmittelbar durch den objektiv vorliegenden Reiz, ohne die Einschaltung mehrerer Zwischenprozesse, ohne Herstellung sogenannter „höherer" Gegenstände, ohne „produktive" Leistung des Subjektes vonstatten geht.

Die eben genannten Versuche belehrten den Beobachter auch darüber, daß in jüngeren Jahren die tätige Hand die Stelle der Wahl bestimmen hilft, indem die rechte Hand die rechte Randstelle, die linke Hand die linke Randstelle bevorzugte; im höheren Alter verschwand dieser Einfluß der wählenden Hand. Man muß somit auch eine „motorische Organeinstellung" des primitiven Geistes annehmen, womit die „motorische Einstellung" näher bestimmt werden soll; wir verstehen darunter, daß das ausübende Organ nicht nur gelenkt wird, sondern selbst lenkt, das heißt durch seinen Bau und seine Eigenschaften die Art der Handlung mitbestimmt.

Die bei Kindern gefundenen Tatsachen wurden in interessanten Tierexperimenten von G. Révész wiedergefunden.[2]

---

[1] I. Hermann: Über formale Wahltendenzen. Zeitschr. f. Psych. Band 87, 1921.

[2] G. Révész: Tierpsychologische Untersuchungen, Zeitschr. f. Psych., I., Bd. 88, 1921.

Nachdem durch Einführung dieser Begriffe so manches scheinbar Fernliegende klarer, verständlicher wurde, haben wir uns die Aufgabe gestellt, das Gebiet der Psychologie wenigstens in großen Zügen durchzumustern, um Beweise der vermuteten Allgemeingültigkeit dieser Begriffe zu sammeln. Damit sollte auch das Wesen dieser primitiven Funktionsweisen, ihr gegenseitiges Verhältnis und ihr Verhältnis zu der entwickelteren, höheren Funktionsweise näher bestimmt werden. Während dieser Musterung verstärkte sich unser Glaube, daß wir es tatsächlich mit allgemeingültigen Funktionsweisen des primitiven Geistes, mit Primärvorgängen zu tun haben, daß in diesen Funktionsweisen der primitive Geist in selten klarer Weise seiner Eigenart gemäß sich offenbart.

Da wir bei dieser Suche das spezifische Gebiet der „Wahl" verlassen und „Handlungen überhaupt" in Betracht ziehen wollen, soll statt des Ausdruckes Randwahltendenz (Mittelwahltendenz) der Ausdruck Randbevorzugung (Mittelbevorzugung) eingeführt werden.[1] Diese Bevorzugungen stehen ihrer Funktion, ihrer Leistung nach jener Funktion nahe, welche Abstraktion genannt wird — diese besteht doch aus Bevorzugung des einen, Vernachlässigung des anderen Teiles — sie könnten eventuell auch als spezielle (primitive) Art der Abstraktion aufgefaßt werden, doch soll hier ein theoretisch nicht präjudizierender, nur ein beschreibender Begriff unseren Weg beleuchten.

Wie das große Gebiet der Normalpsychologie in zwei Teilgebiete zerfällt, nämlich einerseits Inhalte und andererseits Funktionen,[2] so müssen auch unsere primitiven Arbeitsweisen einerseits aus den Inhalten ablesbar, andererseits in den Funktionen auffindbar sein. Wir müssen also auf unserem Wege nach beiden Richtungen Ausschau halten.

Um eine Erklärung geben zu können, weshalb wir eigentlich der Randbevorzugung unter den primitiven Arbeitsweisen einen Vorrang zusprechen, wie das schon der gewählte Titel verrät, soll zuerst der genannten zweiten Richtung gefolgt werden.

Man stelle sich den erweiterten psychischen Reflexbogen mit den Gliedern Reiz — Empfindung — Assoziation — Produktion — Innervation — Reaktion vor, so ergibt sich aus der Tatsache der primi-

[1] Rand„bevorzugung" ist aktiv, soweit ein psychischer Akt aktiv ist, soll aber keine bewußte Stellungsnahme bedeuten.

[2] Siehe diesbezüglich z. B. die lehrreichen Ausführungen von A. Messer: Empfindung und Denken, 1908. — Bei C. Stumpf heißt die Zweiteilung: „Erscheinung" und „psychische Funktion".

tiven Arbeitsweise der Randbevorzugung, daß die auf den objektiven Reiz unmittelbar folgende Empfindung und die der Reaktion unmittelbar vorausgehenden Prozesse, also Prozesse, welche dem reagierenden Organ unmittelbar anhaften, bevorzugt werden. Die Bevorzugung bedeutet einerseits, daß im naiven — nicht psychologisch eingestellten — Bewußtseinsverlauf die beiden genannten Randglieder sich als einzig wesentlich herausheben.[1] Andererseits erscheinen aber die beiden Randglieder auch dem psychologisch Eingestellten als den Aufbau des Reflexes konstituierend, so daß sich die wissenschaftliche Auffassung des Reflexes und der daraus abgeleiteten komplizierteren psychischen Verläufe auf diese beiden Randglieder beschränken will. Damit sind aber unsere beiden Begriffe der unmittelbaren Reizeinstellung und der motorischen Organeinstellung auf den Begriff der Randbevorzugung zurückgeführt.

Natürlich ist diese Ableitung nur als Annahme gültig; das Verhältnis der drei primitiven Handlungsweisen wäre auch anders denkbar und möglich. Wir wählen aber obige Ableitung, weil man so durch einen Begriff zwei andere erklären kann, womit für die Allgemeingültigkeit des Begriffes der Randbevorzugung schon etwas gewonnen ist.

Obige Ausführung über den psychischen Reflexbogen gibt uns Gelegenheit, ganz allgemein zwei Arten von Stellen in psychischen Abläufen zu unterscheiden: die Randstellen — welche in der Randbevorzugnng hervortreten — und die Binnenstellen, welche gerade dort zurücktreten. Diejenigen Prozesse, welche an die erstgenannten Stellen geknüpft sind, sollen Peripherprozesse, die anderen, den Binnenstellen entsprechenden, Binnenprozesse genannt werden. In den primitiven sowie in den entwickelteren Abläufen sind Peripher- und Binnenprozesse nicht gleichwertig; diese Ungleichwertigkeit enthält aber bei primitiven und entwickelteren Abläufen entgegengesetzte Vorzeichen.

Dieser Wechsel der Vorzeichen im Laufe der Entwicklung gibt sich nicht nur im individuellen Leben, sondern auch im Leben der Wissenschaften kund.

Nachdem Vorgänge, Binnenstellen, Begriffe hinwieder — funktionell betrachtet — als „Ruhepunkte“ Randstellen entsprechen, so wird verständlich, weshalb die Prozesse selbst stets später in die Wissenschaft Eingang fanden als die stationären Gegeben-

[1] Daß der Mechanismus der Projektion im Dienste einer triebmäßig aktiv sich betätigenden Randbevorzugung aufgefaßt werden kann, soll hier nur als eine mögliche Auffassung hingestellt sein.

heiten. Die Mechanik der Gleichgewichtszustände war früher da als ihre Dynamik, die Anatomie früher als die Physiologie, die Biologie früher als die Entwicklungslehre. Und besonders in der Psychologie: hier sprach man längst von „Seele" als einem Ding, bevor noch die seelischen Akte zur wissenschaftlichen Beobachtung zugelassen waren. Der Begriff und die Wissenschaft der seelischen Funktionen müssen sich, nach früheren mißlungenen Ansätzen, erst jetzt durchsetzen. Ob die sogenannte Methode der systematischen Selbstbeobachtung in der Psychologie nicht gerade in dieser Richtung — von der Randstelle aus zur beobachteten Binnenstelle — weiterarbeitet, ist eine Frage, welche hier eben nur gestreift werden soll.

Im Falle des Sehens von Bewegungen war es eine sozusagen revolutionäre Tat Exners, daß er dieses Sehen nicht dem Denken, sondern der Anschauung überwies, womit er eigentlich die unmittelbare Beobachtbarkeit eines Prozesses verkündete. In letzterer Zeit wird dasselbe von der Zeitwahrnehmung gelehrt. Die „Dauer" — obzwar ein Prozeß — kann unmittelbar erlebt, nicht nur gedacht werden. Das sind wahre Entdeckungen, die sowohl der Tendenz, in Prozessen nur die Randstellen hervorzuheben, um diese dann der unmittelbaren Anschauung anzubieten, entgegentreten, — einer primitiven Tendenz, welche aber im Falle der inneren Beobachtung noch heute in uns waltet, wie die „psychische Dingwelt" überhaupt noch heute primitiver als die äußere Welt gestaltet ist,[1] — wie auch jener entwickelteren Tendenz, die dazu führt, in Prozessen die Binnenstellen hervorzuheben (oder eine gewisse Binnenstelle), diese Binnenstellen aber den höheren geistigen Produkten (Begriff) zuzuweisen.

Nun wollen wir das Gesagte auch in der angekündigten anderen Richtung der Betrachtung, an den Inhalten nachweisen.

Um mit der größten Inhaltseinheit, mit dem Gesamtinhalte des Individuums zu beginnen, wird gleich hier die primitive Art der Randbevorzugung ganz verblüffend vor Augen geführt. Dort wo wir uns primitiven Individuen gegenüber befinden oder wo das entwickeltere Individuum sich in eine primitive Phase der geistigen Entwicklung zurückversetzt, wird ganz besonders das Jetzt, das Momentane ausschlaggebend wirken; dabei wird aber doch gerade an den ältesten Erfahrungen, Sitten, Gewohnheiten — eigentlich schon Inhalte des Stammes, des Volkes — mit Todesernst festgehalten. Die Träume, welche auf primitive Weise aus dem Gesamtinhalte des Individuums schöpfen, bevorzugen — wie das schon Forschern vor Freud auffallen mußte — die Ereignisse der frühen Kindheit und des letzten Tages. Die Libidobeziehungen, das Feld, wo die Anpassung an die Realität am schwersten zustande

[1] W. Haas: Die psychische Dingwelt, 1921.

kommt, wo also primitive Arbeitsweisen des Geistes leicht einbrechen können, tragen den Stempel der ersten Eindrücke des Individuums an sich (Ursache von Perversionen, Gebundenheit an Vater, Mutter, Geschwister, Ödipuskomplex).

Die Randbevorzugung ist somit in diesen Fällen ganz frappierend. Diese Fälle führen uns auch gleichzeitig zu einer für die Psychologie wichtigen Frage, was nämlich mit dem Begriff Inhaltseinheit gemeint sein soll. Inhaltseinheit bedeutet hier nicht die aufgefaßte Einheit, den Komplex, die Gestaltqualität[1], sondern die Einheit eines Konglomerates mit nebeneinander bestehenden Gliedern; dabei wird der Ausdruck „Einheit" durch die Zugehörigkeit zu einem „Ich", zu einem Individuum, durch die Kontinuität der individuellen seelischen Vorgänge[2] berechtigt. Etwas Analoges war ja schon aus den grundlegenden Versuchen abzuleiten: dort mußte die Reihe auch keine „aufgefaßte" Einheit bilden, sondern nur eine Einheit — man könnte sich so ausdrücken — im Sinne von „zugehörig zu einem Reizkonglomerat". Die „aufgefaßte" Einheit, der Reizkomplex, die „Gestaltqualität" des Gegebenen erleichterte dagegen schon eine andere Art der Bevorzugung, die Mittelbevorzugung. Die „aufgefaßte" Einheit, die „Gestaltqualität" des gegebenen Reizkonglomerates ist, nach unserer Auffassung, wie die „Mittelbevorzugung", dem entwickelteren Geiste eigen und gründet sich auf eine höhere Art Wirkungseinheit.[3]

(Eine Entgegnung kann hier lauten, daß in der Sinnesphysiologie viele Fälle von automatischen Mitteleinstellungen anzutreffen sind — siehe zum Beispiel in Machs „Analyse der Empfindungen". Nach unserer Auffassung bestätigen aber gerade diese scheinbaren Ausnahmen unsere Behauptung; denn wir behaupten, daß die Randstellen einer ontogenetisch früheren Entwicklung angehören als die Binnenstellen, deshalb konnten sich in der unmittelbaren Reizwirkung — und gerade diese bildet den Gegenstand der Sinnesphysiologie — früher Gestaltqualitäten, Wirkungseinheiten und Mitteleinstellungen ausbilden, welche dann nach späterer „Umkehrung der Vorzeichen" automatisiert übriggeblieben sind. Und außerdem: in diesen sinnesphysiologischen, automatischen Fällen erscheint die Mittelbevorzugung nur bei sehr nahe aneinanderstehenden Rändern.)

---

[1] Die Gestaltqualität ist ein von Chr. Ehrenfels eingeführter Begriff. Er meint damit das subjektive Erlebnis einer als spezifischen Einheit aufgefaßten Gestalt (geometrische Gestalt, Rhythmus, Melodie).

[2] R. Müller-Freienfels: Philosophie der Individualität, 1921, und I. Hermann: Randbemerkungen zum Wiederholungszwang. Intern. Zeitschr. f. Psa., VIII. Jahrg., 1922.

[3] Diese Unterscheidung fällt teilweise mit der von M. Wertheimer zusammen.

Wir sind also durch die Tatsachen und durch die Konsequenz unserer Randbevorzugungstheorie gezwungen, zwei Arten von psychischer Einheit anzunehmen, und zwar eine primitivere und eine entwickeltere. Jede Gestalt, jedes Bild, jede Szene erwirkt eine primitive psychische Einheit, solange sie als ein „Reizkonglomerat" anzusehen ist, und eine entwickeltere Einheit, sobald die Einheit als Wirkungseinheit wirkt und eventuell durch eine spezifische Qualität „aufgefaßt" wird.

Diese etwas breit ausgefallene Abschweifung über die psychischen Einheiten (Gestalten) wird sich vielleicht lohnen, wenn man auf Grund dessen einsieht, wie nahe die Freudsche Libidotheorie und die psychologische Gestalttheorie zueinander stehen müssen.[1] Auf infantiler Stufe erscheinen oft gehäufte Lustbetätigungen, z. B. Lutschen und Defäkation (= Konglomerat), auf höherer Stufe ist alle libidinöse Lustbetätigung dem Primat der Genitalzone (resp. je nach der Perversion bestimmten Zone) unterordnet (= Wirkungseinheit).

Nach den obigen Ausführungen fällt uns ganz von selbst die Erkenntnis in den Schoß, daß im Unbewußten nur Einheiten der ersten, primitiveren Art vorkommen können, nicht aber solche der zweiten, entwickelteren Art. Die Szenen, Gebilde des Unbewußten, erleichtern also schon dadurch die Randbevorzugung, dann natürlich auch dadurch, daß im Unbewußten überhaupt die primitiven Vorgänge, die Primärvorgänge Freuds herrschen.

Zur psychischen größten Inhaltseinheit, zum Gesamtinhalte des Individuums zurückkehrend, müssen wir dasselbe Material noch von einer anderen Seite betrachten. Bisher hatten wir nämlich die Ränder dieses Konglomerates durch die verflossene Zeit bestimmt. Ein anderer Gesichtspunkt läßt aber auch andere „Ränder" auftreten; unser Gesamtinhalt erstreckt sich nämlich von diesem anderen Gesichtspunkte aus gesehen, vom „puren" „Ich" — vielleicht das narzißtische, sich selbst liebende, primäre Ich der Psychoanalyse — bis zum ichlosen purem Bilde der Außenwelt. Ichinhalte einerseits und Außenweltinhalte andererseits bilden isolierte psychische Systeme (Ichsystem und Objektsystem der Psychoanalyse); zwischen „purem" Ich und „purem" Außenweltsbild haben sich Binnenstellen ergeben. Denken an die pure Außenwelt oder an das pure Ich sind vorzüglich Peripherprozesse; das entwickeltere Denken läuft aber als Binnenprozeß ab, das heißt, es kennt kein pures Ich und keine pure Außen-

[1] Vgl. damit die Ausführungen meines Berliner Kongreßvortrages 1922.

welt. Eine spezielle Art dieses entwickelteren Denkens ist diejenige Art, welche wir „tiefes Denken" nennen, wo die Realität der Außenwelt und die tiefsten Strebungen, Wünsche des Ichs sich treffen, einander Gleichgewicht halten und die Seele durch eine ganz eigentümliche Qualität, durch den „tiefen Gedanken" — so qualitativ aufgefaßt — erfüllt wird.[1]

Man kann sich zum Bilde verleiten lassen, daß der „tiefe Gedanke" sich im Mittelpunkte der Denk-Binnenstellen, deren Ränder „Ich" und „Außenwelt" wären, abspielt; Gedanken des Alltags und „tiefe Gedanken" können wir deshalb qualitativ voneinander unterscheiden, weil hier ein Sprung sich bemerkbar macht, derselbe Sprung, welcher die Randbevorzugung von einer Mittelbevorzugung ablöst. Diese Sprunghaftigkeit der geistigen Entwicklung ist ja seit jeher bekannt, hier wird sie aber auch verständlich. Der „tiefe Gedanke" (als Qualität, nicht als Wert aufgefaßt) steht in vollster Analogie zu der Gestaltqualität der Symmetrie.

Nur noch flüchtig über einige kleinere Inhaltseinheiten. Es gibt Inhaltskonglomerate mit dem Namen „Typ". Der primitive Geist zwingt seine Erkenntnisse in Typen und will nicht anerkennen, daß auch Übergänge zwischen diesen Typen — oder vielleicht nur Übergänge — existieren. Er kennt nur gute oder schlechte Menschen; der Kriminelle ist für ihn ein von Grund aus Verdorbener; erst später kommt die Einsicht, daß diese Denkgewohnheit den Tatsachen nicht entspricht, ein eklatanter Fall der primitiven Randbevorzugung. — Man forschte lange nach dem Ursprung des Lebens, bevor noch das Leben selbst zum Problem wurde; man bildete Theorien über den Abschluß des Lebens, über den Tod, bevor man zur Erkenntnis kam, daß der Tod ein ständiger Satellit des Lebens sei.[2] — Aus den Inhalten einer Erinnerungs-

---

[1] I. Hermann: Intelligenz und tiefer Gedanke. Intern. Zeitschr. f. Psa., VI. Jahrg., 1920. (Vorgetragen in der Ungarischen Psychoanalytischen Vereinigung im Jänner 1919.) Meinen Ausführungen sehr ähnlich klingen diejenigen von M. Wertheimer (Über Schlußprozesse im produktiven Denken, 1920).

[2] S. Freud: Jenseits des Lustprinzips, und Müller-Freienfels oben zitierte Arbeit.

Nicht unerwähnt soll bleiben die Aristotelische Auffassung der Tugend (Nikomachische Ethik, übersetzt von Rolfes, zweites Buch, sechstes Kap.): „Es ist mithin die Tugend ein Habitus des Wählens, der die nach uns bemessene Mitte hält und durch die Vernunft bestimmt ist, und zwar so, wie ein kluger Mann ihn zu bestimmen pflegt. Die Mitte ist die zwischen einem doppelten, fehlerhaften Habitus, dem Fehler des Übermaßes und des Mangels; sie ist aber auch noch insofern Mitte, als sie in den Affekten und Handlungen das Mittlere findet und wählt, während die Fehler in dieser Beziehung darin bestehen, daß das rechte Maß nicht erreicht oder überschritten wird. — Deshalb ist die Tugend

reihe heben sich assoziativ besonders die Anfangs- und Endglieder hervor.[1]

Was das Gefühlsleben betrifft, so ist hier das Auftreten von Extremen und Maßlosen, falls es auf primitiver Stufe abläuft, die Regel, so in der Masse, im Affektleben des Kindes und im Traumleben.[2]

Nach diesen einleitenden Bemerkungen soll auf dem Gebiete der Ausdrucksbewegungen und der neurotischen Symptome ins Einzelne gehend bewiesen werden, daß unsere Theorie Anspruch auf eine Allgemeingültigkeit von ganz besonderer Weite erhebt. In allen diesen Fällen handelt es sich um Bevorzugung in der Darstellung, womit wir aber auch hoffen können, dem Problem der entwickelteren Darstellung, der künstlerischen nämlich, näherzutreten. Unser Augenmerk wird deswegen ganz besonders auf die „motorische Organeinstellung" als eine spezielle Art der Randbevorzugung gerichtet sein.

B. Die Randbevorzugung in den Ausdrucksbewegungen (Affekte).

Es soll hier nachdrücklich betont werden, daß wir, ohne eine endgültige Lösung der ganzen Frage der Ausdrucksbewegungen anzustreben, uns gerne damit bescheiden, einige Bausteine zu

---

nach ihrer Substanz und ihrem Wesensbegriff Mitte; insofern sie aber das Beste ist und alles gut ausführt, ist sie Äußerstes und Ende." — (Neuntes Kap.): „Deshalb ist es auch schwer, tugendhaft zu sein. Denn in jedem Ding die Mitte zu treffen, ist schwer. So kann z. B. nicht jedweder den Mittelpunkt eines Kreises finden, sondern nur der Wissende. So ist es auch jedermanns Sache und ein leichtes, zornig zu werden und Geld zu verschenken und zu verzehren." Ferner ist Cardanos Beobachtung anzuführen. (Eigene Lebensbeschreibung, Übersetzt von H. Hefele. S. 192): „Dann wirst du feststellen, daß die Ungebildeten einfältig und halsstarrig sind. Woraus sich erklärt, daß sie sich stets zwischen den Extremen bewegen; sind sie gut, so sind sie gleich sehr gut, denn sie lassen sich nicht leicht zu Bösem verführen; sind sie schlecht, so sind sie gleich ganz schlecht, denn mit Vernunft ist bei ihnen nichts auszurichten und keine Überredungskunst vermag sie zu bewegen. In Sachen des geschlechtlichen Lebens sind sie durchaus zügellos und ungemein häßlich, wenn sie sich den Genüssen des Gaumens hingeben. Im Zorn sind sie furchtbar in ihrer Maßlosigkeit . . ."

[1] Fröbes: Lehrbuch der experimentellen Psychologie, I. 1917 S. 541—542.

[2] S. Freud: „Massenpsychologie und Ich-Analyse", 1921, S. 17: „Die nämliche Steigerung aller Gefühlsregungen zum Extremen und Maßlosen gehört auch der Affektivität des Kindes an und findet sich im Traumleben wieder, wo dank der im Unbewußten vorherrschenden Isolierung der einzelnen Gefühlsregungen ein leiser Ärger vom Tage sich als Todeswunsch gegen die schuldige Person zum Ausdruck bringt . . ."

einer künftigen Lehre beizutragen. Im übrigen soll auch auf meinen Vortrag über die geschichtliche Entwicklung der Ausdrucksbewegungs-Theorien (Engel, Spencer, Darwin, Lehmann, Piderit, Wundt, Klages) und auf die dort vorgeschlagene Theorie der Ausdrucksbewegungen als Randbevorzugungs-Vorgänge verwiesen werden.[1] Die Ausdrucksbewegungen zeigen, um nur beim Endresultat dieser Theorie zu verbleiben, eine Randbevorzugung erstens topisch, im Ich-System, zweitens inhaltlich, indem sie oft die Anfangs- oder Endszenen (phylogenetischer) Reminiszenzen beleben.

Wir wollen hier auch zeigen, welchen Vorteil die Einführung der Freudschen Sexualtheorie für die Theorie der Ausdrucksbewegungen bedeutet. Daß die Ausdrucksbewegungen irgendwie auf sinnhaltige Vorgänge zurückführbar sind, sagten schon — wenn auch nicht in der von Freud inaugurierten vertieften Form — einige frühere Ausdrucksbewegungs-Theorien (Darwin, Piderit, Lehmann). Verblüffend blind waren aber sonst hellsehende Köpfe, wenn sie sich etwas „Verpöntem", Libidinösem näherten. Das ist z. B. der Fall in Preyers folgender Beschreibung: „Gegen Ende des ersten Jahres kam als Lustäußerung bei meinem Kinde ein eigentümliches Grunzen zum Vorschein. Es trat namentlich dann auf, wenn das Kind etwas Angenehmes erwartete und wurde oft mit einer Aktion der Bauchpresse verbunden. Ein wahres Drängen mit starkem Ausatmen oder jenem Grunzen mit geschlossenem Munde war monatelang unzweifelhafte Lustäußerung. Eine Erklärung für diese Eigentümlichkeit zu finden, ist nicht geglückt."[2] Ich denke, Preyer hat dort, wo der Schlüssel zu finden gewesen wäre, gar nicht gesucht: bei der Defäkation, deren analerotische Lust durch die Sexualtheorie Freuds postuliert wird. Der Ausdruck des Zorns und Ungehorsams „durch hartnäckiges Gradstrecken des Körpers, und zwar schon im zehnten Monat, wenn das Kind hingelegt wird",[3] erinnert uns lebhaft an das Verweigern des Niedersetzens zur Stuhlentleerung.

Für die Anstrengung des Schreiweinens, der ersten Phase der Unlustäußerung, vermute ich, daß hier die Anstrengung bei einem härteren Stuhle vorbildlich war; die Unlust zwingt — regredierend zur oralen Phase der Libidoentwicklung — zu

---

[1] Siehe „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse", Jahrgang VIII, 1922, S. 113—115.

[2] W. Preyer: Die Seele des Kindes, 1905[6], S. 91.

[3] a. a. O., S. 204.

einem imaginären angestrengten Herauspressen (der Luft) aus dem Körper. Diese Auffassung wird gewissermaßen durch Lehmanns Erklärung des Schreiweinens unterstützt,[1] wonach die Tränenabsonderung beim Weinen als eine assoziative Erinnerung an einen ins Auge gefallenen Fremdkörper, also ebenfalls als ein den Körper befreiender Mechanismus aufzufassen sei: auch das Schreien des Säuglings kann als Entleerung durch die Luftwege gedeutet werden. Die in der späteren Phase der Unlustäußerung beim Weinen eintretende starke Inspiration (das Schluchzen), kann als die frühere Phase des Schreiens unterdrückende Gegenaktion betrachtet werden, da doch das Weinen eine Entwicklung vom tränenlosen Schreien zum lautlosen Tränen durchmacht. Das Schluchzen wäre also wieder ein Fall jener Erscheinung, wo sich das Unterdrückende statt des Unterdrückten durchsetzt. Deswegen dauert auch das Schluchzen (sowie das Emporheben der Augenbrauen) noch nach dem Weinen fort. Wem diese Ableitung der Mimik des Weinens gezwungen erscheint, der denke an Czernys Wort, daß „Ernährungsstörungen selbst leichterer Art schon imstande sind, ein vorher frohes Kind ernst zu machen";[2] dann denke er an die — sonst unverständlich bleibende — klinische Erfahrung von Feer, wonach Kinder mit Pylorusstenose meist schon durch ihre ständig gerunzelte Stirn zu erkennen sind[3], wie die gerunzelte Stirn dem Pylorusleiden untersteht, so können die übrigen Stellen des Gesichtes und der Brust den tieferen Teilen des Ernährungskanals unterordnet werden.

Nun sehen wir aber hier, daß beim Schreiweinen keine Spur von einer wirklichen Defäkation zu beobachten ist, sondern es erscheint nur der Beginn zur Entleerung, die Zusammenziehung der Bauchpresse, das Herunterziehen der Mundwinkeln (auch zur Verstärkung der Bauchpressenwirkung). Der ganze Vorgang wird somit durch dessen „Rand" ersetzt!

Die Ausdrucksbewegung der Unlust beim Schreien gibt uns Anlaß, an einem Beispiel zu beleuchten, daß die Ausdrucksbewegung des Erwachsenen „überdeterminiert" sein kann,[4] sie kann außer der Bedeutung, welche ihr schon im frühkindlichen Alter zufiel, noch andere Bedeutungen in sich

---

[1] A. Lehmann: „Die Hauptgesetze des menschlichen Gefühlslebens" (mir nur die Ausgabe 1892 zugänglich), S. 310—11.

[2] Ad. Czerny: Der Arzt als Erzieher des Kindes, 1916[4], S. 32.

[3] E. Feer: Diagnostik der Kinderkrankheiten, 1921, S. 11.

[4] Überdeterminiert sind eigentlich viele Ausdrucksbewegungen; das wurde bereits von Darwin bemerkt, indem er einem Ausdrucke oft mehrere Deutungen gibt. (Ch. Darwin: „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren". Übersetzt von Carus, 1872.)

bergen. Ich fand bei zwei neurotisch Kranken den merkwürdigen Wunsch, laut aufzuschreien; sie schrien auch hie und da im Freien laut auf. Die Analyse erbrachte die Bedeutung: eine Identifizierung mit einem brüllenden Tiere, weiter mit der ganzen Natur; bei beiden Kranken war in früheren Jahren Sodomie vorgefallen (in einem Falle mit einer Kuh, im anderen mit einem Hunde).

Was die erfreulichere Frage der Lachmimik betrifft, so schlugen alle bisherigen Erklärungsversuche hier fehl, „eine biologische Erklärung der Lachmimik ist bisher nicht möglich gewesen".[1] Daß das Lachen mit dem Kitzelgefühl etwas zu tun hat, weiß jeder; dieser Zusammenhang sagt aber noch gar nichts über die Lachmimik aus. Doch können auch wir von dieser Erkenntnis aus weiter bauen.

Darwin selbst beschreibt, wie Laura Bridgeman — eine taubstumm-blinde Person, welche also ihre Ausdrucksbewegungen sicher nicht durch „Nachahmung" erwarb — in der freudigen Erregung lachte, die Hände zusammenschlug, die Farbe auf ihren Wangen sich erhöhte, auf den Boden stampfte.[2] Was sind das für Akte, die Laura Bridgeman zeigt? Solange als man über sexuelle Lust und Vorlust in der Wissenschaft nicht sprechen wollte, konnte diese Frage nicht beantwortet werden; denkt man aber an diese Art von Lust, respektive Vorlust, dann erhellt sich sofort das dunkle Problem. Wird mit den Händen zusammengeschlagen, wird auf den Boden gestampft, dann werden eigentlich Stellen mit besonderer Fähigkeit zur Aufnahme der Kitzelreize auf irgendeine Weise — nicht durch Kitzelreize — gereizt.

Folgende Überlegung führt uns weiter. Besonders kitzlige Stellen werden an den Handtellern, Fußsohlen, Kniekehlen, Achselhöhlen, am Bauche, in der Umgebung der Brustdrüsen, der Hinterbacken, an den Augenlidern, Ohrmuscheln, am Naseneingange, am Halse angetroffen. Diese Stellen sind nun zusammenfassend: Beginn oder Ende solcher Körperteile, welche entweder direkte Beziehungen zu erogenen Zonen (Genitalien, After, Brustdrüsen) haben oder sonstige wichtige Körperfunktionen verrichten (Gehen, Sehen, Hören, Riechen). Nehmen wir an, daß auch diese letzteren Körperteile, welche also keine direkten Beziehungen zu den erogenen Hauptzonen aufweisen, erogenisiert sind (Kopf, Augen, Hände sind es sicher), dann lautet die Regel so, daß Kitzelgefühl in der Umgebung erogener Zonen oder am Anfang oder Ende erogenisierter Körperteile ausgelöst wird. Noch

[1] K. Bühler: „Die geistige Entwicklung des Kindes", 1918, S. 25.
[2] Darwin: a. a. O., S. 200—201.

einen Schritt weitergehend, kann diese Annahme so formuliert werden, daß diese gewissen kitzligen Körperstellen ein Depot, ein Lagerplatz — deshalb ihre Stelle in der Umgebung, am Rande — für gewisse Sexualstoffe bilden und die Reizung dieser Depots direkt vorlustartige Gefühle auslösen kann.[1] Wo liegt aber dieses Depot für die erogene Zone des Mundes? Die Antwort muß lauten: an zwei Stellen, einerseits in den Wangen, andererseits im Kehlkopfe.

Daß die Wangen solche Vorlust-Stoff-Depots bilden, wird durch folgende Tatsachen bekräftigt: 1. Bei der Schamröte wird meist zuerst die Wange rot. Die Schamröte kann aber als plötzlicher Erogenisierungsüberschuß der gewissen Gesichtsteile aufgefaßt werden. 2. Meist werden die Kinder außer dem Munde an den Wangen geküßt, somit auch „traumatisch" die Wangen erogenisiert. 3. Die Wangen der Kinder werden zum Zeichen besonderer Zärtlichkeit gezwickt; das verrät vielleicht eine instinktive Erkenntnis der lustspendenden Rolle der Wangen. 4. Die Wangen der Säuglinge sind durch Fettgewebe besonders gepolstert, so wie später nach der Pubertät die weiblichen Brustdrüsen, der Mons Veneris, die Glutäalgegend; dieses Fettgewebe scheint also ein Satellit des Vorluststoffes zu sein.

Bezüglich des Kehlkopfes will ich auf die Verknüpfung des Singens und der Sexualität hinweisen — Dr. S. Pfeifer hat sich mit der psychoanalytischen Bearbeitung dieses Themas befaßt[2] —; dann soll hier die merkwürdige Art eines vier Jahre alten Knaben aus eigener Beobachtung beschrieben werden. Dieser Knabe hat schon mit zwei Jahren ziemlich gut gesprochen, nach einer stärkeren Influenza wollte er aber nicht mehr, besonders nicht mit Fremden reden. Er spielte förmlich mit den Worten, wenn er sich doch zum Sprechen entschloß; dabei lutschte er fest. Jede Ermahnung über das Lutschen — das ihn sicherlich im Reden hinderte – die Lust stand hier der Realitätsanpassung hemmend

[1] Diese Depots wären die physiologischen Analoga der Triebreizdepots von Ferenczi: „Bei überempfindlichen Personen (mit narzißtischer Konstitution), bei der Verletzung stark libidobesetzter Körperteile (erogener Zonen) oder unter anderen, noch unbekannten Verhältnissen bildet sich im Ich-Erinnerungssystem" (oder in einem speziellen Organ-Erinnerungssystem) ein Triebreizdepot, aus dem auch nach Verschwinden aller Folgen der äußeren Schädigung unlustvolle Erregung der inneren Wahrnehmung zuströmen will („Psychoanalytische Beobachtungen über den Tic." Intern. Zeitschr. f. Psa., VII, 1921, S. 47—48.)

[2] Siehe jetzt auch seinen Vortrag auf dem letzten Kongreß in Berlin, September 1922.

gegenüber — hatte zur Folge, daß er zwar nicht lutschte, jedoch „verschob" er das Lutschen auf den Kehlkopf, indem er die Stimmbänder und den Kehlkopf durch Hervorstoßen meckernder Laute in einen dem Lutschen entsprechenden Rhythmus brachte. Die Vorluststelle übernahm hier die Rolle der Luststelle.[1]

Nun kann die Lachmimik doch schon irgendwie verstanden werden; jetzt wird die Beschreibung von Laura Bridgemans freudigem Ausdruck verständlich: das Lachen entsteht aus derselben Reizung des Kehlkopfes und der Wangen (also wieder Regression auf die früheste, orale Libidophase wie beim Weinen), und zwar auf eine ökonomische, wenig anstrengende Weise, aus welcher die Reizung der Handteller und Fußsohlen entsteht.[2] Wie hier keine adäquate Kitzelreizung stattfindet, so auch dort nicht, die Wangen werden nur durch Verbreiterung der Mundspalte „gepreßt" (wie Handteller und Fußsohle). — Jetzt verstehen wir aber die Mimik des Kummers, weshalb nämlich da die Mundwinkel herunterhängen:[3] das verhindert die Ansammlung neuer Vorluststoffe.

Hier sei noch eine kleine, etwas phantastisch klingende Abschweifung ins Biologische erlaubt. Sind die Kitzelstellen den Randpartien irgendwie zugeordnet, so ist vielleicht schon darin eine physiologische Randbevorzugung zu erblicken. Viel mehr hieher gehörig muß aber die Projektion der inneren Erregungsvorgänge auf die Körperoberfläche (Zonen von Head) betrachtet werden; dann sind die antagonistischen Innervationen (z. B. der Gefäße, des Herzens) im speziellen, die antagonistischen Lebensvorgänge im allgemeinen hieherzuzählen; da ein Einfluß auf diese Vorgänge nur durch Beeinflussung eines

---

[1] Die rhythmische Bewegung des Kehlkopfes scheint das phylogenetisch frühere zu sein; dafür sprechen Erfahrungen bei Menschenaffen: „Niemals habe ich einen Menschenaffen weinen sehen und ebensowenig ganz in menschlicher Weise lachen; unserem Lachen nahe kommt das rhythmische Keuchen gekitzelter Tiere, das jenem wohl auch physiologisch eng verwandt sein muß, beim behäbigen Betrachten erfreulicher Dinge (etwa kleiner Kinder) verzieht sich das Gesicht, besonders die Mundwinkel in einer Art, die an unser ‚Lächeln' erinnert." (W. Köhler: Zur Psychologie der Schimpansen. Psychologische Forschung, I. Bd., 1921, S. 28.)

[2] Darwin erwähnt die Angabe eines Reisenden, wonach die Neger am oberen Nil bei einem vergnügten Anblicke ein Reiben ihres Bauches begannen (a. a O., S. 216) — wieder Reizung einer Kitzelstelle, die beim Grüßen nicht gekitzelt wird.

[3] Mit dem Herunterziehen des Mundwinkels beginnt das Schreiweinen und damit hört es auf (Darwin-Bühler); also auch eine Randbevorzugung im Ausdrucke des Kummers.

„Rand"vorgangs — welcher, für sich arbeitend, ein Extrem hervorrufen würde — vonstatten geht. Im allgemeinen: Vom Satz des „Alles oder Nichts" wird die physiologische Randbevorzugung ausgesprochen. Ein ganz besonderer Fall von Randbevorzugung könnte in der Vererbung der Erbeinheiten (g e n - e) erblickt werden: im F a l l e d e r M e n d e l s c h e n R e g e l n bilden sich keine Zwischenstufen zwischen Vorhandensein und Nichtvorhandensein (présence — absence), sondern ein Entweder-Oder (des Vorhandenseins der Gen-e) offenbart sich. Die sogenannte „Verschiebung von unten nach oben" ist — entwicklungsgeschichtlich betrachtet — auch ein Verschieben von einem K ö r p e r e n d p u n k t zum anderen; die Genitalzone wird ja erst später „Mittelregion".

Fast ganz analog mit unseren Ausführungen klingen die folgenden Sätze: „Am vegetativen System haben wir einen zentraleren Anteil, ‚das vegetative Binnensystem', das ‚der Verwaltung des Staates entsprechen würde', vom muralen Teil (enteric system von L a n g l e y) zu unterscheiden, dessen Funktion es ist, den Organismus mit dem Inhalt der Hohlorgane in seinem Innern in Verbindung zu setzen, wie es die Funktion des cerebrospinalen, animalen Nervensystems ist, das Binnensystem durch Haut und Muskelorgane mit der Außenwelt in Beziehung zu bringen. Murales und animales System sind ‚Grenzapparate'." (E. K ü p p e r s: „Der Grundplan des Nervensystems und die Lokalisation des Psychischen". Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., Bd. 75, 1922, zit. nach G o l d s t e i n. Zentralbl. f. Neur. u. Psych., XXX.)

C. R a n d b e v o r z u g u n g i n n e u r o t i s c h e n S y m p t o m e n.

Blättern wir die „Studien über Hysterie"[1] durch, so werden wir in unserer Erwartung, eine Menge hiehergehöriger Beispiele zu finden, etwas enttäuscht. Aber diese spärliche Ernte kann begreiflich gemacht werden; in den Studien werden nämlich die Szenen nur ganz flüchtig, skizzenhaft angegeben, die Szenen bestehen meistens aus einem einzigen unteilbaren Ereignis. Doch fiel unser Suchen nicht leer aus, wie die folgenden Stellen beweisen können:

1. „Anna saß am Krankenbette, den r e c h t e n Arm über die Stuhllehne gelegt. Sie geriet in einen Zustand von Wachträumen und sah, wie von der Wand her eine schwarze Schlange sich dem Kranken näherte, um ihn zu beißen." „Sie wollte das Tier abwehren, war aber wie gelähmt; der rechte Arm, über die Stuhllehne hängend, war ‚eingeschlafen', anästhetisch und paretisch geworden, und als sie ihn betrachtete, verwandelten sich die Finger in kleine Schlangen mit Totenköpfen. Wahrscheinlich machte sie Versuche, die Schlangen mit der gelähmten rechten Hand zu verjagen und dadurch trat die Anästhesie und Lähmung derselben in Assoziation mit der Schlangenhalluzination auf. — Als

[1] Jos. B r e u e r und Sigm. F r e u d, Studien über Hysterie, 1916.

diese geschwunden war, wollte sie in ihrer Angst beten, aber jede Sprache versagte, sie konnte in keiner sprechen, bis sie endlich einen englischen Kindervers fand und nun auch in dieser Sprache fortdenken und beten konnte."[1]

Symptome bei Anna: Lähmung des rechten Armes; eine Zeitlang sprach sie nur englisch. Lähmung und Englischsprechen findet sich am Ende der Träumerei einerseits, des darauffolgenden Ringens („endlich") nach sprachlichem Ausdrucke andererseits. Die zwei Szenen werden ausgesprochen als zwei Ereignisse geschildert!

2. „Wie einmal die Pferde mit dem Wagen, in dem die Kinder saßen, durchgegangen sind und wie ein anderesmal ich mit den Kindern während eines Gewitters durch den Wald fuhr und der Blitz gerade in einen Baum vor den Pferden einschlug und die Pferde scheuten und ich mir dachte: Jetzt mußt du ganz stille bleiben, sonst erschreckst du die Pferde noch mehr durch dein Schreien und der Kutscher kann sie gar nicht zurückhalten."

Symptom: Stottern.[2]

3. Die beiden Szenen, welche Miß Lucys Krankheit auslösten:

a) „Ich war mit den Kindern im Schulzimmer und spielte mit ihnen (zwei Mädchen) Kochen, da wurde ein Brief hereingebracht, den der Briefträger eben abgegeben hatte. Ich erkannte an Poststempel und Handschrift, daß der Brief von meiner Mutter in Glasgow sei, wollte ihn öffnen und lesen. Da kamen die Kinder auf mich losgestürzt, rissen mir den Brief aus der Hand und riefen: ‚Nein, du darfst ihn jetzt nicht lesen, er ist gewiß für deinen Geburtstag, wir werden ihn dir aufheben.' Während die Kinder so um mich spielten, verbreitete sich plötzlich ein intensiver Geruch. Die Kinder hatten die Mehlspeise, die sie kochten, im Stiche gelassen und die war angebrannt."

Symptom: Geruchshalluzination vom Geruche nach „verbrannter Mehlspeise".[3]

b) „Ja, es ist ein Gast da, der Oberbuchhalter, ein alter Herr, der die Kinder liebt wie eigene Enkel, aber der kommt so oft zu Mittag, das ist auch nichts Besonderes . . ." „Wir stehen vom Tische auf, die Kinder sollen sich verabschieden und gehen dann mit uns wie alle Tage in den zweiten Stock . . ." „Es ist doch eine besondere Gelegenheit, ich erkenne die Szene jetzt. Wie die Kinder sich verabschieden, will der Oberbuchhalter sie küssen. Der Herr fährt auf und schreit ihn geradezu an: ‚Nicht die Kinder küssen.' Dabei gibt es mir einen Stich ins Herz, und da die Herren schon rauchen, bleibt mir der Zigarrenrauch im Gedächtnis."

Symptom: Geruchshalluzination von Zigarrenrauch. Das Ende der Szene: „Nicht küssen" weckt eine andere Szene mit demselben Inhalte; dieses Szenenende verschiebt sich auf das Ende der Mahlzeit: auf das Zigarrenrauchen, das auch symbolisch das Ende

[1] a. a. O., S. 30.
[2] a. a. O., S. 46.
[3] a. a. O., S. 97.

der Hoffnungen der Patientin — der Herr liebt sie — die zunichte gewordene Hoffnung bedeutet.[1]

4. Szene: „Später, wie dann alle die Streitigkeiten losgegangen sind, da hat der Onkel eine unsinnige Wut auf mich bekommen; er hat immer gesagt, ich bin schuld an allem; hätt' ich nicht geplauscht, so wär's nie zur Scheidung gekommen; er hat mir immer gedroht, er tut mir was an; wenn er mich von weitem gesehen hat, hat sich sein Gesicht vor Wut verzogen und er ist mit der gehobenen Hand auf mich losgegangen. Ich bin immer vor ihm davongelaufen und hab' immer die größte Angst gehabt, er packt mich irgendwo unversehens."

Symptom: Angstanfälle (Ende), mit dem Gesichtsbilde, wie der Onkel in Wut war (Anfang). — Die ganze Szene schließt Szenen, die wirklich traumatischen, ab. (Anfangszene war: Sie spürt den Körper des Onkels; Endgedanke der Endszene: „Er packt mich irgendwo.")[2]

Klassischer als diese Fälle lassen die Symptome einer Zwangsneurose, kurz mitgeteilt in den „Vorlesungen", die Randbevorzugung erkennen:

„Eine nahe an dreißig Jahre alte Dame ... führte unter anderem folgende merkwürdige Zwangshandlung vielmals im Tage aus. Sie lief aus ihrem Zimmer in ein anderes nebenan, stellte sich dort an eine bestimmte Stelle bei dem in der Mitte stehenden Tisch hin, schellte ihrem Stubenmädchen, gab ihr einen gleichgültigen Auftrag oder entließ sie auch ohne solchen und lief dann wieder zurück." Nun die Szenen: „Sie hatte vor mehr als zehn Jahren einen weitaus älteren Mann geheiratet, der sich in der Hochzeitsnacht impotent erwies. Er war ungezählte Male in dieser Nacht aus seinem Zimmer in ihres gelaufen, um den Versuch zu wiederholen, aber jedesmal erfolglos. Am Morgen sagte er ärgerlich: ‚Da muß man sich ja vor dem Stubenmädchen schämen, wenn sie das Bett macht,' ergriff eine Flasche rote Tinte, die zufällig im Zimmer war, und goß ihren Inhalt aufs Bettuch, aber nicht gerade auf eine Stelle, die ein Anrecht auf einen solchen Flecken gehabt hätte. Ich (sc. Freud) verstand anfangs nicht, was diese Erinnerung mit der fraglichen Zwangshandlung zu tun haben sollte, da ich nur in dem wiederholten aus einem Zimmer in das andere Laufen eine Übereinstimmung fand und etwa noch in dem Auftreten des Stubenmädchens. Da führte mich die Patientin zu dem Tisch im zweiten Zimmer hin und ließ mich auf dessen Decke einen großen Fleck entdecken. Sie erklärte auch, sie stelle sich so zum Tisch hin, daß das zu ihr gerufene Mädchen den Fleck nicht übersehen könne."[3]

Aus eigener Beobachtung möchte ich nur einen einfachen Fall erwähnen, er repräsentiert aber viele kompliziertere: Der Fall betrifft einen jungen Mann, der seit Jahren nach jeder kleinsten

---

[1] a. a. O., S. 102—103. Im Ungarischen verwandelt sich die Hoffnung in Rauch (a remény füstbe megy).

[2] a. a. O., S. 107—114.

[3] Freud, Vorlesungen, S. 293—294.

Anstrengung Rückenschmerzen bekommt und von der hypochondrischen Angst überfallen wird, Rückenmarkschwindsucht zu bekommen. Außer diesen Klagen berichtet der Patient noch von oft auftretendem Harnreiz. Sämtliche Klagen waren von dem zurückgedrängten Onaniezwang seiner Kindheit ableitbar: der heftige Reiz zum Onanieren verschob sich zum Harnreiz, die Ermattung und Gewissensbisse nach der Befriedigung zur hypochondrischen Befürchtung. Er hielt fest an diesen Symptomen, da sie ihn an seinen Vater erinnerten, der ihn als erster durch die Beschreibung der Folgen der Onanie erschreckte und der in seinen letzten Tagen Urinbeschwerden hatte und infolge eines diagnostischen Irrtums starb. Er befürchtete, daß auch in seinem Falle der Vater und nicht die Ärzte recht behalten werden.

Es erübrigt sich darüber zu sprechen, wie der Nervöse, bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt, immer in Extremen lebt, wie er das „Mittelregister" — der Ausdruck eines Nervösen — mit Willen sucht, aber nie findet. Das sind allzu bekannte Tatsachen. Nervöse Leute finden oft die erste Impression des Tages ausschlaggebend für die Laune am ganzen Tage, so sagte ein Zwangsneurotiker, das Schicksal des ganzen Tages hängt davon ab, wie er zu allerfrüh seine Zwangsimpulse beherrschen kann: gelingt es ihm z. B., frühmorgens vom allererst erblickten Kanalabfluß, woran ihn seine Zwangsgedanken fesseln, schnell loszulösen, so kann er sich den ganzen Tag lang auch von den später in den Weg fallenden Kanalabflüssen leicht loslösen.

Die Randbevorzugung glauben wir aber auch noch in einem ganz anderen Gebiete von neurotischen Symptomen auffinden zu können, und zwar im Gebiete der Aphasie. Wir möchten hier nicht frühzeitig verallgemeinern und zu einem eingehenderen Studium fehlt uns das Material. Außer dem Hinweise, daß die Perseveration sich wahrscheinlich oft gerade als Randbevorzugung entpuppen möchte, sollen hier nur zwei Funde aus der Literatur Platz finden. J. Donath beschreibt einen Fall von Aphasie (bei beginnender progressiver Paralyse): Der Patient spricht nichts Verständliches, er bringt nur die Silbengefüge „Sobebe", „Bebebe" zustande, doch beim Weggehen nach der ersten Untersuchung verbeugte er sich und sagte dann ganz unerwartet (ungarisch): „Ich empfehle mich."[1] — Noicas Patientin schreibt

[1] J. Donath: Beiträge zur Lehre von der Amusie usw., Wien. Kl. Woch. 1901, Nr. 40.

einzelne Worte falsch, korrigiert sie aber. Sie spricht manche Wörter, kann aber nur den Anfangsbuchstaben schreiben, die weiteren Buchstaben nur, wenn sie ihr einzeln vorgesagt werden.[1]

D. Randbevorzugung und Lustprinzip.

Werden die primitiven psychischen Vorgänge durch den Mechanismus der Randbevorzugung gekennzeichnet, so muß die Frage aufgeworfen werden, was denn das Verhältnis dieser primitiven Randbevorzugung zum Regulator der Primärvorgänge, dem Lustprinzip sei: Freud hat zwar die Herrschaft dieses Prinzips im „Jenseits des Lustprinzips" bereits durchbrochen, wir hören dort, daß es auch „unter der Herrschaft des Lustprinzips Mittel und Wege genug gibt, um das an sich Unlustvolle zum Gegenstand der Erinnerung und seelischen Bearbeitung zu machen".[2] Wir nehmen aber — der Einfachheit halber — den Fall an, daß das Lustprinzip im primitiven Denken vollgültig herrscht und suchen die Fragen zu beantworten, ob erstens die Randbevorzugung vom Lustprinzip ableitbar sei, das heißt ob das Lustprinzip von den beiden Mechanismen der allgemeinere sei; zweitens ob in der Randbevorzugung nicht eine unbemerkte Aussage über das Lustprinzip verborgen liegt, das heißt ob die Randbevorzugung nicht der allgemeinere von beiden Mechanismen sei.

Natürlich müßte man von einer scharfen Definition des Lustprinzips ausgehen; und da erst bemerkt man die Schwierigkeit unserer Aufgabe. Das Lustprinzip bedeutet, daß der seelische Ablauf „jedesmal durch eine unlustvolle Spannung angeregt wird und dann eine solche Richtung einschlägt, daß sein Endergebnis mit einer Herabsetzung dieser Spannung, also mit einer Vermeidung von Unlust oder Erzeugung von Lust zusammenfällt". Das gehöre zum ökonomischen Moment in den seelischen Abläufen. Dann: Das Lustprinzip ist „eine Tendenz, welche im Dienste einer Funktion steht, der es zufällt, den seelischen Apparat überhaupt erregungslos zu machen oder den Betrag der Erregung in ihm konstant oder möglichst niedrig zu erhalten".[3]

Ist es aber ausgesprochen, daß das Lustprinzip mit der Tendenz gleich sei, von verschiedenen Möglichkeiten diejenige zu wählen, welche mit der größten, möglichen Lust

---

[1] Noica: L'agraphie chez l'aphasique moteur. Cpt. rend. des séances de la soc. de biol. Bd. 86, 1922, cit. nach. Sittig. Zentralbl. f. d. ges. Neur. u. Psych. XXX, 1922.

[2] a. a. O., S. 14.

[3] a. a. O., S. 62.

einhergeht? Nein; wollen wir aber zur Randbevorzugung übergehen, so wäre dieser Tendenz nachzuforschen, denn nur dann könnte vom Lustprinzip auf die Art der Bevorzugung in der Wahl gefolgert werden. Ist aber überhaupt unmittelbar etwas davon zu bemerken, daß das Wählen einer Randstelle mit mehr Lust geschieht als einer anderen Stelle, oder etwa, daß das Wählen einer anderen Stelle mit Unlust verbunden ist? Darauf könnte man antworten: Das Wählen eines Randgliedes ist bequemer, es liegt viel mehr „an der Hand" — diese Antwort wäre aber leicht nachweisbar unrichtig: Hühner beginnen mit dem Aufpicken einer Reihe von Körnern, selbst dann am Rande der Reihe, wenn sie vor die Mitte der Reihe gestellt wurden, wenn sie es also viel bequemer hätten, ein Korn aus der Mitte als erstes zu wählen (G. Révész). Ich gebe zu, daß durch Hilfshypothesen auch dieser Fall dem Lustprinzip einfach unterordnet werden könnte (z. B. bei Hühnern sagt das optische Bild viel mehr, als die Muskelempfindung von seiten der Halsmuskeln aus) — doch wäre man durch diesen Weg nicht bei einem Beweise, sondern bei einer Voraussetzung — Voraussetzung der Allgemeingültigkeit des Lustprinzips — angelangt. Dann: Man kann nicht wissen, ob die verschiedenen Möglichkeiten der Wahl nicht in eine „ästhetische Indifferenzzone" (Fechner, siehe bei Freud, a. a. O., S. 4) fallen, das heißt, die Wahl einer jeden Stelle denselben Lustbeitrag ergeben würde?

Daß die Randbevorzugung, als eine Art Abstraktion mit dem ökonomischen Prinzipe zusammenhängt, muß jeder einsehen, aber daß gerade der Rand bevorzugt wird, ist eine Tatsache, welche vom ökonomischen Prinzipe nicht ableitbar ist.

Hingegen: Nehmen wir die empfundene Lust[1] und nicht ihre metapsychologische Grundlage zum Ausgangspunkte unseres Gedankenganges, so muß in dem Streben nach ihr ein ganz eklatanter Fall der Randbevorzugung, das Streben nach der Lustprämie erblickt werden.

Und noch einen Schritt weiter gewagt, kann behauptet werden, daß selbst die Tendenz, „den Apparat erregungslos zu machen", „den Betrag der Erregung in ihm konstant oder möglichst niedrig zu halten", nichts anderes, als ein Festhalten an einer Grenze, gegenüber der Erregungssteigerung ins Grenzenlose bedeutet. Damit wäre der Sinn des ökonomischen Prinzips klargestellt.

[1] Die empfundene Lust muß ökonomisch, topisch und dynamisch begründet sein (Siehe: Jenseits des Lustprinzips, S. 67, und I. Hermann, Randbemerkungen zum Wiederholungszwang. Intern. Zeitschr. f. Psa., VIII, 1922).

Fassen wir die hier angedeuteten Gedankengänge zusammen, so kann behauptet werden, daß erstens die Randbevorzugung als „Bevorzugung überhaupt" dem ökonomischen Prinzip unterordnet ist, zweitens die Randbevorzugung als die Wahl des leichteren, an der Hand liegenden oft, aber nicht stets lustbetonter ist, als die Wahl einer anderen möglichen Stelle, drittens die Tendenz nach Lustempfindung oft, wenn auch nicht stets, als Resultat einer Randbevorzugungstendenz aufzufassen ist. Das heißt aber: Lustprinzip und Randbevorzugung sind eng aneinandergeknüpft, ohne miteinander im Verhältnisse von Allgemeinem-Speziellem zu stehen. Wir haben ja die Randbevorzugung auch ins Biologische verfolgen können, was beim Lustprinzip (gemeint die empfindliche Lust) sinnwidrig wäre; damit wird aber wieder nur die Anschauung unterstützt, daß Randbevorzugung und Lustprinzip ganz verschiedener Provenienz sind und sich nur sekundär zusammenfinden. Es ist wahrscheinlich so, daß die Randbevorzugung durch den primitiven Geist aufrechterhalten wird, da sie meistens dem Lustprinzipe gemäß arbeitet, dabei könnte es auch sein, daß die Randbevorzugung beitrug, das Lustprinzip zur Herrschaft zu erheben.

E. Die Randbevorzugung in der Tierpsychologie.

Wir beriefen uns bereits öfters auf Erscheinungen der Tierseele, um gewisse Gesetzmäßigkeiten klarer demonstrieren zu können. (S. z. B. das vorhergehende Kapitel). Besonders im Kapitel über die Ausdrucksbewegungen hätten wir noch mehr Gelegenheit gehabt, Beispiele aus der Tierpsychologie zu holen. So z. B. hat Darwin selbst in gewissen Ausdrucksbewegungen nur Vorbereitungen zur ursprünglichen, jetzt nicht mehr ausgeführten Tat erblickt; so wird der steife Gang des Hundes bei „feindseliger Absicht" aufgefaßt;[1] eine Anfangshandlung ist auch die Stellung der Katze bei Zuneigung oder die Ausdrucksbewegung der Wut mit ihrer Angriffsbereitschaft, oder das Zusammenfahren beim Erschrecken, was ursprünglich durch die zielstrebige Gewohnheit erlangt wurde, so schnell als möglich durch einen Sprung der Gefahr zu entgehen (Anfang- oder Endsituation beim Sprung), auch wird dieses Zusammenfahren vom Schließen der Augenlider und einer plötzlichen, lauten Einatmung begleitet, was die naturgemäße Vorbereitung für jede heftige Anstrengung ist.[2]

Das Walten der Randbevorzugung im Tierreiche reicht aber noch viel weiter. Hier nur einige Beispiele: Nach den Beobachtungen von Th. Schjelderup-Ebbe soll sich im Hühnerhofe für jedes einzelne Tier eine gewisse Über- und Unterordnungsreihe gegenüber allen übrigen Hühnern ausbilden. Diese Rangordnung hängt aber nicht so sehr von der Stärke der Hennen (respektive Hähne) als von der Gewohnheit oder von gewissen

[1] a. a. O. S. 117.
[2] a. a. O. S. 41.

Umständen bei dem ersten Zusammentreffen ab. Das Verhalten bei der allerersten Begegnung wird für lange Zeit ausschlaggebend.[1] — In Kafkas Tierpsychologie heißt es: „Eine schwierigere Aufgabe stellt ... die sogenannte Methode der vielfachen Wahl (multiple-choice-method) dar, bei welcher den Tieren nicht stets die gleiche Anzahl von Futterkisten zur Wahl dargeboten wird, die Entscheidung daher nicht nach der absoluten, sondern nur nach der relativen Stelle des Futterkastens, in der durch beliebige Verkürzungen oder Verlängerungen veränderliche Reihe getroffen werden kann. Krähen (Coburn und Yerkes, 1915), Ratten (Burtt, 1916), Schweine (Yerkes und Coburn, 1915) und Affen (Yerkes, 1916) zeigten sich zur Lösung dieser Aufgabe in beschränktem Umfange befähigt, indem die Krähen von neun Futterkästen den äußersten von links und von rechts, die Ratten nur den äußersten von links, die Schweine den äußersten von rechts und, wenn auch mit größeren Schwierigkeiten, den zweiten von links, aber bei ungeraden Reihen über fünf Glieder nicht mehr den mittleren, unter den Affen endlich, der Orang nur den äußersten von links, der Makak und der Rhesus den äußersten von beiden Seiten und Rhesus überdies den mittleren richtig lokalisieren lernte.[2] — Einige Beobachtungen aus Köhlers „Intelligenzprüfungen an Menschenaffen“:[3] Unsere „unmittelbare Reizeinstellung“ erkennen wir dort, wo beschrieben wird, daß das optische Bild an sich die Bestimmung begründet, ob ein Teil vom anderen lostrennbar sei oder nicht (z. B. Bretter, welche ohne auffallende Fugen nebeneinander liegen, werden nicht als isolierte Bretter angeschaut). Die „motorische Organeinstellung“ in ihrem speziellen Sinne ergibt sich aus Beobachtungen, nach welchen bei der Wahl mit der rechten Hand rechtsliegende Fäden bevorzugt werden und mit der linken Hand einen Augenblick, wie selbstverständlich, symmetrische Bewegungen zu den früher mit der rechten Hand ausgeführten gemacht werden. Ein sehr interessantes Beispiel der inhaltlichen Randbevorzugung ergibt sich beim Nestbau, wenn wenig Material vorhanden ist: es wird „keineswegs eine notdürftige Unterlage für den Körper beim Hocken zuerst hergestellt, sondern ... die Hauptsache ist ein Ding um das Tier herum, das allemal zu Anfang gebildet werden muß und, wenn das Material nicht ausreicht, ganz allein entsteht.“ Besonders auffallend ist die Bevorzugung des Randes beim sogenannten Kistengebrauch.

II. Das biogenetische Grundgesetz als normalpsychologisches Prinzip.

Daß das Haeckelsche Grundgesetz auch vor der Türe der Psychologie nicht Halt machen darf, ist keine neue Forderung; es sollen nur die Namen von Stanley Hall, Baldwin und Wundt genannt werden. Worauf ich hier die Aufmerksamkeit lenken will, ist nicht die Tatsache, welche durch diese Forscher

[1] „Beiträge zur Sozialpsychologie des Haushuhns“. Zeitschr. für Psychologie, Band 88, 1922.

[2] „Tierpsychologie“. Handbuch der vergleichenden Psychologie, I. Band, Abt. 1, 1922.

[3] Siehe die Mitteilung „Zur Psychologie der Schimpansen“ in der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse“, Jahrgang IX, 1923.

eingehend analysiert wird, daß nämlich die geistige Entwicklung des Kindes Parallelen zur Stammesentwicklung aufweist, sondern eine besondere Wendung des Grundgesetzes. Faßt man nämlich jeden einzelnen zur Bewußtheit führenden geistigen Prozeß auf als einen Prozeß, welcher von einer primitiven Phase des psychophysiologischen Organismus zu seiner höheren (oder höchsten?) Phase, nämlich zur Bewußtheit führt, dann kann man auch für jeden einzelnen zur Bewußtheit führenden geistigen Prozeß die beiläufige Gültigkeit des „Grundgesetzes" verlangen, das heißt, man kann voraussetzen, daß jeder solcher aktueller Prozeß, sich erst über primitivere geistige Organisationsstufen emporentwickelnd, die höhere Organisationsstufe des zum Bewußtsein gelangenden Endresultats erreicht. Diese Voraussetzung — sie ist bereits im Gebiete der Sexualität von Ferenczi, (Vortrag im Jahre 1918), im Gebiete des Denkens von Schilder[1] ausgesprochen worden — — soll im folgenden durch Tatsachen bekräftigt werden.

A. Zur Erklärung der geometrisch-optischen Täuschungen.

Will man in den Naturwissenschaften eine Theorie unterstützen, so greift man zum Experiment, will man aber eine psychologische Theorie verifizieren, so zieht man die „Täuschungen" heran. Auch wir wollen diesem konservativen Brauch nicht aus dem Wege gehen. Dabei werden wir den Ausführungen Ebbinghaus' „Grundzüge der Psychologie" II. (1. bis 3. Aufl. 1913) folgen.[2]

„Bei der Betrachtung einfacher, meist nur aus wenigen Linien bestehender ebener Figuren zeigen sich vielfach auffallende Verschiedenheiten der räumlichen Verhältnisse, wie sie unmittelbar durch das Auge gesehen werden und wie sie sich indirekt, durch messende Hilfsmittel, als vorhanden nachweisen lassen. Linien erscheinen infolge ihrer Lage oder infolge einiger Nebenstriche größer oder kleiner als andere, denen sie nach Aussage des Maßstabes genau gleich sind; sie haben rein optisch eine andere Richtung oder andere Krümmung, als ‚objektiv' bei der Untersuchung mit

[1] P. Schilder. Über Gedankenentwicklung. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., Bd. 59. Eine Ableitung der Hemmungs- und Störungserscheinungen durch Ähnlichkeit, auf diese Voraussetzung fußend, siehe in meiner Abhandlung: Randbemerkungen zum Wiederholungszwang.

[2] a. a. O., S. 51 bis 121.

Lineal und Zirkel.“ Diese Täuschungen bezeichnet man als geometrisch-optische Täuschungen. Am bekanntesten sind vielleicht unter diesen Täuschungsmustern das Müller-Lyersche Muster (<⟶> >⟵<), das Zöllnersche Muster ( ), die vertikal-horizontale Täuschung (⊥).

Zur Erklärung der geometrisch-optischen Täuschungen sind verschiedene Theorien entwickelt worden, respektive sie sind zur Erklärung verschiedenen Theorien unterworfen worden. Eine größere Beachtung „hat die in der Tat besonders anziehende Theorie von Lipps gefunden. Sie erhebt den Anspruch, die gesamte Fülle der geometrisch-optischen Täuschungen aus einem Prinzip zu erklären.“ „Ihre beiden Grundgedanken sind diese: Räumliche Formen vermögen wir nicht einfach zu sehen als Systeme toter Linien oder als verschieden gestaltete Flächenstücke; sie werden uns sogleich, indem wir sie wahrnehmen, zu Trägern lebendiger Kräfte; wir beleben sie phantasievoll durch das Hineindenken von Tätigkeiten und Bewegungen, die wir von unserer eigenen Ausübung her kennen und an die wir durch ihren Anblick zwingend erinnert werden. Eine Linie ist uns nicht bloß eine gerade oder krumme Verbindung zweier Punkte; sie streckt sich, oder sie neigt sich, wölbt sich oder schlängelt sich; innerhalb ihres Verlaufes strebt sie ins Weite, an ihren Enden erscheint sie gehemmt. Der Kreis drängt nach der Mitte und bezwingt in jedem Punkte die für uns natürliche Tendenz des Fortgangs in der Tangente; die Säule ragt empor und überwindet siegreich den Druck des nach unten strebenden Gebälks. Natürlich sind diese belebenden Vorstellungen nicht etwas abgesondert neben die räumlichen Eindrücke Tretendes und sich ihnen bloß äußerlich Anhaftendes; sie werden als etwas in ihnen Liegendes, sie ganz und gar Durchdringendes erlebt. Lipps will daher den Akt ihres Hineindenkens nicht als Assoziation, sondern als Einfühlung bezeichnet wissen.“ Der zweite Lippssche Gedanke ist nun, daß dasjenige, „was sich für unsere Auffassung ausdehnt, ausweitet, begrenzt einengt, usw., erscheint im unmittelbaren Eindruck ausgedehnter, ausgeweiteter, begrenzter, eingeengter als dasjenige, was sich in minderem Grade oder überhaupt nicht ausdehnt, ausweitet, begrenzt, einengt.“ „Aus solchen Gründen geschieht es nach Lipps, — um einige Beispiele anzuführen —, daß uns der Durchmesser eines Kreises kleiner erscheint als die objektiv gleich lange Seite eines Quadrates: wir werden bei jenem beeinflußt durch das stete Wegdrängen der Kreisperipherie von der gradlinig fortgehenden Bewegung und ihr Hindrängen nach der Mitte, bei dieser nicht. Oder daß wir vertikale Distanzen

größer sehen als gleichlange horizontale: wir sehen bei jenen die Überwindung der das Vertikale mit Zusammensinken bedrohender Kraft der Schwere." Treten wir dieser Theorie etwas näher, so muß uns ihre Nähe zur animistischen Weltbetrachtung, zur ersten projizierten Phase unseres Wirklichkeitssinnes (Ferenczi)[1] auffallen. Doch vom Standpunkte unserer der Realität angepaßten, späteren Phase des Wirklichkeitssinnes sind die früheren Phasen bereits überwunden; so ist auch die animistische Phase überwunden,wird aber, unserem Prinzipe gemäß, bei jeder einzelnen Wahrnehmung der Realität flüchtig durchgelaufen. So aufgefaßt, bedeutet die Lippsche Theorie nicht, daß wir die Linien usw. bewußt durch Kräfte beseelen, sondern nur soviel, daß die psychologische Repräsentanz der Linie usw. eine solche animistische Phase durchläuft, hinter sich läßt. Somit wird aber Ebbinghaus' Entgegnung zunichte, wenn er behauptet: „Die meisten meiner Leser werden bis zum Kennenlernen der Lippsschen Behauptung schwerlich je in einem Kreise eine nach der Mitte drängende Linie oder eine Gerade als Trägerin einer sich ausweitenden und an ihren Enden gehemmten Kraft gesehen haben." Lipps selbst gibt ja zu, daß diese Beseelung unbewußt stattfindet. Ebbinghaus verlangt aus allgemeinen Gründen, „daß die von Lipps angenommenen Wirkungen stärker werden, wenn die sie angeblich hervorbringenden Vorstellungen willkürlich oder durch Vermittlung der sie reproduzierenden sinnlichen Eindrücke verstärkt und lebhafter bewußt gemacht werden, und umgekehrt schwächer bei Unterdrückung oder Abschwächung jener Vorstellungen." Ein mächtiger Irrtum!

Wir sehen gerade in der Überwindung, also im Unbewußtbleiben die Quelle der „Täuschung" und glauben ihr Entstehen ebenso erklären zu können, wie Symptome bei anderen Verdrängungen erklärt werden, nämlich daß sie die Zensur durchdringen können. Die Täuschungen sind Symptome der überwundenen (verdrängten) animistischen Phase.[2]

Daß solche Überwindung tatsächlich die Fähigkeit besitzt, symptomatisch eine Täuschung hervorzurufen, kann damit unterstützt werden, daß willkürliche Unterdrückung eines Merkmales durch Verschiebung an einem anderen Merkmale erscheinen kann, z. B. werden zwei Kreise mit

[1] S. Ferenczi, Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes. Internat. Zeitschrift für Psychoanalyse, Jg. I, 1915.

[2] Etwas von weitem Analoges sagt Ebbinghaus, wenn er bei manchen Täuschungen eine zerebrale Überwindung subkortikaler Innervation erblickt.

gleich großen Radien aufgezeichnet und dann der eine konzentrisch von einem größeren anderen eingehüllt, der andere als Einhüllung eines kleineren dargeboten, dann erscheint von den beiden gleichgroßen Kreisen der Umhüllende kleiner (Delboeuf); werden aber beide gleichgroße Kreise von je einem konzentrischen Kreise mit verschiedenem Radius umgeben, dann erscheint der Kreis von einem etwas größeren Kreise umgeben, größer als der andere von einem viel größeren Kreise umgebene. ( ). Nur beim letzterwähnten Kreise steht der in Frage stehende Kreis relativ „isoliert" da, während die anderen Fälle die Symptom-Wirkung der Unterdrückung und den hier waltenden Mechanismus der Verschiebung zu Tage treten lassen. Wo man sich vom Anblicke eines anderen Kreises befreien muß, da gibt auch diese unterdrückte Gegebenheit etwas von sich in das Wahrnehmungsbild ab.

Ist unsere Auffassung im allgemeinen richtig, so muß nachweisbar sein, daß die Überwindung ganz besonders primitive Arten der Anschauung betrifft und an einem entwickelteren Resultat der Anschauung als Symptom erscheint; mit anderen Worten es muß eine Verschiebung[1] der Daten in der Richtung von primitiver zur entwickelteren Anschauungsart, also auch vom Rande zur Mitte stattfinden. Somit fällt aber auch der zweite Einwand von Ebbinghaus gegenüber der Lippsschen Theorie weg: „Allein ich muß zunächst bestreiten, daß gerade die von Lipps angegebenen und allerdings für seine Erklärung der Täuschungen notwendigen Vorstellungen auch für andere die natürlichen und nächstliegenden seien; vielfach scheinen mir direkt entgegengesezte ebenso nahe oder gar näher zu liegen. Wenn ich mir denn schon bei einem Kreise etwas denke, so ist er für mich und andere Personen eher ein sich blähender Punkt, eine anschwellende Blase, als eine überall nach dem Mittelpunkt hingezwungene Linie; eine geteilte Strecke im Vergleich mit einer ungeteilten erscheint mir ebenso natürlich als ein durch vielfache Hemmungen an seiner vollen Entfaltung gehindertes Ganzes, wie — mit Lipps — als eine Mehrheit kleinerer Ganze, deren jedes doch angenähert die Kraft des umfassenden Ganzen besitzt." Die primitive Rand-

[1] Die Auffassung der Täuschung als Verschiebungserscheinung vom Darstellungs-System zum dargestellten „höheren Gegenstand" findet sich, als Wurzel der hier entwickelten Anschauung, in einer nur ungarisch erschienenen kleinen Arbeit: I. Hermann, Az inadaequat jelenségek közti törvényszerüség. Atheneum, I, 1915.

bevorzugung (die Teilungslinien sind nacheinander wiederkehrende Ränder) gibt hier eine vollständige Aufklärung.

Die Erklärung der Müller-Lyerschen Täuschung möchten wir also im folgenden geben: Wenn es wahr ist, daß die Randbevorzugung zu den primitiven seelischen Abläufen gehört, welche in jedem, entsprechenden geistigen Prozeß, auch der entwickelteren Phase, anfangs berührt werden, dann muß die Größe der Mittellinie in dem Müller-Lyerschen Muster durch die Randstellen ⟩ ⟨ respektive ⟨ ⟩ im Beginne der Beobachtung mitbestimmt werden. Diese erste Phase der Anschauung wird überwunden, doch erscheint das Überwundene (Verdrängte) durch eine Art Verschiebung in der Raumbestimmtheit der Mittellinie. Wir gebrauchen somit zur Erklärung folgende Prinzipien: *a)* die Voraussetzung der Gültigkeit des biogenetischen Grundgesetzes im behandelten Sinne,[1] *b)* die Voraussetzung primitiverer und entwickelterer Raumerkenntnisse, *c)* die Verschiebung einer Raumbestimmtheit von den überwundenen primitiveren zu den entwickelteren Daten. Auch die treibende Kraft, der Motor, das Unbedingte des So-Sein-Müssens ist uns bekannt: die Einfühlung im Sinne des Animismus der Primitiven und Kinder (wenn man will: die kollektive Anschauungsart nach Levy-Brühl). Diese Organisationsstufe des Wirklichkeitssinnes muß gerade so überwunden werden, wie die noch frühere halluzinatorisch-magische Phase und wie wir es für die Stufe der Randbevorzugung annahmen. Im Falle des Müller-Lyerschen Musters sind die primär eindringenden Randpartien nicht nur breit, respektive schmal, sondern sie besitzen auch die Kraft der Verbreitung, respektive der Verengerung. Diese überwundene Kraft erscheint in der Täuschung auf die Mittellinie verschoben. So reihen wir den obigen drei Prinzipien noch das vierte an: *d)* die Raumbestimmtheiten in der primitiven Raumerkenntnis sind mit treibenden Kräften versehen (animistische Auffassungsart).

Vielleicht erscheint diese unsere Erklärung nicht sehr verschieden von den meisten anderen; sie gibt aber doch ein wesentlich anderes Wissen, da sie auf schärfer umschriebenen, nicht nur bei dieser einen Täuschung geltenden Prinzipien aufgebaut ist.

Die primitivere Raumerkenntnis ist nicht nur durch die Randbevorzugung gekennzeichnet. Auch gewisse Richtungen, Verbin-

[1] Im Begriffe der Gestaltproduktion (Witasek) glauben wir teilweise (oder vollständig?) die Bezeichnung für dieses Geschehen erblicken zu können; die Gestaltproduktion fängt mit der primitivsten Auffassungsart an und endet mit der Überwindung des Lustprinzips.

dungen werden bevorzugt. Anknüpfend an die Versuche über die „Wahltendenzen“ hatte ich bei Schülern einer zweiten Klasse der Normalschule (durchschnittliches Lebensalter siebeneinhalb Jahre) Versuche mit der Aufforderung angestellt, neben eine niedergelegte Spielmarke eine andere zu legen. Von zweiundzwanzig Fällen wurde achtmal die horizontale Richtung (nach rechts), mit möglichster Genauigkeit, in drei Fällen etwas nach unten verschoben eingehalten. Siebenmal war die vertikale Richtung (nach unten), dem Augenmaße nach geurteilt genau, zweimal etwas nach rechts verschoben, bevorzugt; nur zweimal war die Spielmarke in eine ausgesprochen schiefe Richtung gelegt. Anknüpfend an Versuche über den „Gestaltwert“[1] gab ich Imbezillen die Aufgabe: unter die Linien oder gleiche Linien zu ziehen. Ich fand stets die Tendenz einer Richtungsänderung, es wurde nämlich entweder so respektive oder so respektive gezeichnet.

Diese Richtungseigentümlichkeit der primitiven Raumerkenntnis gibt die Erklärungsgrundlage, an Stelle der Randbevorzugung, bei mehreren Täuschungen (Zöllner-, Poggendorf-, Hering-, Wundtsche Muster).

B. Das stroboskopische Sehen von Bewegungen — wo also „dem Auge in entsprechend raschem Tempo eine Serie von Bildern geboten wird, die einzelne in gewissen nicht zu großen Zeitdistanzen aufeinanderfolgende Phasen eines Bewegungsvorganges zur Darstellung bringen“[2] — ergibt, je nach dem Zeitintervall der Reize, verschiedene Daten für die Wahrnehmung. Ganz schematisch können folgende Fälle unterschieden werden: Unter $^1/_{150}$ bis $^1/_{200}$ Sekunde herrscht noch die unbedingte Randbevorzugung, es werden die Daten als Randpartien gesehen, ohne eine vermittelnde Bewegung. Auch ist hier die animistische Wirklichkeitsphase noch nicht erreicht, die Projektion der inneren Vorgänge erscheint noch nicht; über dieses Zeitintervall hinaus bis zirka $^1/_{50}$ Sekunde wird eine Bewegung in die Zwischenphase hineingesehen. Hier wäre also die Randbevorzugung schon überwunden (in vielen Versuchen erscheint die Bewegung nur an den „Rändern“, als „Ruck“ usw.), wesentlicher ist aber, daß die animistische Phase des Wirklichkeitssinnes er-

[1] I. Hermann, Ordnungssinn und Gestaltwert im Zusammenhange mit der Sittlichkeit, Zeitschr. f. angew. Psych., Bd. 20, 1922.

[2] St. Witasek, Psychologie der Raumwahrnehmung des Auges, 1910, Seite 334.

reicht ist, mit dem Hineinsehen von lebendigen, sich bewegenden Kräften (oft wird nur ein „Hinüber" gesehen — ohne „etwas" sich bewegend gesehen zu haben [Wertheimer]). Endlich, bei noch breiterem Zeitintervall, wird die letzte Phase, die Realitätsphase des Wirklichkeitssinnes erreicht; man sieht das Dargebotene den objektiven Verhältnissen gemäß.

C. Denken und Motilität. Was der Zusammenhang von Denken und motorischer Betätigung sei, wird seit langem rege besprochen. Ist das Denken das Alles-Lenkende und die Motilität nur sein Diener, sein Abguß, also etwas Sekundäres, oder ist die Motilität stets das Primäre, das Wesentliche, also die Tätigkeit, die motorische „Einstellung" das Allein-Herrschende und ist dem Denken nur die Rolle einer verkümmerten Motilität zuzuweisen? Soll die Motilität nur den physiologischen Abläufen zugerechnet werden oder soll das Denken seinem Wesen nach eine Art „Probehandlung" bedeuten?

Nun, wir glauben, die Antwort ist gar nicht so schwer, wenn unser Ausgangspunkt richtig gewählt ist. Denken kann nicht mit der Motilität überhaupt, sondern nur mit den sinnhaltigen motorischen Entladungen, das heißt mit der Handlung in Parallele gestellt werden. Denken und Handeln tragen etwas Gemeinschaftliches an sich: eben die Sinnhaltigkeit. Diese Sinnhaltigkeit ist aber beim sogenannten „Denken" an Binnenprozesse, bei der Handlung an Peripherprozesse gebunden. Motorische Entladungen gibt es auch ohne Sinn, aber Denkprozesse — das bildet eine Voraussetzung der Psychoanalyse — gibt es nur sinnhaltige, nur müssen die latenten Inhalte als ausschlaggebend betrachtet werden.

Gilt nun unser Satz über das biogenetische Grundgesetz, dann muß daraus gefolgert werden, daß die sinnhaltigen latenten Inhalte stets phylo- und ontogenetisch und auch normal-psychologisch sich an Handlungen — als an Peripherprozesse — knüpfen wollen und erst entwicklungsgeschichtlich — auch normalpsychologisch — später werden Binnenprozesse — das was wir „Denken" nennen — besetzt. Deswegen gehen ja die Affekte — als entwicklungsgeschichtlich frühere Gebilde — gesetzmäßig mit motorischen „Handlungen" (oder deren Reminiszenz) einher; deswegen ist aber nicht einmal das kühlste Denken von motorischen Nebenerscheinungen rein, wenn auch durch die Flüchtigkeit dieser „Handlungen" jeder inhaltliche Anteil verwischt wird und eine nunmehr funktionelle „Mimik des Denkens" sich entwickelt.

Als eine sehr interessante Bestätigung für die Richtigkeit der eben geschilderten Auffassung kann Freuds therapeutisch wie theoretisch äußerst wichtige Erkenntnis herangezogen werden, wonach Kranke ihre frühesten Kindheitserinnerungen nicht erzählen, sondern nur agieren, durch ihre Handlungsart gegenüber dem Arzte abspielen können. Mit dieser Erkenntnis wird festgestellt, daß der Schwerpunkt der frühesten Erlebnisse auf den motorischen Peripherprozeß ruht und die ältesten Reminiszenzen daran hängen bleiben.

Auch soll hier schließlich darauf hingewiesen werden, daß beim Künstler die Entwicklung des Denkens einen anderen Weg gewählt hat als normalerweise; gewisse Peripherprozesse entwickelten sich vom „Agieren" zur Realitätsanpassung, ohne die Binnenprozesse unseres „Denkens" in den Mittelpunkt gestellt zu haben, die Peripherprozesse erhielten weiterhin ihre Obermacht. Der Weg dieser Entwicklung ist sehr eindringlich aus den Kinderzeichnungen abzulesen, welche Dokumente der motorischen Organeinstellung, der Randbevorzugung, der Denkarbeit in der Motilität darstellen.[1]

[1] Ausführlicher über die Kinderzeichnungen und besonders über die Denk-Motilität der Kinder siehe in einem mit Frau Hermann-Cziner gemeinschaftlich ausgearbeiteten Aufsatze, welcher demnächst erscheinen und neue experimentelle Beweise der Randbevorzugung als einem Primärvorgang erbringen wird. — Auch die Höhlen-Malereien zeigen auf primitivster Stufe nur Umrißzeichnungen, höchstens mit leiser Schraffierung an manchen Stellen der Grenzlinien und eventuell mit einem in die Gegend der Mitte eingezeichneten Herzen (H. Kühn: „Die Malerei der Eiszeit", 1922, S. 14—15).

Die infantile Genitalorganisation.

(Eine Einschaltung in die Sexualtheorie.)

Von **Sigm. Freud.**

Es ist recht bezeichnend für die Schwierigkeit der Forschungsarbeit in der Psychoanalyse, daß es möglich ist, allgemeine Züge und charakteristische Verhältnisse trotz unausgesetzter jahrzehntelanger Beobachtung zu übersehen, bis sie einem endlich einmal unverkennbar entgegentreten; eine solche Vernachlässigung auf dem Gebiet der infantilen Sexualentwicklung möchte ich durch die nachstehenden Bemerkungen gutmachen.

Den Lesern meiner „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" (1905) wird es bekannt sein, daß ich in den späteren Ausgaben dieser Schrift niemals eine Umarbeitung vorgenommen, sondern die ursprüngliche Anordnung gewahrt habe und den Fortschritten unserer Einsicht durch Einschaltungen und Abänderungen des Textes gerecht geworden bin. Dabei mag es oft vorgekommen sein, daß das Alte und das Neuere sich nicht gut zu einer widerspruchsfreien Einheit verschmelzen ließen. Anfänglich ruhte ja der Akzent auf der Darstellung der fundamentalen Verschiedenheit im Sexualleben der Kinder und der Erwachsenen, später drängten sich die prägenitalen Organisationen der Libido in den Vordergrund und die merkwürdige und folgenschwere Tatsache des zweizeitigen Ansatzes der Sexualentwicklung. Endlich nahm die infantile Sexualforschung unser Interesse in Anspruch, und von ihr aus ließ sich die weitgehende Annäherung des Ausganges der kindlichen Sexualität (um das fünfte Lebensjahr) an die Endgestaltung beim Erwachsenen erkennen. Dabei bin ich in der letzten Auflage der Sexualtheorie (1922) stehen geblieben.

Auf Seite 63 derselben erwähne ich, daß „häufig oder regelmäßig bereits in den Kinderjahren eine Objektwahl vollzogen wird, wie wir sie als charakteristisch für die Entwicklungsphase der Pubertät hingestellt haben, in der Weise, daß sämtliche Sexualstrebungen die Richtung auf eine einzige Person nehmen,

an der sie ihre Ziele erreichen wollen. Dies ist dann die größte Annäherung an die definitive Gestaltung des Sexuallebens nach der Pubertät, die in den Kinderjahren möglich ist. Der Unterschied von letzterer liegt nur noch darin, daß die Zusammenfassung der Partialtriebe und deren Unterordnung unter das Primat der Genitalien in der Kindheit nicht oder nur sehr unvollkommen durchgesetzt wird. Die Herstellung dieses Primats im Dienste der Fortpflanzung ist also die letzte Phase, welche die Sexualorganisation durchläuft."

Mit dem Satz, das Primat der Genitalien sei in der frühinfantilen Periode nicht oder nur sehr unvollkommen durchgeführt, würde ich mich heute nicht mehr zufrieden geben. Die Annäherung des kindlichen Sexuallebens an das der Erwachsenen geht viel weiter und bezieht sich nicht nur auf das Zustandekommen einer Objektwahl. Wenn es auch nicht zu einer richtigen Zusammenfassung der Partialtriebe unter das Primat der Genitalien kommt, so gewinnt doch auf der Höhe des Entwicklungsganges der infantilen Sexualität das Interesse an den Genitalien und die Genitalbetätigung eine dominierende Bedeutung, die hinter der in der Reifezeit wenig zurücksteht. Der Hauptcharakter dieser „infantilen Genitalorganisation" ist zugleich ihr Unterschied von der endgültigen Genitalorganisation der Erwachsenen. Er liegt darin, daß für beide Geschlechter nur ein Genitale, das männliche, eine Rolle spielt. Es besteht also nicht ein Genitalprimat, sondern ein Primat des Phallus.

Leider können wir diese Verhältnisse nur für das männliche Kind beschreiben, in die entsprechenden Vorgänge beim kleinen Mädchen fehlt uns die Einsicht. Der kleine Knabe nimmt sicherlich den Unterschied von Männern und Frauen wahr, aber er hat zunächst keinen Anlaß, ihn mit einer Verschiedenheit ihrer Genitalien zusammenzubringen. Es ist ihm natürlich, ein ähnliches Genitale, wie er es selbst besitzt, bei allen anderen Lebewesen, Menschen und Tieren, vorauszusetzen, ja wir wissen, daß er auch an unbelebten Dingen nach einem seinem Gliede analogen Gebilde forscht.[1] Dieser leicht erregte, veränderliche, an Empfindungen so reiche Körperteil beschäftigt das Interesse des Knaben in hohem Grade und stellt seinem Forschertrieb unausgesetzt neue Aufgaben. Er möchte ihn auch bei anderen Personen sehen, um ihn mit seinem eigenen zu vergleichen, er benimmt sich, als ob ihm

[1] Es ist übrigens merkwürdig, ein wie geringes Maß von Aufmerksamkeit der andere Teil des männlichen Genitales, das Säckchen mit seinen Einschlüssen, beim Kinde auf sich zieht. Aus den Analysen könnte man nicht erraten, daß noch etwas anderes als der Penis zum Genitale gehört.

vorschwebte, daß dieses Glied größer sein könnte und sollte; die treibende Kraft, welche dieser männliche Teil später in der Pubertät entfalten wird, äußert sich um diese Lebenszeit wesentlich als Forschungsdrang, als sexuelle Neugierde. Viele der Exhibitionen und Aggressionen, welche das Kind vornimmt und die man im späteren Alter unbedenklich als Äußerungen von Lüsternheit beurteilen würde, erweisen sich der Analyse als Experimente im Dienste der Sexualforschung angestellt.

Im Laufe dieser Untersuchungen gelangt das Kind zur Entdeckung, daß der Penis nicht ein Gemeingut aller ihm ähnlichen Wesen sei. Der zufällige Anblick der Genitalien einer kleinen Schwester oder Gespielin gibt hiezu den Anstoß; scharfsinnige Kinder haben schon vorher aus ihren Wahrnehmungen beim Urinieren der Mädchen, weil sie eine andere Stellung sehen und ein anderes Geräusch hören, den Verdacht geschöpft, daß hier etwas anders sei, und dann versucht, solche Beobachtungen in aufklärender Weise zu wiederholen. Es ist bekannt, wie sie auf die ersten Eindrücke des Penismangels reagieren. Sie leugnen diesen Mangel, glauben doch ein Glied zu sehen, beschönigen den Widerspruch zwischen Beobachtung und Vorurteil durch die Auskunft, es sei noch klein und werde erst wachsen, und kommen dann langsam zu dem affektiv bedeutsamen Schluß, es sei doch wenigstens vorhanden gewesen und dann weggenommen worden. Der Penismangel wird als Ergebnis einer Kastration erfaßt und das Kind steht nun vor der Aufgabe, sich mit der Beziehung der Kastration zu seiner eigenen Person auseinanderzusetzen. Die weiteren Entwicklungen sind zu sehr allgemein bekannt, als daß es notwendig wäre, sie hier zu wiederholen. Es scheint mir nur, daß man die Bedeutung des Kastrationskomplexes erst richtig würdigen kann, wenn man seine Entstehung in der Phase des Phallusprimats mitberücksichtigt.[1]

Es ist auch bekannt, wie viel Herabwürdigung des Weibes, Grauen vor dem Weib, Disposition zur Homosexualität sich aus der endlichen Überzeugung von der Penislosigkeit des Weibes ableitet. Ferenczi hat kürzlich mit vollem Recht das mytho-

[1] Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß das Kind die Vorstellung einer narzißtischen Schädigung durch Körperverlust aus dem Verlieren der Mutterbrust nach dem Saugen, aus der täglichen Abgabe der Fäzes, ja schon aus der Trennung vom Mutterleib bei der Geburt gewinnt. Von einem Kastrationskomplex sollte man aber doch erst sprechen, wenn sich diese Vorstellung eines Verlustes mit dem männlichen Genitale verknüpft hat.

logische Symbol des Grausens, das Medusenhaupt, auf den Eindruck des penislosen weiblichen Genitales zurückgeführt.[1]

Doch darf man nicht glauben, daß das Kind seine Beobachtung, manche weibliche Personen besitzen keinen Penis, so rasch und bereitwillig verallgemeinert; dem steht schon die Annahme, daß die Penislosigkeit die Folge der Kastration als einer Strafe sei, im Wege. Im Gegenteile, das Kind meint, nur unwürdige weibliche Personen, die sich wahrscheinlich ähnlicher unerlaubter Regungen schuldig gemacht haben wie es selbst, hätten das Genitale eingebüßt. Respektierte Frauen aber wie die Mutter behalten den Penis noch lange. Weibsein fällt eben für das Kind noch nicht mit Penismangel zusammen.[2] Erst später, wenn das Kind die Probleme der Entstehung und Geburt der Kinder angreift und errät, daß nur Frauen Kinder gebären können, wird auch die Mutter des Penis verlustig und mitunter werden ganz komplizierte Theorien aufgebaut, die den Umtausch des Penis gegen ein Kind erklären sollen. Das weibliche Genitale scheint dabei niemals entdeckt zu werden. Wie wir wissen, lebt das Kind im Leib (Darm) der Mutter und wird durch dem Darmausgang geboren. Mit diesen letzten Theorien greifen wir über die Zeitdauer der infantilen Sexualperiode hinaus.

Es ist nicht unwichtig, sich vorzuhalten, welche Wandlungen die uns geläufige geschlechtliche Polarität während der kindlichen Sexualentwicklung durchmacht. Ein erster Gegensatz wird mit der Objektwahl, die ja Subjekt und Objekt voraussetzt, eingeführt. Auf der Stufe der prägenitalen sadistisch-analen Organisation ist von männlich und weiblich noch nicht zu reden, der Gegensatz von aktiv und passiv ist der herrschende.[3] Auf der nun folgenden Stufe der infantilen Genitalorganisation giebt es zwar ein männlich, aber kein weiblich; der Gegensatz lautet hier: männliches Genitale oder kastriert. Erst mit der Vollendung der Entwicklung zur Zeit der Pubertät fällt die sexuelle Polarität mit männlich und weiblich zusammen. Das Männliche faßt das Subjekt, die Aktivität und den Besitz des Penis zusammen, das Weibliche setzt das Objekt und die Passivität fort. Die Vagina wird nun als Herberge des Penis geschätzt, sie tritt das Erbe des Mutterleibes an.

[1] Diese Zeitschrift 1923, Heft 1. Ich möchte hinzufügen, daß im Mythos das Genitale der Mutter gemeint ist. Athene, die das Medusenhaupt an ihrem Panzer trägt, wird eben dadurch das unnahbare Weib, dessen Anblick jeden Gedanken an sexuelle Annäherung erstickt.

[2] Aus der Analyse einer jungen Frau erfuhr ich, daß sie, die keinen Vater und mehrere Tanten hatte, bis weit in die Latenzzeit an dem Penis der Mutter und einiger Tanten festhielt. Eine schwachsinnige Tante aber hielt sie für kastriert, wie sie sich selbst empfand.

[3] Siehe: Drei Abh. z. Sexualtheorie. 5. Aufl., S. 62.

Zur Genese der Perversionen.

Von Dr. **Hanns Sachs** (Berlin).

Wir verdanken den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ Freuds die Erkenntnis, daß die Perversion die Durchsetzung eines überstark entwickelten Partialtriebes bedeute, der, anstatt sich mit der Befriedigung durch die Vorlust abzufinden, das durch die normale Entwicklung hergestellte Primat der Genitalien auf eine andere erogene Zone, respektive auf ein mit diesem unvereinbares Sexualziel verschoben habe. Die Richtigkeit dieser Behauptungen ist durch alle späteren Erfahrungen bestätigt und in keiner Weise eingeschränkt oder verändert worden. Eher scheint es, als ob durch die dauernde psychoanalytische Beschäftigung mit den Perversionen neue Probleme hinzugekommen wären, welche gewisse Zusätze erforderlich machen.

Das wichtigste dieser Probleme läßt sich als die Frage der Stellung der Perversion zum Ödipuskomplex, sowie zum Unbewußten und zur Verdrängung formulieren. Es handelt sich in Wirklichkeit nur um e i n e Frage, die sich nur, je nachdem die Betrachtungsweise mehr vom Gesichtspunkt des Materiales oder von dem der psychischen Topik aus erfolgt, verschieden fassen läßt. Auch hier hat Freud den Weg gewiesen und zuerst in „Ein Kind wird geschlagen“[1] deutlich gemacht, daß unser Verständnis der Perversion sehr unvollständig ist, solange dieser Kernkomplex nicht genügend und vor allem nicht als gesetzmäßig berücksichtigt wird. An einem Sonderfall wurde auch wirklich dargetan, daß es sich um Niederschläge des Ödipuskomplexes handle; der überstarke Partialtrieb würde sich dann nicht geradlinig in die Perversion fortsetzen, sondern er müßte, wie ein Lichtstrahl durch die Linse, durch den Ödipuskomplex hindurchgehen und uns würde es obliegen, den Brechungswinkel festzustellen und daraus unsere Folgerungen zu ziehen. Damit stimmt es auch überein, daß die per-

[1] Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre, 5. Folge, Seite 195—228.

verse Befriedigung ziemlich regelmäßig an ganz bestimmte, oft sehr merkwürdige und eng gefaßte Bedingungen geknüpft ist, die in ihrer Besonderheit weit über die Ansprüche eines Partialtriebes hinausgehen und durch seine erfolgreiche Durchsetzung allein nicht aufgeklärt werden können. Dazu kommt noch, daß die Partialtriebe, soweit sie einer sehr frühen Stufe der Sexualorganisation angehören, also z. B. dem oralen, anal-sadistischen oder narzißtischen Stadium, — sich nur ausnahmsweise in der alten, objektlosen (autoerotischen oder primär-narzißtischen) Form zur Perversion durchsetzen, meist aber nach einer Überarbeitung, die sie auf eine höhere Stufe gehoben und zur normalen Libidobesetzung eines Objektes, ja in manchen Fällen zu den feinsten seelischen Ausstrahlungen einer solchen, fähig gemacht hat. Von der anderen Seite her betrachtet: der Satz, die Neurose sei das Negativ der Perversion, das heißt, beim Neurotiker seien dieselben Phantasien verdrängt und pathogen (also Determinanten der Symptombildung), die dem Perversen das bewußte Lustziel lieferten — dieser Satz läßt die Frage offen, wie die Perversion sich zum Unbewußten verhalte. Denn es ist ohne weiteres klar, daß auch die Perversion, obgleich sie bewußtseinsfähig ist, nur gleich einer Insel die Spitze eines Gebirgsmassivs bedeutet, das sich unter der Meeresoberfläche hinzieht. Der Perverse zeigt uns keine Ausnahme von der infantilen Amnesie, die wir als Narbe des gegen die infantile Sexualität gerichteten großen Verdrängungsvorganges anzusehen gewohnt sind, und die Analyse einer Perversion führt uns mit derselben Notwendigkeit zum unbewußten seelischen Material hin, wie die einer Neurose. Auch hier bleibt die Richtigkeit des von Freud ausgesprochenen Satzes unerschüttert; es tritt nur die Erkenntnis hinzu, daß er den Sachverhalt nicht ganz erschöpft.

Wir können keinen besseren Ausgangspunkt finden als die Hervorhebung des Gegensatzes, daß in dem einen Fall die in der Verdrängung gehaltene Phantasie sich zwar eine Durchsetzung auf Kosten der Verdrängungsinstanz, aber nur als ein dem Ich fremdes und feindliches neurotisches Symptom erschleicht, während sie im anderen Falle bewußtseinsfähig, also im weitesten Sinne ichgerecht und lustvoll bleibt.[1] Das wird noch deutlicher, wenn wir von der Perversion — die ja ein theoretisches Gebilde von unsicherer Zusammensetzung ist — auf das Material selbst

[1] Nach einer mündlichen Bemerkung von Professor Freud kann Lust immer nur bewußtseinsfähig sein. Verdrängte Lust als solche gibt es nicht; der Verdrängungsvorgang verwandelt Lust in Unlust.

zurückgehen, wie es uns die unmittelbare Beobachtung liefert. Wir kontrastieren dann die perverse Befriedigung — gleichgültig ob durch Handlung oder Phantasie — mit dem neurotischen Symptom. Beide haben, wenn wir von dem entgegengesetzten Lustvorzeichen absehen, vieles gemeinsam, so, daß sie Ausläufer des infantilen Sexuallebens sind, das in beiden Fällen im ganzen überwunden und verdrängt worden ist; sie sind beide verhältnismäßig geringfügige Resterscheinungen eines großen Entwicklungsvorganges, als dem Bewußtsein angehörige Repräsentanten unbewußter Triebe und Triebschicksale. Beide sind nur Vergrößerungen und Verstärkungen von Vorgängen, die auch in jedem normalen Seelenleben stattfinden. Von dem neurotischen Symptom wissen wir, daß es im Bewußten geduldet werden muß, weil es sozusagen die Möglichkeit des dynamischen Ausgleiches darstellt, wenn eine Inadaequität zwischen Ich und Verdrängtem eingetreten ist. Sollten bei der Perversion die Verhältnisse ähnlich liegen?

Zunächst wollen wir sehen, ob der großen Verwandtschaft in der Struktur auch eine wirkliche, der Beobachtung zugängliche Ähnlichkeit entspricht. Dies scheint am ehesten bei jenen Fällen von perverser Befriedigung zuzutreffen, die von dem betreffenden Individuum nur ungern, im fortwährenden Kampf gegen sittliche, religiöse oder ästhetische Bedenken zugelassen werden. Auch solche, nur im Konfliktswege erreichbare Befriedigung ist natürlich lustvoll, doch wird die Lust vorher von aufreibenden Abwehrkämpfen, nachher von Reue, Beschämung und Selbstverurteilung umgrenzt. Noch näher rücken wir dem neurotischen Symptom bei jenen Fällen, wo bestimmte Bedingungen überschritten werden, zum Beispiel wenn die Befriedigung statt in der Phantasie in der Wirklichkeit stattfindet, oder wenn das Opfer eines sadistischen Aktes körperlichen Schmerz empfindet, während die Lust an die Voraussetzung geknüpft ist, daß ihm dieselbe erspart bleibe. Es tritt sodann nicht etwa Indifferenz, sondern eine Abwehr ein, die deutlich das Gepräge der Angst trägt, also dem neurotischen Mechanismus sehr nahe steht.[1] In einem, dem analytischen Verständnis sehr gut zugänglichen Falle konnte ich den Übergang von der neurotischen Phobie zur perversen Befriedigung genau verfolgen. Es handelte sich um ein schwer neurotisches Mädchen,

[1] „Das Miterleben realer Schlageszenen in der Schule rief beim zuschauenden Kinde ein eigentümlich aufgeregtes, wahrscheinlich gemischtes Gefühl hervor, an dem die Ablehnung einen großen Anteil hatte. In einigen Fällen wurde das reale Erleben der Schlageszenen als unerträglich gefunden." Freud l. c., S. 197.

das unter der Erinnerung litt, als Halbwüchsige einmal ein Kind mit sadistischem Genuß geschlagen zu haben — übrigens im Spiel und auf eine durchaus harmlose Weise. Außerdem erinnerte sie, daß sie etwas später, kurz nach der Pubertät, sich manchmal abends im Bett selbst auf das Gesäß geschlagen und dabei Lustgefühle verspürt habe. Diese Patientin war kaum imstande, das Wort „Schlagen", besonders die in der Kinderstube dafür üblichen Ausdrücke auszusprechen. Bei jedem an das Schlagen erinnernden Geräusch, z. B. beim Teppichklopfen, geriet sie aus Abwehr und Abscheu geradezu außer Rand und Band. Nach einem besonders mühevollen Stück der Analyse setzte sich die bisher vollkommen verdrängt gewesene Masturbation auf eruptive Weise durch. Die von da an geübte Onanie hatte den Anspruch darauf, als perverse Befriedigung zu gelten, denn sie erfolgte ausschließlich mit der Phantasie, daß die Analysandin geschlagen werde. Von da ab hörte jede Empfindlichkeit gegen Worte und Geräusche, die auf das Schlagen Bezug hatten, vollkommen auf, sie wurden genau so wie irgendwelche banale behandelt. Die Phobie war wieder durch die Perversion ersetzt worden, aus deren Verdrängung sie entstanden war. Während des erst nach der Pubertät einsetzenden und sich ziemlich lang hinziehenden Verdrängungsvorganges sowie während jenes Teiles der analytischen Arbeit, wo die Verdrängung wieder rückgängig gemacht wurde, gab es Zwischenstadien, wo man kaum mit Sicherheit hätte sagen können, ob ein neurotisches Symptom oder eine perverse Befriedigungsform vorliege. Eine solche Vermischung scheint übrigens nicht ganz selten zu sein; so konnte ein masochistischer Analysand, der sich im übrigen nicht mit Phantasien begnügte, sondern zu realen Veranstaltungen schritt, ein Dialekt- und Kinderstubenwort, das sein Lieblingsmarterinstrument bezeichnete, nicht ohne lebhaftes Grausen aussprechen.

In einem anderen Falle berichtete ein Analysand, er sei nach seinem ersten Koitus, der durchaus befriedigend verlaufen war, beim Nachhausegehen von dem unwiderstehlichen Drang gepackt worden, auf der Straße mit entblößtem Penis zu onanieren. Er fand den Ausweg, sich — es war inzwischen dunkel geworden — an eine Bahnschranke zu stellen und angesichts eines vorüberfahrenden Zuges zu onanieren, also vor den Augen vieler Zuschauer und doch vielleicht von keinem gesehen, gewiß von niemandem erkannt. In seinem ganzen Leben hatte sich kein zweiter Ausbruch der exhibitionistischen Tendenzen gezeigt. In meine Behandlung kam er wegen psychischer Impotenz, neben der nur noch ein

zweites, praktisch unwichtiges Symptom bestand: die Unfähigkeit, in Anwesenheit anderer, also z. B. in einer öffentlichen Bedürfnisanstalt, zu urinieren. Die perverse Befriedigung hatte sich also in neurotische Hemmung verwandelt. In der Analyse träumte er dann wiederholt, daß er vor seinen Schulkindern — er war Lehrer — exhibitioniere.

Ein Zwischenglied von allgemeiner prinzipieller und praktischer Bedeutung glaube ich in den sogenannten „Süchtigen" gefunden zu haben. Also in den Alkoholikern, Morphinisten, Kokainisten, den vom Rauchen oder Kauen Abhängigen. In diesen Fällen ist das Zwanghafte, die Überwältigung des Individuums durch die vom Ich abgespaltenen libidinösen Kräfte so deutlich, daß sie oft zur Zwangsneurose gerechnet worden sind. Auf der anderen Seite haben sie es mit der Perversion gemein, daß es sich nicht wie bei dem zwangsneurotischen Symptom um ein dem Bewußtsein gleichgültiges, oder noch öfter, um ein unangenehmes, sinnloses, zeitraubendes Zeremoniell handelt, sondern um einen unbestreitbaren Befriedigungsakt. Daß diese Befriedigung von der eigentlichen, ursprünglich sexuellen weg auf etwas Harmloses, das heißt nicht dem infantilen Sexualleben Angehöriges verschoben ist und so den Charakter einer Ersatzbefriedigung für eine verdrängte und unzugänglich gewordene sexuelle Lust hat, rückt sie wieder näher an das neurotische Symptom heran.

Ein Analysand, der lange Zeit hindurch Opiate, aber nie Morphium genommen und zwar stets geschluckt hatte, berichtete mir, daß diese Gewohnheit einmal durchbrochen worden war. Er begann einige Zeit lang Morphium zu nehmen und injizierte es auch einmal, nachdem ein Verhältnis, das er mit der Gattin eines Standesgenossen gehabt hatte, gelöst worden war. Es sei ihm bekannt gewesen, so berichtete er mir, daß der Ehemann dieser Frau Morphinist sei und sich Injektionen mache. Ich klärte ihn darüber auf, daß er sich — offenbar in Selbstbestrafungsabsicht — mit dem „geschädigten Dritten" identifiziert habe. Daraufhin fiel ihm eine andere Episode seines Lebens ein, in der er vorübergehend an Syphilidophobie litt; auch das sei nach Auflösung eines Verhältnisses mit der Frau eines anderen gewesen, der aber damals schon an manifester Paralyse erkrankt war. Die Beziehung zum „geschädigten Dritten" ist auch hier handgreiflich. Er hatte bei Wiederholung derselben Situation je nach dem ihm zur Verfügung stehenden Material das eine Mal mit einer „Sucht" oder eigentlich nur mit einer charakteristischen Abänderung einer bestehenden Sucht, das andere Mal mit

einem neurotischen Symptom, einer Phobie, reagiert. Diese Tatsache scheint mir für die Gleichartigkeit des psychischen Unterbaues der beiden Phänomene hinreichend beweiskräftig zu sein.

Mit Hilfe der Einsetzung der „Süchtigen" als Zwischenglieder können wir also eine zusammenhängende Reihenbildung herstellen, an deren einem Ende die perverse Befriedigung, am anderen das neurotische Symptom steht.

Ein weiterer aufschlußreicher Zug ergibt sich aus der bisher gründlichsten Durchleuchtung einer perversen Befriedigungsform, aus Freuds Analyse der Phantasie: „Ein Kind wird geschlagen." Wir sehen, daß in den drei Stadien, die von dieser Phantasie durchlaufen werden (1. Der Vater schlägt das mir verhaßte Kind. 2. Der Vater schlägt mich. 3. Ein Kind wird geschlagen.) so ziemlich alles wechselt: die schlagende und die geschlagene Person, aber auch die Motivierung, die zuerst der eifersüchtige Haß gegen den Rivalen bildet, dann das Schuldbewußtsein wegen des Inzestwunsches sowie der regressive Ersatz desselben durch das Geschlagenwerden. Aber ein Element ist konstant, es erscheint schon in der ersten Fassung, geht in die zweite über und bleibt in der dritten, bewußtseinsfähigen, trotz ihrer sonst so blassen und verschwommenen Ausgestaltung erhalten; es ist die Vorstellung des Geschlagenwerdens, und gerade an diese ist die perverse Lust geknüpft, die fast zwanghaft zur Onanie hinführt.[1] Nach meiner Erfahrung liegen die Dinge bei anderen Perversionsformen ganz ebenso; ihre Entwicklung bis zur Pubertät und noch darüber hinaus ist wechselvoll, der Schauplatz und das Personal der Phantasien ändern sich — aber ein bestimmtes Element oder eine kleine Gruppe davon überdauert den Wechsel und erscheint dann als der Träger der Lust. Die anderen Bestandteile, die später abgelehnt und im weiteren Entwicklungsverlaufe gänzlich verdrängt werden, geben ihren ganzen Lustgehalt an diesen übrigbleibenden ab, der sie dann im Bewußtsein vertritt — ebenso wie das neurotische Symptom die unbewußten Phantasien. Dieser Sachverhalt ist besonders deutlich beim Fetischismus, wo von einem verdrängten Komplex ein Stück dem Bewußtsein erhalten bleibt, ganz ähnlich wie eine harmlose Deckerinnerung getreulich aufbewahrt wird, hinter der sich das Wesentliche der verdrängten infantilen Sexualität verbirgt. Der Unterschied liegt nur darin, daß beim Fetischismus eine ausgiebige Affektverschiebung die

[1] l. c. S. 195.

ganze, aus der Kindheit herübergerettete Lust an dieses eine Stück verlötet. So hat Freud vor Jahren in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung von einem Fall berichtet, wo ein Mann fetischistisch an die Knöchel und den Wadenansatz von mageren und häßlichen Frauenbeinen fixiert blieb. Dies ging zurück auf eine Szene, wo er beim Unterricht vor seiner englischen Gouvernante saß, die eines Fußleidens wegen ihr Bein, übrigens dezent verhüllt, auf einen Sessel gelegt hatte. Die Sexualneugierde, die den Knaben in seinen Phantasien zum Genitale emporsteigen ließ, die verdrängte Erinnerung an ein ähnliches, weiter zurückliegendes Erlebnis mit seiner Schwester, wo dieser Wunsch vielleicht Erfüllung gefunden hatte — alles dies war ihm vollkommen entschwunden und statt dessen blieb ihm ein harmloses, aber mit dem verdrängten in innigem Zusammenhang stehendes Erinnerungsbild als fetischistisches Wunschziel.

Der merkwürdige und oft groteske Charakter mancher Perversionen erklärt sich dadurch, daß es sich um ein einzelnes und aus dem Zusammenhang gerissenes und daher dem Träger der Perversion wie den anderen gleich unverständliches Bruchstück aus infantilen Erlebnissen und Phantasien handelt, die in diesem einen Stück ihre Auferstehung feiern. So habe ich in der Analyse von einem ernsten und gebildeten Manne erfahren, daß er nur eine Form sexueller Befriedigung kenne, nämlich wenn er eine Frau urinieren höre. Wer diese Frau war, kümmerte ihn nicht; er hatte auch gar keine Lust, sie dabei zu sehen, für ihn war nur das Geräusch lusterregend, und wenn er sich befriedigen wollte, so ging er in eine bestimmte öffentliche Bedürfnisanstalt, wo man, wie er konstatiert hatte, durch die Scheidewand hindurch hörte. Dort masturbierte er in seinem Kabinett, nachdem er sich durch die Belauschung hinreichend erregt hatte. Ich habe diese Analyse aus äußeren Gründen abbrechen müssen, doch ließ das zutage geförderte Material fast mit Sicherheit vermuten, daß es sich auch hier um ein Derelikt der infantilen, auf das weibliche Genitale gerichteten Sexualneugierde handle.

Die Perversion entsteht also so, daß ein besonders geeignetes Stück des infantilen Erlebens oder Phantasierens durch alle Stürme der Entwicklung, insbesondere auch der Pubertät hindurch gerettet und im Bewußtsein festgehalten wird. Auf dieses Stück wird die der infantilen Sexualität zugehörige Lust, nachdem die übrigen Triebrepräsentanzen der Verdrängung anheimgefallen sind, verschoben, zweifellos unter Führung jener Partialtriebe, die sich, sei es durch Veranlagung, sei es infolge allzu

starker Befriedigung, als die in der Kindheitsentwicklung herrschenden erwiesen haben. Auf solche Weise gestützt und mit hoher Lustprämie ausgestattet, erweist es sich stark genug, dem Genitalprimat erfolgreich Konkurrenz zu machen. Es fragt sich nur, worin besteht die „besondere Eignung" dieses Stückes, welche die Bedingung seines Erfolges ist? Ein Teil der Antwort ist bereits gegeben worden: Diejenige prägenitale Organisationsstufe, an welche das Individuum besonders stark fixiert ist, muß sich darin verkörpern, der übermächtige Partialtrieb muß darin seine besondere Befriedigungsform finden. Daneben dürfen wir noch behaupten, daß irgend eine eigenartige Stellung zum Ich gerade diesem Stück das Entrinnen vor der Verdrängung ermöglicht haben muß. Bei der Deckerinnerung ist es ihre scheinbare Harmlosigkeit, die Indifferenz, welche sie außer Verfolgung setzt. Bei den Erlebnissen, auf denen die Zwangsneurose aufgebaut ist, kommt es ebenfalls vor, daß sie dem Bewußtsein weiter angehören dürfen — sie verdanken das der allgemeinen Abtrennung des Affektes von dem eigentlich dazu gehörigen Vorstellungsinhalte, also einem für die Zwangsneurose charakteristischen Mechanismus.[1]

Die perverse Befriedigung gilt aber dem Bewußtsein durchaus nicht als harmlos und indifferent; es ist ihr auch der Affektinhalt keineswegs entzogen worden, wie dies der hohe Lustgewinn, der an sie geknüpft ist, beweist; es muß sich also um etwas anderes, Besonderes handeln, woran das Phänomen der Perversion recht eigentlich geknüpft ist.

Um zum Verständnis dieses Sachverhaltes zu gelangen, müssen wir uns an eine Tatsache erinnern, deren Tragweite Freud in seinem auf dem VII. Internationalen psychoanalytischen Kongreß gehaltenen Vortrag betont hat, daß nicht nur die verdrängten Triebregungen als Folge ihrer Ausstoßung unbewußt geworden sind, sondern daß auch im Ich selbst unbewußte Bestandteile vorhanden sind. Die beiden auffälligsten Phänomene dieser Art, der Widerstand und das Schuldgefühl, erklären sich daraus, daß die zur Verdrängung verwandten Faktoren in so innigen Kontakt mit ihren Gegnern treten, daß sie ihrerseits sich nicht mehr bewußtseinsfähig erhalten können — etwa wie früher die Häscher und Diebsfänger wegen ihrer Beschäftigung aus der anständigen Gesellschaft ausgestoßen waren. Diese Erfahrung gibt uns einen Wink, daß sich hinter dem Worte „Ichgerecht" sehr verschiedene Formen und Motive der Anpassung verbergen mögen.

[1] Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre, dritte Folge, S. 156/7.

Insbesondere dürfen wir nie daran vergessen, daß die Verdrängung ein dynamischer Vorgang ist, bei dem nicht die Argumente siegen, sondern eine erstarkte Trieborganisation die schwächere verdrängt, um später auf einer neuen Entwicklungsstufe eventuell ihrerseits verdrängt zu werden. In einem solchen Kampf der Triebe siegt natürlich dauernd nur der, der die höhere Lustprämie gewähren kann; somit muß ein besonders stark entwickelter Partialtrieb auch besonders schwer zu besiegen sein, ja eine volle Überwältigung eines solchen Lustspenders ist vielleicht überhaupt unmöglich. Soll in einem derartigen Fall die Verdrängung dennoch einigermaßen erfolgreich sein, so muß sie sich zu einem Kompromiß entschließen: sie muß gestatten, daß einem Teilkomplex die Lust erhalten bleibe, daß er ins Ich aufgenommen, sozusagen sanktioniert werde. Die übrigen, von ihm losgelösten Bestandteile lassen sich dann um so leichter verdrängen und in Verdrängung erhalten, wenn sie durch den Parteiwechsel eines bisherigen Bundesgenossen geschwächt sind. Dieses Auskunftsmittel der Teilung, bei der das eine Stück in den Dienst der Verdrängung tritt und so die Lust einer prägenitalen Entwicklungsstufe ins Ich hinübernimmt, während der Rest der Verdrängung anheimfällt, scheint der Mechanismus der Perversion zu sein.

Die hauptsächlichste und schwierigste Verdrängungsleistung ist ganz allgemein die Ablösung von der infantilen Objektwahl: der Ödipuskomplex, und in einigem Abstand davon der in neuerer Zeit immer mehr das Interesse der Analytiker in Anspruch nehmende Kastrationskomplex.[1] Von einem Mechanismus wie dem oben geschilderten wird man erwarten können, daß er bei diesen wichtigsten Verdrängungsleistungen eine erhebliche Rolle spielt. Gerade dort, wo die Liebesfixierung und infolgedessen der Verdrängungskampf besonders stark sind, wird sich die Festhaltung der Libido bei einer außerhalb des Kreises der späteren Genitalbefriedigung liegenden Vorstellungsgruppe oder deren regressive Besetzung als Ausweg anbieten. So setzt sich der Partialtrieb nicht ohne weiteres in die Perversion fort, sondern erst, nachdem er durch den Ödipuskonflikt hindurch gegangen ist und durch die geleistete Beihilfe bei der Verdrängung bestimmte Beziehungen zu ihm gewonnen hat.

Sehr deutlich wird das Vorliegen dieses Mechanismus bei der Phantasie „Ein Kind wird geschlagen". In ihrer ursprünglichsten Form ist sie nur eine Ausstrahlung des Ödipuskomplexes mit

[1] Siehe die Arbeiten von Stärcke, Abraham, Alexander u. a. m. in dieser Zeitschrift.

besonderer Betonung der feindselig-sadistischen Einstellung zu dem Rivalen. Sie würde wahrscheinlich, wie viele ähnliche Phantasiebildungen, der Verdrängung anheimfallen, aber sie besitzt die Eignung, nach geringer Umarbeitung zum Hilfsmittel der Ersetzung des verpönten genitalen Ödipuswunsches durch einen, dem führenden analsadistischen Partialtrieb entsprechenden Wunsch zu werden. Eine neuerliche Überarbeitung verwischt die letzten an den Ödipuskomplex erinnernden Züge, indem er die Person des Vaters und die eigene eliminiert und das Produkt ist nun eine bewußtseinsfähige, lustgewährende perverse Phantasie. Ebenso gut paßt unser Erklärungsversuch auf den Durchschnittsfall der männlichen Homosexualität: Die Fixierung an die Mutter ist zu stark, um den normalen Ablösungsprozeß möglich zu machen. Damit er überhaupt gelinge, muß die Fixierung an das eigene Geschlecht — also ein Produkt des Narzißmus und des Zurückweichens vor der Kastrationsscheu — sanktioniert und dem Ich einverleibt werden. In dem oben mitgeteiltem Fall von Exhibitionismus war, wie es scheint, die Befreiung von der Mutter und der Sexualverkehr mit einer anderen Frau bei dem zur späteren Impotenz bestimmten Manne sozusagen an die innere Bedingung eines einmaligen Durchbruches der exhibitionistischen Tendenzen geknüpft. Es stimmt nicht schlecht dazu, daß er das erste Auftreten der Impotenz einige Jahre später bei demselben Mädchen erlebte, und zwar als sie gemeinsam nackt in einem Bache badeten.

Überhaupt läßt der geschilderte Mechanismus den Übergang von der Perversion zur Neurose verstehen, wenn wir nur im Auge behalten, daß die Verdrängung, entsprechend dem Entwicklungsgange der Libidoorganisation, ein stufenweiser Vorgang ist. Es kann dann leicht geschehen, daß der im Verdrängungsdienst stehende Komplex im Laufe der weiteren Entwicklung seinerseits der Verdrängung anheimfällt. Es kann aber auch sein, daß gerade er bei Begünstigung durch äußere Umstände wieder hervorgeholt wird. Dann entsteht, wie wir das oft genug sehen können, infolge der Versagung nicht eine Neurose, sondern eine Perversion. Diese ist aber nur eine scheinbare Neubildung; in Wirklichkeit ist ihr schon seinerzeit im Kampf um den Ödipuskomplex das Existenzrecht eingeräumt worden; später, in ruhigeren Zeiten, ging dieses Privilegium verloren und wird nun wie ein erloschener Adelsbrief eines einst verdienstreichen, aber später in Ungnade gefallenen Geschlechtes wieder erneuert.

So läßt sich auch die Frage beantworten, warum es unter den Perversen keineswegs weniger Neurotiker gibt, als unter den

Normalen. Das Nebeneinander des Positivs und des Negativs entsteht dann so, daß sich zwar im Verdrängungskampfe die Abtrennung eines Stückes, das dem Ich einverleibt und zum perversen Befriedigungsziel erhoben wird, als nötig erweist und auch erfolgreich durchgeführt wird — daß aber dann trotzdem die übrigen verdrängten Teile noch stark genug bleiben oder es im Laufe der Entwicklung wieder werden, um die kompromißweise Durchsetzung als Neurose zu erzwingen. Der einfachere Fall, wo es sich um verschiedene Fixierungsstellen handelt, die auf verschiedene Weise erledigt werden, bedarf hier keiner besonderen Erörterung.

Die Herabsetzung der Zensur im Traume bedeutet eine Erweiterung der Ichgrenzen gegen das Verdrängte hin. Demgemäß fällt es der Traumarbeit leicht, im Einzelfall ähnliches zu leisten wie das, was wir eben als einen Mechanismus zur Erledigung des Verdrängungskonfliktes im allgemeinen kennen gelernt haben — nämlich ein Stück des sonst zu Verdrängenden ins Ich (also in den manifesten Trauminhalt) zu übernehmen. Der von Rank[1] mitgeteilte Fall sowie die oben erwähnten Exhibitionsträume des Lehrers sind gute Beispiele, in denen sich Traum und Neurose gegenüberstehen, wie sonst Perversion und Neurose. Im Angsttraum wird der Erfolg infolge eines letzten Nachschubes der Verdrängung durch die Affektverwandlung wieder rückgängig gemacht, doch bleibt die Durchsetzung zum Ich in der größeren Durchsichtigkeit gerade der Angstträume erhalten.

Zur Perversion wird ein Partialtrieb also durch die Ausnahmsstellung die einen Teil der von ihm besetzten Vorstellungen vom Ich als Wunsch- und Lustziel eingeräumt wird, um seine Bundesgenossenschaft im Verdrängungskampfe, insbesondere gegen den Ödipuskomplex, zu erlangen. Es muß aber hervorgehoben werden, daß dies nur der Mechanismus, nicht das Motiv seiner Durchsetzung ist. Er wird nicht erst durch dieses Bundesverhältnis stark; im Gegenteil: seine elektive Hervorhebung beruht darauf, daß er — sei es durch konstitutionell-hereditäre Veranlagung, sei es durch besondere Befriedigungserlebnisse — über das normale Maß hinaus entwickelt ist.

---

[1] Rank, Perversion und Neurose, diese Zeitschrift, VIII/4, S. 403/4.

Selektionstheorie und Lustprinzip.

(Betrachtungen anläßlich der Lektüre von Erich Wasmanns Monographie über die Gastpflege der Ameisen.)[1]

Von Dr. **R. Brun** (Zürich).

„Doch alle Lust will Ewigkeit."
Nietzsche, „Zarathustra".

Die theoretische Biologie ist zurzeit in einer jener Krisen begriffen, wie sie in der Geschichte jeder Wissenschaft von Zeit zu Zeit eintreten müssen, wenn dieselbe nicht im Dogma überlieferter Lehrsätze erstarren soll. Ihre Methoden, ihre Grundbegriffe werden gegenwärtig von den verschiedensten Gesichtspunkten aus einer kritischen Revision unterzogen und manche ihrer Leitsätze und Theorien, mit denen wir seit 50 Jahren wie mit gesicherten Tatsachen zu rechnen gewohnt waren, sind heute ins Wanken geraten oder müssen sich zum mindesten erhebliche Modifikationen und Einschränkungen ihres Geltungsbereiches gefallen lassen.[2]

Auch der Selektionstheorie scheint dieses Schicksal nicht erspart geblieben zu sein: — ja, es stünde, falls gewisse Hyperkritiker recht behalten sollten, sogar zu befürchten, daß das ganze großartige Gedankengebäude, das Ch. Darwin vor 60 Jahren auf dem Boden der alten Lamarckschen Entwicklungslehre errichtet hat, infolge des Verlustes dieser seiner festesten Stütze demnächst zusammenbrechen würde!

---

[1] Es ist das besondere Verdienst von Prof. Julius Schaxel, Jena, für solche kritische Bestrebungen in den von ihm herausgegebenen „Abhandlungen zur theoretischen Biologie", die seit 1919 in zwangloser Folge in Gestalt selbständiger Hefte (Verlag von Gebr. Borntträger, Berlin) erscheinen, eine einheitliche Sammelstätte geschaffen zu haben.

[2] So wird z. B. wohl niemand behaupten wollen, der Kulturmensch übe den Sexualakt in der Absicht aus, die Gattung fortzupflanzen, oder ein Professor der physiologischen Chemie nehme seine Mahlzeiten ein, um seinem Organismus die nötigen Kalorien zuzuführen!

Die Selektionstheorie oder Lehre von der natürlichen Zuchtwahl besagt bekanntlich, daß unter den mannigfachen somatischen und psychischen Varianten, wie sie jede Spezies in einem gewissen Umfange darbietet (sogenannte individuelle Variationsbreite), auf die Dauer nur diejenigen zur Nachzucht oder „Auslese" gelangen, die sich für die Art im Daseinskampfe von irgendwelchem Vorteil erwiesen haben. Denn die mit solchen günstigen Varianten behafteten Individuen werden naturgemäß größere Aussicht haben, den Kampf ums Dasein zu bestehen („Überleben des Passendsten"), zur Fortpflanzung zu gelangen und damit ihre biologisch nützlichen Varianten auf ihre Nachkommenschaft zu vererben, als ihre weniger begünstigten Konkurrenten. So werden diese biologisch nützlichen individuellen Varianten im Wandel der Generationen mehr und mehr kumulieren und zu einer allmählichen Umgestaltung des Genotypus führen, die dann natürlich durchaus den Charakter einer „zweckmäßigen Anpassung" haben wird;[1] wogegen alle biologisch schädlichen oder auch nur indifferenten Varianten infolge dieses automatisch wirksamen Ausleseprozesses einer fortgesetzten Ausmerzung unterliegen und daher von vornherein zum Aussterben verdammt sind.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, die verschiedenen Einwendungen und Bedenken, welche neuerdings auch von biologischer Seite gegen den Darwinismus und insbesondere gegen die Selektionstheorie erhoben wurden, an dieser Stelle eingehend zu erörtern; vielmehr möchte ich hier nur auf eine Konsequenz dieser Lehre etwas näher eingehen, da wir damit ein Problem aufrollen, das meines Erachtens auch für die psychoanalytische Trieblehre von prinzipieller Bedeutung ist.

Zu den hereditär fixierten Arteigentümlichkeiten gehören bekanntlich auch die Besonderheiten des instinktiven, beziehungsweise psychischen Verhaltens („Behavior"), wie sie für jede Spezies charakteristisch sind. Sofern nun diese psychischen Artcharaktere ebenfalls das Produkt einer phylogenetischen Entwicklung sind (woran heute kein Naturforscher mehr

[1] Dabei ist es für die Selektionstheorie zunächst gleichgültig, ob die individuellen Varianten, die das Material für die natürliche Zuchtwahl abgeben, auf einer primären, endogenen Variabilität des Keimplasmas beruhen oder ob sie, wie der Lamarckismus behauptet, auf funktionellem Wege, d. h. durch individuelle Anpassung erworben wurden. Sofern es nämlich eine Vererbung erworbener Eigenschaften gibt (was ein Problem für sich ist), so werden auch diese erworbenen Charaktere, so gut wie die „primären" Varianten, der Naturalselektion unterworfen sein (Neolamarckismus).

zweifelt), müßte natürlich auch ihre Entwicklung dem Selektionsprinzip unterworfen gewesen sein; mit anderen Worten: Auch die phylogenetische Entwicklung der Triebe, Instinkthandlungen und der psychoplastischen Arteigentümlichkeiten hätte nach der Selektionstheorie ausschließlich unter der Herrschaft des Nützlichkeits- oder, wie die Psychoanalyse sagen würde, des „Realitätsprinzipes" gestanden; das „Lustprinzip" hätte dagegen an diesem Entwicklungsprozeß niemals den geringsten Anteil — wenigstens nicht im Sinne eines formativen Faktors — gehabt.

Dem scheint die Erfahrung zu widersprechen, daß die Ausübung aller instinktiven Tätigkeiten, ja schon die bloße Vorbereitung instinktiver Akte, mit Lust verknüpft ist — ja noch mehr: daß diese Lust sowohl der objektiven als der Selbstbeobachtung als das eigentlich „treibende", primäre Moment erscheint, ohne dessen Wirksamkeit die betreffenden Handlungen (die oft äußerst mühselig sind!) schwerlich auch nur begonnen, geschweige denn mit der Zähigkeit durchgeführt würden, die dem instinktiven Handeln eigen ist. Sicher ist jedenfalls, daß das Tier von der „Zweckmäßigkeit" seines instinktiven Handelns keine Ahnung hat (— daher denn auch die scholastische Definition des Instinktes die eines „unbewußt zweckmäßigen Handelns" war —), und daß sogar noch beim Kulturmenschen, der durch verstandesmäßige Überlegung u. U. von dieser Zweckmäßigkeit Kenntnis erlangen kann, für das triebhafte Handeln Nützlichkeitsgründe niemals ausschlaggebend sind.[1]

Man pflegt sich nun zwar über die eben angedeutete Schwierigkeit gerne hinwegzuhelfen, indem man sagt, die „Natur" habe sich die Erreichung ihrer, dem Individuum unersichtlichen „Ziele" eben dadurch zu sichern gewußt, daß sie auf die Ausübung der (manchmal wie gesagt, recht unbequemen!) Selbst- und arterhaltenden Instinkthandlungen eine „Lustprämie" setzte; — die Instinkthandlung sei eben deshalb so lustvoll, damit die Natur durch dieses Mittel — also gleichsam durch Bestechung — desto sicherer ihre Zwecke erreiche. Es bedarf aber keines großen Scharfsinns,

[1] E. Wasmann, S. J., Die Gastpflege der Ameisen, ihre biologischen und philosophischen Probleme. — Abhandlungen zur theoretischen Biologie. Herausgegeben von Julius Schaxel, Heft 4, Berlin 1920, Verlag von Gebr. Borntträger.

um einzusehen, daß unser Problem durch die Einführung dieser teleologischen Fiktion einer wirklichen Lösung in keiner Weise näher gebracht wird, daß diese Fiktion vielmehr weiter nichts als eine Erschleichung bedeutet: Denn die „Natur", auf die man sich dabei beruft, ist ja eben das, was durch die Theorie erklärt werden sollte; diese Erklärung wird aber nicht dadurch geleistet, daß man das zu Erklärende zum Deus ex machina einsetzt. Es wäre denn, daß man das Wort „Lustprämie" als den gleichsam allegorischen Ausdruck eines hypothetischen biologischen Gesetzes fassen würde, das etwa so lauten würde, daß unter den einer Spezies innewohnenden Instinktanlagen nur diejenigen Aussicht hätten, eine Fortentwicklung zu erfahren, die außer ihrer Nützlichkeit noch den Vorzug hätten, den sie ausübenden Individuen Lust zu gewähren. Damit wäre aber das Lustprinzip, das man soeben noch aus der biologischen Betrachtungsweise der Dinge verbannen wollte, durch eine Hintertür glücklich wieder eingeführt; es stünde nämlich jetzt als ein zweiter, gleichberechtigter formativer Faktor neben dem durch die Selektionstheorie sens. strict. vertretenen Realitätsprinzip, d. h. wir hätten also jetzt neben der Naturalselektion noch eine „Libidinalselektion" (sit venia verbo!), als einen zweiten maßgebenden Entwicklungsfaktor mit zu berücksichtigen! Und endlich könnte man zugunsten einer die phylogenetische Entwicklung mitbestimmenden Rolle des Lustprinzipes noch das biogenetische Grundgesetz (Häckel) ins Feld führen: Da wir nämlich die ontogenetische Entwicklung der Triebe durchweg unter der Führung und Herrschaft des Lustprinzipes vor sich gehen sehen, so wäre schwer einzusehen, daß dieses Primat nicht auch für die Phylogenie derselben Geltung gehabt haben sollte.

Doch das sind Spekulationen, die solange auf recht schwachen Füßen stehen, als sie nicht durch Beobachtungen gestützt werden, auf denen sich wenigstens eine begründete Hypothese aufbauen ließe! Es lag auch keineswegs in meiner Absicht, durch die vorstehenden Ausführungen auch nur den Anschein einer voreiligen Stellungnahme in der Frage zu erwecken; vielmehr sollten die obigen Andeutungen lediglich die Fragestellung etwas näher präzisieren und es so dem Leser ermöglichen, die Beobachtungstatsachen, über welche ich im folgenden kurz referieren möchte, in ihrer ganzen Tragweite zu würdigen. Diese Beobachtungsreihen hat in jahrzehntelanger, peinlich exakter Arbeit der als Ameisenbiologe rühmlichst bekannte Jesuitenpater Erich Wasmann, Professor am St. Ignatiuskolleg in Valkenburg (Holland) gesammelt

und kürzlich in einer in der Schaxelschen Sammlung erschienenen Monographie übersichtlich zusammengefaßt.[1]

Die Forschungen Wasmanns, über welche ich im folgenden berichten möchte, erstrecken sich auf die Gastpflege der Ameisen: Wie alle sozialen Gebilde, so wurde und wird auch der Ameisenstaat von einem ganzen Heer ungebetener Gäste, Profithascher und Parasiten heimgesucht. Von diesen, beiläufig über 2000 Arten zählenden „ameisenfreundlichen" (myrmekophilen) Insekten, Spinnentieren, Asseln usw. werden aber weitaus die meisten von den Ameisen mit feindlicher Aufmerksamkeit verfolgt (sogenannte „Synechtren") oder dank ihrer mehr oder minder raffinierten Schutz-(Mimikry-) oder Trutzgestalt nur geduldet (Synöken); nur einer relativ kleinen Minderheit ist es gelungen, sich dermaßen in das Vertrauen ihrer Wirte einzuschleichen, daß sie von diesen in ihre soziale Gemeinschaft aufgenommen, ja sogar als Haustiere liebevoll gehegt und gepflegt werden: Dies sind die echten Ameisengäste oder Symphilen, zu denen namentlich gewisse Kurzflügler-Käfer aus der Sippe der Lomechusinen, dann die durch ihre abenteuerliche Fühlergestaltung merkwürdigen Paussiden und Clavigeriden gehören. Ihre höchste Entwicklung hat aber die Gastpflege bei den Lomechusinen erreicht, deren Angehörige mit zwei Hauptgattungen, Lomechusa und Atemeles, bei verschiedenen Formica-Arten leben. Und zwar werden hier nicht nur die Käfer selbst, sondern auch deren Larven von den Ameisen gastlich gepflegt und gefüttert und das, trotzdem sie als heimliche Räuber grausam unter der Brut der Ameisen aufräumen! Aber noch mehr: Die Symphilen schädigen den Ameisenstaat noch auf eine andere, mehr indirekte Weise: Indem nämlich die Ameisen fortgesetzt ihre ganze Aufmerksamkeit der Fütterung ihrer unersättlichen Lieblinge zuwenden, vernachlässigen sie ihr eigene Brut, so daß namentlich die zu weiblichen Geschlechtstieren bestimmten Larven an Unterernährung leiden und zu eigentümlichen Krüppelwesen, sogenannten Pseudogynen, heranwachsen — traurigen, flügellosen Geschöpfen, die weder zur Fortpflanzung noch zum Arbeiterberufe tauglich sind. Der Zusammenhang der Pseudogynenbildung im Ameisenstaate mit der Anwesenheit und Zucht symphiler Käfer wurde von Wasmann durch langjährige geduldige Untersuchungen über

[1] Erich Wasmann S. J., Die Gastpflege der Ameisen, ihre biologischen und philosophischen Probleme. — Abhandlungen zur theoretischen Biologie, herausgegeben von Julius Schaxel, Heft 4, Berlin 1920, Verlag von Gebr. Borntträger.

jeden Zweifel sichergestellt; Wasmann hat auch gezeigt, daß in denjenigen Kolonien, in denen die Lomechusenzucht jahrelang im großen betrieben wird, die Zahl der Pseudogynen seuchenartig derart zunehmen kann, daß die Existenz der betreffenden Staaten ernstlich gefährdet wird, so daß dieselben dem Untergange verfallen. Die Ameisen züchten sich also in ihren Gästen, ohne es zu ahnen, selbst ihre schlimmsten Feinde heran!

Was veranlaßt aber die Ameisen, die Interessen ihres Staatswesens in so sträflich leichtsinniger Weise zu vernachlässigen? Auch das Geheimnis dieser seltsamen Instinktirrung hat Wasmann ergründet: Die symphilen Käfer sondern aus eigenartigen Haarbüscheln, den sogenannten Trichomen, die paarig an den Seiten des Hinterleibes angeordnet sind und zwischen deren Haaren die Ausführgänge je einer Drüse münden, ein ätherisch-öliges Exsudat aus, das von den Ameisen mit leidenschaftlicher Gier aufgeleckt wird und das offenbar eine berauschende Wirkung auf sie ausübt; dieses Narkotikum ist die Gegengabe, welche die Symphilen den Ameisen darbieten; der Zauberschlüssel, mit dessen Hilfe es ihnen gelang, in die Raubburgen der sonst so gefürchteten Herren der Insektenwelt einzudringen und sich ihre Zuneigung und liebevolle Pflege zu erschleichen. Aber auch noch in anderer Weise haben sich die Symphilen an das Zusammenleben mit den Ameisen angepaßt; sie befleißen sich z. B. eines möglichst ameisenartigen Benehmens, indem sie die „Fühlersprache" der Ameisen nachahmen, ihre Pfleger nach Ameisenart um Futter anbetteln usw.

Wir sehen somit, daß sich die Symphilie, das echte Gastverhältnis in mehreren charakteristischen Punkten von allen übrigen, bisher bekannt gewordenen Formen der Symbiose unterscheidet: Vom Parasitismus dadurch, daß die Gäste den Ameisen immerhin eine Gegengabe in Gestalt eines angenehmen Exsudates darbieten; von einer echten Symbiose (im engeren Sinne) dadurch, daß nur der eine Teil, die Gäste, aus dem Verhältnis wirklichen biologischen Nutzen zieht, während der andere Teil, die Ameisen, von ihren Gästen lediglich einen Lustgewinn haben, den sie jedoch mit einer mehr oder weniger schweren Schädigung ihres Gemeinwesens teuer genug erkaufen müssen. — Mit der Selektionstheorie würde die Symphilie, soweit wir sie bis jetzt betrachtet haben, nicht im Widerspruch stehen: Die Gäste haben sich an das Zusammenleben mit den Ameisen angepaßt, indem sie auf eine

bei diesen sozialen Insekten allgemein verbreitete und sehr stark entwickelte Eigenschaft, nämlich auf ihre Naschhaftigkeit spekulierten; diejenigen unter ihnen, bei denen das Exsudatgewebe am vollkommensten entwickelt war, hatten unter diesen Umständen natürlich die beste Aussicht, von den Ameisen als Pfleglinge adoptiert zu werden, das heißt, die Ameisen zu veranlassen, ihre Brutpflege-Instinkte auf die fremden Gäste auszudehnen. Und diese Spekulation konnte ihnen um so besser gelingen, als nach neuesten Forschungen des bekannten amerikanischen Ameisenbiologen W. M. Wheeler auch die normale Brutpflege der Ameisen eine Stimulation durch einen von den Larven ausgehenden Lustreiz erfährt: Wheeler fand nämlich, daß die Larven vieler — wenn nicht aller — Ameisenarten bei der Fütterung aus ihren Speicheldrüsen ein Exsudattröpfchen abgeben, das dann von der fütternden Ameise begierig aufgeleckt wird, bei den Larven einiger Arten (Paedalgus) sind die Speicheldrüsen sogar zu mächtigen Exsudatorganen, ähnlich denen der symphilen Käfer, umgebildet! Ob hier bei der Fütterung ein eigentlicher Nahrungsaustausch zwischen der Ameise und der Larve, — eine „Trophallaxis" — stattfindet, wie Wheeler meint, ist nach Wasmann allerdings zweifelhaft; sicher scheint aber, daß auch schon die normalen Pfleglinge der Ameisen, deren eigene Larven, ihre Ammen durch Darbietung eines angenehmen Exsudates, also wiederum einer „Lustprämie", zur Brutpflege anreizen. Die biologische Tragweite dieser überraschenden Entdeckung Wheelers kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden; man darf ruhig behaupten, daß seitdem das Problem der Staatenbildung im Insektenreich in einem ganz neuen Lichte erscheint! Man wußte schon lange, daß die Bildung des Insektenstaates aufs innigste mit den gesteigerten Anforderungen der Brutpflege zusammenhängt; die immer komplizierter und aufreibender sich gestaltende Brutpflege war es zweifellos, was die Ausbildung einer dritten, „geschlechtslosen" Arbeiterinnenkaste neben den Geschlechtstieren erzwang. Die allmähliche Differenzierung dieses, auf sexuelle Triebbefriedigung vollständig und von vornherein verzichtenden dritten Geschlechtes galt bisher als das großartigste Beispiel einer phylogenetischen Triebsublimierung, das wir kennen. Wenn es sich nun aber ganz allgemein herausstellen sollte, daß diese, ausschließlich dem Ammenberufe (im weitesten Sinne) lebenden

Arbeiterinnen aus ihrer scheinbar so „selbstlosen", aufopferungsvollen Tätigkeit doch auch einen nicht unbeträchtlichen unmittelbaren Lustgewinn ziehen, so hätte damit dieser eigenartige Fall von „Sublimierung" manches von seiner bisherigen Rätselhaftigkeit verloren!

Genug, um nun wieder zur Symphilie zurückzukehren: Wir sehen, daß diese eigenartige biologische Erscheinung unserem Verständnis nunmehr plötzlich um ein ganzes Stück näher gerückt ist: Die Symphilie erscheint nun — im Lichte der neuen Entdeckung Wheelers betrachtet — lediglich als ein biologischer Parallelfall jenes eigentümlichen, aus der Klinik der Neurosen wohlbekannten Phänomens der Objektverschiebung eines an sich normalen Triebes:[1] Die Ameisen haben ihren Brutpflegetrieb auf die fremden Gäste ausgedehnt (verschoben), weil sie dabei dieselbe Lust — und wohl sogar in noch höherem Grade — wiederfanden, die ihnen auch aus der Fütterung ihrer normalen Pfleglinge erwächst. Dabei ist allerdings noch ein Unterschied zu beachten, dem aber, triebphysiologisch gesprochen, keine allzu große Bedeutung zukommt; der Unterschied nämlich, daß die Ameisenlarven ihren Pflegern das lustvolle Exsudat aus dem Munde, das heißt also, direkt während der Fütterung verabreichen, während die symphilen Käfer ihnen dasselbe an den am Hinterleibe sitzenden Trichomen darbieten. Mit anderen Worten: es fand außer der Objektverschiebung auch noch eine Verschiebung der lustspendenden („erogenen")[2] Zone statt.

Der soeben gemachte Vergleich mit gewissen neurotischen Vorgängen des menschlichen Trieblebens wird beim Leser die Vermutung geweckt haben, daß es sich auch bei der Symphilie um eine pathologische Erscheinung am Sozialkörper des Ameisenstaates, gewissermaßen um eine Massenneurose

---

[1] Cfr. Freud S., Triebe und Triebschicksale. Intern. Zeitschr. f. ärztl. Psa. III, 1915, und Kleine Schriften zur Neurosenlehre, IV. Folge, XVI.

[2] Da das Exsudat nicht allein der Symphilen, sondern höchstwahrscheinlich auch der Ameisenlarven nach Wasmann keinen Nährwert, sondern lediglich Genußwert besitzt, so wäre nach Freuds Definition sowohl der Symphilie- als der normale Brutpflegetrieb der Ameisen letzten Endes aus dem Sexualtrieb, als eine Abwandlung ursprünglich „libidinöser" Triebregungen abzuleiten. Übrigens eine hübsche Bestätigung der seinerzeit schon von Forel geäußerten Vermutung, daß die Staatenbildung im Insektenreiche ihre letzten Ursachen im Sexualtriebe habe! — Cfr. über die sexuellen Wurzeln der Staatenbildung und Freud: „Totem und Tabu" und „Massenpsychologie und Ichanalyse".

des Brutpflege-Instinktes der Ameisen, handle. Diese Auffassung wurde denn auch bisher von fast allen Myrmekologen, die sich mit dem Symphilieproblem befaßt haben, vertreten; man vergleiche beispielsweise die Darstellung, die Escherich in seinem bekannten Werke[1] von der Symphilie gegeben hat: Man beschrieb die Symphilie als eine krankhafte Sucht der Ameisen, etwa dem Alkoholismus innerhalb der menschlichen Gesellschaft vergleichbar, der ja auch das Familienleben derer, die ihm verfallen, langsam aber sicher von Grund aus ruiniert. So bestechend diese Analogie erscheinen mag, so hält sie, wenn wir Wasmann Glauben schenken dürfen, einer strengeren Kritik dennoch nicht stand: Vielmehr glaubt Wasmann auf Grund eines umfangreichen Tatsachenmateriales den strikten Nachweis erbracht zu haben, daß die Symphilie, weit entfernt, eine bloße „Sucht" oder pathologische „Verirrung" des Brutpflege-Instinktes zu sein, einer bei den betreffenden Ameisenarten tief eingewurzelten erblichen Neigung zur Aufzucht solcher Gäste entspreche, daß es, mit anderen Worten, spezifische, erbliche Symphilie-Instinkte gebe!

Die Tatsachen, welche Wasmann zu dieser, von der bisherigen gänzlich abweichenden und auf den ersten Blick allerdings befremdlichen Auffassung vom Wesen der Symphilie führten, sind kurz folgende: Einmal — und vor allem — seine schon vor Jahren gemachte und seither von zahlreichen Autoren immer wieder bestätigte Beobachtung, daß die verschiedenen symphilen Käferarten nicht etwa unterschiedslos bei den verschiedensten Ameisenarten hospitieren, sondern daß jede Ameisenart, sofern sie überhaupt Symphilie treibt, ihre ganz bestimmte Käferart, und nur diese, zu Gaste hat. So kommt z. B. Lomechusa strumosa, der bekannteste symphile Käfer, in der Natur nur bei der Sklaven haltenden blutroten Raubameise (Formica sanguinea) vor; von anderen Formica-Arten wird zwar der entwickelte Käfer im künstlichen Nest ebenfalls unmittelbar gastlich aufgenommen, nicht aber dessen Larven; diese werden nur von Formica sanguinea gastlich gepflegt, von allen anderen Formica-Arten dagegen ohne weiteres aufgefressen. Ähnlich verhält es sich mit den Arten der Gattung Atemeles. So kommt zum Beispiel Atemeles emarginatus nur bei Formica fusca, der ihm sehr ähnliche Atemeles paradoxus dagegen nur bei

[1] Escherich K., Die Ameise. 2. Aufl., Braunschweig (Vieweg) 1917.

Formica rufibarbis (einer Rasse von Formica fusca!) vor. Atemeles pubicollis subspec. truncicoloides hat als Larvenwirt[1] nur die Formica truncicola (eine Rasse von Formica rufa); Atemeles pratensoides wird einzig von der Rufa-Rasse Formica pratensis gastlich aufgenommen usw. — Wir sehen also, daß nicht allein die verschiedenen Formica-Arten, sondern innerhalb jeder Art sogar die verschiedenen Rassen ihre eigenen, spezifischen Gäste haben, während sie andere Gäste entweder überhaupt nicht oder doch nur die entwickelten Käfer, nicht aber deren Larven bei sich aufnehmen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese ökologischen Tatsachen sehr zugunsten der Wasmannschen Annahme sprechen, daß die Ameisen auf ihre respektiven Gäste zufolge eines erblich fixierten Geruchsengrammes von vorneherein freundschaftlich eingestellt sind; würden sie dieselben jeweilen erst im individuellen Dasein kennen und wegen ihres angenehmen Exsudates schätzen lernen, so wäre in der Tat nicht einzusehen, warum sie dann nicht unterschiedslos alle beliebigen Käfer, welche diese angenehmen Eigenschaften darbieten, gastlich bei sich aufnehmen und pflegen würden. Den strikten Beweis, daß dem so ist, hat aber Wasmann überdies noch durch das folgende Experiment erbracht: Er isolierte eine Anzahl junger, eben aus der Puppe geschlüpfter Arbeiterinnen von Formica sanguinea aus einem Neste, das zufällig in dieser Saison gerade keine Lomechusa beherbergte, und bildete aus ihnen eine künstliche „Autodidaktenkolonie". Als er nun diesen „Autodidakten" eine Anzahl Lomechusa-Käfer darbot, nahmen sie diese sofort begeistert bei sich auf, obschon sie die Gäste ihrer Lebtag noch niemals gesehen noch ihren Geruch, geschweige denn ihre reiz-

[1] Es ist hier nämlich nachzutragen, daß die Atemeles-Arten sämtlich „doppelwirtig" sind; im Gegensatz zu Lomechusa, die ihre ganze Lebenszeit in den Nestern der Formica sanguinea zubringen, leben die Atemeles nur im Frühjahr und Sommer bei ihren respektiven Formica-Wirten, um sich dort zu paaren und sodann ihre Brut von den Formica erziehen zu lassen. Sobald im Hochsommer die frisch entwickelten Käfer der neuen Generation aus der Puppe geschlüpft sind, verlassen sie fluchtartig das Formica-Nest und suchen nach Absolvierung einer längeren „Quarantäne" (während welcher sie den ihnen anhaftenden Formica-Geruch loswerden) Nester der kleinen Myrmica rubra (einer Ameisenart, die einer ganz anderen Unterfamilie angehört!) auf, um dort zu überwintern. Im nächsten Frühjahr kehren sie dann wieder zu ihren Formica-Wirten zurück; ja, sie werden von diesen sogar vielfach aus den Myrmica-Nestern direkt abgeholt! (Wasmann.) — Auf die biologischen Ursachen dieser Doppelwirtigkeit von Atemeles kann von uns hier nicht näher eingegangen werden.

vollen Eigenschaften in ihrem bisherigen kurzen Dasein kennen gelernt hatten! Sehr lehrreich in dieser Beziehung ist auch das Verhalten der „Sklaven“ von Formica sanguinea (Formica fusca) zu den Gästen ihrer Herrinnen: Bringt man eine Anzahl Lomechusa in eine Sanguinea-Kolonie, die bisher noch keine solchen Gäste beherbergt hat, so werden die Käfer von den Sklaven anfänglich feindselig oder zum mindesten sehr mißtrauisch behandelt, im auffallenden Gegensatze zu dem Verhalten der Sanguinea, welche die Käfer sofort in liebevolle Obhut nehmen. Die Erklärung dieses verschiedenen Benehmens ist sehr einfach: In den selbständigen Fusca-Kolonien werden die Lomechusa anfänglich stets feindlich angegriffen; später können einzelne Fusca die fremden Gäste dann allerdings durch individuelle Erfahrung kennen lernen und sich an sie gewöhnen; zu einer dauernden Lomechusa-Pflege kommt es jedoch dabei nie und die Lomechusa-Larven, die Wasmann den Fusca gab, wurden stets ohne weiteres aufgefressen. Deutlicher als durch diese Versuche könnte der fundamentale Unterschied zwischen einer erblichen Instinktdisposition und einer individuell erworbenen Instinktmodifikation, beziehungsweise -regulation gar nicht demonstriert werden!

Die Existenz spezifischer Symphilie-Instinkte auf Seite der Ameisen dürfte durch diese Beobachtungen über jeden Zweifel erwiesen sein, und es ergibt sich somit die überraschende Tatsache, daß nicht allein die Gäste sich an die Ameisen, sondern auch umgekehrt die Ameisen sich an die Gäste angepaßt haben. (Die Vorliebe und Fähigkeit einzelner Arten für die Pflege und Zucht bestimmter Gäste ist, mit anderen Worten, ebenso eine stammesgeschichtlich [„kleronom“] erworbene Spezies-Eigentümlichkeit, wie z. B. ihre erbliche Neigung und hochspezialisierte Fähigkeit zur Haltung von sogenannten Sklaven.) Ja noch mehr: Manche Beobachtungen Wasmanns legen sogar die Vermutung nahe, daß die Ameisen im Laufe der Phylogenie auch eine Art aktiver Zuchtwahl, eine „Amikalselektion“, an ihren Gästen ausübten, die hinsichtlich ihrer Wirkungen durchaus der künstlichen Zuchtwahl an die Seite zu stellen wäre, die der Mensch an seinen Haustieren ausübte und noch fortgesetzt ausübt! So konnte Wasmann z. B. „sowohl in künstlichen Nestern wie in freier Natur übereinstimmend feststellen, daß die Ameisen vielfach bestimmte Pärchen ihrer echten Gäste zur Nachzucht ‚auslesen‘, indem sie dieselben besonders eifrig pflegen, während sie

die übrigen vernachlässigen oder sogar aus ihren Nestern vertreiben". Auch die Entstehung der außerordentlich bizarren Fühleranhänge der Paussiden — die symphilen Trichome sitzen nämlich bei diesen merkwürdigen Käfern an den Antennen — ist durch „natürliche" Zuchtwahl einfach nicht zu erklären: vielmehr sind wir nach Wasmann auch hier schlechterdings genötigt, eine aktive Zuchtwahl, eine Amikalselektion von seiten der Ameisen anzunehmen.[1] Die besondere Wirkungsweise der Amikalselektion, das heißt die Art und Weise, wie dieselbe zur Entwicklung und Weiterbildung der spezifischen symphilen Anpassungscharaktere der Gäste führte, beruht nach Wasmann auf zwei Faktoren: Erstens auf der funktionellen Reizwirkung, welche durch die fortwährende Beleckung bestimmter Körperstellen der Gäste auf die Entwicklung der daselbst in der Anlage vorhandenen Exsudatgewebe ausgeübt wird; zweitens darauf, daß die Ameisen immer diejenigen Pärchen ihrer Gäste, welche die von ihnen begehrten Exsudate am reichlichsten und in der besten Qualität aufwiesen, besonders eifrig pflegten und schließlich allein zur Nachzucht auslasen.

Ob es nun eine Amikalselektion im Sinne Wasmanns gibt oder nicht (wir persönlich sehen keinen Grund daran zu zweifeln), soll hier nicht näher untersucht werden: Die grundlegende Bedeutung der Wasmannschen Beobachtungen liegt für uns vielmehr darin, daß durch sie bei den Ameisen zum erstenmal der einwandfreie Nachweis der Existenz von hochkomplizierten und -spezifischen Instinkten erbracht wird, die in keiner Weise „artdienlich" sind, deren Ausübung der Art vielmehr sogar zum schwersten Schaden gereicht und auf die Dauer geradezu ihre Existenz gefährdet, deren Entstehung somit durch die Naturalselektion nicht zu erklären ist! Ja, wir können sogar ruhig sagen, daß sich diese artschädlichen Instinkte der natürlichen Zuchtwahl zum Trotz entwickelt haben, einfach deshalb, weil sie für die Ameisen lustvoll sind.[2]

---

[1] Von der künstlichen Zuchtwahl des Menschen würde sich die „Amikalselektion der Ameisen" an ihren Haustieren lediglich dadurch unterscheiden, daß sie keiner bewußten, intelligenten Überlegung und Absicht entspringt, sondern rein instinktiv ausgeübt wird.

[2] Wheeler und andere glaubten gegen die Wasmannschen Symphilie-Instinkte den Einwand erheben zu müssen, daß die Entstehung derartiger, für die Art schädlicher Instinkte schon deshalb unmöglich sei, weil

So sehr wir die Stichhältigkeit der scharfsinnigen Beweisführung, die der hervorragende Ameisenbiologe Wasmann zugunsten seiner spezifischen Symphilie-Instinkte und seiner Amikalselektion ins Feld führte, anerkennen mußten, so wenig vermögen wir der letzten philosophischen Ausdeutung zu folgen, die der Jesuitenpater Wasmann seinen überraschenden Entdeckungen gegeben hat: Er geht dabei aus von der bekannten Schrift des Münchener Philosophen Erich Becher,[1] die in den merkwürdigen Anpassungserscheinungen, die gewisse Pflanzengallen, scheinbar eigens zugunsten ihrer fremden Parasiten (der Larven kleiner Gallinsekten), aufweisen, den Ausdruck einer „fremddienlichen Zweckmäßigkeit" erblickt. Ein ähnlicher Fall, so meint Wasmann, liege nun bei der Symphilie im Tierreich vor: Da die Symphilie-Instinkte der Ameisen nachgewiesenermaßen nicht diesen selbst, sondern einzig und allein den Gästen nützen, so seien sie eben „fremddienlich zweckmäßig". Und diese fremddienliche Zweckmäßigkeit, die mit der Naturauslese Darwins in vollkommenem Widerspruch stehe, dieses Beispiel einer „wundervollen Harmonie zwischen selbstdienlicher (insofern, als einerseits die Exsudate der symphilen Gäste die individuelle Naschhaftigkeit der Ameisen, die Fütterung und Pflege der Gäste andererseits diese selbst befriedigen), artdienlicher (vom Standpunkte der Gäste) und fremddienlicher Zweckmäßigkeit", könne nur das Werk eines „überindividuellen Seelischen", einer über dem Naturgeschehen waltenden „höheren Weisheit" sein! — So klingt denn — gewiß zum allgemeinen Kopfschütteln der meisten Biologen — das schöne und an wertvollsten Anregungen reiche Werk Wasmanns befremdlich genug — in einen über zwanzig Seiten umfassenden Hymnus auf das Wesen Gottes aus!

Wir aber, die wir auf dem Boden der bei der Erklärung des Naturgeschehens unseres Erachtens einzig erlaubten phänomenologisch-kausalen Betrachtungsweise stehen, wir

---

ja diejenigen Ameisenkolonien, welche derartigen Neigungen frönen, unrettbar dem Aussterben verfallen; folglich könnten sie allfällig dabei erworbene Modifikationen ihres Brutpflege-Instinktes niemals auf ihre Nachkommen weitervererben. Dagegen bemerkt Wasmann erstens — und mit Recht! — daß die Existenz solcher Instinkte nun einmal schlechterdings einfach feststehe („contra factum non valet illatio!"); sodann aber, daß die Vererbung sehr wohl noch in einem relativ frühen („palingenetischen") Stadium der Lomechusenzucht erfolgen können, in welchem die Existenz der betreffenden Kolonien durch die Symphilie noch nicht gefährdet war.

[1] Becher E., Die fremddienliche Zweckmäßigkeit der Pflanzengallen und die Hypothese eines überindividuellen Seelischen. Leipzig 1917.

möchten fast vermuten, daß Wasmann, seiner Weltanschauung zuliebe, sich hier künstlich ein Dilemma konstruierte, das in Wirklichkeit gar nicht besteht. Daß die Symphilie-Instinkte für die Ameisen nicht artdienlich sind und daß die phylogenetische Entwicklung solcher nicht artdienlicher Instinkte im Widerspruch zur Selektionstheorie steht, geben wir Wasmann ohne weiteres zu. Aber daraus, daß sie nicht artdienlich sind, folgt doch noch keineswegs, daß sie „fremddienlich" sein müssen; sie brauchen überhaupt nicht „dienlich" zu sein! Die Tatsache, daß die Beleckung der Trichome den Ameisen eine intensive Lust gewährte, genügt unseres Erachtens für sich allein schon, um das Zustandekommen jener eigentümlichen Objektverschiebung zu erklären, welche die Ameisen vornahmen, als sie in ihrer phylogenetischen Vorzeit ihre Brutpflege-Instinkte auf die so „wohlschmeckenden" Käfer übertrugen (ein Vorgang, der übrigens, um es nochmals zu betonen, durchaus den aus der menschlichen Psychologie und Psychopathologie bekannten Gefühlsübertragungen im Laufe der individuellen [embiontischen] Entwicklung entspricht). Und dieser in der Übertragung wiederum und vielleicht sogar in noch höherem Maße gefundene Lustgewinn erklärt uns auch ausreichend, weshalb die Ameisen an dieser Gefühlsübertragung, sobald sie einmal gewonnen war, Generationen hindurch so zähe festhielten, bis sich schließlich aus der ursprünglichen Triebverschiebung ein neuer, komplizierter erblicher Instinkt entwickeln konnte. Daß und wie die Entwicklung eines derartigen artschädlichen, zum mindesten aber nicht artdienlichen Instinktes der Naturalselektion zum Trotz vor sich gehen konnte, darüber hat uns ja Wasmann selbst belehrt, indem er zeigte, daß sich die schädlichen Wirkungen der Symphilie erst in einem relativ späten Stadium der ontogenetischen Entwicklung der Ameisenkolonie geltend machen; die Ameisen konnten somit ihre erworbene Neigung zu jener Triebverschiebung sehr wohl noch zu einer Zeit auf ihre Nachkommenschaft vererben,[1] wo von einer Degeneration der Kolonie infolge dieses „Lasters" noch nicht gesprochen werden kann.

Wir sehen also, daß wir zur Erklärung des Zustandekommens der Symphilie weder an Wasmanns „fremddienliche Zweckmäßigkeit", noch an ein über dem Naturgeschehen waltendes „überindividuelles Seelisches" zu appellieren brauchen; vielmehr

[1] Auf die Frage, wie überhaupt im Insektenstaat eine Vererbung von Eigenschaften, deren Funktionsträger ausschließlich die nicht fortpflanzungsfähigen Arbeiterinnen sind, vor sich gehen kann, auf dieses schwierige Problem der Vererbungslehre kann hier nicht eingegangen werden.

findet diese merkwürdige Erscheinung ihre vollkommenausreichende Erklärung, sobald wir neben der Naturalselektion sensu strict. noch ein zweites Prinzip, nämlich das **Lustprinzip,** in die Reihe der phylogenetisch wirksamen Faktoren einführen. Mit anderen Worten: Die Erscheinungen der Gastpflege bei den Ameisen nötigen uns tatsächlich zu einer teilweisen Revision der Selektionstheorie oder, bescheidener ausgedrückt, zu einer Modifikation ihrer bisherigen Fassung, in dem Sinne, daß bei der phylogenetischen Entstehung und Entwicklung neuer Artcharaktere dem Lustprinzip eine viel größere Bedeutung zukommen dürfte, als dies bisher angenommen wurde, und zwar die Bedeutung eines selbständigen phylogenetischen Faktors, der in die Morpho- und Psychogenese der Organismenwelt **neben** der Naturalselektion — und sicher oft genug sogar **gegen** dieselbe — modifizierend eingreift, das letztere natürlich dann jeweilen nur solange, als die betreffende Art dazu herhält. Wirkt das Lustprinzip — die „Libidinalselektion" — der (das Realitätsprinzip vertretenden) Naturalselektion (im alten Sinne!) entgegen, so können die Folgen für die betreffende Art auf die Dauer in der Tat verderbliche sein, das heißt, die betreffende Spezies wird langsam, aber sicher dem Aussterben entgegengehen. So ist es beispielsweise unseres Erachtens gar nicht ausgeschlossen, daß die der Symphilie ergebenen Ameisenarten nach Ablauf von einigen weiteren hunderttausend Jahren ihre Lust mit schwerer Degeneration, die schließlich zum Aussterben führen wird, büßen werden. Sicher werden die betreffenden Arten, in Anbetracht der hohen Spezifizierung, die der Symphilie-Instinkt bei ihnen bereits erreicht hat, von der durch denselben gewährten Organlust kaum mehr ablassen, sondern, eben zufolge dieser mit dem Instinkt verknüpften intensiven Lust, eher die Tendenz zeigen, denselben noch höher, eventuell eben bis zu jener Höhe zu entwickeln, wo er für das weitere Gedeihen der Art unbedingt gefährlich werden muß. Wem diese letzte Konsequenz zu weit gezogen scheint (vielleicht, weil er sich noch nicht genügend von den althergebrachten Anschauungen über die Wirkung der natürlichen Zuchtwahl freizumachen vermag), den möchten wir hier nur daran erinnern, daß ja, seitdem auf unserem Planeten das Leben seinen Anfang nahm, tausend und aber tausend Arten tatsächlich ausgestorben sind und daß wir ferner aus der Biologie zahl-

reiche Beispiele von Arten kennen, die sich gegenwärtig infolge einer zu weitgegangenen Überspezialisierung auf dem Aussterbe-Etat befinden. Und sehen wir uns diese Fälle näher an, so finden wir durchwegs, daß die betreffenden Arten dieses Schicksal einer zu weitgehenden Hingabe an das Lustprinzip zu verdanken haben. Nur ein Beispiel, wieder aus der Ameisenbiologie: Bei den Ameisen — den sozialsten aller Lebewesen — ist auch eine eigenartige soziale Degenerationserscheinung weit verbreitet, die man als sozialen Parasitismus bezeichnet und dessen gemeinsames Kennzeichen darin besteht, daß die befruchteten Weibchen (Königinnen) der betreffenden Arten nach dem Hochzeitsfluge nicht mehr imstande sind, allein eine neue Kolonie zu gründen, sondern daß sie dazu von vornherein der Mithilfe von Arbeiterinnen bedürfen. Sie suchen also ein Nest einer fremden Art auf, lassen sich von den Arbeiterinnen desselben „adoptieren" und ihre Brut von den so gewonnenen fremden Hilfskräften aufziehen, wodurch sie natürlich aller Mühe und Plage des Nestbaues, der Brutpflege usw. enthoben sind. In der Regel beseitigt das eingedrungene Parasitenweibchen, sobald es adoptiert ist, die angestammte Königin ihrer Hilfsameisen durch Meuchelmord; in gewissen, seltenen Fällen wird jedoch die alte Königin von ihren eigenen Artgenossen umgebracht, indem diese, sobald die Parasitin in ihrer Mitte weilt, von einer seltsamen Instinktverblendung erfaßt zu werden scheinen, derart, daß ihnen der fremde Eindringling nunmehr plötzlich weit anziehender, reizvoller, als ihre stammeseigene Königin erscheint! Und zwar dürfte dieser faszinierende Reiz welcher von der Parasitenkönigin ausgeht und dem zuliebe die Ameisen unbedenklich ihre heiligsten Güter, nämlich den Fortbestand ihrer Kolonie, opfern, nach neueren Forschungen wiederum darauf beruhen, daß das fremde Parasitenweibchen ihren Hilfsameisen ein berauschendes Exsudat liefert; es verhält sich somit ganz ähnlich wie ein symphiler Käfer, nur mit dem — für die Hilfsameisen sehr wesentlichen — Unterschied, daß deren Stamm durch die Tötung der eigenen Königin unfehlbar dem Aussterben verfällt, das heißt die Hilfsameisen sterben mangels eines weiteren eigenen Nachwuchses allmählich aus und die ursprünglich gemischte Kolonie besteht in späteren Stadien lediglich aus der Parasitenart. In einigen Fällen hat der soziale Parasitismus der Weibchen jedoch auch zu einer vollständigen Degeneration der sozialen Instinkte der betreffenden „Herrenart" geführt, die so weit gehen kann, daß auch die Arbeiterinnen der

parasitischen Art vollkommen abhängig von ihren Hilfsameisen werden und zum Beispiel sogar das Fressen verlernt haben, so daß sie von ihren „Sklaven“ wie Säuglinge gefüttert werden müssen! Sie beschäftigen sich dann ausschließlich nur noch mit dem Sklavenraub, das heißt mit der Plünderung fremder Nester ihrer Hilfsameisenart; sie berauben dieselben ihrer Puppen, lassen diese zu Hause von ihren Sklaven erziehen und verschaffen sich so gleichsam künstlich immer von neuem den nötigen Nachwuchs an Hilfsameisen. Aber es kommt noch besser: Es kann nun nämlich geschehen, daß die „Herren“ sogar dieses Räuberhandwerk noch verlernen und nun wirklich nichts mehr als faule Parasiten sind, die sich von ihren Sklaven bedienen lassen. Dann ist der Arbeiterstand bei ihnen natürlich überflüssig geworden und stirbt schließlich aus. Das bekannteste und berühmteste Beispiel einer solchen äußersten parasitischen Degeneration ist die arbeiterlose Ameisenart Anergates atratulus, die bei der kleinen braunen Rasenameise (Tetramorium caespitum) schmarotzt. Da auch hier nach erfolgter Adoption des Parasitenweibchens die angestammte Königin von den Tetramorien regelmäßig getötet wird und andererseits die „Herren“, die keine eigenen Arbeiterinnen mehr besitzen, unfähig sind, sich weitere Sklaven durch Raub zu verschaffen, so sind sie nach dem Aussterben der letzten Hilfsameisen gleichfalls dem Untergang verfallen und müssen elendiglich zu grunde gehen. Und dieser Umstand ist wohl in erster Linie daran schuld, daß Anergates atratulus heute zu den größten Seltenheiten gehört und sich tatsächlich auf dem Aussterbe-Etat befindet; ein Schulbeispiel einer im Aussterben begriffenen Art, die, durch das Lustprinzip gleichsam auf eine schiefe Bahn gelockt, auf dieser abschüssigen Bahn immer tiefer glitt und so, indem sie nicht mehr auf den rettenden Weg der „Realanpassung“ zurückzufinden vermochte, als Opfer des Lustprinzips einem raschen Untergang entgegenschreitet.

Und nun frage ich, wo blieb denn in diesen Fällen (die sich durch beliebig viele ähnliche Beispiele vermehren ließen) die Naturalselektion mit ihrer arterhaltenden Funktion der automatischen „Auslese des Passendsten“ und Ausmerzung des „nicht Passenden?“ Wir müssen eingestehen, daß sie, die Vertreterin des „Realitätsprinzips“, in diesen Fällen jämmerlich versagte und wir kommen, wenn wir es recht bedenken, einer neuen Einsicht auf die Spur, einer Einsicht, an die sich unser wissenschaftliches Denken aller-

dings erst allmählich zu gewöhnen haben wird: Daß nämlich der Begriff der „Nützlichkeit", wie er am reinsten in der alten Selektionstheorie zum Ausdruck kam, im Grunde einer autistisch-anthropomorphen Denkweise entspringt, einer Denkweise, die unserer heutigen Einsicht in den Ablauf des lebendigen Geschehens nicht mehr entspricht und die daher überwunden werden muß, wenn die Lehre vom Leben, die theoretische Biologie, mit unserem gegenwärtigen Wissen ferner Schritt halten soll. Diese neue Erkenntnis, die, wie wir sahen, auch mit den Ergebnissen der psychoanalytischen Forschung durchaus im Einklang steht, hat durch die außerordentlich sorgfältigen Studien Wasmanns über die Gastpflege der Ameisen eine wesentliche Förderung erfahren. Darin besteht Wasmanns unbestreitbares und bleibendes Verdienst.

Mitteilungen.

Die Geschichte einer Melancholie.[1]

Von Dr. **Paul Federn** (Wien).

Die Patientin ist vierunddreißig Jahre alt, seit elf Jahren mit einem gleichaltrigen, gesunden Mann verheiratet, Mutter zweier Knaben im Alter von acht und elf Jahren. Seit frühester Jugend war sie „nervös", litt während ihrer zweijährigen Brautzeit an hysterischer, völliger Appetitlosigkeit. Mit der Eheschließung trat schwerer Vaginismus auf, der erst nach einem Jahre gynäkologisch mit Dehnung in Narkose behandelt wurde. Seither geschlechtlicher Verkehr, der in unmäßiger Weise geübt wurde, wobei aber die Frau niemals zur Endlust kam. Während der ersten Ehejahre litt die Frau an nicht gonorrhoischer Cystitis, war äußerst wehleidig und immer mager und schwächlich, so daß sie mehrmals in Sanatorien kam.

Die Änderung seiner Stellung zwang den Mann, in einem schwer erreichbaren Provinzort zu wohnen. Da die Reise dorthin mehr als vierundzwanzig Stunden dauert, die Schule ungeeignet, die Lebensbedingungen und vor allem das Klima ungesund sind, läßt er seine Familie zurück. Da er selbst oft in die Heimat reisen muß, willigt die Frau in die Trennung, die eine wesentliche Besserung der ökonomischen Lage ermöglicht. Während der Zeit der Trennung nehmen die nervösen Zustände der Gattin, die in diesen Jahren hauptsächlich in außerordentlicher Hypochondrie, in Kopfschmerzen, Darmstörungen, andererseits in unüberwindlicher Tagträumerei bestanden, keineswegs zu, bessern sich eher.

Da gelangt an die Patientin ein anonymer Brief aus dem Städtchen, wo der Gatte wohnt, mit der Mitteilung, er lebe mit seiner Buchhalterin im Konkubinat und der Aufforderung, dem Skandal ein Ende zu machen. Sie reist daraufhin, ohne sich anzukündigen, mit den Kindern hin und trifft tatsächlich eine junge Person in der Wohnung ihres Gatten wohnend und wirtschaftend an. Beide leugnen jedes intime oder überhaupt jedes Verhältnis. Da die Buchhalterin angeblich für das neue Unternehmen des Gatten unentbehrlich ist, muß die Frau dulden, daß sie ihren Posten weiterbehält, nötigt sie aber, sofort die Wohnung zu räumen. Sie selbst bleibt trotz des schädlichen Klimas dort, weigert sich aber, nach dem Vorgefallenen die eheliche Gemeinschaft mit dem Gatten wieder aufzunehmen und schläft im anderen Zimmer.

Der jüngere Knabe wird schwer krank. Zur Rekonvaleszenz soll er ans Meer gehen. Sie fährt mit beiden Kindern in ein Strandbad. Dort lernt sie

[1] Mitgeteilt in der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung" am 4. April 1923.

einen jungen Mann kennen, mit dem sich ein weitgehender, aber nicht zum Ehebruch führender Flirt entspinnt. Nach ihrer Rückkehr führt sie mit ihm weiter eine heimliche Korrespondenz. Am Strande hatte sie sich für ihn im Trikot photographieren lassen. Der Gatte findet die Photographie und eine freundliche Karte und spielt nun seinerseits den Gekränkten. Die Ehe scheint endgültig zerstört. Trotzdem ist keine Spur der alten Nervosität bei der Frau vorhanden, sie fühlt sich wohler als früher. Die Provinzstadt war aber wirklich ein gesundheitsgefährlicher Aufenthalt. Die Frau erkrankt an schwerstem Typhus. Sie wird ärztlich schlecht behandelt und ungenügend gepflegt, ist in größter Lebensgefahr. Genesen, ist sie zum Skelett abgemagert und hat ihr auffallend schönes Haar verloren.

Nun verfällt sie in schwere Melancholie, die sie in mehrere Sanatorien und nach Steinhof bringt. Es war eine Melancholia agitata. Die Erkrankung begann mit maßlosem Schmerz über ihr verlorenes Haar. Sie spricht, vielmehr schreit von nichts anderem, ist vom Spiegel nicht fortzubringen, stiert sich selbst stundenlang darin an, wälzt sich dann laut weinend auf der Erde herum: „Meine Haare, meine Haare, ich will meine Haare wiederum haben, gebt mir meine Haare zurück!“ — Im Sanatorium verweigert sie die Nahrungsaufnahme, weint ununterbrochen, spricht nur von ihren Haaren und daß sie den Verlust nicht überleben könne. Auf den Vorhalt, daß es doch viel größeres Unglück auf der Welt gäbe, antwortet sie tobend, es gäbe kein größeres, entsetzlicheres, als die Haare verloren zu haben. Dazwischen schwärmt sie von der Schönheit des Verlorenen, so daß ihre Umgebung den Ekel vor so großer Eitelkeit kaum überwinden kann.

In einem etwas späteren Stadium tritt zum Haargejammer eine Flut von Selbstvorwürfen und Selbsterniedrigungen dazu, sowie ein maßloses Loben des Gatten: „Ich bin das schlechteste Geschöpf und hab' den besten Mann der Welt, seit ich ihn kenne, mißhandelt; und er täte ganz recht, mich zu verlassen.“ Sie wolle sich töten, um seinem Glück nicht im Wege zu stehen. „Lange genug hat er sich mir geopfert; er ist kein Mensch, sondern ein Engel an Güte und ich das elendeste Geschöpf der Welt!“ Sie bekommt Tobsuchtsanfälle, zerkratzt sich den ganzen Körper und ist vollkommen schlaflos: „Ich muß immer daran denken, wie ich meine Sünden gutmachen könnte, das läßt mich nicht schlafen. Und ich kann sie nicht mehr gutmachen, weil ich dazu meine Haare brauche. Meine Haare, ihr müßt mir meine Haare wiedergeben! Die Sonne darf in der Früh' nicht mehr scheinen, ich will die Sonne nicht mehr sehen. Wenn ich nicht wüßte, daß es morgen früh wieder hell werden wird, könnte ich schlafen! Aber diese Gewißheit halte ich nicht aus!“ So geht es endlos weiter.

Einige Psychiater stellen eine infauste Prognose: Posttyphöse Melancholie bei einer schwer degenerativen Psychopathin. Da die Geldmittel ausgehen, kommt sie nach viermonatigem Aufenthalt in Sanatorien in die Irrenanstalt. In Steinhof wehrt sie sich mit aller Energie gegen das Eingesperrtsein, verspricht sich zu beherrschen, damit sie bei den Eltern leben könne, droht nicht mehr mit Selbstmord, beginnt zu essen und zu schlafen und wird schließlich gegen Revers entlassen. Ihre Mutter stirbt an einer plötzlichen Erkrankung. Der Tod verursacht wohl tiefen Schmerz, löst aber keinerlei Selbstvorwürfe ernsterer Art aus.

Sie reist zwei Monate nach der schlechten Prognose geheilt nach Hause, nachdem sie sich zu ihrer Sicherheit von demselben Psychiater ein Zeugnis,

das ihre volle geistige Gesundheit bestätigte, aus eigenem Antrieb hatte geben lassen. Sie fährt wieder selbständig zu ihrem Mann, trifft dort nicht nur unerwartet, sondern auch sehr unwillkommen ein, hat sich mit einer Nebenbuhlerin und mit einem finanziellen Zusammenbruch abzufinden. Diese Lebensumstände, anscheinend wohl geeignet, eine Rezidive hervorzurufen, scheinen eher günstig zu wirken. Sie bemächtigt sich sehr energisch der Kinder und bereitet alles vor, um sich ihr künftiges Leben mit ihnen zu sichern. Sie gewinnt Freunde, arbeitet und bereitet sich auf die Scheidung vor.

Anläßlich einer Familienkonferenz bei einem Besuche zuhause spielt sich eine bemerkenswerte Szene ab. Die Frau häuft einen Berg von Vorwürfen über ihren Gatten. Sie läßt an ihrer anscheinend so glücklich gewesenen Ehe kein gutes Stündchen. „Du warst seit jeher ein schlechter Gatte und ein schlechter Vater. Ich habe mich die ganzen Jahre für dich geopfert und keinem Menschen verraten, was du mich immer leiden ließest!“ Der Mann verteidigt sich: „Ihr seht, daß sie noch immer nicht zurechnungsfähig ist. Denn all das, was sie jetzt Schlechtes von mir behauptet, hat sie während ihrer Krankheit von sich erzählt. Es sind doch fast wörtlich dieselben Vorwürfe.“

Darauf sagt die Frau: „Ja, damals war ich eben krank, hab' d i c h g e m e i n t und m i c h g e n a n n t!“

*

Daß bei dieser in knappen Umrissen erzählten Geschichte einer Melancholie keinerlei ärztliche Einwirkung um die Heilung sich Verdienste erworben hat, steht fest.

Um zu verstehen, was geschehen mußte, um die Genesung der Frau herbeizuführen, müssen wir den Charakter und die Handlungsweise des Gatten ein wenig betrachten. Der Mann war von frühester Jugend an ein gewohnheitsmäßiger Lügner gewesen. Allmählich verlor er selbst jede Kontrolle dafür, was in seinem Tun, Sprechen und Fühlen wahr und was erlogen war. Er trug ein immer lachendes Gesicht zur Schau. Er koitierte jedes Frauenzimmer, das dazu Gelegenheit gab, vernachlässigte aber seine sehr sinnliche Frau darüber sexuell durchaus nicht, so daß er sich ihr gegenüber schuldlos fühlte. Da er selbst psychisch sehr gesund und im Gefühlsleben sehr robust war, regten ihn die hypochondrischen Klagen seiner Frau nie auf; er konnte also ohne Mühe eine „Engelsgeduld“ mit ihr haben, die ihm um so leichter fiel, als ihn sein Beruf tagsüber ständig vom Hause fernhielt. Seine starke Potenz und ihr stets waches und nie vollbefriedigtes Sexualbedürfnis waren der Kitt der Ehe.

Da kam jener anonyme Brief und in seiner Folge die Lösung der sexuellen Beziehung. Die Frau erkannte den schlechten Charakter ihres Gatten und zog ihre Liebe von ihm ab. Sie tröstete sich aber damit, daß sie noch jung und schön genug sei, um einem oder vielen anderen Männern zu gefallen. Tatsächlich begann sie auch bald mit dem Flirt, der nur durch Zufall nicht zum Ehebruch führte. Da erkrankte sie an Typhus und verlor ihr Haar und ihre Schönheit. Das lang dauernde, hohe Fieber wird dazu beigetragen haben, um ihr von Haus aus minderwertiges Nervensystem in einen überreizten und übererregten Zustand zu bringen.

So ließ sie sich gerne über die schmale Grenze gleiten, die den überreizten Menschen von dem geisteskranken trennt. Denn als Kranke konnte sie nach Herzenslust über das Schicksal toben, das ihr durch den Verlust des Haares jede weitere Glücksmöglichkeit genommen hatte. Da sie sich aber außerstande fühlt, einen anderen Gatten zu erobern, muß sie den ihr verbliebenen

schonen. Gegen ihn darf sie keine Vorwürfe richten, sondern mußte ihn im Gegenteil loben und sich herabsetzen, was ihr im Bewußtsein ihrer wirklich geplanten Liebessünden nicht schwer fällt, ja sie vom Schuldgefühl erleichtert. Hätte sich nun der Mann während der geistigen Erkrankung seiner Frau als guter Gatte erwiesen — sie säße noch heute im Steinhof.

Er wandte sich aber in schamlosester Weise von ihr ab, behandelte sie geradezu barbarisch, namentlich seit der schlechten Prognose des Schulpsychiaters; damit war für die Frau die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit der Gesundung gegeben. Nun, wo er vor aller Welt die Maske des guten Ehemannes abgelegt hatte, wo sein herzloses Benehmen alle gegen ihn empörte, konnte auch sie ihre Anklage gegen ihn richten und sich schuldlos fühlen — und sie gesundet.

Sie ist seither gesund geblieben und ist wieder gutmütig, kokett und allgemein beliebt wie früher. Sie ist kaum mehr hypochondrisch, nicht hysterisch. Sie arbeitet fleißig und hat ihr ganzes Interesse dem älteren Sohne, der mit ihr lebt und sie vergöttert, zugewandt. Das mäßig nachgewachsene Haar trägt sie nach Bubenart, was ihr gut steht und ein infantiles Transvestitengelüst aus der Kindheit befriedigt.

Ein kleiner Zug, der erst jetzt verständlich sein wird, sei nachgetragen: Eine der quälendsten Krankheitserscheinungen war die ständige Rastlosigkeit. Sie wollte immer reisen und übersiedeln, hatte immerfort die Koffer gepackt und hielt sich in den Sanatorien immer reisefertig auf dem Korridor auf, allem Tadel und selbst der Drohung mit der geschlossenen Abteilung zum Trotze. Mit dieser Symbolhandlung straft sich die Kranke für ihre erste Reise, mit der ihr Unglück begann. Gleichzeitig benimmt sie sich wie ihr Gatte, den sein Beruf zu fortwährendem Reisen zwang.

*

Die Krankengeschichte wurde wiedergegeben, wie sie von einer Nichtärztin, welche die Kranke seit Kindheit kannte und sie während der Krankheit betreute, aufgefaßt und niedergeschrieben wurde. Die Darstellung entstand unter dem frischen Eindruck einer Vorlesung Professors F r e u d s, in welcher er uns zum erstenmal den Mechanismus der Melancholie mitteilte. Einzelne medizinische Daten wurden von mir richtiggestellt.

Wir haben in den letzten Wochen so viele theoretische Aussprachen gehabt, daß ich keine psychologische Untersuchung an diese — zu unserer Erholung — rein kasuistisch gelassene Krankengeschichte knüpfen will und nur unterstreichen werde, welche durch F r e u d erfaßte typische Zusammenhänge des melancholischen Erkrankungsprozesses unsere Krankengeschichte speziell illustriert. Zunächst ist die Krankheit nicht durch den Objektverlust, sondern durch die rein narzißtische Kränkung des Zugrundegehens der Schönheit des Haares ausgelöst worden. In diesem Zustande der verlorenen Freude am Ich, also des u n b e f r i e d i g t e n N a r z i ß m u s, wird das verlorene äußere Objekt erst jetzt als schmerzhafte Erniedrigung empfunden und, in das eigene Ich eingezogen — bejammert. Der Fall ist deshalb für die narzißtische Grundlage der ganzen Erkrankung so kennzeichnend, weil es sich um eine recht primitive ungeistige Person handelte, die niemals besondere andere Forderungen an ihr Ichideal gestellt hatte, als äußere Reize und als deren Erfolg, beliebt zu sein, bewundert und begehrt zu werden. So tritt auch der Narzißmus in seiner primitivsten Form zutage, als ständiges, selbstquälerisches Schauen der eigenen, nun entstellten Person im Spiegel, im wirklichen Spiegel, zu

dem erst später der Spiegel des Gewissens, und dieser viel weniger ehrlich, dazutrat.

Da sich die Erkrankung an eine für jede Frau schwer kränkende Entstellung anschloß und die organische Schädigung durch den Typhus dazu kam, werden wir uns nicht wundern, daß die Kranke als Kind und als junges Weib keine ausgesprochene Disposition verriet. Ihr Narzißmus und ihre Ambivalenz waren nicht so exzessiv wie in anderen Fällen. Die Ambivalenz zeigte sich allerdings darin, daß sie trotz ihrer Gutmütigkeit, Hilfsbereitschaft — sie war in höchstem Grade, was man ein gutes Ding in Wien nennt — und trotz ihres Triebes zu gefallen, eine Sucht zu necken, zu stören und sich taktlos wichtig zu machen, nicht unterdrücken konnte. Sie war in der Schule ein gefürchteter Anführer bei allen bösen Streichen und ständiger Störenfried gewesen. In der Melancholie regredierte sie auf diese Sucht, die gleichzeitig ihr Ich vordrängte und die anderen quälte.

Hingegen hatte sie ein ausgesprochen hysterisches Wesen und viele hysterische Symptome, die später hypochondrisch — aber nicht in der Art wirklicher Hypochondrie — betont wurden. Auch der Vaginismus und die vaginale Anästhesie gehörten zur hysterischen Erkrankung.

Bei dieser Gelegenheit will ich darauf aufmerksam machen, wie häufig eine Melancholie der Endausgang von Hysterien ist. Wir fragen uns ja oft, wie die nicht analysierten schweren Hysterien ausgehen, wenn sie ein höheres Alter erreichen. Ein Teil verbirgt sich oder wird überflüssig infolge organischer Erkrankung. Andere Frauen werden nach dem Klimakterium, namentlich wenn sie verwitwen, ruhig, resigniert, behalten nur einzelne Symptome und den hysterischen Charakter abgeschwächt bei. Eine große Anzahl wird zeitweise oder in der senilen Form durch viele Jahre melancholisch. Um diese Behauptung zu bestätigen, muß man nur die Anamnesen der Spätmelancholien bis in die Jugend zurück fortsetzen. Das muß etwas forciert werden, weil sich weder die Kranke, noch die Umgebung für die zurückliegende Hysterie interessiert. Daß sehr oft auch in jüngeren Jahren melancholische Zustände mit hysterischen Symptomen vermengt sind, ist ja bekannt.

Das weist darauf hin, daß wir auch bei der Melancholie — nicht anders als bei den anderen narzißtischen Psychosen — durchaus nicht ausschließlich narzißtische und gar keine objektgebundene Libido finden können. Freilich, der krankhaften Verwertung in der Melancholie ist nur narzißtische Libido unterworfen, und oft ist die Disposition zur narzißtischen Libidorichtung deutlich vermehrt. Aber auch bei Melancholikern findet man in ihrer Vorgeschichte Liebesbeziehungen, die nicht nach der narzißtischen Objektwahl erfolgt sind. Leider sind diese Liebesbeziehungen unerwidert geblieben und haben dadurch gerade dazu beigetragen, daß später keine weitere objektlibidinöse Bindung zustande kam, sondern daß das Individuum die Enttäuschung durch Zurückziehung auf Narzißmus und narzißtische Objektwahl ausgleichen mußte. Diesen narzißtischen, aus objektlibidinöser Not entstandenen Liebesversuch trifft später der Objektverlust, welcher die melancholische Erkrankung auslöst. Die Psychoanalyse muß in diesen Fällen bis zu den oft zeitlich weit zurückliegenden, infantilen, völlig verdrängten oder hysterisch verzerrten objektlibidinösen Bindungen zurückschreiten. Auch das Schicksal kann die verdrängte Fähigkeit zur normalen Libidoverwendung wieder in Tätigkeit setzen. Mir ist aufgefallen, daß in zwei Fällen die Melancholie im Anschluß an eine Rückkehr eines früher geliebten Bruders endlich wich, nachdem der

Mann, der den Bruder — nicht infolge Übertragung, sondern infolge narzißtischer Objektwahl — ersetzt hatte, sich vergebens um die Kranke bemüht hatte und sich doch nur von ihr quälen lassen mußte.

Und das führt mich zur Heilung unseres Falles zurück. Er illustriert den Satz Freuds, daß die Melancholie abläuft, wenn das Objekt wertlos wurde. Dabei wurde es in unserem Falle — ebenso in anderen — nicht ganz wertlos, sondern als Objekt der hassenden und kämpfenden Tendenzen jetzt erst konfliktlos wertvoll. Man könnte sich nun fragen, ob diese vom Schicksal in unserem Falle in Szene gesetzte Therapie auch ärztlich gehandhabt werden könnte. Man könnte dem Objekt, gegen welches die Melancholie in unbewußter Rache gerichtet ist, den Rat geben, gleichgültig, herzlos und feindselig zu sein. Das spätere Schicksal der Ehen — darum handelt es sich meistens — von Melancholischen hat mir gezeigt, daß manche wirklich nicht verdienten, aufrecht erhalten zu werden, wahrscheinlich weil beide Ehepartner narzißtisch gewählt hatten und deshalb die geistige Erkrankung zur unverzeihlichen und unvergeßlichen Kränkung wurde. In solchen Fällen ist die Trennung durch Überbringung in die Anstalt gewöhnlich die Gelegenheit, daß der Partner sich genügend gleichgültig und herzlos benimmt, um die Loslösung zu beschleunigen. In anderen Fällen sind die positiven Anziehungen in der Ehe so starke, daß nach Ablauf der Melancholie, eventuell der nachfolgenden Manie, keinerlei Rest der Ablehnung im Bewußtsein zurückbleibt. In diesem Falle hat das geduldige Benehmen des Partners für später einen guten Einfluß. Jedenfalls aber dürfte die günstige Wirkung der Anstalt immer mit der damit zur Schau gestellten Gleichgültigkeit des Partners, an dem die Kranke erkrankte, zusammenhängen, weil dadurch die Loslösung erleichtert wird. Denn das Benehmen dieser Kranken zeigt, daß hinter der Herabsetzung des eigenen Selbst und dem Lobe des verlorenen Objektes, sich ein Wiedergewinnungsversuch, ein Auf-die-Probe-Stellen, ob sie trotz allem nicht verlassen wird, also eine Art verzweifelter narzißtischer Werbung versteckt, die eben durch die Trennung gehindert wird.

Onanieersatzbildungen.

Von Dr. Clara **Happel** (Berlin).

Während einer Analysenstunde, in der wir das bereits seit zwei Monaten sich in immer neuen Gestalten darbietende Kastrationsproblem behandelten, unterbrach sich die Patientin plötzlich mit dem Ausrufe: „Dieses greuliche Zucken am Bein," wobei sie sich an das Schienbein zunächst der Kniekehle griff. Da die Patientin eine erhebliche Anzahl von Konversionssymptomen produzierte, so wurde ich auf diese ganz nebenbei hingeworfene Bemerkung aufmerksam und befragte die Patientin sofort um ihre Bedeutung. Dabei stellte sich zunächst nur heraus, daß die Patientin dieses ihr im Augenblick so lästige Zucken zeitweilig absichtlich hervorzurufen versteht. Ferner gab sie lachend zu, daß sie es nicht nur an dieser, sondern auch an mehreren anderen Körperstellen vollführe, daß sie, wie sie sich ausdrückte, damit „Muster lege". Auf intensiveres Befragen gab sie mir dann Aufschluß über eine Reihe seltsamer Betätigungen, von denen ich zunächst das Muskelzucken näher beschreiben will. Es wurde an sechs verschiedenen Muskeln, beziehungsweise Muskelgruppen ausgeführt: am Oberarm zunächst der Achselhöhle, am Unterarm gegen die Ellenbeuge hin, am Oberschenkel zur Leistenbeuge zu,

am Gesäß, am unteren Ende des Oberschenkels dicht an der Kniekehle, am oberen Ende des Unterschenkels ebenfalls nahe der Kniekehle. Je zwei Muskelgruppen betrachtete die Patientin als zusammengehörig, nämlich die am Arm, die am Gesäß und inneren oberen Anteil des Oberschenkels und die um die Kniekehle herum. Die „Muster" wurden doppelseitig gelegt. Als Knotenpunkte der Muster gab die Patientin die beiderseitigen Leistenbeugen an, die sie aber nicht zu benennen imstande war. Ja, sie vergaß sogar den ihr von mir mitgeteilten Ausdruck „Leistenbeuge" wieder von der ersten bis zur darauffolgenden Analysenstunde, die dieser eigenartigen Gepflogenheit gewidmet war. Die Muster kamen so zustande, daß die Reihenfolge der zuckenden Muskeln variiert wurde, indem immer einige (am liebsten immer zwei oder drei) zu korrespondierenden Gruppen zusammengefaßt und auch mit den entsprechenden der anderen Seite kombiniert wurden. Also etwa:

rechts — Achselhöhle, Leistenbeuge, Gesäß,
Ellenbeuge, Oberschenkel, Kniekehle

dann ebenso links. — Oder:

rechts — Achselhöhle, Leistenbeuge, links — Kniekehle,
links — Achselhöhle, Leistenbeuge, rechts — Kniekehle,
rechts — Ellenbeuge, Gesäß, links — Oberschenkel,
links — Ellenbeuge, Gesäß, rechts — Oberschenkel.

Diese Anordnungen ergeben dann also etwa dachziegelartig aufeinanderliegende oder sich kreuzende Streifen, wenn man nämlich die genannten Punkte verbunden denkt. Übrigens gehörte zu dem ganzen Spiel auch ein Rhythmus. Und zwar abwechselnd der Dreiviertel- und Zweivierteltakt. Die Zuckungen wurden meist dreimal nacheinander ausgeführt. Über die Zeit, in der sie sich diesem Spiel hinzugeben pflegte, machte die Patientin die Angabe, daß sie es bei ruhigem Sitzen und Liegen zu betreiben pflege, nicht bei angestrengtem Nachdenken, wie eine Schulkollegin ein ähnliches Spiel auszuführen pflegte. Das brachte uns auf die Gewohnheit dieser Kollegin (mit der sie während eines kurzen Aufenthaltes in einem Erziehungsheim beisammen war), mit ihren Fingern zu knacksen. Die Patientin hatte solches Knacken nämlich selbst bereits einige Zeit, bevor sie in dieses Heim kam, getrieben und bemerkte dazu, wenn sie das nicht von sich selbst gekannt hätte, hätte sie mit einem Mädel, das solche Gewohnheit hätte, nicht verkehrt. Dazu muß ich bemerken, daß „Zuckungen" jeder Art von der Patientin häufig und regelmäßig mit lebhaftem Abscheu und Entsetzen geschildert worden waren. Wenn ich also noch nicht aus dem sonderbaren Spiel mit den Muskeln selbst geschlossen hätte, daß es sich da um larvierte Onanie oder besser gesagt Onanie-Ersatz handelte — eine genitale bewußte Onanie hat die Analyse bei der Patientin nicht aufgedeckt, wohl aber Phantasien — so hätte mich die Verknüpfung mit der offenbar verpönten „Knack"-Gewohnheit der Kollegin stutzig machen müssen.

Von dem Beginn der eigenen Knackserei und dem Zeitpunkt, an dem das Muskelspiel begonnen hatte, wußte die Patientin nur soviel zu sagen, daß das „Muster legen" — der Ausdruck stammt von Patiencen legen — viel später, erst während ihres Aufenthaltes in K... begonnen habe, während sie das Knacksen schon in ihre Töchterschulzeit, also noch vor die Zeit im Erziehungsheim, von dem sie erst nach K... zog, verlegte. Dagegen wußte sie über das Knacksen selbst noch bemerkenswerte

Einzelheiten zu sagen. Sie knackste nämlich nicht mit allen oder beliebigen Fingern, sondern mit dem Mittelglied des dritten Fingers der linken Hand, und zwar so, daß sie erst den Daumen gegen das gestreckte Endglied dieses Fingers, beziehungsweise dessen Gelenk stemmte und dann dieses Endglied eben mit einem Knacks über den Daumen hinunterfallen ließ. Wie betreffs des Muskelspiels befragte ich sie auch wegen der Knackserei, bei welchen Gelegenheiten sie sie denn betrieben habe, worauf sie mir prompt die aufschlußreiche Antwort gab: „Wenn ich das Gefühl hatte, daß es so voll mit Knackstoff geladen wäre, daß ich eben knacksen mußte.“ Nach dem, was die Patientin schilderte, war es mir klar, daß diese Knackserei das unbewußte Ziel verfolgte, eine Erektion und folgende Ejakulation zustande zu bringen, wobei das dritte Glied des dritten Fingers als erigierter, beziehungsweise wieder erschlaffender Penis funktionierte und das Geladensein mit Knackstoff die Vorstellung des mit Sperma geladenen Genitalapparates sowie die dazugehörige psychische Spannung repräsentierte, die nach erfolgter Entladung, beziehungsweise Knackserei der entsprechenden Erleichterung Platz machte.

Die Patientin, der ich diese Deutung mitteilte, reagierte darauf mit folgendem Einfall: „Jetzt besinne ich mich,“ sagte sie, „wann ich zum erstenmal geknackst habe; es war nämlich kurz nachdem mir eine große Warze — nebst einigen kleineren — vom Rücken des Fingers entfernt worden war. Ich schrieb damals an Frau X., auf deren Veranlassung ich es hatte machen lassen: leider wird es wohl umsonst gewesen sein, denn sie wachsen immer wieder. Übrigens saß ich beim Schreiben auf dem Stuhl, auf dem immer die Z. zu sitzen pflegte. Das weiß ich noch ganz genau.“ Die Z. war eine als Masturbantin oft erwähnt gewesene Mitschülerin. Ich machte die Patientin aufmerksam, daß der Ton, in dem sie mir den betreffenden Briefpassus mitteilte, verdächtig dem einleitenden „leider“ zu widersprechen schiene; sie gab mir daraufhin ohne weiteres zu, sie entsänne sich auch noch genau, daß ihr das damals Vergnügen bereitet hätte, der Frau X. diese Mitteilung zu machen; sie habe damals überhaupt gern eigene kleine Leiden mit Märtyrerlust aufgebauscht. Ich fragte, ob es nicht möglich sei, daß sie Schadenfreude gegen Frau X. empfunden habe, die sie ja zu der kleinen Operation veranlaßt hatte. Da erklärte sie: „Doch, es ist gut möglich, daß es Schadenfreude gewesen ist. Denn später mal in K... habe ich bei einer allerdings ekelhaften Person Turnunterricht gehabt (ich wußte, daß drei andere Mädel immer nackt vor ihr turnten, und das war mir so unsympathisch), und die wollte mir durchaus durchs Turnen einen Vorsprung wegbringen, den ich da im Genick hatte. Sie hat ihn natürlich nicht weggekriegt, und damals habe ich mich sicher darüber gefreut, weil sie mir so unsympathisch war.“ — Kurz nach dieser Besprechung fiel der Patientin plötzlich ein, daß sie ja auch mit dem Genick knackse. Sie habe das damals während der Turnstunden angefangen, um den Vorsprung zum Verschwinden zu bringen, und zwar habe sie immer den Hals gestreckt und die Schultern zurückgezogen. Auch diese Knackserei enthüllte uns mühelos ihr wahres Wesen: hier diente der ganze Kopf als Penisersatz, der zunächst erigiert wurde und dann nach dem Knacksen schlaff hinuntersank.

Statt des einen sonderbaren Muskelspiels, auf dessen Spur wir zunächst gekommen waren, fanden wir nun also drei in vielen Punkten sich berührende Gewohnheiten. Bei allen dreien war der Onanie-Charakter deutlich, bei zweien

war noch die Analogie mit einer männlichen Erektion und Ejakulation eklatant, während das Muskelspiel den männlichen Onanie-Typus nur sehr verschleiert zeigte. An dem Muskelspiel — übrigens nicht nur an ihm — war ja zunächst auffallend die Auswahl der Muskeln; sie hatten nämlich alle enge Beziehungen zu einer Gelenkhöhlung — offenbar eine unbewußte Anspielung und Verschiebung von der Körperöffnung, in deren Umgebung sich die weibliche Onanie vollzieht. Andererseits weisen die Muskelspannungen und -erschlaffungen doch auf das Gemeinsame hin, das alle drei Betätigungen mit der Penis-Erektion und Erschlaffung haben. Was dem Muskelspiel fehlte, war der äußere Anlaß, auf den sich die Patientin bezüglich der beiden anderen Gewohnheiten berief: nämlich die vorhergegangene Entfernung eines Körper-„Vorsprungs" in Gestalt einer Warze, bezw. der Versuch dazu an der vertebra prominens — dem Dornfortsatz des siebenten Halswirbels. Im übrigen weist die Bedeutung der Zahl drei, die im Rhythmus, in der Anzahl der Zuckungen, in der Anzahl der Muskeln und in der Dreiecksform der verbundenen Muskelgruppen zum Ausdruck kommt, noch deutlich genug auf die eigentliche Absicht des Unbewußten hin. Es geht in diesem Fall durchaus so zu wie mit jedem Symptom: die Verdrängung verwischt die Zusammenhänge, die ehemals zum Durchbruch des Symptoms aus dem Unbewußten geführt haben, allmählich immer mehr und sichert dem Unbewußten auf diese Weise die weitere Befriedigungsmöglichkeit. Aus dem Grade der Unkenntlichmachung können wir den Abstand erkennen, der die einzelnen aufeinanderfolgenden Angewohnheiten oder Spielereien unserer Patientin von ihrem gemeinsamen Ursprung trennt. Danach ist es klar, daß die deutlichste Linienführung des Unbewußten bei dem zuerst aufgetretenen Fingerknacksen zu ersehen ist, und daß das Muskel-Spiel als die zuletzt begonnene Angewohnheit erklärt werden muß.

Das Fingerknacksen entstand an der Innenseite des dritten Fingers, nachdem an dessen Außenseite eine große Warze entfernt worden war. Es ist klar, daß dieser Eingriff für das Unbewußte der Patientin eine Kastration bedeutete, und wenn wir nun erfahren, daß die betreffende Dame, auf deren Veranlassung der Eingriff geschah, eine Mutterimago war, so wird uns der Triumph, in dem sie damals schrieb: „Alles ist umsonst, die Warzen wachsen immer wieder!" recht begreiflich. Dein Kastrationsversuch mißlang, will die Patientin damit der Mutterimago, aber auch sich selbst sagen. Und nichts anderes bezweckt auch das Symptom selbst, bezwecken alle drei verschiedenen Spielereien. Sie wollen die Patientin immer aufs neue überzeugen von dem Mißerfolge, den die Kastration bei ihr hatte; denn sie hat ja einen Penis oder vielmehr einen fast vollgültigen Ersatz, der erigierbar ist etc. Die Notwendigkeit oder vielmehr die Not, die die Psyche der Patientin zu solchen trostbringenden Ersatzbildungen zwang, lag in dem Scheitern der Patientin am Ödipuskomplex, der durch besondere äußere Umstände gerade während der Pubertätszeit der Patientin eine Reaktivierung erlebte. — Es würde mich zu weit führen, wenn ich auf die interessante Beziehung der drei besprochenen Spielereien zum Kastrations- und Ödipuskomplex, bezw. ihren Platz in der Neurose der Patientin näher einginge. Nur etwas möchte ich noch erwähnen, daß nämlich die Bewußtmachung des Kastrationskomplexes, in deren Verlauf die ominöse Muskelzuckung vorfiel, erst dann gelang, als ich nach Ferenczis Rat eine „aktive Technik" anwandte und der Patientin auftrug, ihre morgendlichen Phantasien zu unterlassen. Ich rief auf diese Weise eine anscheinend recht starke Libido-Stauung hervor, deren Zweckmäßigkeit durch den Erfolg bestätigt wurde.

Ein Zuschauertypus.

Von Dr. S. Spielrein.

Der Zusammenhang von Sadismus und Analerotik ist Analytikern längst bekannt. In den meisten Fällen äußert sich der Sadismus als Lust zum Schlagen, wobei die Hand die Rolle des schlagenden sexuellen Organes übernimmt. Aus einigen Fällen solcher Art, die ich analysierte, scheint mir die Erklärung berechtigt, daß hier ein Überspringen (Verdrängung) der genitalen Masturbation mit „Verschiebung auf die Hand" stattfindet. Die Hand vertritt das Geschlechtsorgan, wobei sie meist, aber nicht in allen Fällen, die Rolle der Rache am Vater oder der Selbstbestrafung in anderen übernimmt. Der Vorgang geht so vor sich: zuerst wendet sich das kindliche Interesse der analen Region zu (Beschauen, Betasten, Spiel mit den Exkrementen usw.). Das Primat der Genitalzone mit Masturbationsversuchen erfährt durch strenge Erziehung oder aus anderen Gründen eine Entwicklungshemmung. Die Hand, welche den Masturbationsversuch machen wollte, eventuell auch machte, übernimmt nun unter Beibehalten (respektive Regression) der ursprünglichen Analerotik, die Rolle des männlichen Sexualorganes, welches nicht existieren soll. Meine Beobachtungen erstrecken sich auf Fälle von männlicher Handaggression. Bei Frauen konnte ich diese Art der Handaggression nicht beobachten; sollte dies auch mal vorkommen, — so wird es sich um irgend einen Umweg, um homosexuelle Penisvorstellungen handeln. In die Grenzen der normalen Psychologie ästhetisch fühlender Individuen beider Geschlechter gehört die Sorge um die Schönheit der Hand. Diese muß weiß sein, sauber, die Nägel schön geformt und glänzend. Zum Ideal des Weiblichen gehört ein weiches, kleines, zartes Händchen, gleichsam eine Andeutung, ein Rudiment des männlichen. So ein Händchen würde beim Manne abstoßend wirken, aber auch eine allzu große, rohe, namentlich rote Hand darf ein Mann „aus guter Gesellschaft" nicht haben. Die auf die Hand lokalisierte Erytrophobie konnte ich merkwürdigerweise bloß zweimal analytisch beobachten, bei einer Dame und bei einem Herrn. Der Herr gab sich volle Rechenschaft ab, daß er seine Hand als Penis auffaßte. Mit Hand und Fuß machte er unbewußte Bewegungen im Sinne einer 8; es waren die gleichen Bewegungen, die er einst als Kind beim Urinieren in Gesellschaft anderer Knaben mit seinem Penis machte. Die Kinder amüsierten sich dabei, die Stellung der Vierfüßler nachzuahmen.

Die Scham vor eigenen Händen finden wir fast bei allen Neurotikern und recht oft bei sogenannten „schüchternen Menschen", welche in einer Gesellschaft nicht wissen, wo sie ihre Hände hintun sollen. In einem seinerzeit zur Publikation gesandten Beitrage „Kastrationssymbolische Handlungen im Kindesalter" habe ich von einem Knaben berichtet, der verschiedene Pflanzen mit einem Stock zerstörte, „lebe nicht, wachse nicht," sagte er dabei. Die Symptomhandlung war bei ihm, wie bei vielen anderen, eine Auflehnung gegen den Vater, gegen den Trieb in sich selbst und gleichzeitig ein Akt sadistischer Natur in verfeinerter Form gegen die leblose Natur gerichtet. Nun besitze ich einen interessanten Fall, wo die Handaggression keine sadistische genannt werden kann und doch nicht anders als ein Ersatz für die unterdrückte genitale Sexualität aufgefaßt werden kann, wobei die Hand sich als Penis betätigt. Der Fall betrifft einen sehr intelligenten feinfühlenden Mann, der sich aus wissenschaftlichem Interesse von mir analysieren ließ und so freundlich war, mir folgende Zeilen niederzuschreiben: „Ich erinnere mich noch

genau, wie ich im Alter von vier bis fünf Jahren mich mit meiner gleichalterigen Cousine in Verstecke zurückzog, um meinen Trieb zu stillen, das Organ des anderen Geschlechts zu betrachten und daran (dem Arzte abgelauschte?) Manipulationen vorzunehmen, wie Betasten, Bepinseln mit kolbentragenden Gräsern, Betupfen mit zu diesem Zwecke hergestellten vielfarbigen ‚Arzneien'. Es fällt mir auf, daß, obwohl ich gute Erinnerungsbilder besitze, ich mir die Geschlechtsteile nicht mehr vorstellen kann, hingegen sehe ich ganz deutlich die zarte, weiße Haut eines Oberschenkels, die von dunkelvioletten Äderchen durchsetzt war. Diese Wahrnehmung und verschiedene Geruchsempfindungen haben mich in den Zustand staunender Neugierde versetzt, auch war mir klar, daß ich diese Eigenschaften nicht besitze. Bei späterer Vornahme solcher Handlungen hatte ich nicht nur das Bedürfnis, uns vor Überraschung durch andere Leute zu sichern, sondern auch mir und meiner Gespielin mit aller Sorgfalt ein bequemes, mit Stroh und Moos gepolstertes Lager zu schaffen. Von einer Beteiligung meines Organes hatte ich keine Ahnung, sie war mir später noch lange unbegreiflich, als mich Kameraden unterrichteten."

Das Spiel mit der Cousine wurde vom strengen Vater entdeckt und der Knabe bestraft. Unter dem Drucke des Vaters und später namentlich der harten Selbstvorwürfe, hat der Knabe auch die Hand als Penis aufgegeben. Als Folge dieses Verzichtes entwickelte sich einerseits eine Überempfindlichkeit der Darmregion mit Verlegung nach oben und verschiedenen neurotischen Störungen. Auch selbständig wurde die orale Zone, die schon seit Kindheit überbetont war, immer mehr überbetont, so daß er zum Schluß ein leidenschaftlicher Küsser wurde, ohne jedes Bedürfnis, weiter zu gehen. Zugleich entwickelte er sich zu einem Voyeur oder Zuschauertypus, der seine Schaulust beim Zusehen obszöner Dinge, ohne jede Betätigung, befriedigte. Der feinfühlende Mann hat natürlich unter diesen Dingen sehr gelitten. Nach einer dreimonatigen Analyse hat sich sein Wesen gänzlich umgewandelt; er hat seine Selbstachtung und Arbeitsfähigkeit wiedergewonnen.

Ein Beitrag zur Psychologie des Liebeslebens.

Von Dr. **Felix Boehm** (Berlin).

In seinem zweiten Beitrag zur Psychologie des Liebeslebens („Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens")[1] schildert Freud ausführlich einen Typus von Menschen, welche er so charakterisiert: „Wo sie lieben, begehren sie nicht, und wo sie begehren, können sie nicht lieben." Bei vier eingehend analysierten männlichen Patienten, welche Vertreter dieses Typus waren, habe ich ein weiteres charakteristisches Merkmal gefunden, das ich in dieser Mitteilung schildern will, ohne mir darüber klar zu sein, ob es sich um ein häufiges oder seltenes Vorkommnis handelt.

Ein Patient bringt mir folgenden Traum: „E. A. zeigt mir ein röhrenartiges Gebilde, welches mit Schuhabsätzen gefüllt ist; dieselben sind in drei Schichten übereinander gelagert, und zwar so, daß die oberste und die unterste Schicht nach derselben Seite gewendet sind, die mittlere nach einer anderen gewendet ist." — Dazu folgende Einfälle: „E. A. ist eine mir gleichgültige Persönlichkeit, ein Geschäftsfreund aus meiner Vaterstadt; er hat eine wenig reizvolle Frau, eine gute Kameradin, aus demselben sozialen Milieu stammend

[1] Publiziert im „Jahrbuch", IV, 1, abgedruckt in „Neurosenlehre", vierte Folge.

wie er; die Partie wurde von den Eltern zustande gebracht, ohne eine sinnliche Neigung von seiner Seite, wobei die Geldinteressen eine große Rolle spielten. Er hatte in der Hauptstadt eine Maitresse, welche er auf seinen Geschäftsreisen besuchte. Derartige Ehen sind bei meinen Geschäftsfreunden sehr häufig gewesen, fast alle hatten eine Maitresse in der Hauptstadt". Darauf beklagte er sich lebhaft über seine vor kurzer Zeit geheiratete zweite Frau, welche keine Beziehungen zu seiner ersten Frau und deren Verwandten dulden wolle, ja nicht einmal eine geschäftliche Korrespondenz, letztere insbesondere auch nicht mit der Mutter seiner ersten Frau (wobei er konsequent „meine Schwiegermutter" sagte), obgleich er zu derselben in regen geschäftlichen Beziehungen stand (was sehr unbequem war, da sie in einer von seinem gegenwärtigen Wohnsitz weit entfernten Stadt lebte), obgleich die alte Dame ihn noch immer sehr schätzte, sehr freundlich, wie einen Sohn, behandelte, ihre menschlichen Beziehungen zueinander trotz der Scheidung von seiner ersten Frau nicht im geringsten gelitten hätten. „Man kann sich doch nicht wegen eines Gefühls seiner Frau mit allen Menschen verfeinden!" Es stellte sich heraus, daß er die Mutter seiner jetzigen Frau nicht kannte, keine Absicht hatte, sie kennen zu lernen. Zu den „Absätzen" fiel ihm ein, daß er am Abend vorher für seine Frau gekauftes Sohlenleder daraufhin untersucht hatte, ob es auch noch für neue Absätze reichen würde. (Sparsamkeit der Frau gegenüber!) „Die Absätze waren so eingepackt, wie man geschmuggelte Ware transportiert: oben die deklarierte Ware, in der Mitte die geschmuggelte, unten wieder die deklarierte. — Das röhrenartige Gebilde könnte ja auch einen Penis symbolisieren; vielleicht will ich noch in meinem Penis, d. h. in meiner Sexualität etwas einschmuggeln, etwas nicht sehen?" Ich erklärte ihm, daß er im Traume Zuschauer und Akteur zugleich sei, daß er selbst E. A. sei, welcher in seiner Vaterstadt seine Frau („meine Schwiegermutter"), in der Hauptstadt seine Maitresse habe. Zu diesem Ausspruch veranlaßte mich folgender Sachverhalt: Patient hatte zum erstenmal ohne sinnliche Neigung, aus Gefühlen der Freundschaft und Verehrung geheiratet; seine Potenz war schwach gewesen, Ejaculatio praecox und Coitus interruptus spielten eine große Rolle in seinem Eheleben, während Frauen niederer sozialer Kreise ihn sinnlich stark reizten; nach einigen Jahren trat vollständige Impotenz auf; der ersten Frau gegenüber war er äußerst freigebig und überschüttete sie mit kostbaren Geschenken, ohne zu überlegen, welche Ausgaben ihm seine Geldverhältnisse erlaubten. Der Haushalt war im größten Stile geführt worden; die erste Hochzeit war mit einer größeren Feier verbunden gewesen; die zweite hatte im engsten Kreise stattgefunden; von derselben hatte er selbst guten Freunden keine Mitteilung gemacht; er lebte mit seiner zweiten Frau äußerst sparsam in möblierten Zimmern; vor der zweiten Hochzeit hatte er überlegt, daß die überaus praktische und tüchtige, aber arme und aus untergeordneten sozialen Kreisen stammende Frau jederzeit eine gutbezahlte Stellung finden könne („sie kann sich ohne einen Pfennig Geld fortbringen"), ihm also eine mit einer bestimmten monatlichen Summe zu bezahlende Hilfe erspare. Während er sich der ersten Frau in jeder Beziehung untergeordnet und ihren Neigungen weitesten Spielraum gewährt hatte, beherrschte er die zweite vollständig und ließ sie angestrengt arbeiten; die zweite Frau hatte ihn beim ersten Anblick sinnlich gereizt, sie befriedigte ihn in sinnlicher Beziehung vollkommen, er bewies ihr gegenüber eine vorher nie gekannte Potenz und hatte, seit er sie kannte, alle sexuellen Interessen für andere Frauen verloren. Also: W o e r l i e b t e (i m S i n n e v o n v e r e h r e n,

hochschätzen), hatte er nicht begehren können und war äußerst freigebig gewesen; wo er begehrte, erhielt er die Frau in einer untergeordneten Stellung und war ihr gegenüber äußerst sparsam.

In der nächsten Stunde brachte mir ein anderer Patient folgende zwei Träume:

a) „Ich befand mich auf einem kastenförmigen Kinderlocus sitzend in einem Seebade und rutschte mit demselben zwischen zahlreichen Badegästen mehrmals von der Düne zum Strande und wieder zurück — die Mutter suchend —. In dem Kasten befanden sich neben den eigenen Exkrementen bereits vorher vorhandene, väterliche, die bei dem Herumrutschen in Bewegung gerieten, so daß Anus und Penis damit in Berührung kamen. Nach langem Herumsuchen fand ich schließlich die Mutter alleinsitzend auf einer lehnenlosen Bank auf der Höhe der Düne, mit dem Gesicht dem Lande zugewendet, und stellte meinen Kasten, hocherfreut von der See kommend, von der Mutter unbemerkt, unter den linken Sitz an dem anderen Ende der Bank, auf dessen rechtem die von mir Bedachte Platz genommen hatte. Ich hatte die stille Hoffnung, daß die aufsteigenden Düfte bis zu ihr die Bank entlang dringen und ihr so einen Gruß von meiner Anwesenheit übermitteln würden."

b) „Ich stand vor dem Hause X . . ., Straße Nr. . . . in innigster Umarmung mit meiner gewesenen Freundin und geriet durch Betasten ihres Afters in zunehmende Erregung. Schließlich griff ich ihr mit beiden Händen unter den Oberrock, sie umschlingend, und tastete mich zu ihrem Anus hinauf. Gleichzeitig drängte ich sie in den dunklen Vorraum des Hauseinganges und versuchte ihre vordere Rockpartie zu lüften. Dies gelang mir schließlich. Der Anblick ihrer weißen Beinkleider wirkte einen Erguß auslösend, der jedoch nicht der Freundin zugute kam, sondern in weitem Bogen, in mehreren Strahlen geteilt, sich in die Hausecke ergoß. Ich hatte hierbei das Gefühl des Urinierens und war stolz auf die bedeutende Menge der herausgesprengten Spermaflüssigkeit."

Ohne alle Assoziationen des Träumers wiederzugeben, erwähne ich aus denselben und aus dem Leben des Patienten folgendes: Er war außerordentlich stark an die Mutter fixiert gewesen, hatte für dieselbe wie eine Magd gearbeitet, ihr stets durch praktische Leistungen zu gefallen versucht, hatte nichts ohne ihre ausdrückliche Erlaubnis getan. Als er im August 1914 ins Feld zog, sagte die Mutter zum Abschied: „Wer wird mir denn im Oktober die Gardinen aufmachen!?" Im Felde und im Lazarett täuschte er epileptische Anfälle vor und war im Oktober als vollkommen dienstunfähig längst wieder zu Hause, um der Mutter die Gardinen aufzumachen. Seine erste größere Einnahme hatte er dazu benutzt, seiner Mutter eine schwere goldene Uhrkette zu schenken, deren Wert die Vermögensverhältnisse der Familie weit überschritt. Mehrere Jahre hatte er mit der im zweiten Traume vorkommenden „Freundin" ein nur auf sexuellen Beziehungen basierendes Verhältnis gehabt, in welchem er seine verschiedenen perversen Neigungen vollkommen ausleben konnte. Er hatte ihr nie etwas geschenkt, im Gegenteil sich noch eine kostbare Uhr von ihr schenken lassen; sie hatte stets mehr als er verdient. Ehe er sich zu einem Koitus entschlossen hatte, hatte er immer zuerst auf Kosten der Geliebten gut gegessen. — Während der Behandlung begann er sich in ein an seine Mutter erinnerndes, von ihm sehr geschätztes Mädchen zu verlieben; noch ehe er gewagt hatte, sie auf den Mund zu küssen, verehrte er ihr einen

schweren goldenen Ring und bald darauf andere, seine Vermögensverhältnisse überschreitende Geschenke. — Also: Wo er liebte, konnte er nicht begehren, war aber mit Geschenken und Leistungen freigebig; wo er begehrte, konnte er nicht lieben und keine Geldopfer bringen.

Mit anderen Worten: Es gibt Menschen, bei denen die analen und die genitalen Antriebe nicht in bezug auf dasselbe Objekt vereinigt werden können, sondern welche anale Leistungen nur einem bestimmten Typus ihrer Objektwahl, nämlich den von ihnen geliebten weiblichen Wesen, zukommen lassen können, die genitalen aber nur einem anderen Typus, den von ihnen begehrten weiblichen Wesen.

Ohne eine Erklärung für die von mir beschriebene Erscheinung geben zu können, will ich doch versuchen, auf einige Beobachtungen aus dem Leben der von mir untersuchten Patienten hinzuweisen, welche vielleicht geeignet sein könnten, uns die Richtung zu weisen, in welcher nach einer Erklärung gesucht werden könnte. Einer der von mir untersuchten Patienten berichtete mir folgendes: Für ihn wäre es, soweit seine Erinnerungen reichten, immer ein Problem gewesen, im Klosett die Akte des Urinierens und des Defäkierens zu trennen: entweder er versuchte vor der Defäkation zu urinieren oder aber, wenn das nicht ausgekommen war, einen Teil der Urinentleerung bis nach vollendeter Defäkation aufzusparen, — und war stets betrübt, daß diese Aufgabe nie vollständig gelungen war. Hunde, welche diese beiden Akte in ausgezeichneter Weise trennen können, hatte er deswegen stets sehr bewundert. — Der Patient, von welchem die beiden Träume stammen, erzählte mir, daß er in der Regel zuerst im Pissoir uriniere und darauf erst das Kloset aufsuche, um zu defäkieren. — Ein anderer Patient schildert einen Teil seiner Entwicklung folgendermaßen: Mit drei Jahren bekam er ein jüngeres Geschwister; bis dahin hatte er mit seiner ausgesprochen analerotischen Mutter das Klosett benützen dürfen; von da ab wendete sie ihr Interesse den analen Funktionen des neugeborenen Kindes zu und überließ es einer Magd, für die Sauberkeit seiner Hosen Sorge zu tragen; er fühlte sich vernachlässigt und begann eine unermüdliche Tätigkeit in bezug auf praktische Leistungen zu entfalten, um die Anerkennung der Mutter zu gewinnen; jahraus, jahrein war er der gute Geist des Hauses, welcher die Öfen heizte, aus denselben die Asche entfernte, verstopfte Ausgüsse und Klosette wieder benutzbar machte, neues Küchengeschirr mit Hilfe seines Taschengeldes anschaffte, Gardinen aufmachte und seine ersten größeren Geldgeschenke dazu verwandt hatte, um der Mutter zu Ehren neue Blumenbeete im Garten anzulegen.

Vielleicht ist folgende kleine Beobachtung am besten geeignet, das von mir aufgeworfene Problem einer Klärung näher zu bringen:

Eine analerotische, sehr ehrgeizige Patientin von mir, deren Mann einer der von mir untersuchten Fälle ist, erzählte in verschiedenen Analysenstunden ausführlich folgendes: Seit einer Reihe von Wochen bemühe sie sich mit wechselnden Erfolgen, ihren ungefähr dreizehn Monate alten Sohn dazu zu bringen, seinen Stuhl herzugeben; diese Bemühungen dauerten täglich eine bis mehrere Stunden und endeten mit einem Einlauf oder Schlägen aufs Gesäß oder mit einer Defäkation in die Windeln, ganz selten mit einem Geschenk in das Töpfchen. Allen Bemühungen, Bitten, Drohungen, anspornenden, im Tone des Drückens vorgesagten Lauten „A-A, A-A“ setzte der Junge nur Trotz, Hohn und Spott entgegen, nur ganz selten aber verließ er das Töpfchen

nach erfolgter Defäkation, glücklich, triumphierend, lachend, jauchzend. — Während er also merkt, daß seine Defäkation das höchste Interesse seiner Mutter erregt, kann er diese Beobachtung in bezug auf seine genitale Betätigung nicht machen: wenn er seine Hand zu seinem Genitale gibt, zieht sie sie sacht fort; wenn er nun schon seit Wochen versucht, ihre Hand an seinen Penis zu bringen, weicht sie aus. — Ich meine: wenn in dem gegenseitigen Verhalten von Mutter und Sohn nicht bald eine Änderung eintritt, wird der Sohn mit seinen anal-sadistischen Trieben an die Mutter fixiert bleiben; diese anal-sadistischen, auf die Mutter gerichteten Triebe können unverändert fortbestehen oder in entsprechende Reaktionsbildungen und Sublimierungen umgewandelt werden. Die genitalen, auf die Mutter gerichteten Triebe aber verfallen in statu nascendi der Verdrängung, folglich werden sie später nur einem Sexualobjekt geschenkt werden können, welches möglichst wenig an die Mutter erinnert und den Penis sucht, d. h. einer Frau, deren dirnenhafte Züge mehr oder weniger offen hervortreten; da aber die Reaktionsbildungen und Sublimierungen der analen Funktionen der Mutter, bezw. einer Mutter-Imago gehören, kann das bloß sexuell begehrte Objekt keine Geschenke bekommen, keine Geldopfer verlangen dürfen.

Zur Frage: „Die Spinne als Traumsymbol."

Von Dr. **Maurycy Bornsztajn** (Warschau).

Glücklicherweise bin ich in der Lage, der Anregung Abrahams[1] Folge zu leisten und einen Beitrag zu der interessanten, im Titel bezeichneten Frage zu liefern, einen Beitrag, der im wesentlichen die Ausführungen Abrahams und besonders die von dem Autor erwähnten Bemerkungen Nunbergs bestätigt.

Ein an Platzangst leidender dreißigjähriger Patient bringt eine Reihe von Träumen, welche seinen aufgewühlten Kastrationskomplex und im Anschluß daran seine Einstellung zur Mutter darstellen. An einem Tage steht er während der Stunde unter einem Widerstand, erzählt viel über sein schlechtes Befinden, weiß nichts mehr zu sagen, die Träume hat er vergessen. Nur eines könne er erwähnen, aber das sei wohl ohne Belang und er wisse nichts, was ihm dazu einfallen könnte. Er sah im Traume eine Zeichnung (der Patient ist Maler), die eine Spinne in einem Gebüsch darstellt — er schaut die Zeichnung an — die Spinne habe ein Füßchen wie abgebrochen. Aufgefordert, etwas über den Traum zu sagen, erinnert sich Patient, daß er neulich eine Spinne auf der Wand bei seinem Bette vor dem Einschlafen bemerkt hat und ihm dabei unheimlich wurde.

Überhaupt habe er seit jeher Furcht vor Spinnen; er war wohl sehr klein gewesen, als er einmal heftig aufschrie; er sah eine Spinne plötzlich auf seiner Hand. Das wäre wohl das erstemal gewesen. — Hier waren die Assoziationen zu Ende — es kam nichts mehr. — Der Traum fiel in eine Zeit, in welcher, wie gesagt, der Kastrationskomplex das Hauptthema der Analyse war und außerdem durch ungünstige äußere Verhältnisse besonders scharf hervortrat. Die Frau des Patienten (auch Malerin), sehr fleißig und talentvoll, hatte unlängst eine große Ausstellung ihrer Bilder veranstaltet, was Patient äußerlich viel Freude machte und dennoch hat sich gerade in derselben Zeit eine Verschlimmerung des Zustandes eingestellt. In der Analyse, ein paar Tage vor dem

[1] Siehe Intern. Zeitschr. f. Psa., Band VIII, Heft 4.

Spinnentraum, kam ganz deutlich hervor, daß er nichts weniger als Freude über die Ausstellung empfindet. Er fühle sich zurückgesetzt, in seinem Selbstgefühl als Maler verletzt, er könnte es nicht so weit bringen wie seine Frau, er fühle sich klein ihr gegenüber, sie sei ihm ganz entschieden überlegen, alle sagen, ihre Malerei habe einen männlichen Zug. Und da kam nach ein paar Tagen der Spinnentraum.

In einem solchen Zusammenhange kann eine Spinne im Gebüsch mit einem abgebrochenen Füßchen nicht anders gedeutet werden, als das weibliche (der Frau[1]) Genitale mit einem Penis, einem abgebrochenen Penis. In diesem Traumsymbol kastriert er seine Frau, er will sie entmännlichen, ihr die Kraft, die Überlegenheit rauben. Das reimt sich auch sehr gut mit seinen kindlichen Phantasien über das weibliche (mütterliche) Genitale, als ein gefährlicher Apparat, welcher den Penis zerschmettern kann.

Der Traum als Hüter des Schlafes.

Von Dr. **S. Pfeifer.**

Ein Patient erzählt folgenden Traum: „Ich sehe die Noten eines meiner unlängst gespielten Vortragsstücke, darunter viele Akkorde. Diese bedeuten etwas Großes, etwas Deckendes, da sie beim Abschreiben eine große Fläche in Anspruch nehmen. Ich habe das Gefühl, daß ich mangelhaft zugedeckt bin, aber es ist nicht die Decke, sondern es sind die Akkorde, durch die ich nicht gut gedeckt bin. Als ich erwachte, war ich tatsächlich aufgedeckt, ich deckte mich zu und schlief wieder ein."

Als Ergänzung erzählt er noch folgendes Detail: „Ich muß eine enge Wendeltreppe hinunter und habe Angst, daß ich falle." Dazu fällt mir ein anderer Traum ein: In einem Lift sause ich mit großer Geschwindigkeit hinauf und hinunter, beim Hinunterfallen empfinde ich große Angst.

Analyse: Das Vortragsstück hatte er bei einem jungen Mädchen gespielt, von dem er auf dem Klavier begleitet wurde und in welches er damals verliebt war. Er machte lange Zeit seine Besuche unter dem Deckmantel des Musizierens, bis er endlich das eigentliche Ziel seiner Annäherung eingestanden hat. Von seiner Mutter wegen der häufigen Besuche zur Rechenschaft gezogen, gestand er auch ihr seine ernsten Absichten. Er brauchte also keinen Deckmantel mehr, um hingehen zu können. Zu Lift assoziierte er das Börsespiel mit seiner Hausse und Baisse, das er bei einer vorübergehender Konjunktur eifrig betrieb und bei welcher Gelegenheit er aus seinen Engagements nicht rechtzeitig aussteigen konnte, obwohl er mit Geld keineswegs gedeckt war. Er griff zum Gelde des Vaters, vor dessen Zorn er nur durch den Schutz der Mutter gerettet wurde.

Die unvollkommen deckenden Akkorde bedeuten also: „Ich bin zwar mangelhaft gedeckt, die Musik deckt die Liebe schlecht, auf der Börse habe ich keine Deckung, die Decke ist kurz, aber ich brauche das alles nicht, da ich die erste Angelegenheit schon mit der Mutter erledigt habe, die mich

[1] Dabei muß hinzugefügt werden, daß Patient vielfach seine Frau mit seiner Mutter identifiziert hat.

schon gegen den Vater verteidigte und mich als kleines Kind oft zudeckte, wenn ich mich im Schlafe aufgedeckt hatte."

Diese an die Witztechnik erinnernde unifizierende Verdichtung ist nur auf Grund dessen möglich, daß jede Art von Decke ein uraltes Mutterleibssymbol ist, wovon man eine vollständige Reihe vom Mutterschoß bis zur „Deckung" des modernen Krieges aufzählen könnte. Ich zitiere hier nach Rank (Das Inzestmotiv IV, 3., S. 181, in anderer Beziehung) aus R. Wagner:

„Dich Zarten nährt' ich, noch eh' du gezeugt,
Eh' du geboren, barg dich mein Schild."

Das Schild mit seinem „Nabel" soll hier für andere stehen.

Der Traum hat hier offenbar den Zweck erfüllt, das Erwachen wegen der Kälte zu verhindern oder aufzuschieben, solange die halluzinatorische Wunscherfüllung dem Drängen der realen Einwirkung nicht weichen mußte. Dieser Traum ist gleichzeitig ein schönes Beispiel dafür, wie verschiedene Wünsche aus mehr oder minder tiefen Schichten des Unbewußten sich eines aktuellen Eindruckes bemächtigen, um sich Ausdruck zu verschaffen. Auch hier führte die weitere Analyse des Traumes tief in den Familienkomplex des Patienten hinein.

Kritiken und Referate.

Dr. S. Ferenczi: Populäre Vorträge über Psychoanalyse. (Intern. Psa. Bibliothek, Bd. XIII., Intern. Psa. Verlag, 1922.)

Vorträge über psychoanalytische Themen für ärztliche und nichtärztliche Laien, zum Teil noch aus dem Jahre 1907/1908; Beweise für Ferenczis langjähriges, erfolgreiches Wirken für die Verbreitung und das Verständnis der Psychoanalyse. Kein anderer Teil der seinerzeitigen österreichisch-ungarischen Monarchie weist soviel wissende Ärzte auf, als der unter Ferenczis Einfluß stehende jenseits der Leitha. Man lernt seine geistreiche, auch launige Schreibweise schätzen und folgt interessiert den originellen Wegen, mit stets weitem Horizont, die der bildungs- und gedankenreiche Autor einschlägt.

Die Vorträge behandeln die Aktual- und Psychoneurosen und bringen einfache klarverständliche Darstellungen der psychoanalytischen Auffassung. Ebenso über die Träume; das Thema Suggestion und Psychoanalyse; die Psychoanalyse des Witzes und des Komischen. Im Aufsatz Philosophie und Psychoanalyse setzt sich Ferenczi mit Professor Putnam auseinander, und verwirft dessen Ratschlag, von der Bewußtseinsseite her in den wegen ihrer Unergiebigkeit verlassenen Schächten zu graben, sondern hält die Aufgabe für viel erfolgreicher, mit der Tiefenpsychologie die Bewußtseinsvorgänge und ihre Tätigkeitsformen zu erklären. In seinen Bemerkungen zur Psychogenese der Mechanik kann sich Ferenczi auf Ernst Mach stützen und denselben — für einen Psychoanalytiker erklären. Noch ein zweiter Genius, Anatole France, kann füglich „zu den Unseren gerechnet werden", eine Gemeinschaft, die uns für die Mißachtung jener Neurologen und Psychiater entschädigt, die im Gegensatz zu dem tiefschürfenden Dichter nur die glatte Oberfläche der menschlichen Psyche kennen und die Ungeheuerlichkeiten ihrer Tiefe verleugnen wollen. Im Vortrag über „Glaube, Unglaube und Überzeugung" nennt Ferenczi „das eigene Erleben" die einzige Möglichkeit, — in psychischen Dingen — sich die „Evidenz" zu verschaffen und die Psychoanalyse einen guten Weg dazu. Der Vortrag „Psychoanalyse und Kriminologie" sei besonders hervorgehoben. Ferenczi spricht der Ausgestaltung einer psychoanalytischen Kriminologie das Wort. Die Analyse müßte in den Dienst der Kriminalpsychologie gestellt werden; rechtskräftig verurteilte geständige Verbrecher sollten, um kriminal-psychoanalytisches Material zu sammeln, einer systematischen Analyse unterzogen werden. Außer einer pädagogischen Prophylaxe der Verbrechen sei dann auch die psychoanalytische Behandlung von Verbrechernaturen möglich,

Die rein medizinisch-fachlichen Arbeiten des Verfassers sollen als besonderer Band dieser Bibliothek erscheinen. Man wird dann erkennen können. daß Ferenczi der ideenreichste Schüler Freuds genannt werden darf.

Hitschmann.

Ernest Jones, M. D.: Treatment of the Neuroses. (Baillière, Tindall and Cox. London, 1920). Dr. Ernest Jones. Therapie der Neurosen. (Intern. Psa. Bibliothek, Nr. XI., 1921. Intern. Psa. Verlag, Wien-Zürich-Leipzig.)

Diese Arbeit hat eine besondere Bedeutung, weil der Verfasser in langen Jahren der Praxis eigene Erfahrungen in vielen Behandlungsmethoden der Neurosen erwarb und daher deren Ergebnisse zu vergleichen imstande ist. Erst als Professor der Psychiatrie an der Universität von Toronto in Kanada, später als Nervenarzt in London behandelte er Nervenkranke mit den verschiedensten psychischen Mitteln. Die Resultate seiner Erfahrung sind in knapper Form in dieser Arbeit zusammengetragen.

In der Einleitung betont er die Notwendigkeit einer richtigen Behandlung der Nervenkranken, deren Leiden gewöhnlich unterschätzt werden. Dann folgt eine klare Darstellung der Anwendung von verschiedenen psychotherapeutischen Methoden bei der Konversionshysterie. Es werden einige Suggestionsmethoden, sowohl im Wachen als in der Hypnose angewendet, beschrieben, dann einige Arten von „Reéducation", zum Beispiel nach Janet und Morton Prince; schließlich die Psychoanalyse. Zum Schlusse teilt Verfasser mit, daß jede dieser Methoden ihm gute Resultate liefere und jede ihm ebenfalls Mißerfolge brachte. Die Qualität der Resultate war jedoch im ganzen um so besser, je eingreifender die Methode war. Daher kam er allmählich dahin, die Suggestion nur noch in seltenen Fällen anzuwenden und nun behandelt er seine Kranken, wenn irgend möglich, nur noch mit der psychoanalytischen Methode. Diese liefert nicht nur die besten therapeutischen Erfolge, sie ist zu gleicher Zeit eine wirkliche „Reéducation", welche einer großen Gewinn an Selbstkenntnis, Selbstführung und Selbstkontrolle einschließt.

Dann behandelt Verfasser etwas kürzer die übrigen Psychoneurosen, Angsthysterie und Zwangsneurose, in besonderen Kapiteln. In bezug auf ihre Therapie verweist er größtenteils auf das bei der Konversionshysterie Gesagte.

Auch die Aktualneurosen: die Neurasthenie, die Angstneurose und die Hypochondrie, werden in besonderen Kapiteln dargestellt. Dabei betont Verfasser das häufige Zusammengehen von bestimmten Aktual- mit Psychoneurosen.

Einige Kapitel über traumatische Neurosen, einschließlich der Kriegsneurosen, über Prophylaxis der Neurosen und über die Therapie der mit Neurosen verwandten abnormen Geisteszustände beschließen das Buch.

Die ganze Arbeit bleibt auf dem Boden der Wirklichkeit; sie ist sachlich und klar geschrieben. Dadurch ist sie besonders geeignet, dem praktizierenden Arzt eine richtige Einsicht in die jetzt geschaffenen Möglichkeiten in der Behandlung von Nervenkranken zu ermöglichen. Nur zu oft meint dieser, die Behandlung dieser Kranken sei aussichtslos und man habe schon das Mögliche erreicht, wenn ein besonders lästiges Symptom zum Verschwinden gebracht ist. Die Arbeit von Ernest Jones kann ihn eines Besseren belehren.

Dr. Adolf F. Meyer (Haarlem).

Dr. Hanns Sachs: Die Elemente der Psychoanalyse. (Berlin, S. Seemann, 1922.)

In Seemanns Sammlung „Das wissenschaftliche Gesprächsthema" konnte die Psychoanalyse nicht fehlen und fand in Dr. Sachs den gewandten und klaren Darsteller — auf 53 Seiten. Die Broschüre soll jedem interessierten Leser das Wichtigste dieser auch in ihren Expansionswegen so eigenartigen Wissenschaft vermitteln. Nach einer Einführung in die psychoanalytische

Stellungnahme zu dem Begriff der Sexualität und des unbewußten Seelenlebens finden wir „die individuellen Phänomene", „die sozialen Phänomene" und „die Urgeschichte der Menschheit" in je einem Kapitel behandelt. Da es schon an der Zeit ist, daß jeder Gebildete weiß, was Psychoanalyse ist, wäre dieser Elementar-Einführung größte Verbreitung zu wünschen. Sie schmeckt nach — mehr und das ist gut. Hitschmann.

Dr. Karl Müller—Braunschweig: Über die Schwierigkeiten in der Aneignung der Freudschen Psychoanalyse. (Deutsche Medizinische Wochenschrift 1920, Nr. 35, S. 971.)

Verfasser untersucht die Gründe, warum die Psychoanalyse trotz ihrer bereits jahrzehntelangen und großartigen Entwicklung gerade in medizinischen Kreisen geringe Ausbreitung gefunden hat und es erst verhältnismäßig wenige gibt, die mit Theorie und Technik der Psychoanalyse gründlich vertraut sind. Die Gründe sieht er einmal in der Schwierigkeit der Umschaltung des vorwiegend somatologisch Eingestellten auf eine ihm durchaus neuartige Blickrichtung: Die Introspektion auf seelische Abläufe. Die zweite Schwierigkeit liegt in der Einübung des „psychoanalytischen Experimentes", das allein die Aufstellungen und Erkenntnisse der Psychoanalyse voll zur empirischen Überzeugung bringen kann, aber erst nach jahrelanger Übung seine ganze Fruchtbarkeit entfaltet. Die dritte Schwierigkeit ist die umfassendste: Man kann das psychoanalytische Experiment erst dann erschöpfend beim anderen anwenden, wenn man sich ihm selbst bei einem erfahrenen Analytiker unterworfen hat. Die nicht nur beim ausgesprochenen Neurotiker, sondern bei allen Kulturmenschen vorhandenen „Komplexe" und mehr oder minder unausgeglichenen Spannungen, deren Reaktivierung instinktiv gefürchtet und gemieden wird, bringen es zuwege, daß die wichtige Vorbedingung der wirklichen Aneignung der Psychoanalyse mißachtet und damit diese selbst versäumt wird. Autoreferat.

Dr. Karl Müller—Braunschweig: Der psychoanalytische Prozeß. (Zeitschrift für Sexualwissenschaft, IX. Bd., Februar 1923. Heft 11.)

Ein einführender, guter Aufsatz über Theorie und Praxis der Psychoanalyse, der von der Diskussion der freien Assoziation ausgeht, die Themen des Widerstandes und der Verdrängung in knapper Form bespricht und nun die Erklärung für die Wirkungen der Psychoanalyse gibt. Die Bedeutung des Agierens und des Wiederholens von Erlebnissen während der Psychoanalyse, die Phänomene der Übertragung als wirksamer Faktor in der Kur, die Umwandlung der Wiederholungstendenzen in Erinnerung, werden sehr geschickt dargestellt. Vom therapeutischen Sinn der Rückführung des verdrängten Materials aus findet der Verfasser einen Weg zur Darstellung der die Neurose verursachenden Konflikte und der mißglückten Verdrängung. Der Verfasser gibt instruktive Beispiele der Genese konversionshysterischer, zwangsneurotischer, phobischer Symptome und zeigt den Charakter des Symptomes als eines Kompromißausdruckes der verdrängenden und verdrängten Tendenzen. Die Überdeterminiertheit des Symptomes und die historische Schichtung wird an Beispielen dargelegt. Einige Bemerkungen über das Zusammenwirken von Konstitution und infantilem Erleben, über Ichideal und Aktualich sowie über die Bedeutung der Angst im Gefüge der Neurose machen auf diese Faktoren aufmerksam. Bedenkt man, daß der Verfasser kaum zehn Druckseiten für seinen Aufsatz, der so schwierige Themen in klarer, das Wesentliche hervorhebender Form behandelt, zur Verfügung hatte, so wird man seine Darstellungskunst uneingeschränkt anerkennen müssen. Wir wollen schließlich auch ein

Bedenken nicht unterdrücken; sind Ausdrücke wie „psychoanalytischer Prozeß" und „psychoanalytisches Experiment" als Bezeichnungen der Durchführung der Psychoanalyse glücklich gewählt? Th. Reik (Wien).

Paul Schilder: Vorstudien zu einer Psychologie der Manie. (Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., Bd. 68.)

Komplexe seien immer vorhanden, aber es handle sich nicht, wie oft betont wird, um bloße Zutaten, sondern sie sind wesentliche Bestandteile des Krankheitsbildes. Um dies feststellen zu können, müsse man sich eben der psychoanalytischen Methode bedienen. Man müsse sich vorstellen, daß „jeder psychische Konflikt Abwehrkräfte in Bewegung setzt, welche drängen, das unangenehme Erleben zu bewältigen und aus der Bewältigung Lust zu ziehen". Diese hat das Ziel, dem Individuum neue Aktionsfreiheit zu geben. Schon normalerweise sei ein „manisches Fluidum" (Lust und Aktion) bereitgestellt gegen drückende Konflikte. Ein Problem könnte z. B. eine Reizquelle für die Fluidumproduktion abgeben, so daß dieses schließlich aus dem (biologisch zu denkenden) „Reservoir" überströmt, das Problem überflutet. Das biologische Moment sei entscheidend. Man müßte aber theoretisch die Möglichkeit akzeptieren, daß auch bei einem biologisch völlig normalen „Energiereservoir" vergangene Erlebnisse eine Manie auslösen könnten. Abraham habe den Faktor der Konstitution vernachlässigt. Weder dem Autor noch Abraham sei es gelungen, für die manische Reaktion typische Erlebnisse nachzuweisen. Es wird die Frage aufgeworfen, ob das Spezifische des „manischen Fluidums" nicht die allzu rasch abklingende Lust des Maniacus sei; daher der Heißhunger nach neuen Eindrücken. — Die Eröffnung des Reservoirs auf kränkende Erlebnisse sei für die Entwicklung der Manie wesentlich. Das „Energiereservoir" des Manischen erscheint gegenüber dem des Gesunden biologisch abgeändert.

Da der Autor den Begriff des „Energiereservoirs", der biologisch aufzufassen ist, nicht näher ausführt, mit ihm aber Abraham gegenüber etwas für die manische Reaktion Spezifisches aufzeigen will, so muß hervorgehoben werden, daß dieser Versuch mißglückt erscheint. Denn es fällt schwer, begrifflich mit dem „biologisch abgeänderten Reservoir" mehr zu verbinden als mit dem alten Begriff der „Konstitution". Wir glauben, daß es verfrüht ist, die für eine Erkrankung spezifischen Momente in der Konstitution zu postulieren, ehe es gelungen ist, eine Reihe von diversen Erkrankungen auf analytischem Wege vergleichend zu überprüfen. Sicherlich wird der Begriff des „Reservoirs" auch dann nicht völlig unentbehrlich werden. Man bemüht sich aber in der Psychoanalyse viel zu wenig um das „Vergleichend-Analytische". Dr. W. Reich.

Paul Schilder: Bemerkungen über die Psychologie des paralytischen Größenwahnes. (Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., Bd. 74, H. 1/3.)

Auch in der progressiven Paralyse werden Abwehrmechanismen in Gang gesetzt, die aber durch den paralytischen Prozeß abgeändert sind. (Kritiklosigkeit der Größenideen.) Bei einem Patienten begann der manische Schub mit dem Gedanken, daß er sterben müsse. Den Paralytikern dürfte die Fähigkeit abhanden gekommen sein, „Ungewohntes ihrem Leben einzugliedern" (meist bei dement Euphorischen). Es tritt die Einstellung zutage: „Ich will gesund sein" und der organische Prozeß erleichtere diese Einstellung. Es bestehe ein narzißtischer Libidokonflikt. Schilder lehnt aber die Annahme

ab, es könnte sich um eine Regression handeln. Man könne weder bei der Manie, noch bei der Paralyse ohne Zwang von Regression sprechen; es handle sich vielmehr um „organisch-biologisch bedingte Abwehrmechanismen". Bei der Schizophrenie ist der Abwehrapparat in entwicklungs- und stammesgeschichtlich jüngeren Teilen geschädigt, so daß bei der Abwehr archaisches Material zutage tritt. Dr. W. Reich.

Alfred Storch: Über das archaische Denken in der Schizophrenie. (Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., Bd. 78, H. 4/5. „Vorträge zur Schizophreniefrage.")

Die „von der Psychoanalyse zuerst vertretene Auffassung, daß es sich beim schizophrenen Denken um den Abbau der Denkfunktionen bis auf eine primitive archaische Denkstufe handeln könne", wird zu begründen und mit klinischem Material zu belegen versucht. Erörterung des „prälogischen Denkens" (Levi-Brühl), des Verlustes der Ichgrenze, der schizophrenen Identifizierungen, der Verdichtungen und Symbolisierungen, der Größenwahnbildung etc.

Die Identifizierungen können verstanden werden „als Verschmelzungen auf Grund einer erlebten mystischen Wesensgemeinschaft". In Äußerungen wie „die Zeit nach dem Weltende auffressen" (der Analytiker würde sie als Ausdruck einer oralen Einverleibungsphantasie auffassen), könne man den tiefsten Ursprung der schizophrenen Größenwahnbildung fassen. „Der Größenwahn des Schizophrenen ist die Wiederherstellung einer archaischen Ichstufe, wie wir sie etwa noch beim kleinen Kinde finden können," „den unmittelbaren Besitz der Welt gewinnt der Schizophrene im Größenwahn zurück." — Der sehr interessante Aufsatz kann dem Analytiker wärmstens zur Lektüre empfohlen werden. Wie erfreulich auch das konstante Vordringen analytischen Schauens in psychiatrischen Kreisen ist, so muß doch dem Befremden Ausdruck gegeben werden, daß bei dem sonst in psychiatrischen Arbeiten so fleißig geübten Zitieren die einschlägigen Arbeiten von Freud, Abraham, Nunberg und anderen nicht erwähnt werden, in welchen das meiste des hier Vorgebrachten bereits enthalten ist. Dr. W. Reich.

Karl Wilmans: Die Schizophrenie. (Zeitschr. f. d. ges. Neur. und Psych., 1922, Bd. 78, H. 4/5. „Vorträge zur Schizophreniefrage".)

Ein kritisches Übersichtsreferat. Die klinische (Kraepelin), psychologische (Bleuler, Jung, Freud), phänomenologische (Jaspers), erbbiologische (Kretschmer), hirnanatomisch-physiologische (Wernicke) und innersekretorische Betrachtungsweise wird im Detail kritisch besprochen. Über die Psychoanalyse: „Auch wer sich nicht als Anhänger Freuds betrachtet, wird den ungeheuren Einfluß, den er auf unser psychiatrisches Denken ausgeübt hat, nicht bestreiten wollen. Wenn wir gegenwärtig viel tiefer in das Seelenleben unserer Kranken einzudringen versuchen, den Inhalten eine ganz andere Bedeutung schenken, als bisher, so hat Freud wesentlich zu dieser Entwicklung beigetragen. Ja noch mehr: auch wer die Freudschen Lehren ablehnt, denkt mehr, als er sich oft zuzugeben geneigt ist, in seinen Gedankengängen." Der Fehler Bleulers bestehe wie der Freuds in der Annahme, daß grundsätzlich alles Psychische sinnvoll determiniert sei. Dr. W. Reich.

Dr. Wilhelm Stekel: Impulshandlungen. Berlin-Wien, 1922.

Trunksucht und Morphiumsucht, Wandertrieb, Tic und Kleptomanie, Brandstifter und Spieler werden hier unter einen Begriff, in einen Band

gezwungen. Die Hauptkategorien der Leser, psychoanalytisch nicht geschulte Ärzte, werden wieder sehr befriedigt sein und immerhin darüber belehrt werden, welch weiten Wirkungskreis die Psychoanalyse in Anspruch nimmt, welche die oben genannten pathologischen Zustände, gleich den Neurosen, aus verdrängtem seelischem Material ableitet. Den Psychoanalytiker aber enttäuscht dieser sechste Band von Stekels „Störungen des Trieb- und Affektlebens" so gründlich wie die bisherigen. Der Autor benützt, um einen dicken Band zu füllen, nach seinem alten Rezept; Krankengeschichten, von den Patienten niedergeschrieben (eine nimmt nicht weniger als 82 Seiten ein); Analysen von geringem Umfang (richtiger Anamnesen); längere Analysen, zum Teil von anderen gemacht, ohne Berücksichtigung der Ichtriebe, ohne plausible Deutung, ohne gesetzmäßige Gesichtspunkte in den Zusammenfassungen; allzukurze Traumdeutungen, ferner literarische Beigaben und endlich Eintagstheorien über dies und das, die sich unter zur Selbstbehauptung unternommener Kritik an Freud und seinen Schülern, doch auf dem aufbauen, was Freud lehrt und in der Zwischenzeit Neues dargestellt hat, seit Stekels vorletzter Band zusammengestellt ist. Wo die Freudsche Schule, die deshalb Zusammenfassendes selten und zögernd veröffentlicht, weil sie mit wissenschaftlichem Ernst Unfertiges nicht preisgibt, — wartet, ist Stekel ratlos und begnügt sich mit verantwortungslosen Schein-Entdeckungen. Der Tic „stellt einen steckengebliebenen Impuls dar und dient verschiedenen Tendenzen. Er kann Ausdruck verdrängter Begierden, autoerotischer Regungen, Erinnerungsbild, Vorwurf, Stimme des Gewissens sein, aber auch den Wunsch nach Wiederholung ausdrücken." Zugegeben, aber das psychoanalytische Problem lautet, warum dies gerade als Tic zum Ausdruck kommt! „In allen Fällen von Spielleidenschaft," sagt Stekel, „werden wir konstatieren können, daß es sich um die uns bekannten Phänomene der Affektverschiebung handelt. Es sind Enttäuschte, die etwas vergessen oder etwas nicht sehen wollen." Zugegeben, aber das psychoanalytische Problem ist, warum diese Abnormen — gerade Spieler werden! Eine Analyse eines Kleptomanen wird wie folgt zusammengefaßt: „Wir sehen diese mächtige Liebe zur Mutter, ferner die deutliche homosexuelle Einstellung, die fortgesetzte Onanie, die verschiedenen kriminellen Tendenzen. G. ist ganz infantil in seinem Denken und Fühlen und handelt wie ein Kind." Wo ist hier die angebliche „tiefe Einsicht in das Wesen der Kleptomanie"!? Im wissenschaftlich-psychoanalytischen Sinn sind diese hastig zusammengestellten Bücher Stekels wertlos, ja sie popularisieren eine Methodik, eine Art des Auslegens, eine Oberflächlichkeit, die mit Freudschem Geiste nichts gemein haben. Man fragt sich vergebens, was Stekel denn veranlaßt, in solcher Eile Band auf Band auf den Büchermarkt zu werfen. Ist es, um von Voraussein und Überlegenheit gegenüber Freud und seiner Schule zum Schein für sich zu erhaschen!? Schon kündigt der Autor im Vorwort den siebenten, achten, neunten und zehnten Band an: „Der achte Band wird das Thema Sadismus und Masochismus behandeln," heißt es dort, „für Überweisung einschlägiger Fälle würde ich den Kollegen sehr verbunden sein." Wieder die falsche Tendenz, viele Fälle zu bringen, statt einige wenige ganz gründlich und genau; oder soll das Theoretische noch rasch erforscht werden!?

Dieses Fabrizieren solcher Bücher ist durch und durch unwissenschaftlich. Die Psychoanalyse trägt nicht die Verantwortung dafür.

Hitschmann.

Van Deshook und Stekel: Die psychische Behandlung des Tic. (Therapie der Gegenwart, 1922.)

Aus der Literatur und aus eigener Beobachtung bringen die Autoren zahlreiche Fälle, welche die psychogene Entstehung des Tics beweisen. Mit Recht betonen sie, daß der Tic auf nicht psychoanalytischem Wege kaum je wirklich geheilt wird. Sie widersprechen der Ferenczischen Auffassung, denn für „viele Fälle hat sich keine Spur einer Genitalisierung nachweisen lassen, während andere deutlich ihren sexuellen Ursprung verraten". Es handelt sich bei dieser Frage um theoretische Probleme, die durch so kurze und relativ oberflächliche Analysen, wie es die mitgeteilten sind, nicht gelöst werden.

Der Tic ist nicht, wie Charcot ihn charakterisierte, eine Karikatur einer Handlung, sondern ein Rudiment einer solchen. Er ist ursprünglich logisch und sinnvoll. In allen Fällen war es möglich, eine Spaltung der Persönlichkeit nachzuweisen. Diese ist das Motiv der Willensschwäche, welche für an Tic leidende Personen charakteristisch ist.

Der Tic ist ein psychogenes Leiden, das durch einen psychischen Konflikt verursacht wird. Er dient verschiedenen Tendenzen. Er kann verdrängte Begierden, autoerotische Regungen darstellen, er kann ein Erinnerungsbild, Vorwurf, Stimme des Gewissens sein, aber auch den Wunsch nach Wiederholung (Wiederholungszwang) ausdrücken. „Jeder verbotene Gedanke, der bewußtseinsunfähig ist, kann sich motorisch als Tic ausdrücken." Es gibt Fälle, in denen eine nicht vollzogene Handlung zum Tic wird, und andere, in denen die Handlung wirklich vollzogen wurde, aber der Wunsch dabei unerfüllt blieb. Der Tic kann der Warnung dienen und nicht einem Wunsche. Der Tic unterscheidet sich vom Zwange dadurch, daß er automatisch und ohne Zwangsgefühl erfolgt, auch ohne Todesklausel besteht, ferner dadurch, daß seine willkürliche Unterdrückung selten mit Angst verbunden ist. Zusammenfassend heißt es: Der Tic ist ein steckengebliebener Impuls, er ist der Ausdruck eines Verrates, der Spiegel einer Tat, die Karikatur einer Tat, er ist eine sterile Tat.

Wenn man die vielen, nachlässig dargestellten Beobachtungen und die unscharfen Schlußfolgerungen liest, so bedauert man, daß gerade Stekel, der es so nötig hätte, sich an die präzise psychoanalytische Formulierung als Gerüst seiner spielerischen Gedankenarbeit strenge zu halten, das nicht tun kann. So glaubt er eigene Wege zu gehen und umschreibt doch nur das von Anderen Gelernte.

Federn.

Hermann Hoffmann: Die konstitutionelle Struktur und Dynamik der „originären" Zwangsvorstellungsneurose. (Fall Anna Reimer. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., Bd. 80, 1922.)

Bericht über die Analyse einer weiblichen Zwangsneurose. Bestätigung der Ansicht Strohmayers, daß es sich bei Zwangsneurosen um das Gegensatzpaar Sadismus-Masochismus handelt. Wie gründlich auch die Aufdeckung des sadistischen und masochistischen Triebpaares gelungen ist, die Analyse hat, wie aus dem ausführlichen Berichte deutlich hervorgeht, wichtige Komponenten übersehen, so daß der Autor zu manchen falschen Formulierungen gelangt ist. Patientin sträubte sich z. B. heftigst gegen das Gebären, hat aber bei Betrachtung schwangerer Frauen sexuelle Lustgefühle. Neben einer Menge sadistischer, masochistischer und exhibitionistischer Phantasien (letztere nennt der Autor Schaustellungsphantasien) bestehen zahl-

reiche Phantasien, die sich mit dem Gebären beschäftigen. Patientin wird als pedantisch, skrupulös und grüblerisch geschildert. In den Geburtsphantasien wird die anale und urethrale Wurzel der Zwangsneurose deutlich, die der Autor (wie auch den Kastrationskomplex) übersehen hat. Es bestand die infantile Theorie, daß der Vater in die Mutter hineinuriniere und das dadurch entstandene Kind herausgeschnitten wird. Oder: vor der Geburt muß ein Einlauf gemacht werden. Patientin bestritt, daß diese kindlichen Vorstellungen einen Einfluß auf ihr späteres Leben gewonnen hätten; es hätte sich in der Analyse auch nichts derartiges nachweisen lassen. In diesem Falle ist der anale Komplex in stärkster Verdrängung und da die Analyse nicht weit genug vorgedrungen ist, beziehungsweise manches übersehen wurde, konnte Autor zur Ansicht kommen, „im Gegensatz zu Freud... mit Strohmayer", „daß die Krankheitssymptome keineswegs immer in der Verdrängung triebhafter Wünsche ihre Wurzel haben müssen". Aus dem Übersehen der analen Triebkräfte resultiert auch der falsche Schluß, daß „das moralische Prinzip... in seinen Grundfesten durch ein früh erwachendes sexuelles Triebleben erheblich erschüttert wird". Die sexuellen Triebkräfte sind, wie Freud gezeigt hat, vor dem moralischen Prinzip etabliert. Auch hier wäre der Autor mit der analytischen Theorie der Zwangsneurose nicht in Widerspruch geraten, wenn er tief genug vorgedrungen wäre: das „früh erwachende Sexualleben" bezieht sich nämlich auf erinnerte Masturbation im zehnten Lebensjahre.

Wie erfreulich es auch ist, daß die klinisch-psychiatrische Forschung immer mehr mit Psychoanalyse arbeitet und ein einflußreicher Autor, wie Hoffmann, es betont, daß die klinische Psychiatrie sich die psychoanalytische Methode zunutze machen müsse, wenn sie ihre Betrachtungsweise vertiefen will, — so scheint doch die Art, wie die offizielle Psychiatrie den psychoanalytischen Boden gewinnt, bedenklich: sie beachtet gerade das Wesentlichste und Grundlegendste nicht und, was übernommen wird, erscheint als häufig verzerrte Neuschöpfung wieder. Wie sehr dem Referenten auch Prioritätsstreitigkeiten zuwider sind, muß doch bemerkt werden, daß es zumindest sonderbar klingt, wenn in der Mitteilung eines nicht gründlich analysierten Falles von Zwangsneurose, wie sie die Psychoanalytiker alltäglich in Behandlung haben, geschrieben wird: „Die hier geschilderte Auffassung der Zwangsneurose finden wir zum großen Teil schon in den Veröffentlichungen von Freud vorgebildet (sic!!)." — Die Psychoanalyse will eben ab ovo erlernt werden und keine, noch so gründliche psychiatrische Kenntnis, kann langjährige analytische Erfahrung ersetzen. Dr. W. Reich.

Marx Norbert: Beiträge zur Psychologie der Kokainomanie. (Aus der Irrenanstalt Herzberge der Stadt Berlin, Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., Bd. 80, H. 5, 1923.)

Es wird zwischen Kokainisten und Kokainomanen unterschieden. Erstere kommen durch körperliche Leiden zur Kenntnis des Kokains, letztere gebrauchen es von Anfang an als Genußmittel. Das Kokain hebe Hemmungen auf, d. h. die Freudsche Zensur zwischen Vorbewußtem und Unbewußtem. An Hand eines Falles wird gezeigt, wie das Kokain verdrängte Libido, zum Beispiel Homosexualität, aktivieren könne. Kokainomanen werden nur Individuen mit einer bestimmten Disposition. (Ist es nicht wahrscheinlicher, daß die einmal erlebte Wirkung des Kokains, eben die Erlösung verdrängter Triebkräfte unter herabgesetzter Zensur an den Kokaingenuß fixiert?) Die Halluzinationen sind auf Hyperästhesie der Sinnesorgane, auf ein Insuffizienzgefühl

(Impotenz) und „Lockerung des Hemmungsmechanismus“ zurückzuführen und entsprechen den Wunscherfüllungen der Träume. In sexueller Beziehung findet unter Einwirkung des Kokains eine Dissoziierung der Libido in ihre Komponenten (unter Überwiegen der homosexuellen), statt.

Dr. W. Reich (Wien).

Kehrer, Prof. Dr. E. (Dresden): Ursachen und Behandlung der Unfruchtbarkeit nach modernen Gesichtspunkten. Zugleich ein Beitrag zu den Störungen des sexuellen Lebens, besonders der Dyspareunie. Mit vier Tabellen, dreizehn Kurven und zwei Abbildungen. Dresden und Leipzig, Theodor Steinkopff 1922.

Die Konzeption kann ohne positive seelische Beteiligung des Weibes am Zeugungsakt zustandekommen, doch betont Verfasser mit Entschiedenheit, daß im allgemeinen die Dyspareunie ein Hindernis der Konzeption bilde. Er verlangt daher in jedem Falle neben einem gynäkologischen Organbefund eine „psychosexuelle Analyse“. K. legt das größte Gewicht auf eine volle sexuelle Befriedigung des Weibes, weil nach ungenügender Befriedigung eine Überfüllung des Blut- und Lymphgefäßsytems der Unterleibsorgane bestehen bleibe, woraus sich dann ernstere Veränderungen von konzeptionshindernder Wirkung entwickeln. Verfasser verbreitet sich über die einzelnen Formen der Dyspareunie und betont immer wieder die hohe Bedeutung des psychischen Faktors.

Den wissenschaftlichen und therapeutischen Ergebnissen der Psychoanalyse sucht Kehrer in seiner Weise gerecht zu werden. Seine Stellungnahme zur Psychoanalyse ist jedoch ein eigentümliches Gemisch von Bekennermut und Scheu vor den letzten Konsequenzen. Er erklärt einerseits, sich frei zu fühlen „von den Lehren Freuds und seiner Schule, soweit sie auf einer allzu übertriebenen Betonung des sexuellen Lebens für jede psychische Regung beruhen“; andererseits aber sei er auf eigenen Wegen zu sehr ähnlichen Auffassungen wie die Psychoanalytiker gelangt.

Der Verfasser befindet sich in offensichtlicher Unkenntnis über den eigentlichen Vorgang beim psychoanalytischen Verfahren, wie er auch über unsere Auffasung des Unbewußten und alles damit Zusammenhängenden ungenau orientiert ist. Seine Zitate beziehen sich größtenteils auf Stekels Buch über die Frigidität. Daß er diesem Autor das Hauptverdienst um das psychologische Verständnis der Dyspareunie zuschreibt, ist wohl begreiflich, solange eine ähnlich ausführliche, aber streng wissenschaftliche Darstellung des Gegenstandes von psychoanalytischer Seite noch fehlt. Ein gut Teil der Resultate, die Kehrer von Stekel übernimmt, ist alter psychoanalytischer Besitz.

Wird der Verfasser der Psychoanalyse also auch nicht in vollem Umfang gerecht, so muß doch seine Annäherung an unseren Standpunkt anerkannt werden; außerdem aber ist hervorzuheben, was wir an Neuem aus seiner Schrift entnehmen können. Indem Kehrer nachweist, daß die Sterilität des Weibes — außer in den Fällen grober anatomischer Veränderungen, Mißbildungen usw. — im Zusammenhang mit dem psychischen Verhalten steht, eröffnet er — wie er selbst hervorhebt — der psychotherapeutischen Beeinflussung und insbesondere der Psychoanalyse ein wichtiges Gebiet.

An diese Ausführungen schließt sich ein Kapitel über die Myome des Uterus, das unser besonderes Interesse verdient. Kehrer widerlegt die bisherige Anschauung, nach welcher Myome Sterilität zur Folge haben und weist nach, daß Sterilität und Myome koordinierte Folgen der gleichen Ursachen seien, nämlich

eines durch Jahre gestörten psychosexuellen Verhaltens, das die oben erwähnten chronischen Störungen der Blut- und Lymphverteilung mit sich bringt. Er behauptet, daß Frauen mit befriedigendem Geschlechtsleben myomfrei bleiben, daß jede Myomträgerin dagegen langdauernde psychosexuelle Störungen aufweise. Ja man könne aus der Größe eines Myoms und gewissen Begleiterscheinungen mit auffälliger Sicherheit die Dauer einer psychosexuellen Störung abschätzen. Kehrer setzt sich dafür ein, daß die in Frage stehenden Geschwülste nicht aus der Existenz embryonaler Keime allein zu erklären seien. Die psychosexuelle Störung sei eine Conditio sine qua non und der Entstehung der Myome sei auf psychotherapeutischem Wege vorzubeugen.

Dem Psychoanalytiker bietet diese Schrift also des Beachtenswerten genug. Er wird sich aber auch freuen, nach beendeter Lektüre den Schlußsatz zu lesen, durch welchen der Verfasser seinen oben zitierten Angriff auf die „Übertreibungen" Freuds wieder aufhebt: „Und doch ist seelisches Leben, mit wenigen Ausnahmen, seelisch-sexuelles Leben — also in letzter Linie ein erotisches Phänomen." Abraham.

K. Westphal: Über kausale Psychotherapie bei Organneurosen. (Münchener med. Wochenschr., Jahrg. 69, Nr. 15, 1922.)

An den verschiedensten deutschen internen Kliniken — nicht an den österreichischen — beginnt man auf die psychischen Quellen gewisser interner Krankheiten aufmerksam zu werden. Erfreulicherweise geht man dabei an der Psychoanalyse nicht vorüber. Ja, man ist erstaunt, in der vorliegenden Arbeit zu lesen, daß v. Bergmann schon 1912 darauf hingewiesen haben soll, „die Psychoanalyse, die durchaus zum Rüstzeug für die Diagnostik und Therapie des Internisten gerechnet werden muß, nicht zu vernachlässigen".

Der Autor des Aufsatzes führt nun einige Organneurosen an — Magen-, Herz-, Darmneurosen, bei denen unter anderem die Aufdeckung und Abreaktion eines Ekelkomplexes, beziehungsweise Schreck- oder Angstkomplexes in der Hypnose zur Beseitigung des organneurotischen Symptoms geführt hat. Also eine Art kathartischer Methode. Daß auf diesem Wege ein Symptom beseitigt werden kann, ist nicht zu bezweifeln. Zu Unrecht wird jedoch bei solchem Tun die Psychoanalyse zum Zeugen angerufen. Im übrigen zeigt der Verfasser am Schlusse des Aufsatzes selbst seine Einstellung zur Psychoanalyse, wenn er mit Beziehung auf die angeführten Krankengeschichten meint, daß die neurotischen Organstörungen nicht immer aus der „Sexualsphäre im Sinne Freuds" kommen, sondern daß der Konflikt mit den beiden gewaltigsten von der Natur ins Unterbewußtsein eingepflanzten Trieben, den Trieben zur Erhaltung seiner selbst und der Art, am ehesten zur Neurose führt". Dr. Felix Deutsch.

Heinrich Meng: Über die Angst beim vergifteten, organisch kranken und neurotischen Menschen. (Deutsche Zeitschrift für Homöopathie, II. Jahrg., 1923. Homöopath. Zentral-Verl., Berlin.)

Dieser Vortrag vor homöopathischen Ärzten gibt eine ausgezeichnete, wohldurchdachte Darstellung der pathologischen Angstzustände, unter besonderer Hervorhebung der psychoanalytischen Ergebnisse. Diese sind mit vollem Verständnis in anregendster Form ausgeführt. Die Homöopathen, diese unbewußten Psychotherapeuten, erhielten hiemit eine volle Dosis moderner Wissenschaft.

Hitschmann.

Dr. Heinz Hartmann: Zur Frage der Selbstblendung. (Jahrbuch für Psychologie und Neurologie, Bd. 41, H. 2/3.)

Bericht über einen einunddreißigjährigen Mann, der sich mit Glassplittern an beiden Augen eine schwere Verletzung beigebracht hat. In den letzten Monaten vor der Tat herrschten Zwangsimpulse vor und besonders der Drang zum Verkehr mit Mädchen zwischen 12 und 13 Jahren. Nach der Blendung schwinden sämtliche Impulse, der Patient fühlt sich ruhig und glücklich. Autor bespricht das in drei Sitzungen gewonnene Material, welches die Handlung als Konsequenz infantiler Erlebnisse, als Selbstkastration begreifen ließ. Sexuelle Frühreife, manifeste Inzestwünsche und ein überbetonter Schau- und Wissenstrieb bereiteten den Boden für die Tat, welche die Entlastung vom Schuldbewußtsein in sich schloß. Dr. W. Reich (Wien).

Dozent Paul Schilder: Über das Wesen der Hypnose. (II. Auflage, Berlin, J. Springer, 1922.)

Die vor kurzem hier empfohlene Broschüre, die für das hohe wissenschaftliche und Bildungsniveau des Verfassers Zeugnis ablegt, erschien nun in zweiter durchgesehener Auflage. Das grundlegende Verdienst der Psychoanalyse am Verstehenlehren des psychologischen Geschehens in der Hypnose (Ferenczi) wird hinreichend gewürdigt. Hitschmann.

Hofrat Dr. S. Fried: Rezeptformeln und therapeutische Winke für Krankenkassenärzte. (3. Auflage, Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1923.)

In diesem altbewährten, jetzt in dritter Auflage erscheinenden Büchlein, finden wir die Notwendigkeit betont, den Kassenmitgliedern in manchen Fällen psychoanalytische Behandlung zu ermöglichen. Vor achtzehn Jahren hat der Verfasser den Krankenkassen die Anstellung eigener Zahnärzte empfohlen; einen solchen Rat heute erteilen oder gar begründen zu wollen, hieße offene Türen einrennen. Nun wird hier auf den hohen Wert rationeller Psychotherapie der Neurosen für die Kassen hingewiesen, die sich nicht etwa in Trost und Aufklärung erschöpfen kann, sondern die inneren Konflikte des Erkrankten durch Analyse lösen soll. Der belesene, praktisch erfahrene Autor steht auf dem Standpunkt voller Anerkennung der außerordentlich fruchtbaren Erkenntnisse der Psychoanalyse und zitiert Prinzhorns Worte: „Die deutsche Psychiatrie hat das Gewicht der Psychoanalyse sowohl als therapeutische Methode wie als psychologische Denkweise weit unterschätzt, wodurch ihr auf ihrem eigensten Gebiete die Führung entglitten ist.“ Die Berliner Poliklinik und das Wiener psychoanalytische Ambulatorium sammeln bereits Erfahrungen über Psychoanalyse an Kassenmitgliedern, namentlich über die Mindestdauer. Aber eine größere Anzahl von Kranken könnte nur durch von der Kasse angestellte Spezialärzte dauernder Arbeitsfähigkeit zugeführt werden. Wie sehr eine chronische Neurose die Qualität und Quantität der Arbeitsfähigkeit stört, wird durch das Schwanken des Wohlbefindens übersehen, und die vor der Entlassung pünktlich auftretende Besserung hindert immer wieder entscheidende Maßnahmen. Die Krankenkassen, in die jetzt auch ein großer Teil des Bürgertums eingeht, werden sich ausrechnen müssen, ob nicht doch gründliche rechtzeitige Heilung des Neurotikers für sie rentabler ist, als chronische Insuffizienz und wiederkehrendes Marodieren. Hitschmann.

Marcuse Max: Selbstmord und Sexualität. (Zeitschrift für Sexualwissenschaft, H. 7, Oktober 1922.)

Die Zusammenhänge zwischen Selbstmord und Sexualität werden hier kurz untersucht, auf die Bedeutung verschiedener sexueller Motive, den Zusammenhang mit Menstruation, Schwangerschaft und Klimakterium wird hingewiesen. In der Ätiologie der Schülerselbstmorde wird die Sexualangst hervorgehoben. Auch „für den im übrigen psychoanalytischen Gedankengängen nicht Folgenden" sei die enge Verknüpfung der Vorstellungen vom Bestehen einer Prüfung, von der Lösung einer Aufgabe etc. mit sexuellen Affekten zweifelsfrei. Die nach der Lehre der Psychoanalytiker dabei wirksamen Mechanismen sollen wegen ihrer „Unerweislichkeit" nicht erörtert werden, dagegen sei der Zusammenhang der Schülerselbstmorde mit Pubertät und Onanie fraglos. Bei Besprechung der Doppelselbstmorde fällt auch das Wort Inzestmotiv. Die weiteren Ausführungen des Verfassers sind unzweifelhaft richtig, die Erklärungen, die er gibt, oberflächlich und dürftig. Th. Reik.

Zur psychoanalytischen Bewegung.

Die Psychoanalyse auf dem XVI. Kongreß der Società Freniatrica Italiana, Rom (5. bis 7. April 1923).

Der XIV. in Perugia im Mai 1911 stattgehabte Kongreß der Società Freniatrica Italiana hatte für den nächsten, in Palermo (Oktober 1914) abzuhaltenden Kongreß fünf allgemeine Themen festgesetzt, darunter als zweites „Die Psychoanalyse als Methode der Forschung und Therapie". Dieser Kongreß wurde wegen des inzwischen ausgebrochenen Weltkrieges auf einen späteren Zeitpunkt verschoben und erst neun Jahre später fand in Genua im Oktober 1920 eine Tagung der Società Freniatrica Italiana statt, wo man, ohne überhaupt über das Thema „Psychoanalyse" zu diskutieren, dieses in „Nosographie und Pathogenese der Neurosen" umwandelte und es für den XVI. Kongreß in Rom[1] festsetzte, bei welchem es endlich nach zwölf Jahren als erstes allgemeines Thema am ersten Sitzungstage (5. April) zur Verhandlung gelangte.

Die vom Referenten Prof. Modena vorgebrachten Schlußfolgerungen sind wörtlich folgende:

„Das Problem der Psychoneurosen, einer provisorischen Gruppe von krankhaften Äußerungen, befindet sich in einer Übergangsperiode. Die Literatur wird von der größten Mannigfaltigkeit von Begriffen beherrscht und es ist unmöglich, eine genaue Abgrenzung der verschiedenen Formen, welche wegen der Gemeinsamkeit von Symptomen ineinander übergreifen und wegen ihrer Verschiedenheiten in der Vereinigung von Erscheinungen sich verwirren, vorzunehmen. Die Ausdrücke Hysterie, Neurasthenie, Zwangsneurose, Unfalls- und Kriegsneurose, Tickrankheit, Angstzustände, Berufskrämpfe usw. bezeichnen einen Charakter der Syndrome, die noch eines Grundbegriffes, welcher ihre Natur aufklären und ihre klinische Stellung feststellen soll, entbehren.

Die pathologische Forschungsrichtung hat verschiedene Tendenzen verfolgt: Die Herrschaft eines klinischen, objektiven und einfachen Kriteriums ist von psychologischen oder kausalen oder dynamischen oder phänomenologischen Begriffen überlagert worden, die von Deutungen oder Wechselwirkungen ausgehen, welche das umstrittene Wesen und die Entwicklung der psychischen Charaktere betreffen.

Aus der nüchternen Prüfung der Literatur ergibt sich, daß kein neuer Begriff eine neue, der Kritik standhaltende und sich in der objektiven Forschung bewährende Klassifizierung rechtfertigt und dazu ermächtigt: Es

[1] Quaderni di Psychiatria 1914—1922 passim.

ergeben sich beim Studium der Erscheinung und ihrer Abwicklung keine bestimmten Daten, keine sicheren pathogenetischen Elemente. Wir halten die psychogenetischen Kriterien nicht für hinlänglich, weil sie von Voraussetzungen ausgehen, die aus der allgemeinen Psychologie, aus intellektualistischen Schlußfolgerungen, aus psychischen Vorgängen, welche auf Grund einer besonderen Mechanik der Geistesfunktionen vermutet werden, stammen.

Wir sind überzeugt, daß wir uns mit dem Fortschreiten unserer biologischen Erkenntnisse viele Symptome werden erklären können, welche in diesen Gruppen enthalten sind, und wir halten es für angebracht, für diese Gruppen noch weiter die traditionellen und einfach bezeichnenden Namen, wie Hysterie, Neurasthenie usw. zu gebrauchen, welche nach dem heutigen Stande kein Vorurteil für eine Auslegung enthalten.

In den letzten Jahren hat das Studium der inneren Sekretion und die deutlicheren Beziehungen zwischen dieser und den Gsmütsreaktionen, einige organische Faktoren beleuchtet und viele Symptome, welche bisher irrtümlicherweise zu den Neurosen gerechnet wurden, weil man sie für nicht organisch gehalten hat, sind zur Gruppe der Störungen infolge veränderter innerer Sekretion getreten (Asthenie bei Hypofunktion der Nebennieren, Akroparästhesien bei Hypofunktion der Geschlechtsdrüsen und Epithelkörperchen, Erregbarkeit bei Hyperfunktion der Schilddrüsen usw.). Und der Einfluß der inneren Sekretion, welche in empfindlichster Weise die nervösen Funktionen im Gleichgewicht hält, muß auch für andere neurotische Erscheinungen berücksichtigt werden. Die Funktion des Sexuallebens ist mit der Sekretion von Hormonen eng verbunden: und so wie ganz bestimmte Insuffizienzen und Dysfunktionen bei längerem Andauern die Konstitution und die Persönlichkeit des Subjektes ändern können, so muß man annehmen, daß besondere Sekretionen, welche verschiedene Phasen des Sexualaktes und wechselseitige Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern begleiten, empfindliche und vorübergehende hormonische Tätigkeiten reizen, die auf die Persönlichkeit selbst einwirken können, wenn sie unregelmäßig und in unvollkommener Art erfolgen.

So kann man einer Reihe von neurotischen Angstzuständen eine innersekretorische Erklärung geben: sie haben eine evidente Beziehung mit Vorfällen von sexueller Unbefriedigtkeit.

Der „humorale" Faktor, der durch die Forschungen auf dem Gebiete der inneren Sekretion wieder in Erinnerung gebracht wird und dessen pathogener Einfluß auch in kleinsten Dosen bestätigt wird, wird sicherlich neue Elemente zur Einschätzung vieler krankhafter Erscheinungen ergeben, welche heute als funktionell angesehen werden: und dies nicht nur in Beziehung zur Sexualität.

Außer dem Zusammenhange der inneren Sekretion mit den Erscheinungen des Gemütslebens, gewinnen wir aus der anatomischen und klinisch-anatomischen Forschung bemerkenswerte Daten, welche den Sitz von Zentren betreffen, die mit der Entwicklung und dem Ausdrucke der Gemütszustände im Zusammenhang stehen, der hauptsächlichsten Grundlage vieler Neurosen: das Studium der Syndrome des Mesencephaloms und der Basalkerne klären Tatsachen auf, welche bis vor kurzem der Herrschaft der Funktionalität angehörten. Und die Befunde lassen die große Bedeutung dieser Zonen für

das Zustandekommen der Gemütszustände noch höher einschätzen, welche sich uns in normalen, synthetischen und komplexen Bedingungen zeigen, aber eine Kette von Sitzen in bestimmter Folge, von den niederen zu den höheren Vorgängen, von den perzeptiven und rezeptiven zu den Ausdruckserscheinungen haben müssen und welche einen verschiedenen Charakter darbieten, je nach dem verletzten oder veränderten Gliede der Kette. So müssen der verschiedenen Verteilung von Beschädigungen einige differenzierende Nuancen zwischen postenzephalen Zuständen und analogen psychoneurotischen Äußerungen zugeschrieben werden; es handelt sich um sehr leichte Unterschiede, welche den organischen Ursprung der verwickelten Erscheinung beweisen.

Mit der Untersuchung der zarten Gehirnstruktur und der vielseitigen intrazerebralen Beziehungen, mit der Erforschung des Einflusses der humoralen Faktoren, mit der richtigen Einschätzung jeder organischen, auch extrazerebralen Ursache, wird man den Ursprung und die Aufeinanderfolge vieler neurotischen Symptome in Beziehung zur Biologie des Affektlebens besser aufklären können. Diese somatischen Begriffe entsprechen einer wissenschaftlichen Logik mehr als der Begriff eines fluktuierenden Affektes, wie ihn viele Anhänger der psychoanalytischen Schule als Basis jeder Neurose setzen.

Aber darum sind Untersuchungen auf psychologischem Gebiete, welche eine Menge von nützlichen Kenntnissen für eine vorläufige Erklärung liefern, die in Beziehung mit dem naturalistischen und entwicklungsbiologischen Studium des psychischen Lebens gestellt wird, nicht auszuschließen. So kann man die verschiedenen Bedingungen des „Milieus“ und der „Situation“ in Beziehung zur Persönlichkeit, zum Temperamente und zu den entsprechenden Reaktionen wohl ins Auge fassen, nicht etwa, um die Pathogenese aufzuklären, wohl aber, um gewisse besondere Bedingungen für gewisse krankhafte Zustände zu beleuchten.

Es müssen Elemente von Hypothesen und empirischen Wechselwirkungen herangezogen werden, nicht Beweise und Proben, die aber ein bedeutendes Hilfsmittel bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse darstellen, wenn man nur ihren Wert in richtiger Weise als einen relativen einschätzt. Und hauptsächlich gelten jene Begriffe, welche sich auf die Bedeutung des Instinktlebens für die Auslegung der Psychoneurosen gründen; diese müssen in ihrem doppelten Anschein berücksichtigt werden, als Krankheiten, die als Grundlage eine Entwicklungshemmung mit Persistenz von beim normalen Individuum überwundenen Entwicklungsbedingungen haben oder, als krankhafte Zustände infolge heftiger Gemütsbewegungen, die eine Störung des normalen Gleichgewichtes verursachen und primitive und untergeordnete Reaktionssysteme wieder hervorrufen.

Wenn das naturalistische Studium des psychischen Lebens in der Phylo- und Ontogenese, Entwicklungsetappen und systematisch übereinander geordnete Grade von Vervollkommnung, Synthese von kongenitalen und erworbenen Faktoren, feststellt, so kann es einige Deutungen erklären, welche aber nur dann Beweiswert gewinnen, wenn sie mit dem parallelen Studium der Morphologie und der Beziehungen zwischen den verschiedenen Teilen des Nervensystems in Verbindung gebracht werden, und nicht wenn sie sich nur auf Vermutungen, die von der empirischen Beobachtung und von Überlegungen auf Grund hypothetischer Voraussetzungen stammen, gründen.“

Nach Beendigung der Vorlesung des allgemeinen Themas, gelangten die Professoren Bianchi, Morselli, Mingazzini zum Worte, um ihre hervorragenden, der Psychoanalyse entschieden abgeneigten Meinungen, auszusprechen. Der erste stellte den Freudschen „Pansexualismus" in Abrede; der zweite stritt der Psychoanalyse die Würde einer Wissenschaft ab; der dritte berichtete, tatsächlich einige Formen von Angstneurose, welche durch Verdrängungsmechanismen und Unterbrechung der affektiven und somatischen Abfuhr (cohabitatio interrupta) bedingt waren, beobachtet zu haben, weigerte sich aber, für das restliche Gebiet der Psychoneurosen die psychoanalytische Pathogenese und Dynamik anzunehmen.

Der einzige, der sich zur Verteidigung der Psychoanalyse erhob und gleichzeitig als Angeklagter, als Entlastungszeuge und als ihr Anwalt fungierte, und allen den hervorragenden Rednern antwortete, war Levi Bianchini. Wegen der bedauerlich kurzen Diskussionsdauer, welche die Satzungen der Wechselrede über die allgemeinen Themen einräumen (zehn Minuten für jeden Redner; tatsächlich wurden Levi Bianchini dank der höflichen Willfährigkeit des Vorsitzenden zwanzig Minuten bewilligt), mußte sich Levi Bianchini beschränken, einige Einwände und einige Ausstellungen ganz allgemeinen Charakters gegen die Anklagen, die gegen die Psychoanalyse erhoben worden waren, vorzubringen; diese genügten immerhin, die Vorurteile und die noch immer in Italien bestehenden Mängel in der richtigen Wertung ihrer informatorischen und doktrinären Prinzipien und in der Beurteilung ihrer genauen wissenschaftlichen Ausdehnung bis zum heutigen Tage zu beweisen.

Levi Bianchini sagte u. a., daß die Psychoanalyse nunmehr einen organischen Körper der dynamischen Psychologie darstelle, welche schon mit unverleugbaren praktischen und theoretischen Erfolgen die klassische Psychologie der bewußten seelischen Vorgänge und die Experimentalpsychologie zum großen Teile entthront habe, daß die Resultate, namentlich dieser letzteren, sich unendlich geringer denn jede Erwartung erwiesen hätten und daß sowohl die eine als auch die andere nicht nur von den psychoanalytischen Schulen, aber auch von den Schulen nichtpsychoanalytischer Psychologie und Philosophie Italiens und des Auslandes heftig bekämpft würde.

Die Psychoanalyse stellt, weit davon entfernt nur eine Theorie des Traumes, der Sexualität und der Neurosen zu sein, als was sie skizzenhaft in Italien gilt, die Wissenschaft der Mechanik der menschlichen Psychismen dar; obwohl sie sich in stetiger Entwicklung befindet, weil sie ganz jung ist, hat sie schon tiefe und lebensfähige Wurzeln in der ethnologischen Psychologie, in der Soziologie, in der Geschichte der Religionen, in der Kunst und im Mystizismus, in der Pädologie und in der Pädagogie gefaßt. Infolgedessen erhebt sie sich zu einer Wissenschaft des ganzen Lebens; zu einer neuen und fruchtbaren Biologie und nicht nur eines Triebes, des Sexuellen (wenn er auch von Freud als erster behandelt wurde, weil er der allgemeinste nach dem Selbsterhaltungstriebe ist), sondern aller menschlichen Triebe (Grundlagen des Unbewußten, ursprüngliche psychische Realität), von welchen sich die Tendenzen, die Gefühle und der Wille, das heißt der ganze Intellekt, die Lebensführung und die menschlichen Handlungen entwickeln: endlich zu einer tiefen, logischen und biologischen Exegese der menschlichen Intelligenz, die als das Kongregat der durch die Grundtendenzen des Somatopsychismus bedingten, affektbetonten Vorstellung zu betrachten ist.

Levi Bianchini zeigte sich lebhaft überrascht, feststellen zu müssen, daß die Psychoanalyse von der offiziellen italienischen Wissenschaft mit einer solchen Entschiedenheit verbannt werde, daß es nicht einmal gestattet sei, ihren Namen auszusprechen: aber trotz alledem ist er ihres unvermeidlichen Fortschrittes auch in den lateinischen Ländern sicher, was zum Beispiel schon in Frankreich der Fall ist.

Bei diesem Tatbestande glaubt Levi Bianchini, daß eines der allgemeinen Themen, über welches am nächsten Kongreß in Triest verhandelt werden sollte, folgendes wäre: „Psychoanalyse und Biopathologie der menschlichen Psychismen".[1]

Im Einklange dagegen mit Prof. Bianchi ist er der Meinung, daß die sexuelle Pathogenese der Kriegsneurosen, trotz der scharfsinnigen Nachforschungen von Mac Curdy,[2] von Ferenczi und anderen[3] nicht alle die Resultate ergeben hat, welche sich die Psychoanalytiker versprochen hatten. Dieser Mißerfolg erklärt sich ohne Schwierigkeit durch die Tatsache, daß bei den Kriegsneurosen der erste Trieb, der in seiner Mitwirkung zur allgemeinen intrapsychischen Dynamik gestört wird, logischerweise der Selbsterhaltungstrieb zu sein scheint, welchem sich in gewissen Fällen, außerdem sei es der Sexualtrieb, wegen alter assoziativer Verknüpfungen zwischen Angst, Kastrationskomplex, überdeterminierte Pubertätskomplexe usw., sei es der so vortrefflich in einer genialen Monographie von Bovet[4] illustrierte Kampftrieb, sei es andere soziale (Rivers) oder individuelle Triebe, beigesellen.

Was einige, im allgemeinen Thema vorgebrachte Ideen anlangt, möchte ich ausführlicher folgende Momente, welche ich wegen der Kürze der Zeit im Diskussionswege bloß erwähnen konnte, entwickeln.

Die Behauptung, daß „heute noch das Problem der Psychoneurosen, einer provisorischen Gruppe von krankhaften Äußerungen, sich in einem Übergangsstadium befinde", scheint mir nicht ganz richtig zu sein, wenn man das berücksichtigt, was wir schon an Positivem — und das ist nicht wenig — wissen und was wir unter zwei enormen und ausgiebig behandelten allgemeinen Richtungen zusammenfassen können. Die erste, die wir die französische Richtung nennen könnten, ist die, welche gegenwärtig von Babinski repräsentiert wird und den Pythiatismus betrifft, der sich auf dem Wege seines endgültigen Unterganges befindet, und die von Janet, die die Psychoneurosen als Störungen, welche von einer Einengung des Bewußtseinsfeldes und von Veränderungen der Affektivität und des Willens entstehen, auffaßt. Die zweite, von Freud, seinen Schülern und Anhängern repräsentierte Richtung, definiert ursprünglich die Neurose als den Exponenten eines dynamischen Konfliktes des Psychismus auf traumatischer Grundlage, entweder wegen Verdrängung ins Unbewußte von Komplexen (sexuelle oder nicht) von hoher energetischer (affektiver) Spannung; oder wegen Reaktivierung genannter Komplexe durch gelegentliche Ursachen, oder durch Regression von Segmenten der psychosexuellen Entwicklung, welche als störende Ursachen für die soziale, individuelle und aktuelle psychosexuelle

---

[1] Das Thema wurde, ohne vor dem Kongresse zur Diskussion gebracht worden zu sein, von der Kommission abgelehnt.

[2] War Neuroses. Cambridge Univ. Press. 1918.

[3] Zur Psychoanalyse der Kriegsneurosen. Intern. Psa. Verlag 1919.

[4] L'instinct combatif. Neuchâtel 1917.

Anpassung wirken. Eine taxinomische Notwendigkeit also, worauf der oben zitierte Satz hinzudeuten scheint, ist absolut von nebensächlicher Bedeutung. Uns ist wenig daran gelegen, daß eine Neurose beispielsweise Psychasthenie nach Janet, rudimentäre Paranoia nach Morselli, Zwangsvorstellung nach Bianchi, Fixierungshysterie nach Freud genannt werde, wenn wir von dieser Neurose, sei es mit Hilfe der einen oder der anderen Theorie, in der befriedigendsten Weise die syntomatische und hauptsächlich psychopathologische Richtlinie bestimmen können; namentlich wenn es der Psychoanalyse, wie im spezifischen Falle der Hysterie, gelungen ist, eine mehr als konklusive Klassifizierung zu geben, auf ätiologischer Grundlage der ursprünglichen Komplexe und der Bildung der Symptome (Angst-, Konversions-, Fixierungshysterie).

Andererseits können wir die Äußerung als unzutreffend betrachten, daß „die somatischen Begriffe (innere Sekretion, anatomisch ganglionäre Grundlage der Gemütsbewegungen, individuelle Konstitution) einer wissenschaftlichen Logik mehr entsprechen, als der Begriff eines fluktuierenden Affektes, wie ihn viele Anhänger der psychoanalytischen Schule als Grundlage jeder Neurose setzen", wenn man, sei es an die unbegrenzte Unabhängigkeit der Erscheinung „Celebration und Gedanke" denkt, sei es an die sehr präzise Definition von „Affekt", welche die psychoanalytische Schule gibt. Ich würde dem tiefen Wissen des Referenten unrecht tun, wenn ich es für notwendig hielte, daran zu erinnern, daß der Begriff „Affekt" in der Psychoanalyse „die Spannung der psychischen Energie" ausdrücken will, die energetische Besetzung von Affekt, von Interesse usw., womit notwendigerweise jede Erscheinung des Psychismus ausnahmslos ausgestattet ist; Trieb, Tendenz, Gefühl, Gemütsbewegung, Wille, Assoziation.

Er stellt die „psychische Besetzung" eines psychischen Ereignisses dar und substituiert mit einem Ausdrucke, das uns viel präziser erscheint, die Ausdrücke „Intensität, Farbe, Wärme, Kraft, Potenz, Präpotenz, Mattigkeit, Höhe, Lebhaftigkeit" usw., welche die gewöhnliche psychologische Ausdrucksweise dem Triebe, der Gemütsbewegung, dem Wunsche, der Leidenschaft, dem Willen, sogar der Neurose und selbst der Perversion zuschreibt.

Es scheint mir an der Zeit, mit den scholastischen und rein doktrinären Angriffen, denen man die Psychoanalyse in Italien aussetzt, aufzuhören und anzufangen, sie mit Nüchternheit und näher zu studieren, auch für denjenigen, der sich dazu entschließen sollte, mit der prioristischen Absicht, ihre Resultate zu bekämpfen. Wer in diesem Sinne vorgehen wird, wird sich sehr bald über die enormen Probleme, welche die traditionelle Assoziationspsychologie ungelöst gelassen hat, Rechenschaft geben und über ihre entschiedene Insuffizienz gegenüber der wesentlichen Erkenntnis der psychischen Tatsachen, welche die Psychoanalyse darbietet. Die intellektualistische Psychologie — jene, die bis heute „bewußt" mit „intellektiv", mit „real" identifiziert und welche den Wert und die Bedeutung des „Triebes" nicht erfaßt hat — hat sich darauf beschränkt, die Struktur des Intellektes zu zerlegen, welches als ein exquisites Charakteristikum beim Menschen gehalten wurde, und hat die Analyse des Triebes, die mehr als exquisit tierisches Charakteristikum galt, vernachlässigt; und hat infolgedessen dies letztere beim Menschen höchstens als physiologische und nicht psychische Erscheinung (Drever)[1] studiert und dadurch die äußere

[1] Drever, Instinct in man. Cambridge University Press, 1917.

und nicht die innere Seite der Psyche erblickt. Was die Intelligenz anlangt, hat sie das vollkommen entgegengesetzte Verfahren angewendet, indem sie in ihr alles Psychologische und erst später das Physiologische suchte, als die Lehren der kortikalen Lokalisationen ihr zu Hilfe kamen, welche heute, mit grausamer Ironie, von den Neurologen und selbst Anatomen nach und nach ein- und niedergeschlagen werden.

Und doch ist der gute Weg, was die Triebe anlangt, schon von James,[1] Paulhan,[2] Bergson[3] eingeweiht worden und, was ihr Veränderlichkeit anlangt, von Romanes,[4] was ihre Umgestaltbarkeit anlangt, von Thorndike,[5] Mac Dougall,[6] Larguier de Bancels, Dwelshauvers[7] und noch anderen entwickelt worden. Freud hatte vor diesen das unbestrittene Verdienst, den Trieb in den Vordergrund der psychologischen Analyse (als ersten unter allen den sexuellen) zu setzen, als Grundbedingung der affektiv-intellektiven Struktur des menschlichen Psychismus. Rivers, ein Anthropologe, in seiner glücklichen Integration des Freud schen Blickes, und Bruns,[8] ein Neurologe, der gegen den Verdacht zu theoretisieren gut verteidigt ist, wiesen die Charakteristika und die Bedingungen der Gemütsbewegung auf, einer biologischen Zwischenstufe zwischen Trieb und Intellekt, so daß das Freudsche Postulat, auf dessen enorme Tragweite heute noch nicht hingewiesen werden kann, „das intellektuelle Leben stammt vom affektiven Leben und beide stellen die phylo-ontogenetische Entwicklung der primitiven und in Entwicklung sich befindenden Triebe dar," sich auf den Gipfel der dynamischen Lehre der Psychismen wie ein unzerbrechliches Schild erhebt.

„Denn, wenn Freud dem Sexualtrieb eine außergewöhnliche Bedeutung in der Genese der Gefühle zuerkennt, so ist es sicher (und Freud verleugnet es nicht), daß auch andere Triebe berücksichtigt werden müssen. Wie Pfister treffend bemerkt, ist es ebensowenig am Platze, Freud seine Haltung vorzuwerfen, als Christophorus Kolumbus vorzuwerfen, nur Amerika und nicht auch Australien und die Pole entdeckt zu haben. Die Stellungnahme Freuds war nicht nur die mutigste und daher die dringendste, sondern es ist auch nicht schwer, theoretisch die Bedeutung des Sexualtriebes in der Genese unserer Gefühle zu beweisen. Wenn wir, was nicht schwer ist, diese drei Sätze unterschreiben:

1. Die Gefühle stellen eine Entwicklung roher Triebe dar,

2. die Triebe, welche sich abwickeln, sind vor allem verdrängte Triebe,

3. der Sexualtrieb ist einer der zwei oder drei mächtigsten Triebe und auch einer von jenen, denen das soziale und zivilisierte Leben das größte Maß von Verdrängung auferlegt, so werden wir zur Schlußfolgerung kommen, daß die Entwicklung des verdrängten Sexualtriebes eine ganz besondere Bedeutung in der Genese unserer Gefühle hat (Paulhan): und davon unterscheidet sich der Grundgedanke Freuds durch nichts oder fast nichts." (Bovet.)

---

[1] James, The Principles of Psychology. t II. London, 1890.

[2] Paulhan, Les transformations sociales des sentiments. Flammarion, 1920, Paris.

[3] Bergson, L'energie spirituelle. 1920, Alcan.

[4] Romanes, L'évolution mentale chez les animaux. Paris 1884.

[5] Thorndike, The elements of psychology. New York 1917.

[6] Mac Dougall, An introduction to social psychology. London 1908.

[7] Dwelshauvers, L'inconscient. Flammarion, Paris 1919.

[8] Bruns, Das Wesen der Neurose. Dozentendissertation, Zürich, 4. November 1922. Siehe Intern. Zeitschr. f. Ps. IX, 1. Heft, S. 117.

Wir können behaupten, daß, wenn die Psychoanalyse bisher vorwiegend der Evolutionismus eines Triebes gewesen ist, sie nun im Begriffe ist, durch die Leistungen der Psychoanalytiker selbst ein Evolutionismus der Triebe zu werden und daß sie sich damit anschickt, in immer logischerer und psychobiologischerer Weise uns das Wesen der Intelligenz, welche sich auf die Affektivität gründet, und das Wesen der Affektivität, welche sich auf die Triebe gründet, zu erklären. M. Levi-Bianchini.

Frankreich.

Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" erschienen kürzlich in französischer Übersetzung von Dr. B. Reverchon in Verlag der Nouvelle Revue française, Paris.

Von Dr. Emile Adam (Charenton) erschien: Le Freudisme. Etude historique et critique de méthodologie psychothérapeutique (Colmar 1923).

L'Encéphale bringt in den Sitzungsberichten der „Société de Psychiatrie" verschiedene Diskussionen über die Fehlleistungen, die Verdrängung, die Technik und andere psychoanalytische Themen (Nr. 3, Mars 1923, Nr. 4, Avril etc.). Die monatliche Beilage („L'Informateur") bringt in Nr. 5 vom Mai ein Bild von Professor Freud (nach der bekannten letzten Aufnahme).

Paul Bourgets letzter Roman „La Geole" beschäftigt sich mit der Psychoanalyse.

In „Le Figaro" (20. Mai 1923) bespricht der bekannte Belletrist Abel Hermant unter dem Titel „L'amnésie du Dr. Freud" im Leitartikel in sympathischer Weise die pädagogischen Winke der Psychoanalyse.

Schweiz.

1. Am 8. Jänner 1923 hielt auf Einladung A. Furrer in der Zunft zur Schiffleuten (Zürich) einen Vortrag „Über Traumanalyse".

2. Am 28. Februar 1923 sprach O. Pfister vor dem Lehrerkapitel in Zofingen (Kanton Aargau) über „Wesen und Anwendung der pädagogischen Analyse".

3. Am 15. Februar 1923 hielt H. Zulliger in Burgdorf (Kanton Bern) einen Vortrag über „Psychoanalyse und Schule" vor dem Lehrerverein des Amtes Burghof.

*

Professor E. Schneider hielt am 9. Jänner 1923 im Ärzteverein Reval (Lettland) einen Vortrag „Zur Psychologie des hysterischen Symptoms" und am 10. Jänner ebendaselbst einen öffentlichen Vortrag „Zur Psychologie und Pädagogik einiger Kinderfehler".

*

In Leipzig hat sich ein kleiner Kreis von psychoanalytisch Interessierten zusammengefunden. Er besteht aus Frau Dr. med. Benedek, cand. med. Voitel, Lehrer Ranft, med.-pract. Vanek und cand. med. Weigel. In den wöchentlichen Sitzungen vom Oktober 1922 bis März 1923 wurde eine Reihe von Schriften Freuds gemeinsam gelesen und besprochen. Außerdem wurde monatlich ein Vortragsabend, auch für Gäste, veranstaltet. Es sprachen:

16. November: Frau Dr. Benedek: Einführung in die Psychoanalyse;

13. Dezember: Frau Dr. Benedek: Beispiele von Fehlleistungen und Träumen;

17. Jänner: Herr cand. med. Voitel: Referat über Freud: „Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse."

9. Februar: Herr Lehrer Ranft: Traum und Traumdeutung.

Lehrer Ranft hielt außerdem einen Kurs für Lehrer zur Einführung in das Gebiet der Psychoanalyse (zirka 40 Teilnehmer).

Für die Aufnahme in den Kreis der Mitglieder wird die eigene Analyse des Kanditaten zur Bedingung gemacht.

Organisation und Arbeitsplan dieser kleinen Vereinigung können als mustergültig für die Bildung neuer Gruppen gelten.

Kasaner Psychoanalytische Vereinigung.

(Sitzungsbericht.)

Im Frühjahr 1923 wurden in der Kasaner Psychoanalytischen Vereinigung folgende Sitzungen abgehalten:

10. Sitzung: den 5. März 1923.

1. M. W. Netschkina: Über G. Meyrink's „Golem".

In diesem interessanten Buche sehen wir viele psychoanalytische Mechanismen dargestellt, die die Psychoanalyse entdeckt hat: Ödipuskomplex, Symbolik, Identifikation usw.

2. A. R. Luria: Die Psychoanalyse im Lichte der Tendenzen der neueren Psychologie.[1]

In der neuen psychologischen Literatur entdecken wir eine Reihe Tendenzen, die ganz nahe zu der Psychoanalyse führen. Es sind die Tendenzen der sogenannten funktionellen Psychologie, des „behavierism", des englischen „Neo-Freudism", der russischen Reflexologie usw. Alle diese Richtungen haben mit dem Individuum als Ganzen zu tun und beschäftigen sich mit den Trieben und den Reflexen der Person. Die Psychoanalyse gibt hier neue Methoden und neue Wege. Der Vortrag stellt im weiteren eine Übersicht der neuen psychoanalytischen Literatur im Gebiete der Individual- und Massenpsychologie, der psychoanalytischen Charakterologie usw. dar.

An der Diskussion: Dr. Friedmann, Dr. Lawrentiew, M. W. Netschkina.

11. Sitzung: den 18. März 1923.

1. A. R. Luria: Die Analyse der Vorschlafphantasien.

Die Vorschlafphantasien haben eine Reihe Vorteile vergleichlich mit den Träumeanalysen. Sie geben uns ein Beispiel der automatisch-unbewußt funktionierenden Psychik, doch sind sie ganz der Selbstanalyse zugänglich.

2. Dr. B. D. Friedmann: Die Psychoanalyse einer Halluzination. Ein Knabe von 15 Jahren hat eine Reihe Halluzinationssymptome, die der Vortragende mit der psychoanalytischen Methode zu deuten pflegte. Die Symptome wurden von ihm als ein Resultat der libidinösen Schwester-Fixierung erkannt und als Reste der infantilen Fixation gedeutet. Die Therapie bestand in einigen Sexualerklärungen und die Halluzinationssymptome verschwanden nach der Therapie beinahe ohne Spuren.

An der Diskussion: Dr. R. A. Averbuch, A. R. Luria.

12. Sitzung: den 22. April 1923.

13. Sitzung: den 29. April 1923.

---

[1] Der Vortrag wurde im Verlage der Kasaner Psa. Vereinigung herausgegeben. (Kasan, 1923, S. 50.)

Dr. B. D. Friedmann: Über Freuds Neurosenlehre.

Der Vortrag stellt ein Referat über den II. Band der Freudschen „Vorlesungen" dar und der Vortragende macht nur einige Ergänzungen dazu.

An der Diskussion: Dr. R. A. Averbuch, R. J. Averbuch, Dr. M. Rachlin, Dr. E. Penkovskaja, A. R. Luria.

14. Sitzung: den 6. Mai 1923.

Dr. B. D. Friedmann: Über psychoanalytische Therapie.

Die psychoanalytische Therapie hat mit der Konstitution des Patienten sowie auch mit einem psychischen Konflikt zu tun. Sie ist immer eine kausale Therapie. Freud stellt uns den Mechanismus der Übertragung als einen der wichtigsten Mechanismen, an denen sich die Therapie begründet, dar. In der psychoanalytischen Therapie findet auch die Suggestion statt; sie hilft uns in der Erziehung des Kranken, nachdem die Analyse uns die unbewußten Komplexe und Fixationen gezeigt hat.

15. Sitzung: den 31. Mai 1923.

Dr. R. A. Averbuch: Die psychosexuelle Theorie von W. Rosanow.[1]

W. W. Rosanow (gestorben 1921) war ein bekannter russischer Schriftsteller und Philosoph. Seine philosophischen Studien stehen den Freudschen Theorien sehr nahe. Ganz außerordentlich interessant sind seine Schriften über die Religion und das Sexualproblem. Nach Rosanow ist die Religion nur eines der Entwicklungsmomente der Sexualität; jede Religion ist voll von Libidofixierungen und Sexualsymbolik. In seinen Schriften entdeckte Rosanow auch die Inzestmotive der Libido, die Motive der Objektwahl (Vater- und Mutterkomplex) usw. Die psychosexuelle Konstitution Rosanows ist für die Psychoanalyse von einem außerordentlichen Interesse.

An der Diskussion: Dr. M. Gurowskaja, Dr. B. Lawrentiew, A. R. Luria.

Geschäftliches.

1. In der letzten Sitzung der Vereinigung wurde als Mitglied neu gewählt: Dr. E. M. Penkowskaja, Assistenzarzt an dem Klinischen Institut, Kasan.

2. Am 1. Juni erschien die erste Lieferung der Arbeiten der Kasaner Psychoanalytischen Vereinigung: Al. Luria: „Die Psychoanalyse im Lichte der Tendenzen der neueren Psychologie", Kasan, 1923, 50 Seiten (russisch).

Zum Druck vorbereitet ist die russische (autorisierte) Auflage S. Freuds: „Massenpsychologie und Ich-Analyse" (übersetzt von Dr. R. A. Averbuch).

Al. Luria, Schriftführer.

*

Von der spanischen Gesamtausgabe der Werke Prof. Freuds ist soeben der III. Band, enthaltend: „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten" und „Der Wahn und die Träume in W. Jenses ‚Gradiva'", erschienen. (Der IV. Band: „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" befindet sich im Druck.)

In Odessa haben sich einige psychoanalytisch interessierte Ärzte unter der Leitung von Dr. Drosnes zu einer Vereinigung zusammengefunden.

Im Ungarischen erschien Freuds „Psychopathologie des Alltagslebens" übersetzt von Frau Dr. Marie Takács (Weltliteratur-Verlag, Budapest, 1923).

[1] Der ausführliche Bericht siehe die Stenogramme.

Korrespondenzblatt

der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung.

Redigiert von **Dr. K. Abraham**, Zentralsekretär.

Berliner Psychoanalytische Vereinigung.

5. Dezember 1922. Fräulein A. Schott (als Gast): Eine Kinderanalyse.

12. Dezember. Kleine Mitteilungen:

Dr. Alexander: Zur Genese des Kastrationskomplexes.

Löwenstein: Beiträge dazu.

Frau Dr. Happel: Onanieersatzbildungen (Zuckungen). (Wird publiziert.)

19. Dezember. Dr. O. Fenichel: Gegen die Versuche, Resultate der Psychoanalyse für die Metaphysik auszunützen. (Wird publiziert.)

9. Jänner 1923. Frau Dr. Bálint: Psychoanalyse der religiösen Bilderschriften der Mexikaner. (Wird in „Imago" veröffentlicht.)

Dr. Hans Sachs: Über Perversion und Neurose. (Wird in der „Zeitschrift" veröffentlicht.)

27. Jänner. Kleine Mitteilungen:

Dr. Foerster (Hamburg): Aus der Analyse einer Sprechhemmung.

Dr. Lampl: Über eine Vaterleibsphantasie.

30. Jänner. Ordentliche Generalversammlung.

Der Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden wird genehmigt.

Auf Antrag von Boehm wird prinzipiell eine regelmäßige Selbstbesteuerung der Mitglieder zur Bildung eines Ausbaufonds für die Poliklinik beschlossen. Eine Kommission von sechs Mitgliedern soll die näheren Bestimmungen ausarbeiten.

Zu den bisherigen Vorstandsmitgliedern Abraham (Vorsitzender) und Eitingon (Schriftführer) wird Boehm als Kassenwart hinzugewählt.

6. Februar. Cand. med. Rohr (als Gast): Übereinstimmungen zwischen den Ergebnissen der Psychoanalyse und der chinesischen Sprache und Schrift.

Im Vortrag wurde darauf hingewiesen, daß analog dem in den flektierenden Sprachen wirksamen Prinzip der Entstehung und Änderung der Sprache dieses in der chinesischen Sprache und Schrift gleichfalls in ausgedehntestem Umfange, wenn nicht sogar ausschließlich wirksam ist, im Unterschied zu den flektierenden Sprachen aber der Ort der Verdrängung ein anderer ist. Als Folge dieser stattgehabten, beziehungsweise stattfindenden Verdrängung trat die chinesische Lautarmut ein, im Gegensatz zur Schrift, wo die ursprüng-

lichen Beziehungen fast unverändert erhalten geblieben sind. An einzelnen Beispielen aus den verschiedensten Wortgruppen wurde eine nähere Erläuterung gegeben. Aus der Arbeit ergab sich ferner, daß zur Darstellung des Konkreten überhaupt, des Realen, ein Inzestsymbol genommen werden mußte. Außer den gleichsam bekannten symbolischen Darstellungen wurde gezeigt, daß selbst so komplizierte Mechanismen wie die Verlegung von unten nach oben, der Inhalt des weiblichen Ödipus- und Kastrationskomplexes und das Wesen des Narzißmus gleichsam in einer graphischen Manifestation dargestellt sind. Nur angedeutet wurde, daß zwischen der Darstellung der logischen Beziehung im Traum und der chinesischen Grammatik sehr weitgehende Übereinstimmungen bestehen. (Autoreferat.)

13. Februar. Kleine Mitteilungen:

Dr. Schultz-Hencke: Zur Psychoanalyse des Errötens.

Dr. Boehm: Kasuistischer Beitrag zur Ätiologie der Homosexualität.

Dr. Bálint: Über eine Mischung von Konversionssymptom und perverser Handlung.

Frau Klein: Aus einer Kinderanalyse.

Dr. Varendonck (als Gast): Zur Ätiologie des Erbrechens.

Dr. Alexander: Eine Kleinkinderbeobachtung.

Kurze kasuistische Beiträge wurden ferner gegeben von Frau Dr. Happel, Dr. Groß, Dr. Fenichel, Frau Klein.

20. Februar. Außerordentliche Generalversammlung.

1. Die Erhebung eines Mitgliedsbeitrages zum Ausbau der Poliklinik als Behandlungs- und Unterrichtsinstitut (Antrag Boehm) wird nach Vorschlägen der Kommission in folgender Weise beschlossen:

„Die Berliner Psychoanalytische Vereinigung unterhält einen Fonds zum Ausbau therapeutischer und Unterrichtstätigkeit ihres poliklinischen Instituts.

Zugunsten dieses Fonds erhält sie monatliche Beiträge. Die Höhe derselben wird prinzipiell auf vier Prozent des Bruttoeinkommens aus analytischer Tätigkeit festgesetzt, entsprechend einer Tageseinnahme im Monat, doch bleibt es dem einzelnen überlassen, mit Rücksicht auf die Erhöhung seiner Betriebskosten, die augenblickliche Geringfügigkeit seines Einkommens und die Anzahl der von ihm zu unterhaltenden Personen und dergleichen einen geringeren Beitrag auf die Dauer dieser Umstände zu leisten.

Zur Zahlung sollen herangezogen werden sämtliche Mitglieder der Vereinigung sowie die Gäste derselben, soweit sie analytische Praxis betreiben. Für die auswärtigen Mitglieder gilt dasselbe Prinzip unter Zugrundelegung des halben Satzes. Die Zahlungen erfolgen in der zweiten Vereinssitzung eines jeden Monates, und zwar in der Weise, die das Geheimnis über die Höhe des einzelnen Beitrages durchaus wahrt.

Verwaltet wird der Fonds durch ein Kuratorium, bestehend aus drei Mitgliedern, unter Hinzuziehung des Vorsitzenden der Vereinigung. Das Kuratorium hat in der jährlichen Generalversammlung Bericht zu erstatten, zum erstenmal am Schluß des Sommersemesters 1923.

Auswärtige Mitglieder übersenden ihren Beitrag dem Kassenwart; es bleibt ihnen überlassen, denselben in vierteljährigen Raten zu senden."

2. Veränderungen im Mitgliederbestand:

Dr. Nachmansohn (Göttingen) und Dr. Gerstein (Hamburg) werden auf ihren Wunsch aus der Mitgliederliste gestrichen.

Frau Melanie Klein, bisher außerordentliches Mitglied, wird zum ordentlichen Mitglied gewählt.

Neu aufgenommen als außerordentliches Mitglied Fräulein Ada Schott.

3. Auf Antrag von Simmel wird ein Ausschuß von sechs Mitgliedern gewählt, um einen Unterrichtsplan für werdende Analytiker auszuarbeiten und dauernd über Zulassungsgesuche zur Ausbildung zu entscheiden.

4. Die Statuten werden in dem Sinne geändert, daß zur Aufnahme von Mitgliedern nicht mehr Stimmeneinheit, sondern Zweidrittelmajorität erforderlich ist.

5. März. Kleine Mitteilungen:

Dr. Eitingon: Bericht über den Stand der psychoanalytischen Bewegung in Frankreich.

Dr. Groß: Zur Psychoanalyse des Geheimnisses.

Als außerordentliches Mitglied wird cand. med. Rohr aufgenommen.

13. März. Fortsetzung der Debatte über die Mitteilungen von Dr. Groß.

Dr. Simmel: Über eine Verschiebung der Sexualwiderstände auf das intellektuelle Gebiet.

Dr. Abraham: a) Kastrationsphantasien bei zwei kleinen Knaben; b) Der Kastrationskomplex in der Analyse eines Bisexuellen.

Frau Dr. Müller: Eine Fehlhandlung.

27. März. Dr. Abraham: Anfänge und Entwicklung der Objektliebe. (Wird publiziert.)

Im I. Quartal wurden die in Heft 4, VIII, der „Zeitschrift" angekündigten Unterrichtskurse abgehalten. Sie erfreuten sich eines steigenden Interesses, besonders in den Kreisen jüngerer Psychiater.

Am 3. März hielt Dr. Abraham auf Veranlassung des Orientalischen Seminars der Universität Hamburg dort einen Vortrag über „Die Wiederkehr primitiver religiöser Vorstellungen im Phantasieleben des Kindes".

*

Mitgliederverzeichnis.

a) Ordentliche Mitglieder:

1. Dr. Karl Abraham (Vorsitzender), Berlin-Grunewald, Bismarck-Allee 14.
2. Dr. Franz Alexander, Berlin-Friedenau, Hauptstraße 72.
3. Dr. Felix Boehm (Kassenwart), Berlin W. 50, Rankestraße 20.
4. Dr. Max Eitingon (Schriftführer), Berlin W. 10, Rauchstraße 4.
5. Dr. Rudolf Foerster, Hamburg, Parkallee 42.
6. Dr. Georg Groddeck, Baden-Baden, Werderstraße 14.
7. Frau Dr. Happel, Frankfurt a. M., Bethmannstraße 44.
8. Dr. Jenö Harnik, Berlin-Wilmersdorf, Ludwigkirchplatz 12.
9. Frau Dr. Karen Horney, Berlin-Zehlendorf-Mitte, Sophie-Charlottenstraße 15.
10. Frau Melanie Klein, Berlin-Dahlem, Auf dem Grat 19.
11. Dr. Heinrich Koerber, Berlin W. 15, Meinekestraße 7.
12. Dr. Hans Liebermann, Berlin-Wilmersdorf, Trautenaustraße 18.
13. Frau Dr. Josine Müller, Berlin-Schmargendorf, Helgolandstraße 1.
14. Dr. Carl Müller, Berlin-Schmargendorf, Helgolandstraße 1.
15. Dr. Hanns Sachs, Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 7.
16. Dr. Emil Simonson, Berlin-Halensee, Georg-Wilhelmstraße 2.
17. Dr. Ernst Simmel, Berlin W. 15, Emserstraße 21.
18. Fräulein Dr. Anna Smeliansky, Berlin W. 35, Potsdamerstraße 29.

19. Frau Dr. Margarete Stegmann, Dresden A., Sidonienstraße 18.
20. Dr. Ulrich Vollrath, Stadtarzt, Fürstenwalde a. Spree.
21. Dr. Georg Wanke, Friedrichroda in Thüringen, Gartenstraße 14.
22. Dr. W. Wittenberg, München, Elisabethstraße 17.

b) Außerordentliche Mitglieder:

23. Cand. med. Wilhelm Rohr, Berlin N., Lottumstraße 18.
24. Cand. med. Walter Schmideberg, Berlin W., Rauchstraße 4.
25. Fräulein Ada Schott, Berlin-Wilmersdorf, Fasanenstraße 43.

c) Ehrenmitglieder:

Dr. Alexander Ferenczi, Budapest.

British Psycho-Analytical Society.

Seit dem letzten Bericht haben zwei Sitzungen für ordentliche Mitglieder und fünf Sitzungen für ordentliche und außerordentliche Mitglieder stattgefunden.

In der Sitzung für ordentliche Mitglieder am 17. Jänner 1923 wurde Miß Mary Chadwick, 6 Guilford Place, London, W. C. 1, zum außerordentlichen Mitglied erwählt.

In einer am 6. Dezember 1922 abgehaltenen Sitzung gab Dr. A. C. Wilson einen Auszug aus Ferenczis Arbeit über den „Symbolismus der Brücke“ und las darauf Notizen vor, die sich auf einen von ihm analysierten Fall bezogen und Ferenczis Ansichten unterstützten.

In einer am 3. Jänner 1923 abgehaltenen Sitzung brachte Dr. Douglas Bryan einige Bemerkungen über „Sadismus und Masochismus“. Er meinte, daß die Ausdrücke Sadismus und Masochismus und sadistische und masochistische Triebregungen auf solche Fälle beschränkt werden sollten, in denen das sexuellbetonte Zufügen und Erdulden von Schmerzen ein wesentlicher Faktor sei. Er wies darauf hin, daß der Masochismus der primäre Zustand zu sein scheine, der beim kleinen Kinde durch Leibschmerzen hervorgerufen und mit Lustgefühlen bei der Defäkation verbunden sei. Das Lustgefühl, das daraus entspringt, wenn man anderen Schmerzen zufügt, wäre dem Lustgefühl, selbst Schmerzen zu erleiden, untergeordnet.

Eine Diskussion folgte.

Am 17. Jänner 1923 gab Dr. Mary Barkas einen Auszug aus Feldmanns Artikel über „Erkrankungsanlässe bei den Psychosen“.

Diesem Auszug aus Feldmanns Arbeit, die drei Fälle von Psychosen behandelt, welche sich auf Basis organischer Verletzung oder Erkrankung entwickelt hatten und in statu nascendi beobachtet worden waren, folgte eine Diskussion über drei aus dem Vortrag sich ergebende Punkte, nämlich die Frage nach den Faktoren, welche die prädisponierende und determinierende Ursache der Psychosen sind, die Frage nach der Beziehung zwischen Neurosen und Psychosen und das Problem der Psychosenbehandlung in bezug auf psychoanalytische Technik. Dr. Herford wies auf die Arbeit von Ferenczi und Hollós über allgemeine Paralyse hin, Dr. Ernest Jones sprach über die Arbeit von Hoch über beschleunigende Ursachen geistiger Erkrankung, Dr. Glover über die Schwierigkeiten bei der Handhabung der Übertragung in psychotischen Fällen, und Dr. E. Jones wies speziell darauf hin, wie sorgfältig Fälle behandelt werden müßten, in denen neurotische Symptome den Patienten vor der Entwicklung einer Psychose zu sichern schienen.

Am 7. Februar 1923 brachte Mr. J. C. Flügel einen Auszug aus Alexanders Artikel: „Metapsychologische Betrachtungen".

Am Schlusse seines Referates lenkte Mr. Flügel die Aufmerksamkeit auf gewisse Ähnlichkeiten im Gedankengange Freuds und Alexanders und dem Herbert Spencers, welcher das Leben als ein Streben nach Herstellung eines Gleichgewichtes zwischen inneren und äußeren Kräften (Organismus und Umgebung) betrachtete, zunächst ein „relativ bewegliches Gleichgewicht", sodann „das vollkommene Gleichgewicht des Todes".

Die hauptsächlichste Erörterung innerhalb der Diskussion bildete die Frage, inwieweit das Bewußtsein rechtmäßig als rein hemmende Funktion betrachtet werden könne, wie weit dies mit der Existenz der Reaktionsbildungen in Übereinstimmung zu bringen sei, usw.

Am 21. Februar 1923 hielt Dr. E. Glover ein Referat über verschiedene Artikel über „Aktive Therapie".

Allgemeine Hinweise auf „aktive" Methoden in der Technik wurden gebracht, gefolgt von einem Auszug aus Ferenczis Arbeiten auf diesem Gebiet, besonders aus den beiden Artikeln „Technische Schwierigkeiten" und „Weiterer Ausbau". Die Methode Ferenczis wurde dann vom Standpunkte der Übertragungsdynamik betrachtet, die Wiederholungsfunktion vom theoretischen Standpunkt. Es wurde darauf hingewiesen, daß autoerotische Wiederholungen weniger brauchbar für die gewöhnliche Übertragung der Imagobindung seien und ihren Ausdruck in des Patienten eigener Anpassungsfähigkeit an das analytische Material fänden. Ferner, daß sie aus diesem Grunde der „aktiven" Technik weniger zugänglich wären. Die Ich-Faktoren bei der Erkrankung wurden betrachtet und gewisse Kontraindikationen der „aktiven" Technik erwähnt. Andere Modifikationen der passiven Technik, die auf dem Studium der Widerstände beruhten, wurden betrachtet und auf die Arbeiten von Reik, Abraham und Reich in bezug auf diese Punkte eingegangen. Die Manifestationen der unbewußten Aktivität während der Analysenstunde wurden klassifiziert und besondere Betonung auf die autoerotischen Betätigungen und die neurotischen Charakterzüge gelegt. Gewisse vorbereitende Schritte vor der Anwendung der aktiven Methode wurden erwähnt und die Forderung der aktiven Therapie in Bezug auf den Analytiker erwogen, besonders wurde betont, daß eine Gefahr der „Aktivität" darin bestünde, daß die unbewußten aggressiven Triebkomponenten des Analytikers durch sie angeregt würden, dem Patienten „Unlust" zu bereiten. Umgekehrt wäre die Erregung von „Unlust" dazu berechnet, in dem Patienten vorhandene masochistische Tendenzen zu erwecken.

Die Diskussion über dieses Thema wurde bis zur nächsten Sitzung verschoben.

Douglas Bryan,
Hon. Secretary.

7. März 1923. Dr. R. M. Rigall: Tausks Kritik zu Abrahams Aufsatz über Ejaculatio praecox. — Nach kurzer Zusammenfassung der Arbeit Abrahams besprach Referent Tausks Kritik und hob den Einwand Tausks gegen die von Abraham angenommene Bedeutung der Urethralerotik für die Entstehung der Ejaculatio praecox hervor.

Tausk meint, wenn die weibliche Frigidität der Ejaculatio praecox des Mannes entspreche, so müsse auch sie sich auf urethrale Quellen zurückführen lassen. Abraham habe in der Verschiebung der Libido zu der dem anderen Geschlecht entsprechenden erogenen Zone das homosexuelle Element übersehen. Tausk zeigt an zwei Krankengeschichten die Bedeutung der Phantasie,

der verdrängten Homosexualität, Pollutionen und Masturbation. Die Ejaculatio praecox sei der Abschluß eines phantastischen Vorganges und ein Zeichen dafür, daß der Patient sich der realen Sexualforderung nicht anpassen könne. Die Ejaculatio praecox ereigne sich nur beim ersten Koitus, nicht bei wiederholtem Versuch. Die Patienten mit Ejaculatio praecox seien ungeduldig, so daß die Ejakulation sich überstürze, wie im Pollutionstraum. Die Mehrheit der Fälle leite sich weniger aus urethralerotischer Quelle her als von masturbatorischen Phantasien. Es handelt sich um Patienten mit starker Homosexualität; sie zeigen die von Abraham geschilderten Symptome narzißtisch-homosexuellen Ursprungs. Die Ejaculatio praecox hört auf, wenn der Patient das Phantasieren aufgibt; sie gehört zu den Folgen der Masturbation.

Dr. Rigall bemerkt, daß seine Fälle alle mit der Anschauung Abrahams vom urethralen Ursprung übereinstimmten. Tausks Beobachtungen sind mehr eine Erweiterung als eine Widerlegung der von Abraham gegebenen Ansichten. Er hat gefunden, daß die Patienten oft die Angst aufsuchen, um die Ejaculation hervorzurufen und führt einschlägige Fälle an. Der Patient benützt seine Angst, um infantile Lust zu wiederholen. — Dr. Rigall hat bei Kriegsneurosen Ejaculatio praecox ohne Angst gefunden; volle Impotenz war bei den Patienten häufig. Endlich wies Rigall auf die Todessymbolik des Koitus hin.

„Adressenänderungen:

Dr. A. C. Wilson, 27, Nottingham Place, Baker Street, London W. 1.
Dr. L. Zarchi, 141, Stamford Hill, London N. 16.

Betätigung der Mitglieder (Vorlesungen, Schriften usw.) seit August 1922.

Dr. E. M. Cole (London). Vorlesung (Federation of Registered Medical Women), 16. Jänner 1923.

Dr. Sidney Herbert (Manchester). 1. Über Hypnose und Psychoanalyse. Manchester French Hospital. — 2. Artikel über „Die psychogenetische Wurzel der Enuresis". Psycho-Analytical Review, Vol. IX. Nr. 3.

Dr. Ernest Jones (London). Vorlesung über „medizinische Psychologie". (University of Wales Medical School Cardiff), 24. November 1922. — Vorlesung über „Narzißmus" (Heretics Society, Cambridge), 26. November 1922. — Vorlesung über „Psychoanalyse" (Croydon Division of the British Medical Society), 23. Jänner 1923.

Miß Barbara Low (London). 1. Vorlesung Civic Education League (Sociological Society) und Artikel (erweiterter Vortrag) im Sociological Review, September 1922. — 2. Artikel über den VII. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Berlin (September 1922) in „The Observer", 8. Oktober 1922.

Dr. Menon (Bradford). Vorlesungen über Psychoanalyse. 1. Halifax Theosophical Society (September 1922). — 2. Bradford Moravian Institute (Oktober 1922).

Miß Ella Sharpe (London). Vorlesung (Education Lection of the British Psychological Society) über „das übersensitive Kind in der Schule". Eine psychoanalytische Studie, 13. Februar 1923. — Vorlesung über „Psychoanalyse" (Nottingham Education Society), Februar 1923.

Indian Psycho-Analytical Society.

Jahresbericht 1922.

Zu dem in Nr. 4 des vorigen Jahrganges der „Zeitschrift" veröffentlichten Bericht über die Gründung ist folgendes hinzuzufügen:

Während des Berichtsjahres wurden sechs neue Mitglieder aufgenommen. Die Gesellschaft hielt fünf Sitzungen, in welchen folgende Vorträge gehalten und diskutiert wurden:

1. Dr. Bose: Über die Zuverlässigkeit psychoanalytischer Ergebnisse.
2. Mr. Maiti: Einige Schwierigkeiten der Psychoanalyse.
3. Dr. Sarker: „Maner Sanga Inapakata" in Bengali.
4. Dr. Sarker: Rabindranaths Poesie.

Mitgliederliste.

1. Dr. G. Bose, D. Sc., M. B. (Präsident), Lecturer in Psychoanalysis, C. U. 14, Parsibagan Lane, Calcutta.
2. Dr. N. N. Sen Gupta, M. A., Ph. D., Lecturer-in-charge, Experimental Psychology and Lecturer in Philosophy, C. U. 11, Ghose Lane, Calcutta.
3. Mr. G. Bora, B. A. Secretary, Jute Balers Association. 7/2, Halliday St., Calcutta.
4. Mr. M. N. Banerjee, M. Sc. (Secretary), Lecturer in Physiological Psychology and Physiology, C. U. 30, Tarak Chaterji Lane, Calcutta.
5. Mr. H. Maiti, M. A. Lecturer in Child Psychology, Educational Psychology and Philosophy, C. U. 8, Halsibagan Lane, Calcutta.
6. Mr. Suhrit C. Mittra, M. A. Lecturer in Animal Psychology. C. U. 16, Bhabanath Sen St., Calcutta.
7. Mr. Gopeswar Pal, M. Sc. Lecturer in Experimental Psychology, C. U. 7/1, Parsibagan Lane, Calcutta.
8. Capt. S. K. Roy, M. B., I. M. S. 2, Amherst Street, Calcutta.
9. Capt. N. C. Mitter, M. B., I. M. S. 46, Raja Dinendra St., Calcutta.
10. Prof. Haridas Bhattacharjee, M. A., P. R. S. Reader in Philosophy and Experimental Psychology, Dacca University. The Chummery, Ramna P. O., Dacca.
11. Prof. Rangin Chander Halder, M. A. Professor of Psychology. B. N. College Patna.
12. Dr. Sarasilal Sarkar, M. A., M. B. Civil Surgeon, Malda.
13. Capt. J. R. Dhar, I. M. S. 6, George Town, Allahabad.
14. Major Owen Berkeley-Hill, I. M. S. Superintendent, European Mental Hospital, Ranchi. European Mental Hospital, Kanke P. O., Ranchi, B. N. R.
15. Major R. C. McWatters, I. M. S. Saharanpur.

M. N. Banerjee, Sekretär.

Magyarországi Pszichoanalitikai Egyesület.

(Freud-Társaság.)

Erste Sitzung am 6. Jänner.

Dr. Sándor Ferenczi: „Mitteilungen aus der Praxis".

1. Über das Verhältnis der Onanie zu den Pollutionen. Mitteilung eines Traumes, aus dessen Analyse deutlich hervorgeht, daß die Pollution ein bei Tag beabsichtigter, aber unterlassener und auf die Schlafenszeit verschobener Onanie-Akt ist, deren „Schuldlosigkeit" durch den Ausfall

der motorischen Aktionen (Berührung) gewährleistet wird. Zwischen Onanie und Pollution gibt es unzählige Übergänge und Mischformen.

2. Fehlhandlung und Traum. Eine Patientin zahlte irrtümlich um 10.000 Kronen mehr Honorar, als sie zu zahlen hatte; das Geld wurde ihr zurückgegeben. Aus dem Traume der darauffolgenden Nacht (die 10.000 Kronennote war in ihrem Rediküle, mit einer Schürze zugedeckt) ging hervor, daß dieses Geld ein dem Arzte unbewußt zugedachtes (erotisches) Geschenk war.

3. Therapeutische Versuche bei Paranoia. Anknüpfend an Freuds Feststellung, daß der Paranoiker eigentlich immer Recht hat und nur bezüglich der Unbewußtheit der feindlichen Absichten im Irrtum ist, wurde versucht, jede einzelne Behauptung eines Paranoikers in diesem Sinne zu akzeptieren. Es gelang so, das Vertrauen der Patienten zu gewinnen, und (einstweilen) eine Art Übertragung zu schaffen. Der Patient korrigiert bereits auch selber einige der auftauchenden Wahnideen.

4. Bewußte Absicht, respektive bewußte Simulation, die später als unbeabsichtigte Symptome wiederkehren, wurde bei einer Hysterika und einer Zwangsneurotischen beobachtet. Das in der Kindheit vorgeschützte Magenübel kehrte als hysterisches Symptom wieder; die Zwangsneurotische akzeptierte sogar die Zwangsidee von einer fremden Person, die ihr riet, sie möge lieber — statt sich vor dem Tode zu ängstigen — an etwas Wissenschaftliches denken, zum Beispiel daran, woher die Worte stammen. Die Folge war die Umwandlung der Angst in philosophische Grübelsucht.

5. Traumdarstellung der „Einseitigkeit." Eine hyperidealistische, stark snobistische Patientin träumte von einer Frau, die auf der linken Seite der Straße ging, ein Buch von Rabindranat Tagore lesend; die Straße war wunderschön, die Kastanienbäume blühten, von der anderen Seite der Straße sah sie nichts. Wahrscheinlich stellte dieser Traum ihre Einseitigkeit, ihre Abwendung von der unschönen Seite des Lebens dar.

6. Verwendung der beiden Körperhälften zur Darstellung des Geschlechtsverkehrs zwischen Mann und Frau im Traum. Ein Mann träumt von erotischen Szenen, erwacht aus dem Traum und findet seine linke Hand fest in die rechte Achselhöhle eingeklemmt (eine ihm ganz ungewohnte Schlafstellung). Erwähnung anderer Fälle, in denen die Gliedmaßen, respektive Körperhälften, Personifikationen anderer Individuen entsprachen.

An der Diskussion beteiligten sich: Hollós, Róheim, Eisler, Lévy, Pfeifer.

Zweite Sitzung am 20. Jänner.

Dr. Géza Róheim: „Die Psychoneurosen in der Urhorde."

Unter besonderer Hervorhebung der Entsprechungen zwischen einzelnen Erscheinungen der primitiven Kultur und der Hauptformen der Psychoneurosen, gibt Róheim einen kurzgefaßten Auszug seiner Berliner Vorträge. Er glaubt, in den Mechanismen der Psychoneurosen die Erlebnisspuren der Urhordensituation aufzeigen zu können.

Dritte Sitzung am 10. Februar.

Frau Dr. Marie Takács: „Johann Arany". (Zur Psychoanalyse des Lebens und der Dichtungen des größten ungarischen Epikers.)

An der Diskussion beteiligten sich: Szilágyi, Pfeifer, Hermann, Eisler, Felszeghy, Frau Dr. Lévy, Ferenczi.

Vierte Sitzung am 10. März.

Dr. Sigmund Pfeifer: „Kasuistik". — Analyse eines Falles von schwerer Konversions- und Angsthysterie, charakterisiert durch extreme Sexualverdrängung.

An der Diskussion beteiligten sich: Feldmann, Lévy, Felszeghy, Ferenczi.

Fünfte Sitzung am 24. März.

Frau J. Neufeld (als Gast): „Das Inzestmotiv in Dostojewskis Leben und Dichtung". (Erscheint in der Serie „Imago-Bücher", Band IV.)

An der Diskussion beteiligten sich: Pfeifer, Hermann, Eisler, Ferenczi.

Am 24. Februar wurde eine Generalversammlung abgehalten, in welcher der Präsident und der Sekretär vom Vorjahre neugewählt worden sind. — Ferenczi gedachte mit warmen Worten des Ablebens der Frau Doktor Elisabeth Radó-Révész. Herr und Frau Dr. Eisler spendeten zur Erinnerung an die Verstorbene 20.000 K zwecks Förderung der Vereinsbibliothek.

Veränderungen in der Mitgliederliste:

Frau Dr. Elisabeth Radó-Révész ist gestorben.

Dr. S. Feldmann ist aus der Vereinigung ausgetreten.

Frau Dr. Marie Takács wurde zum außerordentlichen Mitglied gewählt.

In Vertretung des Sekretärs:
Dr. Imre Hermann.

Nederlandsche Vereenigung voor Psycho-Analyse.

Vierteljähriger Bericht.

Sitzung am 8. Jänner 1923 in Leiden.

Professor Jelgersma berichtet ausführlich über einen durch vier Jahre von ihm behandelten Fall. Es handelt sich um einen etwa dreißigjährigen Mann, der unter verschiedenen Befürchtungen litt, aber trotzdem in seinen Geschäften tüchtig war. In der Analysenstunde geriet er manchmal in einen Zustand, welcher einem schizophrenen Delir sehr ähnlich war, jedoch sofort durch eine Frage oder sonstiges Eingreifen beendet werden konnte. Diese deliranten Zustände, welche er „Phantasien" nannte, gewährten einen guten Einblick in seine nichtbewußten Gemütsregungen.

Die Jahresversammlung wurde am 17. Februar in Amsterdam abgehalten. Als die obligatorischen geschäftlichen Punkte erledigt waren, wurden kasuistische Mitteilungen gemacht. Dr. van Emden teilte von zwei Kindern mehrere Fragen auf sexuellem Gebiete mit, aus welchen deutlich hervorging, welche Antworten sie erwarteten. Dr. Adolf F. Meyer besprach die Krankengeschichte einer vor acht Jahren von ihm behandelten Patientin. Sie litt an Verfolgungswahn, dessen psychologische Genese klar war; ihr Benehmen war immer geordnet, sie kleidete sich mit Sorgfalt und versah ihren Haushalt gut. Ihr Wahn war nicht zu korrigieren.

Dr. Adolf F. Meyer, Sekretär.

Adressenänderungen:

Dr. J. H. W. van Ophuysen, Prinsevinkenpark, Haag.

Dr. T. P. Muller, Rynsburgerweg 50 B, Leiden.

New York Psycho-Analytical Society.

Sitzungen:

30. Mai 1922. „Die Entwicklung eines paranoiden Mechanismus." Doktor A. Kardiner.

25. Juli 1922. In einer besonderen Sitzung wurde der Plan eines Vorlesungskursus für Ärzte über Theorie und Praxis der Psychoanalyse erörtert. Der Kurs soll offiziell von der Vereinigung veranstaltet werden. Die Majorität der Mitglieder erklärte sich für Unentgeltlichkeit des Kursus. Diese Frage soll im Falle einer Wiederholung neu erörtert werden.

31. Oktober 1922. „Individuum und Gesellschaft." Dr. A. A. Brill. Folgender Plan wegen des Kurses wurde beschlossen:

November 2., 9., 16. Allgemeine Neurosenlehre. Dr. A. Polon.

November 23., Dezember 7., 14., 21. Die sexuelle Organisation des Menschen und die Perversionen. Dr. C. P. Oberndorf.

Jänner 4., 11., 18. Traum und Traumdeutung. Dr. M. A. Meyer.

Jänner 25., Februar 1., 8. Angst- und Konversionshysterie. Dr. A. Stern.

Februar 15. und März 1. Zwangsneurose. Dr. A. A. Brill.

März 8., 15., 23. Psychosen und narzißtische Neurosen. Dr. A. Kardiner.

März 29., April 5. Libidotheorie. Dr. L. Blumgart.

April 12., 19., 26. Technik der Analyse. Dr. H. W. Frink.

28. November 1922. „Kasuistisches zum Kastrationskomplex." Doktor C. P. Oberndorf.

„Symbolisches aus nicht psychoanalytischer Quelle." Dr. A. Stern.

19. Dezember 1922. „Selbstverstümmelung und Selbstvorwürfe." Doktor P. R. Lehrman. Autoreferat im Anhang.

„Der weibliche Kastrationskomplex." Dr. A. Kardiner.

23. Jänner 1923. „Eine interessante psychoanalytische Stunde." Doktor A. Stern. Autoreferat im Anhang.

Es wurden einstimmig gewählt: als Präsident Dr. H. W. Frink, als Vizepräsident Dr. A. Stern, als Sekretär Dr. Bernard Glueck.

27. Februar 1923. Einführung des Vorstandes. Ansprachen des bisherigen und neuen Präsidenten. Verlesung der revidierten Statuten.

Seit einiger Zeit ist von einem besonderen Komitee eine veränderte Verfassung beraten worden. Dieselbe entsprang dem Bedürfnis, die Aufnahmebedingungen für aktive Mitglieder zu verschärfen, besonders hinsichtlich ihrer speziellen psychoanalytischen Qualifikation. Die Revision war bestrebt, die Bedingungen für die Aufnahme neuer ordentlicher Mitglieder den Bedingungen der psychoanalytischen Vereinigungen von Berlin und Wien anzupassen. Das aufzunehmende Mitglied muß eine gründliche Analyse bei einem kompetenten Analytiker durchgemacht haben, bevor es gewählt werden kann. Es wurden noch einige andere Änderungen von geringerer Bedeutung in der alten Verfassung vorgeschlagen und angenommen.

Ein besonderes Komitee wurde von dem Präsidenten ernannt, das Mittel und Wege finden soll, um die Berichterstattung über psychoanalytische und verwandte Literatur in Amerika anzuregen und die Berichte im International Journal of Psycho-analysis zu veröffentlichen. Das Hauptbestreben des Komitees war, eine bessere wissenschaftliche Betätigung zu fördern und weitere Maßnahmen zur Verbreitung genauerer und gründlicherer Kenntnis der Psychoanalyse zu ergreifen, hauptsächlich durch Vorlesungen für Mediziner und

Laien. Es besteht ein starkes Bedürfnis nicht nur nach gründlicher und ausgedehnter Unterweisung, sondern auch nach Richtigstellung der herrschenden Mißverständnisse in bezug auf die Psychoanalyse.

Dr. Adolf Stern wurde zum korrespondierenden Sekretär ernannt.

Autoreferate:

Dr. Lehrman: Der dargestellte Fall zeigte die Ähnlichkeit des Mechanismus in verschiedenen Formen psychischer Störung. Die achtundvierzigjährige Patientin litt an leichter Depression, Schultertic und einer Neigung, ihr Gesicht beständig zu kratzen. Die Krankheit schloß sich an einen doppelten Verlust an, Tod der Mutter und Untreue des Mannes. Die Beschädigung des Gesichts, Tic und Depression finden sich in den narzißtischen Neurosen. Bei Katatonie, Tic und Melancholie ist Selbstverstümmelung häufig. Referent sieht im Tic die positive, in der Selbstverstümmelung die negative Seite des Narzißmus. Der Narzißmus der Patientin setzte sich durch die Latenzperiode fort. Im Zusammenhang mit starker Fixierung an den Vater verhielt sie sich ablehnend gegen Männer. Ihre Selbstvorwürfe kamen in Selbstbeschädigungen zum Ausdruck. Im übrigen stimmt Referent Freuds Anschauung von der Introjektion des Liebesobjekts zu.

Dr. Stern: Ein Patient befand sich in der letzten Analysenstunde vor einer längeren Unterbrechung der Kur. Er durchlebte einen großen Teil seiner Neurose noch einmal. Besonders ließen sich seine Widerstände gegen den Arzt in bisher nicht gelungener Weise auf seine verdrängte Homosexualität zurückführen.

Schweizerische Gesellschaft für Psychoanalyse.

Sitzung am 13. Jänner 1923.

Diskussion über O. Pfister: „Die Liebe des Kindes und ihre Fehlentwicklungen“ (E. Bircher, Bern, 1922) mit einleitendem Referat von Dir. H. Tobler, Hof-Oberkirch, Kaltbrunn.

Zu diesem Diskussionsabend sind auf Einladung eine stattliche Zahl Gäste erschienen, worunter einige Mitglieder der Pädagogischen Vereinigung Zürich. Der Referent geht von den bekannten seelischen Störungen der Jugend aus, wie Widerspruchsgeist, Lügenhaftigkeit, Minderwertigkeitsgefühle, Angst, Jähzorn, Haß usw., und weist darauf hin, daß im allgemeinen die Lehrer und Erzieher damit fertig werden müssen, daß sie aber durch ihre Vorbildung und die Schulpsychologie im Stiche gelassen werden. Um so dankbarer werden die Lehrer für einen Führer sein, der, wie das neue Pfistersche Buch, sie mitten in die schwierigsten Probleme der Erziehungskunst begleitet und ihnen Lösungen aus manchen Nöten zeigt. Diese finden sich namentlich im dritten Teil des reichen, gegen 400 Seiten umfassenden Bandes, der die Erziehung und Heilung der Liebe des Kindes behandelt. In einem feinen Kapitel spricht er von der Notwendigkeit der Erziehung der Erzieher und sagt unter anderem: „Der fehlbare Elternteil ist fast immer mit Blindheit geschlagen. — Man macht aus dem Kind nicht zumeist, was das Bewußtsein will, sondern was das Unterbewußte durchsetzen möchte. — Bekanntlich kann nur der über andere regieren oder gar andere leiten, der Herr seiner selbst ist.“

Sehr zeitgemäß ist, was der Verfasser über die Autorität sagt; besteht doch heute in unserem Geistesleben eine Strömung, die die Bedeutung der Autorität für den Menschen über alles stellt, die Freiheit weder sucht

noch erträgt und sie auch den anderen nehmen will. „Die einzig richtige Art, Autorität zu gewinnen, besteht darin, überlegene Einsicht und Güte ihre herzbezwingende Macht zur Geltung bringen zu lassen." Über die Askese sagt Pfister: „Die Askese ist eine gekünstelte Machenschaft, die das Ich aus dem sozialen Verband und dem natürlichen Pflichtenkreis herausreißt und die sittliche Kraft auf das Ich hinwendet, anstatt sie in der Erfüllung der dringenden, durch die Verhältnisse auferlegten Pflichten zu suchen."

Dagegen begrüßt er die vertrauliche Aussprache zwischen Erzieher und Kind. „Ungemein viele Erkrankungen würden vermieden, wenn die Mitteilung an liebe, nahe Menschen die Verdrängung verhinderte."

Das gilt besonders für die Erziehung zur Sexualität. Die Gesamterziehung müsse gesund sein, ein einzelnes Rezept tue es nicht. „Roh ist es, sagt er, wenn eine Schule, die für die sexuelle Erziehung nichts tat, Kinder wegen geschlechtlicher Verstöße einfach fortjagt und ihrem Schicksal überläßt." Der Sexualtrieb zeige deutlich, daß er auch bei der Gewinnung der höchsten Güter mitzuwirken habe. Wer wollte die ungeheure Rolle des Geschlechtslebens in der Geschichte der Dichtkunst, Malerei, Sitte, Religion leugnen. Aber eben die Sexualität kann und soll vergeistigt werden für die Ausbildung der sublimsten Geistesfunktionen. Diese Einsichten verdanken wir in erster Linie Freud. Der Schluß bildet eine Würdigung der Psychoanalyse in der Erziehung. Nach Pfister bedarf der Analytiker der Ehrfurcht vor der Unerschöpflichkeit der Psyche, der Folgerichtigkeit des Gelehrten und der Feinfühligkeit des Dichters.

Das Pfistersche Buch bedeutet einen Markstein in der pädagogischen Bewegung der Gegenwart und eine neue Hoffnung auf die Möglichkeiten der Erziehung, die lange Zeit vor der Vererbung zurücktreten mußten. Aus der Not der Zeit ist es entstanden — für viele eine Hilfe zur rechten Zeit.

Autoreferat.

Sitzung am 27. Jänner 1923.

Frau S. Spielrein, Genf: „Der Gedankengang bei einem zweieinhalbjährigen Kinde".

Der Vortrag sollte eigentlich heißen: „Einige Übereinstimmungen im Denkmechanismus beim kleinen Kinde, beim Aphasischen und im Traum." In allen diesen Fällen handelt es sich um Formen des Denkens, die dem unterschwelligen Denken des normalen Erwachsenen entsprechen: wir wissen es ja nach Freud, daß wir im unterschwelligen Denken des Erwachsenen die kindlichen Denkmechanismen wiederfinden. Soweit uns die Sprache den Denkmechanismus verrät, ist das „bewußte" Denken des Aphasischen dem kindlichen Denken in mancher Hinsicht ähnlich; die Übereinstimmung zeigt sich sowohl auf dem Gebiete der Wortsprache, als auch auf dem Gebiete der Zeichnungen, z. B. also der Bildersprache. Wort und Bildsprache verraten die gleichen Mechanismen, wie sie sonst dem kindlichen Denken eigen sind. Jackson hat als erster auf den regressiven Charakter der aphasischen Störungen hingewiesen: der Aphasiker regrediert nach ihm auf die genetisch frühere Denkart und infolgedessen auch Sprechart. Meine Beobachtungen scheinen Jackson, Monakow und anderen recht zu geben. Bei all dem kann ich die scheinbar antagonistischen Theorien nicht verwerfen, die den Verlust von sprachlich-motorischen Bildern für die Erscheinungen der motorischen Aphasie verantwortlich machen. Hier muß ich eine Erklärung vorausnehmen, die ich

in meiner bald folgenden Arbeit über Symbolbildung zu beweisen suche: unser bewußtes Denken ist wesentlich ein wortsprachliches; unser unterschwelliges Denken ist wesentlich ein kinästhetisch-visuelles. Das bewußte Denken wird ständig von einem parallel verlaufenden unterschwelligen „organischen" Bilddenken begleitet, wie wir es z. B. in hypnagogischen Zuständen zu sehen bekommen, aber auch bei vielen anderen Gelegenheiten. Ohne dieses begleitende Organdenken wäre unser abstraktes bewußtes Denken bald leer und erschöpft. Die sprachlich-motorischen Bilder (Weber, Claparich und andere) sind unterschwellig-kinästhetische (nicht visuelle) Bilder, die unserer Wortsprache in ihrem peripheren Teile entsprechen; jeder Wortvorstellung entspricht ein sprachlich-motorisches Bild. Bei der motorischen Aphasie handelt es sich nicht um den Verlust von sprachlich-motorischen Bildern, sondern um den Verlust, richtiger um die Lockerung der Verbindung zwischen Wortvorstellung und deren sprachlich-motorischen Bild. — Durch Lockerung dieser Verbindung wird die Wortsprache und damit auch das Wortdenken seiner Schärfe und Kraft beraubt; es verfällt, das heißt wird allmählich „entdifferenziert"; es „regrediert" und wird in vielen Hinsichten dem früheren kinästhetisch-visuellen Denken ähnlich. Das noch nicht genügend differenzierte kindliche Denken folgt noch zu Beginn des Wortsprachvermögens eine Zeitlang Gesetzen des vorwortsprachlichen kinästhetisch-visuellen Denkens. Hier begegnen sich das kleine Kind, der Träumende und der Aphasiker. Die Störung auf dem Gebiete des Wortdenkens bedeutet eine Störung auf dem Gebiete fast des gesamten bewußten Denkens. Das unterschwellige Denken ist intellektueller Leistungen, bisweilen auch Mehrleistungen fähig — es folgt aber anderen Gesetzen, die uns erst seit Freuds Entdeckungen bekannt geworden sind.

Autoreferat.

Sitzung am 17. Februar 1923.

A. Furrer: „Ein Fall von moralischem Defekt in psychoanalytischer Beleuchtung".

Ausgehend von einem analysierten Fall (vierzehnjähriger Knabe), der eine Mischform von moralischer Minderwertigkeit, Neurose und Debilität darstellt, versucht der Vortragende, etwas Licht zu werfen auf das Wesen und die Genese des „moralischen Defektes" im allgemeinen.

Die Fähigkeiten zur Triebbeherrschung (und Verdrängung) und Sublimierung, das Vorhandensein von Schuldgefühl und Gewissen sind offenbar die Bedingungen der Moralität. Da wir von einem Gewissen nur insofern reden, als es eine triebabwehrende Macht darstellt, und wir uns ein Gewissen ohne Schuldgefühl nicht denken können, reduziert sich die Summe der Bedingungen auf Sublimierung und Gewissen. Was Sublimierung ist, weiß der Vortragende trotz eingehenden Studiums der einschlägigen Literatur (Freud, Pfister, Bernfeld u. a.) nicht zu sagen; aber er findet, daß Sublimierung niemals eintritt, ohne daß jene früheste Zielablenkung, bezw. „Zielhemmung", vorausgegangen wäre, aus der die zärtliche (nicht mehr sinnliche) Liebe hervorgeht (vgl.: Freud, „Massenpsychologie und Ichanalyse", S. 131). Diese primäre Zielhemmung wäre also die Grundbedingung der Sublimierung. Die Sublimierungsfähigkeit ist abhängig von der ererbten Veranlagung zur Zielhemmung, von Maß und Art der Liebeszufuhr, äußerem Zwang, ferner von der Höhe und Art der Intelligenz.

Besprechung der Genese des Gewissens und Ichideals auf Grund der Untersuchungen Freuds in „Zur Einführung des Narzißmus“ und „Massenpsychologie und Ichanalyse“. Entscheidend: Es ist Libido (narzißtische und Objekt-Libido), welche die triebabwehrende und imperative Kraft des Ichideals ausmacht. Je stärker libidobesetzt dieses ist, desto wirksamer muß es sein. Ichideal-Errichtung durch Identifizierung und Introjektion. Zurückziehung der Libido von den Objekten führt zur Verarmung des Ichideals, völlige Ablösung der Libido auch von den unbewußten Objekten zum Zusammenbruch desselben. Ursprung des Schuldgefühls: Das durch „biologische Konflikte“ entstehende Spannungsgefühl (Rank, „Perversion und Neurose“) darf wohl nicht als Schuldgefühl angesprochen werden (Schuld: ethischer Begriff!), liefert aber diesem sicher Affektzuschuß (Angst). Die Entstehung des „unbewußten Schuldgefühls“ (Freud) erklärt sich der Vortragende so: Die Ichideale unserer Vorfahren haben, wie alles andere, was erlebt, vorgestellt wurde, Dauerspuren hinterlassen. Diese engraphierten Ichideale werden schon in der Keimzelle eine gewisse Libidobesetzung haben oder später bei der individuellen Idealbildung von der dazu aufgewendeten Libido einen Teilbetrag auf sich ziehen. Das unbewußte Schuldgefühl des Individuums wäre dann sozusagen eine nachträgliche Gewissensäußerung seiner Vorfahren, das Schuldgefühl der Ahnen. Das „Es“ (Groddek, Freud) deckt vielleicht z. T. die zu einer Einheit verschmolzenen Ichideale der Vorfahren, schließt diese zum mindesten ein. Die Furcht vor Strafe und Liebesverlust hält der Vortragende noch nicht für echtes Schuldgefühl, sie bildet aber einen Vorläufer desselben und liefert ihm auf alle Fälle hohe Affektbeiträge. Schuldbewußtsein entwickelt sich beim Kind erst auf Grund zärtlicher Objektbindungen. Das Schuldgefühl ist ein Kind der Liebe. Zusammenfassend: Ohne Fähigkeit zur (zärtlichen) Objektliebe (Übertragung) gibt es keine Sublimierung, keine Ichidealbildung, damit auch kein Gewissen und kein Schuldgefühl.

Die angeborene, totale Liebesunfähigkeit, das absolute Unvermögen zu (zärtlichen) Objektbindungen, das wäre das Wesen des „moralischen Defektes“.

Autoreferat.

Sitzung am 3. März 1923.

U. Grüninger: „Verwahrlosung und Neurose“.

Vorgestellt wurden drei Fälle einfacher Verwahrlosung und zwei Fälle (Suizid, Brandstiftung), in denen Triebbefriedigung auf dem Wege der Verwahrlosung nicht gelang. — Beim Studium der Verwahrlosung trifft man keineswegs anderes unbewußtes Material an als in der Neurose, doch befindet sich dieses in einem anderen Zustand. Die Verwahrlosung hat zur Voraussetzung den Verzicht auf das inzestuöse Liebesobjekt, bedingt aber entsprechende exzessive Befriedigung auf sozialem Gebiet. Dadurch entstehen doch wieder unzweckmäßige Bedürfnisse (Spielsucht, Genußsucht usw.). Die Mittelbeschaffung, das gemeine Delikt, stellt noch nicht die Triebbefriedigung dar (im Gegensatz zu dem seltenen zwangsneurotischen [symbolischen] Delikt, auf welches auch die Befriedigung fällt). Diese Hinaustragung der Konflikte aus dem sexuellen Gebiet in das soziale geschieht nicht in spurloser Ablösung. Denn nicht nur gelingt das erste Vergehen (bei Knaben) zunächst an der Mutter, sondern viele Verwahrloste bleiben zum Beispiel beim Diebstahl oder Betrug; ein zuverlässiges Indiz für den Gefühlswert des Vergehens und die Art der Fixierung. Eine

solche Umgehung der Verdrängung bedingt den Übergang von der Objektlust zur Funktionslust. Die Hemmungslosigkeit ist eingetreten, weil mit dem Verzicht auf das verdrängte Liebesobjekt auch dessen Kritik, das Gewissen, verloren ging. Autoreferat.

Adressenänderungen:

1. Dr. med. Fernando Allende, Mainaustraße 30, Zürich;
2. Dr. med. Hans Behn-Eschenburg, Seestraße, Küsnacht (Zürich);
3. Dr. med. Ernst Blum, Nervenarzt, Optingenstraße 8, Bern;
4. Dr. med. Charles Odier, Nervenarzt, 24 Boulevard des Philosophes, Genève;
5. Dr. med. Raymond de Saussure, 2 Tertasse, Genève;
6. Frau Dr. med. Sabine Spielrein-Scheftel, chez Mme Claissac 22 Rue des cources, Genève;
7. Dr. med. E. Oberholzer, Zürich, Utoquai 39 — (ab 1. Juli.)
8. Frau Dr. M. Oberholzer, Gincburg, Utoquai 39 — (ab 1. Juli.)

Wiener Psychoanalytische Vereinigung.

1. Neuaufnahme:

Dr. Wilhelm Hoffer, Wien, VIII., Fuhrmanngasse 4.

2. Sitzungen:

3. Jänner 1923. Kleine Referate und Mitteilungen. 1. Dr. Fokschaner: Déja racconté in Verbindung mit einer entgegengesetzten Erinnerungstäuschung. 2. Dr. Reich: Referat über Schilder, „Das Unbewußte". (Erscheint in der „Zeitschrift".)

17. Jänner 1923. Kleine Referate und Mitteilungen. 1. Dr. Bernfeld: Analyse einer pädagogischen Handlung. 2. Dr. Rank: Referat über einen Traum. 3. Dr. Nunberg: Ein induzierter Traum. 4. Dr. Reich: Behandlungsverlauf eines psychogenen Tics.

31. Jänner 1923. Vortrag Dozent Dr. Deutsch: Illustrationen zur Psychoanalyse. (Erscheint in der „Zeitschrift".)

Aus der Diskussion:

Dr. Reich meint, daß der Begriff der Konversion strenger gefaßt werden müsse. Wenn suggestiv Angst hervorgerufen wird und das vasomotorische System in Erregung gerät, wie in den Fällen des Vortragenden, so ist das noch kein Konversionssymptom; ebensowenig wie das Herzklopfen bei der Realangst. Unter Konversion könne man nur die Umsetzung eines seelischen Affektbetrages in somatische Innervation verstehen; der konvertierte Affektbetrag darf dann seelisch nicht mehr repräsentiert sein. Dies schließe natürlich nicht aus, daß Affektbeträge anderer Herkunft neben dem Konversionssymptom bestehen bleiben. Ferner sei die Frage wichtig, inwiefern und in welchem Ausmaß der Konversion dienende Organe (z. B. Darm bei chronischer, Jahrzehnte dauernder Obstipation, Gefäßsystem des Gesichtes bei Erythrophobie) sekundär organisch verändert werden und diese psychisch induzierte Veränderung einer Restitution durch Psychoanalyse zugänglich ist. (Autoreferat.)

14. Februar 1923. Vortrag Dr. Frieda Teller: Übertragungen in der Analyse.

28. Februar 1923. Vortrag Dr. Reik: Tabnith, König von Sidon.

4. März 1923. Kleine Mitteilungen und Referate. 1. Dr. Federn: Geschichte einer Melancholie. (Erscheint in „Zeitschrift", IX/2.) 2. Dr. Federn:

Über eine Varietät eines Hemmungstraumes. 3. Anna Freud: Über ein hysterisches Symptom bei einem kleinen Kinde. 4. Dr. Nunberg: Über einen Traum als Neurose auslösendes Moment. 5. Dr. Hitschmann: Vorgeschichte eines in der letzten Woche vorgefallenen Selbstmordes. 6. Dr. Hitschmann: Referat über Stekel, Impulshandlungen.

14. März 1923. Vortrag Dr. Reich: Über einige Beziehungen zwischen Narzißmus und Schuldgefühl. Die narzißtische Libido, „die libidinöse Ergänzung zum Egoismus des Selbsterhaltungstriebes" (Freud), tendiert zur Ichbejahung, Lebensbejahung. In diesem Sinne steht ihr das Schuldgefühl konträr gegenüber; dieses tendiert zur Ichverneinung, im extremen Falle, wie bei der Melancholie, zur Ichvernichtung. Von der Spannung zwischen primitiven libidinösen Tendenzen und den Anforderungen des narzißtisch besetzten Ichideals hängt die Intensität des Schuldgefühls ab. Es ist der Ausdruck einer Beziehung des Ich zu Objekten, die auch (zumeist sadistisch) libidinös besetzt sind. (Ambivalenz und Schuldgefühl, die zwei wesentlichsten, konstantesten Charakteristika der Zwangsneurose.) Dem Schuldgefühl muß auch der Charakter des Triebhaften zugesprochen werden. In der Melancholie führt die Zurückziehung der Objektlibido, im Gegensatz zur Paranoia, nicht zur Erhöhung des Ich, sondern zur Erniedrigung, zum „Ichverlust" (Kleinheitswahn). Der Ichverlust ist aus der Identifizierung mit dem zu tötenden Objekt allein nicht zu erklären. Die Identifizierung ist eine sekundäre Richtungsänderung der narzißtischen Libido, der die Einziehung der Objektlibido vorausging. Die Besetzung des vom Schuldgefühl überfluteten Ich mit der abgezogenen Libido ist unmöglich, das heißt, er kann sich nicht lieben. Der Kranke muß sich mit dem Objekt identifizieren (meist durch orale Introjektion), zu dem er die Beziehung der Schuld hat.

Von zwei Seiten her kann die narzißtische Position Schädigungen erfahren: von der libidinösen Objektbeziehung und vom Ich her. Für die Frage der Spezifität einer Erkrankung ist es wichtig, in welchem Stadium ihrer Entwicklung die narzißtische Libido eine Schädigung erfuhr und welcher Art diese war.

Es ist entscheidend (wahrscheinlich auch für die Wahl einer späteren Erkrankung), ob das Schuldgefühl auf einen in der Entwicklung begriffenen oder voll entwickelten Narzißmus beim Kinde stößt. Die narzißtische Entwicklung erfährt ihre Krönung erst durch glattes Erreichen der genitalen Phase und durch eine durch Liebe von Seite der Eltern und Erzieher gekennzeichnete glückliche Kindheit. Ein starker Narzißmus steht der Auswirkung des Schuldgefühls hemmend gegenüber.

Hinweis auf einige typische Ausgänge hierhergehöriger Konflikte, unter anderen auf „Verbrecher aus Schuldgefühl" (Freud), wo ein mächtiges Schuldgefühl aus der Verdrängung symptomatisch nach Rationalisierung zu suchen scheint. (Gekürztes Autoreferat.)

A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Dr. jur. Albert Ahn, BONN am RHEIN, Dechenstr. 8

Soeben beginnt zu erscheinen:

Handwörterbuch der Sexualwissenschaft

Enzyklopädie der natur- und kulturwissenschaftlichen Sexualkunde des Menschen unter Mitarbeit von:

Priv.-Doz. Dr. med. Karl BIRNBAUM (Berlin) — Dr. med. Agnes BLUHM (Berlin) — Oberlandesgerichtsrat Dr. jur. et phil. R. BOVENSIEPEN (Kiel) — Professor Dr. phil. Paul BRANDT (Schneeberg i. Sa.) — Dr. med. Martin BRUSTMANN (Berlin) — Dr. jur. Alexander ELSTER (Berlin) — Professor Dr. med. Sigmund FREUD (Wien) — Geh. Med.-Rat. Professor Dr. P. FÜRBRINGER (Berlin) — Priv.-Doz. Dr. phil. F. GIESE (Halle/Saale) — Magistratsrat Dr. phil. H. GURADZE (Berlin) — Professor Dr. med. S. HAMMERSCHLAG, Direktor der Provinzial-Hebammenlehranstalt und -Frauenklinik (Berlin) — Dr. med. et phil. A. KRONFELD (Berlin) — Professor Dr. med. Philaletes KUHN (Dresden) — San.-Rat Dr. med. Arthur LEWIN (Berlin) — Professor Dr. med. W. LIEPMANN (Berlin) — Dr. med. Max MARCUSE (Berlin) — Geh. Just.-Rat Professor Dr. jur. W. MITTERMAIER (Gießen) — Geh. Med.-Rat Professor Dr. med. et phil. C. POSNER (Berlin) — Ferdinand Freiherr v. REITZENSTEIN (Dresden) — Dr. med. C. H. ROGGE (Haag) — Privatdozent Dr. med. Knud SAND (Kopenhagen) — Dr. med. Oskar F. SCHEUER (Wien) — Dr. med. H. SCHULTZ-HENCKE (Berlin) — Professor Dr. med. P. W. SIEGEL (Gießen) — Priv.-Doz. Dr. med. H. W. SIEMENS (München) — Dr. med. E. SKLARZ (Berlin) — Geh. Med.-Rat. Professor Dr. med. H. SUDHOFF (Leipzig) — Professor Dr. phil. H. E. TIMERDING (Braunschweig) — Rechtsanwalt Dr. jur. F. E. TRAUMANN (Düsseldorf) — Professor Dr. phil. A. VIERKANDT (Berlin) — Dr. phil. Else VOIGTLAENDER (Leipzig) — Professor Dr. phil. L. v. WIESE (Köln)

herausgegeben von MAX MARCUSE

Lieferung 1: Aberglaube-Bigamie. Grundzahl 1.50 = Schw. Frcs.

Das Handwörterbuch der Sexualwissenschaft wird in einem Gesamtumfang von ungefähr 500 Druckseiten großen Formats in 6—8 Lieferungen erscheinen und voraussichtlich bis Ende 1923 vollständig vorliegen. Die Ausgabe in Lieferungen wird es weitesten Kreisen ermöglichen, sich das Werk in etwa monatlichen Teilzahlungen zum Subskriptionspreise anzuschaffen.

Der Subskriptionspreis beträgt für das Inland: Grundzahl 0.50 für den Druckbogen von 16 Seiten, Grundzahl 15.— für den vollständig gehefteten Band, Grundzahl 17.— für den in Halbleinen gebundenen Band. Diese Grundzahlen sind mit der jeweiligen Schlüsselzahl zu multiplizieren.

Bestellungen zum Subskriptionspreis müssen spätestens bis zum 31. Juli 1923 in unseren Händen sein. Da später der Preis mindestens um 20% erhöht wird, liegt es im Interesse eines jeden Interessenten, seine Bestellung baldigst aufzugeben.

Prospekt mit Inhalt des gesamten Wörterbuches wird auf Wunsch unberechnet versandt.

phot. Székely Aladár

Dr. S. FERENCZI

Dr. Ferenczi Sándor.

Wenige Jahre nach ihrem Erscheinen (1900) geriet die „Traumdeutung“ auch in die Hand eines jungen Budapester Arztes, der Neurologe, Psychiater und gerichtlicher Sachverständiger, doch eifrig nach neuem Erwerb in seiner Wissenschaft ausschaute. Er kam nicht weit in der Lektüre, bald hatte er das Buch von sich geworfen; es ist nicht bekannt, ob mehr gelangweilt oder angewidert. Indes kurze Zeit nachher lockte ihn der Ruf von neuen Arbeits- und Erkenntnismöglichkeiten nach Zürich, von dort trieb es ihn nach Wien, um den Autor des einst verächtlich beseitigten Buches zu sprechen. An diesen ersten Besuch knüpfte eine lange, intime und bis heute ungetrübte Freundschaft an, in deren Betätigung er auch 1909 die Reise nach Amerika zu den Vorlesungen an der Clark-University in Worcester, Massachusetts, mitmachte.

Dies waren die Anfänge Ferenczis, der seither selbst ein Meister und Lehrer der Psychoanalyse geworden ist und in diesem Jahre, 1923, gleichzeitig sein fünfzigstes Lebensjahr wie das erste Dezennium in der Führung der Budapester Ortsgruppe vollendet.

Ferenczi hat wiederholt auch in die äußeren Schicksale der Psychoanalyse eingegriffen. Bekannt ist sein Auftreten auf dem zweiten Kongreß der Analytiker, Nürnberg 1910, wo er die Gründung der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung als Abwehrmaßregel gegen die Ächtung der Analyse durch die offizielle Medizin in Vorschlag brachte und durchsetzen half. Auf dem fünften analytischen Kongreß in Budapest, September 1918, wurde Ferenczi zum Präsidenten der Vereinigung gewählt. Er bestimmte Anton v. Freund zu seinem Sekretär und die vereinte Tatkraft beider Männer sowie die großzügigen Stiftungsabsichten Freunds hätten Budapest sicherlich zur analytischen Hauptstadt Europas erhoben, wenn nicht politische Katastrophen

und persönliche Schicksale diese schönen Hoffnungen erbarmungslos vernichtet hätten. Freund erkrankte und starb im Jänner 1920, im Oktober 1919 hatte Ferenczi unter Berufung auf die Isolierung Ungarns vom Weltverkehr seine Stelle niedergelegt und das Präsidium der Internationalen Vereinigung Ernest Jones in London übertragen. Während der Dauer der Sowjetrepublik in Ungarn war Ferenczi mit den Funktionen eines Universitätslehrers betraut gewesen und die Hörer hatten sich zu seinen Vorlesungen gedrängt. Die Ortsgruppe aber, die er 1913 gegründet hatte,[1] überstand alle Stürme, entwickelte sich unter seiner Leitung zu einer Stätte intensiver und fruchtbringender Arbeit und glänzte durch eine Häufung von Begabungen, wie sie sich an keinem anderen Orte zusammengefunden hatten. Ferenczi, der als ein mittleres Kind aus einer großen Geschwisterreihe ursprünglich einen starken Bruderkomplex in sich zu bekämpfen hatte, war unter der Einwirkung der Analyse ein tadelloser älterer Bruder, ein gütiger Erzieher und Förderer junger Talente geworden.

Ferenczis analytische Schriften sind allgemein bekannt und gewürdigt worden. Seine „Populären Vorträge über Psychoanalyse" hat unser Verlag erst 1922 als XIII. Band der „Internationalen psychoanalytischen Bibliothek" herausgegeben. Klar und formvollendet, mitunter fesselnd geschrieben, sind sie eigentlich die beste „Einführung in die Psychoanalyse" für den ihr ferner Stehenden. Eine Sammlung der rein fachlich-medizinischen Arbeiten, von denen eine Anzahl durch E. Jones ins Englische übersetzt worden ist (Contributions to Psycho-Analysis 1916), steht noch aus. Der Verlag wird diese Aufgabe nachholen, sobald die Ungunst der Zeiten es ihm nicht mehr verwehrt. Die in ungarischer Sprache erschienenen Bücher und Broschüren haben zahlreiche Auflagen gehabt und die Analyse den gebildeten Kreisen Ungarns vertraut gemacht.

Die wissenschaftliche Leistung Ferenczis imponiert vor allem durch ihre Vielseitigkeit. An glückliche kasuistische Funde und scharf beobachtete klinische Mitteilungen (Ein kleiner Hahnemann — Passagere Symptombildungen während der Behandlung — Mitteilungen aus der analytischen Praxis) reihen sich muster-

[1] Die konstituierende Generalversammlung wurde am 19. Mai 1913 von Ferenczi als Obmann, Dr. Radó als Sekretär, Hollós, Ignotus und Lévy als Mitgliedern abgehalten.

gültige kritische Arbeiten, wie die über Jungs Wandlungen und Symbole der Libido und Régis und Hésnards Beurteilung der Analyse, treffliche Polemiken, wie die gegen Bleuler in der Alkoholfrage und gegen Putnam betreffs des Verhältnisses der Psychoanalyse zur Philosophie, maßvoll und würdig bei aller Entschiedenheit. Ferner die Aufsätze, auf denen Ferenczis Ruhm vorwiegend beruht, in denen seine Originalität, sein Gedankenreichtum und seine Verfügung über eine wohlgeleitete wissenschaftliche Phantasie so erfreulich zum Ausdruck kommen, durch die er wichtige Stücke der psychoanalytischen Theorie ausgebaut und die Erkenntnis fundamentaler Verhältnisse im Seelenleben gefördert hat. (Introjektion und Übertragung. — Die Theorie der Hypnose. — Die Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes. — Die Arbeiten über Symbolik u. a.) Endlich die Arbeiten dieser letzten Jahre (Kriegsneurosen — Hysterie und Pathoneurosen — Zur Psychoanalyse der paralytischen Geistesstörung [mit Hollós]), in denen das ärztliche Interesse vom psychologischen Tatbestand zur somatischen Bedingtheit hindrängt und seine Ansätze zu einer „aktiven" Therapie.

So unvollständig diese Aufzählung ausgefallen ist, so wissen doch seine Freunde, daß Ferenczi noch mehr für sich behalten hat, als er sich mitzuteilen entschließen konnte. An seinem fünfzigsten Geburtstage vereinigen sie sich in dem Wunsch, daß ihm Stimmung, Kraft und Muße gegönnt sein mögen, seine wissenschaftlichen Vorsätze in neuen Leistungen zu verwirklichen.

Herausgeber und Redaktion.

Kälte, Krankheit und Geburt.

Von **Ernest Jones,**
Ehrenmitglied der „Ungarländischen Psychoanalytischen Vereinigung".

Es ist nur am Platze, daß ein Artikel, der als Beitrag zu der Festschrift zu Ehren Dr. Ferenczis geschrieben ist, an eine oder die andere seiner charakteristischen Ansichten anknüpft; der vorliegende Artikel tut dies in mehr als einer Hinsicht. Wir danken Ferenczi, mehr als irgend einem anderen, unsere dämmernde Erkenntnis, wie subtil die Zusammenhänge zwischen den psychischen und physischen Störungen sind, ein wichtiges Gebiet, das wir erst zu betreten beginnen. Er hat gezeigt, daß sowohl geistige als auch körperliche Krankheit manchmal ihre Ursache in den gleichen Faktoren haben können, nämlich in unbefriedigten Gelüsten, ein Mechanismus, der von der bekannten hysterischen Konversion ganz verschieden ist. Ich möchte nun auf eine noch indirektere Art hinweisen, in welcher gewisse geistige Tendenzen zu ernster körperlicher Krankheit führen können, durch falsche Assoziationen von symbolischer Art, die sich auf die Vorstellung von Krankheit beziehen, Assoziationen, die zu einem Benehmen führen, welches die betreffende Person, unwissentlich, der Gefahr aussetzt, sich diese Krankheit durch Ansteckung zuzuziehen.

Die hier besprochene Art von ansteckender Krankheit wird durch die Respirationsorgane erworben; über ihren Umfang soll später gesprochen werden. Diese Art Krankheit bekommt man durch das einfache Einatmen infizierter Luft und die Gefahr der Ansteckung wird ins Ungeheure vermehrt durch unzureichende Ventilation, wo Infektion vorhanden ist. Nichts könnte daher die Gefahr der Ansteckung mehr begünstigen als der vorherrschende Glaube, resp. Aberglaube, daß diese Krankheiten eine Ätiologie haben, die der unseren direkt entgegengesetzt ist, das heißt, daß sie dem bösen Einfluß kalter Luft zuzuschreiben sind oder dem,

was volkstümlich als „Zug“ bezeichnet wird. Da dieser Glaube auch in ärztlichen Kreisen noch fortlebt, mag etwas darüber von einem rein pathologischen Gesichtspunkt aus gesagt werden. Ohne die extreme Ansicht zu vertreten, daß der volkstümliche Glaube absolut abergläubisch und unrichtig ist (obzwar ich persönlich dieser Meinung bin), will ich hier nur behaupten, daß die pathologische Tragweite des Faktors kalter Luft ungeheuerlich übertrieben ist.

Drei Gruppen von Erwägungen, so scheint mir, machen diese Schlußfolgerung unvermeidlich: 1. Experimentelle Forschungen an Menschen und anderen Tieren, 2. ein skeptisches Nachdenken über die Natur von Krankheit und 3. das Zurückrufen der Geschichte des in Frage stehenden Glaubens. Ich will mit der letzten dieser drei Gruppen beginnen. Wenn ein volkstümlicher Glaube an einen gegebenen Gegenstand in direkter Proportion mit dem Zunehmen der exakten wissenschaftlichen Daten verblaßt, kann man den Verdacht nicht unterdrücken, daß der Zweck dieses Glaubens einfach war, eine Lücke auszufüllen, wo bestimmte Kenntnis noch nicht besteht; dies gilt besonders, wenn der Gegenstand von großer psychologischer Bedeutung für die Menschheit ist. Man braucht nur als Beispiel die ungemein große Beschränkung in der Anwendbarkeit religiöser Erklärungen natürlicher Phänomene anzuführen, sobald diese Phänomene durch andere Mittel erforscht werden. Die riesige Menge von Folklore auf dem Gebiet der Gesundheit zeigt, wie wichtig dieser Gegenstand immer für den Menschen war und auch wie unmöglich es ihm erschien, auf diesem Gebiete jemals Unwissenheit zu ertragen. Diesen Hiatus mußte er immer ausfüllen. Da er so gut wie nichts über den Grund und die Behandlung von Krankheit wußte, erfand er mehr oder weniger phantastische Erklärungen, um seiner Unwissenheit abzuhelfen. Die Art, in welcher diese falschen Erklärungen determiniert sind, soll später erläutert werden. Unter diesen Erklärungen war eines der ätiologischen Momente, an das man am festesten glaubte und das für eine lange Reihe von Krankheiten verantwortlich gemacht wurde, kalte Luft. Es ist erstaunlich, in der medizinischen Literatur des vorigen Jahrhunderts zu finden, was für eine außerordentlich große Zahl von Krankheiten angeblich auf diese Art erworben wurden. Sogar in den medizinischen Lehrbüchern der vorigen Generation findet man diese Ätiologie für

eine Reihe von bakteriologischen Zuständen, wie Peritonitis, Tuberkulose, Leberabszeß, Herzbeutelentzündung, Pleuritis, Gastritis und einer Menge anderer, angegeben. Viele offensichtlich irrationelle Elemente in diesem Glauben weisen auf ihre abergläubische Natur hin. So glaubte man, daß Nachtluft besonders tödlich sei; Malaria, z. B. war die Folge — so dachte man — des Einatmens dieser schädlichen Substanz, bis die Unmöglichkeit, diese Krankheit bei Abwesenheit der nötigen Art von Moskitos zu erwerben, aufgezeigt wurde. Es ist interessant zu bemerken, daß kalte Luft, die einen aus einer lokalisierten Richtung, gleich einem Feinde, trifft (d. h. „Zug") besonders gefährlich ist, besonders wenn sie von rückwärts kommt. Dasselbe gilt auch für kalte Luft, die bestimmte Körperteile erreicht, wie die Füße und den Nacken. Luft, die durch eine Öffnung eindringt, besonders durch ein Schlüsselloch, ist gefährlicher als andere Abarten. Wenn wir nur ein Beispiel der vor fünfzig Jahren beschriebenen Ätiologie betrachten, sehen wir, in was für einem Mißverhältnis dies mit unserer jetzigen Kenntnis der Pathologie steht; ich wähle die Lehre, daß Eierstockentzündung die Folge von unzureichender Unterkleidung während der Menstruation sein soll. Wenn diese Unterkleider offen, anstatt geschlossen sind, so kann die gefährliche Luft in die Vagina eindringen, den offenen zervikalen Kanal emporsteigen, in der Gebärmutter zirkulieren und ihren Weg zu den gewundenen Fallopi-Tuben finden, bis sie die empfindlichen Eierstöcke selbst erreicht.

Die Bakteriologie mußte natürlich einen mächtigen Umschwung in diesen Ansichten ausüben, aber sie waren im menschlichen Geist so tief eingewurzelt, daß man zu einiger Rationalisierung Zuflucht nehmen mußte. Also wurde behauptet, daß kalte Luft, obzwar sie nicht die spezifische Ursache dieser Krankheiten war, die Wirkung hatte, die Widerstandskraft des Organismus gegen die überall vorhandenen Infektionen zu verringern und somit bestimmte, ob eine Person an dieser Krankheit leiden sollte oder nicht. In praxi änderte also die neue Erkenntnis nur wenig; und noch heute hütet man sich gegen diese angebliche Krankheitsquelle beinahe so sorgfältig wie in den Tagen vor Pasteur und Koch. Experimentelle Forschung an Menschen und Tieren zeigt jedoch, daß ein außerordentlicher Kältegrad vorhanden sein muß — ein Grad, der unter gewöhnlichen Bedingungen niemals erreicht wird — um die Körpertemperatur herabzusetzen und daß nichts

weniger als dies die Widerstandskraft gegen pathogene Infektion in beachtenswertem Maße beeinflußt.

Die Folgewirkungen falscher Glauben sind gewöhnlich sehr verschiedenartig. Die Menschheit hat oftmals schwer unter ihnen gelitten, aber auch oft kompensatorische Vorteile in der Form von Trost und Glücksgefühl aus ihnen gezogen. In dem vorliegenden Beispiel hat sich die Wage entschieden in der ersterwähnten Richtung geneigt, denn dieser Glaube hatte unvergleichlich größeres Leiden im Gefolge als irgend ein anderer, möge er wahr oder falsch sein. Man hat ausgerechnet, daß, wenn man alle unmittelbaren und ferneliegenden Komplikationen und Nachwirkungen in Betracht zieht, drei Viertel aller körperlichen Krankheiten und Todesfälle ihren Ursprung in Respirationsinfektionen nehmen — eine der gigantischesten Tatsachen in der Geschichte menschlichen Leidens.

Kann die Psychologie ein Licht auf den Ursprung und die Bedeutung dieses schicksalsschweren Irrtums werfen? Die erste mögliche Erklärung, die einem einfällt, mag zunächst erwähnt werden, obgleich sie offenbar oberflächlich ist. Es handelt sich hier um einen rein logischen Irrtum. Ein hervorstechendes Symptom der akuten Phase bei den meisten dieser Infektionen ist Kälteschauer und Empfindlichkeit gegen Kälte (das wohlbekannte Stadium des Schüttelfrostes). Diese Anfangsphase der Krankheit wird irrtümlich gewöhnlich für die pathogene Erkältung gehalten, die angeblich die Ursache der Krankheit ist. Weiterhin kann es kein Zufall sein, daß der Glaube an die Gefahr kalter Luft sich am längsten in bezug auf Krankheiten der Atmungsorgane erhalten hat und am schärfsten in Beziehung mit der milden Infektion verfochten wird, die tatsächlich den Namen „Erkältung“ führt. Hier ist ein weiterer Grund zur Verwechslung ätiologischer Momente. Kalte Luft (ebenso wie helles Sonnenlicht) können die Atmungsschleimhäute und die Bindehaut in einem solchen Grade erregen, daß sie viele der weniger wichtigen, obzwar auffallenden Wirkungen dieses wohlbekannten Zustandes hervorrufen können; so z. B. das Tränen der Augen, das Laufen der Nase, Kitzel in der Nase, Niesen und sogar Husten. Obgleich es ziemlich leicht ist, diesen kurzlebigen Zustand von dem echten toxischen, Erkältung genannt, zu unterscheiden, ist es doch wahrscheinlich, daß die oberflächliche Ähnlichkeit zwischen den beiden, die besprochene ätiologische Verwechslung fördert und es leichter macht, die zweite

auch den physikalischen Momenten zuzuschreiben, die offensichtlich die erstere hervorrufen.

Kein moderner Psychologe wird jedoch auch nur einen Augenblick mit dieser rein intellektualistischen Erklärung zufrieden sein, ganz abgesehen von der Tatsache, daß sie nur auf eine gewisse Klasse von Krankheiten anwendbar ist. Wir wissen heute, daß formal logische Irrtümer nicht ihre Ursache in intellektuellem Ungenügen haben, sondern in der Wirkung emotioneller Faktoren. Wie Ferenczi[1] richtig bemerkt: „Man war früher geneigt zu glauben, daß man Dinge verwechselt, weil sie ähnlich sind; heute wissen wir, daß man ein Ding mit einem anderen nur verwechselt, weil gewisse Motive dazu vorhanden sind; die Ähnlichkeit schafft nur die Gelegenheit zur Betätigung jener Motive."

Wir müssen daher weitere Erklärungen zu erforschen suchen, für ein so starkes und tiefes menschliches Charakteristikum wie dieses, das wir hier betrachten. Der einzige Autor, der meines Wissens das Problem von der psychologischen Seite angegangen hat, ist Trotter.[2] Er schlägt als Erklärung vor, daß das Gefühl von Unbehagen und Furcht, das kalte Luft im Menschen hervorruft, in Zusammenhang stehen mag mit der Gefahr, von der warmen Herde getrennt zu werden, so daß der hier besprochene Glaube eine direkte Kundgebung dessen sein würde, was er den Herdeninstinkt nennt. Wenn wir Trotters „Herde" psychoanalytisch in termini der Familie, letzten Endes der Mutter, übertragen, dann mag sein Vorschlag mit dem hier auszuführenden in Zusammenhang stehen.

Die Hilfe, die wir von der Psychoanalyse erwarten, werden wir natürlich darin suchen, indem wir bestimmen, was für Beiträge von dem Unbewußten zu dem besprochenen Glauben geliefert wurden. Wir haben daher zu betrachten, welche Vorstellungen im Unbewußten den Elementen der Formel: „Kalte Luft ist der Grund für Krankheit". entsprechen. Die unbewußten Äquivalente der letzterwähnten Vorstellung sind uns von zahlreichen Psychoanalysen bekannt. Obzwar der Wunscherfüllungsmechanismus des Unbewußten gelegentlich gewisse Formen von Krankheiten mit angenehmen Vorstellungen verbinden mag — wie in der wohlbekannten Assoziation zwischen den Vorstellungen von Krebs und

[1] „Zur Ontogenese der Symbole." Internat. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse, 1913, S. 438.

[2] W. Trotter: „Instincts of the Herd in Peace and War", 1916, P. 31.

Gravidität — so besteht kaum ein Zweifel, daß die häufigste und grundlegendste unbewußte Konzeption von Krankheit, die einer verkrüppelnden Verletzung ist. Diese Kränkung, so nimmt man instinktiv an, ist einem von der Außenwelt zugefügt worden mit einer sadistischen oder feindseligen Absicht. Die Überlieferungen von primitivem Folklore und Aberglauben lehren uns, wie konstant die Person, die uns diese Verletzung (Krankheit und auch Tod) zufügt, figürlich personifiziert wird. Die Verletzung, wie jede Verletzung, stellt letzten Endes die Kastration dar. (Rank.)

Aus den letzten Forschungen haben wir gelernt, daß die Vorstellung der Kastration im Unbewußten viel weitere Zusammenhänge umfaßt, als man früher dachte, besonders in genetischer Beziehung. Außer den Vorstellungen, die sich direkt mit dem Verlust des Penis befassen (Drohungen, Furcht vor wiedervergeltender Strafe), sind es drei andere wichtige Quellen, von denen dieser Komplex gespeist wird. Sie sind: Das Wegnehmen des mit dem Penis identifizierten Faeces (Jones), das Entwöhnen von der Brust (Staercke) und der Verlust des Körpers der Mutter bei der Geburt (Alexander). Ferenczis[1] Vorstellungskraft verdanken wir unsere erste richtige Einschätzung der psychischen Bedeutung, die der Geburtsvorgang für das Kind haben muß und er hat deren Konsequenzen in der späteren Entwicklung des Individuums verfolgt. Aus seinen Arbeiten, und natürlich aus denen Freuds, haben wir gelernt zu verstehen, wie groß das Leid und der Groll sein müssen, die das Kind empfindet, wenn es aus dem Paradies vertrieben wird, und wie groß der ewige Wunsch, dorthin zurückzukehren, sein muß. Nachdem der schmerzliche Akt der Geburt vorüber ist, ist sicherlich für das Kind das deutlichste Zeichen seiner eben erlittenen „Kastration" — das Ausstoßen aus dem Nest, das früher sein war wie ein Teil seiner selbst — die Empfindung von kalter Luft. Der unbehagliche Reizzustand, den dieser Temperaturwechsel hervorbringt, bezeichnet die Revolution in seiner Existenz und von seiner (widerwilligen) Reaktion darauf hängt sein ganzes Leben ab. Kein Wunder, daß der herrschende Eindruck, den man so an der Schwelle des Lebens empfängt, für immer mit den Vorstellungen von Unbehagen, Unsicherheit, Gefahr oder selbst körperlicher Verstümmelung verknüpft bleibt!

[1] Ferenczi: „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes", Internat. Zeitschr. f. Psa., 1913.

Über hysterische Erscheinungen am Uterus.

Von Dr. **M. Josef Eisler** (Budapest).[1]

Wir wissen, daß die Konversionshysterie die verschiedensten Organe, wie Verdauungstrakt, Sinneswerkzeuge, Haut, Muskulatur, Atmungsorgan usw., zum Schauplatz ihrer Äußerungen nehmen kann, deren Funktionen sie in der mannigfaltigsten Weise beeinflußt und ändert. Dort, wo sie ihre vorzüglichsten Ansatzstellen hat, ist ihre Symptomatologie durch häufige Beobachtung festgelegt und nach diversen Gesichtspunkten beschrieben worden. Nichtsdestoweniger hat die Hysterie auch in solchen Fällen den Charakter beibehalten, durch irgend einen unerwarteten Zug zu überraschen und in uns das Gefühl zu erwecken, daß hinter ihrer bekannt scheinenden Natur allerlei ungelöste Rätsel stecken. Wo sie seltener und unter verwickelteren Bedingungen auftritt, sind ihre Erscheinungsformen vielleicht nicht durchwegs genau festgehalten und dargestellt worden; zumindest aber fehlt es hier an einer systematischen Bearbeitung des gewiß nicht uninteressanten Stoffgebietes. Es soll im folgenden versucht werden, auf Grund einzelner Beobachtungen die hysterischen Symptome an der Gebärmutter gesondert zu behandeln. Das Material, welches aus naheliegenden Gründen dem Gynäkologen leichter zugänglich gemacht wird als dem Psychoanalytiker, konnte nicht immer ausgiebig erforscht werden, doch dürfte es in Hinsicht auf das angegebene Problem seinen Zweck erfüllen.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Hysterie sich an den zwei Gewebselementen der Gebärmutter — d. i. Schleimhaut und Muskulatur — etablieren und dort ihre besonderen Symptome hervorrufen kann. Beide haben in hohem Grade die Fähigkeit erworben, auf reflektorischem Wege zu funktionieren,

[1] Vortrag am VII. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß zu Berlin.

wodurch sie aber nur scheinbar der Beeinflußbarkeit durch das (bewußte) Seelenleben entzogen sind. In Wirklichkeit stehen die biologischen Funktionen der Gebärmutter durchaus in naher Beziehung zu den Äußerungen des Affektlebens, beziehungsweise sind sie auch von unbewußten psychischen Kräften lenkbar geblieben. Aufregung, plötzlicher Schreck und dergleichen können solche Funktionsstörungen hervorrufen. Die Vorgänge hiebei spielen sich aber viel zu rasch ab und zeigen auch sonst nur eine geringe Abweichung von der Norm, um der psychoanalytischen Forschung eine zureichende Grundlage zu bieten. Sie bilden die Übergangsformen zu jenen Fällen, die das Beteiligtsein der psychischen Kräfte besser verraten und sich oft in mehr alarmierender Weise äußern.

1. Indem wir uns den hysterischen Symptomen an der uterinen Schleimhaut zuwenden, wollen wir die Fälle, welche sich durch das Ausbleiben der regelmäßigen Blutung kennzeichnen, von denen, die das Gesetz der Periodizität durchbrechen und sich in plötzlich auftretenden Blutungen von unbestimmter Dauer äußern, gesondert betrachten. Beide dieser Gruppen — Amenorrhöe und Dysmenorrhöe — werden in den Lehrbüchern über Frauenheilkunde, wo sie nicht durch die biologische Unentwickeltheit der inneren Geschlechtsorgane bedingt erscheinen,[1] in der Regel nur als „nervöse" Zustandsbilder aufgefaßt und mit dieser Etikette kurz erledigt. Das Fehlen einer nachweisbaren organischen Grundlage hat bislang die Gynäkologen nicht veranlassen können, sich über solche Phänomene eigene Gedanken zu machen; auch in der Behandlung weichen sie von den üblichen Methoden und Eingriffen nicht ab. Die Folge davon ist, daß ihre Beobachtungen über einzelne symptomatische Erkenntnisse hinaus ohne irgend welchen Zusammenhang sind und ihnen in betreff der Therapie eine prinzipielle Stellungsnahme unmöglich wird. Hier einen Wandel zu schaffen, ist nun die Psychoanalyse berufen. Nicht in dem Sinne, daß sie sich das Amt der Kontrolle anmaßt; sie wünscht vielmehr nur, angehört zu werden, denn sie meint, mit den Ergebnissen ihrer Forschung teilweise zur Klärung der Probleme beizutragen.

[1] Die Unentwickeltheit kann eine anatomische oder eine funktionale sein. Die letztere bezieht sich auf den Drüsenapparat, der mit anderen endocrinen Drüsen vielfach zusammenarbeitet. Die Erscheinungen fallen hier schon teilweise in das Gebiet, welches den Analytiker angeht.

Nehmen wir das Beispiel einer „nervösen" Amenorrhöe. Auch der Gynäkologe wird sich sagen müssen, daß ihm selbst die eingehendste Prüfung des Organs (Uterus) über die Ursache dieser Erkrankung völlig im unklaren läßt. Er hat sich vielleicht schon bei Fällen von weiblicher Frigidität, die ihm ja täglich vorkommen, zu der Annahme bequemen müssen, daß der Grund dieses oft folgenschweren Symptoms gewissermaßen außerhalb der Geschlechtsorgane zu suchen sei. Und in der Tat kann ihm die Psychoanalyse eine sehr ausführliche Erklärung des Symptoms geben, die zugleich einer ganzen Reihe von unbeachteten Nebenumständen gerecht wird. Sie wird ihm sogar die Versicherung abgeben können, daß es ihr zuweilen gelungen ist, mit Hilfe ihrer Methode das Symptom zum Schwinden zu bringen und ein normales Empfindungsvermögen herzustellen. Auch bei der „nervösen" Amenorrhöe spielen die psychischen Einflüsse die Hauptrolle. Das beteiligte Organ lehnt es einfach ab, die ihm von der Natur gebotene Aufgabe zu leisten; das Ausbleiben der katamenialen Blutung ist demnach ein Konversionssymptom. Die Bedingungen, unter welchen das letztere zustande kommt, sind sehr verwickelte, doch können wir die wesentlichste genauer bezeichnen. Wir finden in solchen Fällen das Gefühlsleben von dem Wunsch gelenkt, ein Mann zu sein. Dieser Wunsch ist seinem ganzen Wesen nach infantiler Natur und hat seinerzeit vermocht, die normalen weiblichen Strebungen in der weiteren Entwicklung zu hemmen oder niederzuhalten. Er ist nicht immer unbewußt, ja oft liegt er fast greifbar im psychischen Material — in den Phantasien, Charakterbildungen etc. — zutage, doch kann er als konfliktbildender Faktor den Ablauf der Affekte modifizieren und das psychische Verhalten in weitestgehendem Maße abändern. Unter seinem Einfluß dünkt sich das Weib von der Natur benachteiligt und schafft sich bei genügender Stärke und unter gleichzeitigem Gegendruck der verdrängten Weiblichkeit einen Ausweg in das neurotische Symptom. Dieses letztere präsentiert sich dann als Ausdruck des sogenannten „Männlichkeitskomplexes" (Ophuijsen). Die Amenorrhöe ist nur die eine Modalität einer solchen krankhaften Lösung, indem sie nämlich in der uterinen Schleimhaut das organische Entgegenkommen findet. Die allerletzten Zusammenhänge sind uns hier ebenso dunkel, wie in jedem Fall von Konversionshysterie. Die Möglichkeit zahlreicher psychischer Konstellationen bringt es mit

sich, daß der „Männlichkeitskomplex“ einen fast unübersehbaren Reichtum von Symptomen zeitigen kann. Abraham hat dies erst kürzlich in ausgiebigster Weise dargetan.[1] Auch die klinische Erscheinungsform der hysterischen Amenorrhöe ist abwechslungsreich. Sie ist immer nur relativ, da ihre dynamischen Vorbedingungen — die psychischen Inhalte — allerlei Schwankungen ausgesetzt sind; sie kann Monate, aber auch Jahre dauern und hinterläßt Spuren von wechselnder Stärke. In der Regel tritt sie nicht allein auf, sondern verbindet sich mit verwandten Erscheinungen. Ich habe sie in Verbindung mit Angsthysterie, Zwangsneurose, verdrängter Homosexualität und Perversion beobachten können. Ein spezielles Eingehen auf solche Fälle würde uns aber vom Grundthema allzu sehr ablenken und eine ausführliche Darlegung der Zusammenhänge notwendig machen. Nur auf eine besondere Art der Komplikation möchte ich hinweisen, da sie gerade von den Gynäkologen durch zahlreiche Beobachtungen erhärtet worden ist. Es ist dies die sogenannte „vikariierende Menstruation“. Bei dieser tritt die Monatsblutung nicht an der uterinen Schleimhaut, sondern überraschenderweise an den verschiedensten Organen auf, die zum Sexualorgan keine direkte Beziehung haben. Es sind Fälle von Nasen-, Lungen- und Magenblutungen (hysterische Döepistaxis, Hämoptoë und Hämatemesis) beobachtet worden, die genau die Zeit der Monatsregel einhielten. Auch entferntere Organe, wie Kehlkopf, Schilddrüse, Auge und Ohr können den Ersatz für die unterbliebene Menstruation leisten. Es waren insbesondere französische Frauenärzte, die solche, gewiß nur selten auftretende Erscheinungsformen der Hysterie beschrieben und mit dem Namen „éctopie menstruelle“ belegt haben. Mir ist es nicht bekannt, ob die Analyse jemals die Gelegenheit hatte, einen Fall dieser Gruppe methodisch zu untersuchen. Wir könnten dann mehr darüber aussagen, als uns jetzt festzustellen übrig bleibt. Zweifelsohne handelt es sich da um sogenannte „erogene Zonen“, die auf Grund einer — phylogenetischen — Abgestimmtheit die Rolle des in Ablehnung verharrenden Organs übernehmen konnten. Nur eine durchgeführte Analyse wird uns das Recht geben, weitere Schlüsse aus solchen Fällen zu ziehen.

---

[1] Äußerungsformen des weiblichen Kastrationskomplexes. Intern. Zeitschrift f. Psa., Jahrg. VII, S. 423—452.

Das Überschreiten der periodischen Gesetzmäßigkeit im Sinne eines Ausbleibens der Menstruation kann auch eine einfachere Ursache haben, die nicht eigentlich krankheitsbildend ist. Ein junges Mädchen, das ein illegitimes Verhältnis hatte, verstand es, ihre Menstruation immer auf ein bis zwei Wochen zu verschieben, womit sie ihren leicht beeinflußbaren und gewissenhaften Liebhaber in Schach hielt.

Wer ein solches Beispiel für nicht ernst genug hält, verkennt die Tatsache, daß die Motive im Leben — das Empfinden und Handeln der Menschen — je nach der Charakterbildung verschieden sind. Die wissenschaftliche Objektivität gibt es nicht zu, daß wir die Affekte der Kranken anders, als sie gegeben sind, qualifizieren. Sie sind eben die Symptome, mit denen wir uns zu beschäftigen haben. Auch das folgende Beispiel, womit ich die Frage der unperiodischen Blutungen auf hysterischer Basis eröffne, ist in diesem Sinne aufzufassen. Eine Frau bekam nach der Heimkehr ihres Gatten aus der Gefangenschaft so starke Blutungen, daß sie jedesmal drei Wochen im Monat davon berührt wurde. In dem Symptom, welches sie gegen den Mann schützte, verbarg sich die tiefe, aus vielen Motiven erwachsene Entfremdung vom Gatten, dessen Rechte sie nur mehr widerwillig anzuerkennen geneigt war. Solche Fälle sind in diesen Zeiten gewiß nicht selten zu beobachten, wenn die Aufmerksamkeit ihnen unparteiisch und unvoreingenommen zugewendet ist. Sie beweisen, daß jede Organtätigkeit unter dem plastischen Einfluß psychischer Kräfte steht, welchen sie sich in der mannigfaltigsten Weise und unter den verschiedensten Erscheinungsformen anpaßt.

Ausführlicher möchte ich den Fall einer heute etwa 40jährigen Frau behandeln, deren Hysterie sicherlich zu den ungewöhnlichen Fällen zu zählen ist. Der Beginn der Krankheit liegt bereits ein Vierteljahrhundert zurück und hat gegenwärtig nur mehr Spuren im seelischen Verhalten hinterlassen. Es handelt sich um eine äußerst bescheidene und zurückgezogen lebende Frau, in deren Charakter ein aufopferungsvoller Zug vorherrscht. Sie hat — nicht mehr jung — einen lungenkranken Mann gewählt, um ihn betreuen und pflegen zu können; vorher hatte ihre Beziehung zum Vater und insbesondere zu einem jüngeren Bruder eine ähnliche Tendenz verraten. Diese ausgesprochene Mütterlichkeit, die sicherlich ein normales Maß übersteigt, füllt ihr ganzes Wesen aus und

macht sie für jede andere Lebensfreude stumpf. Merkwürdig gestaltete sich das Verhältnis zu den weiblichen Mitgliedern ihrer Familie. Einer älteren Schwester, die eine gesunde Sinnlichkeit besaß und sich auch sonst lebensfähiger als sie erwies, begegnete sie in geheimer Feindschaft. Oft zeigten sich dieser gegenüber Anwandlungen von Eifersucht. Weniger scharf ausgesprochen, doch ähnlicher Natur waren ihre Gefühlsbeziehungen zur Mutter. Dies alles hatte den Anschein, als ob sie neben ihrem mütterlichen Drange keine weibliche Rivalin dulden konnte. Nur zu der einzigen jüngeren Schwester fühlte sie sich hingezogen, nannte sie ihre „Schülerin" und trachtete sie nach eigenem Muster zu erziehen. Sie opponierte damit ihrer Mutter, als wollte sie beweisen, daß dieser die Fähigkeit zur Kindererziehung abging. Wir haben also in ihrer extrem „passiven" Lebenseinstellung zugleich die heftig unterdrückten Motive einer kindlichen Herrschsucht und Auflehnung vor uns. Für weitere Spannungen im Seelenleben dieser Frau sorgte ein nur kümmerlich vorhandenes Sexualempfinden. Bei großer Zärtlichkeit für den Mann blieb sie eine kalte Natur. Als siebenjähriges Kind hatte sie einmal im elterlichen Garten einen Beischlaf beobachtet — wahrscheinlich zwischen Bediensteten, also Niedriggestellten des Hauses —, welcher ihr in der Erinnerung häßlich und ekelerregend vorkam. Ihre abweisende Haltung in sexuellen Dingen war durchaus auf dieses Erlebnis zurückzuführen. Zunächst muß es jedoch anders gewirkt haben. Es ist nämlich aus ihrem neunten Lebensjahr eine wichtige „Deckerinnerung" erhalten geblieben, die uns zu solcher Annahme bringt. Sie wußte von einer Zeichnung zu erzählen (Geschenk des Vaters?), worin „das Schicksal eines Waisenmädchens" in verschiedenen Etappen dargestellt war. Es dürfte sich auf den Bildern um den moralischen Verfall einer Schutzlosen gehandelt haben. In dieser Deckerinnerung finden wir eine Gedankenreihe wieder, die uns als „Dirnenkomplex" bekannt ist. Er ist bei Neurotischen nicht selten und besagte, daß ihre gebundene Sexualität den Wunsch nach Ausschweifung verdeckt, daher nur ein Verdrängungsprodukt ist. In diesem Falle ist es bezeichnend, daß die Phantasie neben dem Todeswunsch gegenüber der Mutter auch eine Beschuldigung des Vaters enthält: weil er sie verschmäht hat, will sie sich nun jedem hingeben. — Ich komme jetzt auf den Ausbruch ihrer Krankheit zu sprechen, die uns nach dem Gesagten nicht mehr ganz unverständlich sein kann. Zwischen

ihrem 16. und 17. Lebensjahr machte ihr ein junger Mann, der ihr Wohlgefallen besaß, den Hof. Auf einem Balle, während sie tanzten, stellte er ihr einen unzüchtigen Antrag und verfolgt das tief erschrockene Mädchen in die Garderobe. Hier bekam sie plötzlich eine — unerwartete — Blutung. Von diesem Moment an dauerte die Menstruation etwa fünf Jahre. Nur auf ärztliche Einwirkungen gab es kurze Pausen in der Blutung, die sich bald normal stark, bald nur schwach andeutete, aber der Zustand selbst schien lange sich nicht ändern zu wollen. Es wurden die tüchtigsten Frauenärzte zur Behandlung herangezogen, die nach verschiedenen medikamentösen und physikalischen Heilversuchen schließlich ein Curettement anrieten. Dieses wurde auf einer Klinik nach künstlicher Defloration der Patientin durchgeführt, änderte jedoch nicht viel an der Sache. Noch zweimal wurde die Auskratzung der Gebärmutter wiederholt, bis endlich ein Frauenarzt den Fall zum Neurologen schickte. Ich habe die näheren Umstände dieses Ärztewechsels erfahren können und teile sie mit, weil sie den Analytiker interessieren dürften. Der betreffende Gynäkologe, ein stadtbekannter Fachmann, hatte damals — vor 20 Jahren — die ersten Schriften von Freud gelesen und unter dem Eindruck dieser Lektüre die Diagnose auf Hysterie gestellt. Er war also nach fünf Jahren der erste, der den Mut hatte, seine Unkompetenz offen zu bekennen. Der Erfolg gab ihm jedenfalls recht: es bedurfte bloß einer kurzen Suggestivbehandlung und der qualvoll gewordene Zustand der Kranken nahm ein Ende. Nur noch der freiwillige Tod ihres ersten Bräutigams rief nach etwa drei Jahren eine kurzfristige Rezidive hervor; nach weiteren drei Jahren starb der Bruder, den sie sehr liebte. In der Folge trat eine schwere Depression auf, doch die kontinuierlichen Uterusblutungen waren ausgeblieben. Von da an nahm ihr Leben jenen stilleren Verlauf, den ich eingangs in seinen charakteristischen Merkmalen geschildert habe.

Als Motiv dieser hysterischen Blutung von ungewöhnlich langer Dauer haben wir eine auch im Seelischen ausgedrückte Art von Selbstentwertung zu erkennen, ein Motiv, das zugleich den Zweck verfolgte, sich gegen den Mann zu schützen. Träger des krankhaften Impulses war die Schleimhaut der Gebärmutter, deren Funktion gesteigert und über die Maßen mißbraucht wurde. Alles, was wir der Beschreibung des eigentlichen Symptoms voraus-

geschickt haben, mag zur psychologischen Unterstützung dieses theoretischen Schlusses dienen.[1]

2. Die Frage, ob die muskulären Gewebselemente der Gebärmutter einer psychischen Beeinflussung unterworfen sein können, ist über einen gewissen Punkt hinaus niemals gestellt worden. Man hat unter dem Eindruck der Tatsache, daß nach plötzlichen Schreckerlebnissen eine unzeitgemäße Wehentätigkeit einsetzen kann, von der reflektorischen Reizfähigkeit der uterinen Muskulatur gesprochen. Auch gewisse Schmerzempfindungen, Krämpfe, Unterleibssensationen und dergleichen zur Zeit der Regel sind ähnlich definiert, beziehungsweise mit nervösen Vorgängen in der Muskelsubstanz des Uterus in Beziehung gebracht worden. Das ist, abgesehen von der unbestimmt gehaltenen Begriffsfassung, gewiß sehr wenig, und wir haben nur geringe Aussicht, im klinischen Teile der Gynäkologie eine reichere Kasuistik und anschließend daran eine genauere Umschreibung des Problems zu finden. Zu den kargen und unklaren Beobachtungen tritt eine ebenso unklare theoretische Stellungnahme in dieser Frage hinzu. Die Erfahrungen sind hier also noch lückenhafter als wir sie bei den hysterischen Schleimhautsymptomen gesehen haben. Es ist daher von vorneherein zu entschuldigen, wenn die Aufschlüsse, die wir zu geben versuchen, nicht befriedigende sein werden. Das Material des Psychoanalytikers ist ja ohnehin von zufälliger Natur, da ihm eine freiwillige Auswahl der Fälle nur selten zusteht, und die letzteren ihre eigentliche Bedeutung erst in der psychoanalytischen Arbeit verraten. Noch weniger ist dem Analytiker gegeben, seine Forschung systematisch in einer Richtung zu betreiben. Er muß Jahre warten, bis er auf die gesuchte Variante stößt, die er zum Ausbau seines Beweisverfahrens für so nötig erachtet. In voller Kenntnis dieses Mangels bringe ich

[1] Ich verdanke die Kenntnis dieses Falles dem behandelnden Nervenspezialisten, der später zum langjährigen Vertrauten und Familienfreund der Patientin wurde. Er befaßte sich eingehend mit der Natur der Krankheit, nahm sogar hypnotische Sitzungen vor, in welchen er die Erinnerungsspuren bis in die Kindheit verfolgte, und verstand es, im jahrelangen Verkehr ohne Kenntnis der psychoanalytischen Methode das wichtigste psychische Material herauszufinden. Ich habe von seinen vielen Angaben nur das verwendet, was der kritischen Prüfung in jeder Hinsicht standhielt und dem Gesetz der Diskretion nicht widersprach. Trotzdem bin ich mir bewußt, daß der Fall nur in den Umrissen klar dasteht.

zwei Beispiele von hysterischen Erscheinungen an der uterinen Muskulatur. Sie werfen von zwei verschiedenen Seiten ein neues merkwürdiges Licht auf diese Frage, die auch aus praktischen Gründen nicht unwichtig ist, handelt es sich doch um die „nervöse" Beeinflussung einer lebenswichtigen Funktion.

Ich beginne mit dem doppelten Beispiel einer spontanen Unterbrechung der Schwangerschaft und will versuchen, sie als Folgeerscheinung einer hysterischen Anlage zu begreifen, deren exekutives Organ eben die Uterusmuskulatur ist. Meine Beweisführung ist eine indirekte, die den Irrtum nicht ausschließt; vielleicht werden häufigere Beobachtungen in dieser Richtung zu korrekteren Einsichten führen. Jedenfalls darf ich sagen, daß der Gynäkologe auf Grund des gewonnenen Gesamteindruckes der Diagnose nichts entgegensetzte, mag er auch nicht den Willen gezeigt haben, dem weiteren Ideengang des Psychoanalytikers zu folgen. Wir dürfen uns aber zufrieden geben, wenn wir in der Benennung der Sache mit Andersgesinnten zusammentreffen.

In beiden Fällen handelte es sich um den plötzlichen Abgang der Frucht (im fünften und dritten Monat), der für den behandelnden Gynäkologen ganz unerwartet kam, da er alle störenden Momente (organische Erkrankung, Lues usw.) mit der größten Sicherheit ausschließen durfte. Dazu trugen beide Frauen seit Beginn der Schwangerschaft ein ausgesprochen ängstliches Wesen zur Schau, weshalb sie auch als „Nervöse" mit doppelter Sorgfalt behütet wurden. Dem geschärften Auge des Analytikers boten die Fälle noch andere verdächtige Symptome, die ihm den hysterischen Charakter derselben plausibel machten. Bei der einen Frau waren lange vor der Schwangerschaft orale Erscheinungen (globus), sonderbare Neuralgien und nervöse Atembeschwerden beobachtet worden, wozu sich, wie auch bei der anderen, eine allgemeine Steigerung des Affektlebens gesellte. Bei der zweiten standen seit je narzißtische Charakterzüge — ein mit großer Weltfremdheit verbundener Mangel an Selbstkritik, das krankhafte Bedürfnis nach Zärtlichkeit und die Neigung, ihre im Grunde schwachen Gefühle zu übertreiben — im Vordergrund, die zusammen einer Störung im psychischen Gleichgewicht den Boden bereiteten. Das führende Motiv, welches in beiden Fällen die hier angedeuteten Zustände und seelischen Veränderungen hervorbrachte, war die ambivalente Einstellung zum Gatten, das Schwanken

zwischen den Gefühlen der Liebe im Bewußten und des Hasses im Unbewußten. Man konnte mit Recht aus den mühsam unterdrückten und überkompensierten Haßregungen auf diesen Generalnenner schließen. Der Umstand, daß der spontane Verlust der Leibesfrucht sich beidemal ereignete, als die Gatten verreist waren, gibt uns die Möglichkeit, den rätselhaften Vorfall nun besser zu verstehen. Aus der krankhaften Stimmung der Frauen war ersichtlich, daß sie die Abreise des Mannes als unverdiente Vernachlässigung empfanden und ihnen diese Lieblosigkeit im Herzen nachtrugen. (Ich erfuhr später von der Umgebung, daß die Reisen der Männer keinen unmittelbar wichtigen Grund hatten und verschoben werden konnten.) Wir wissen aus zahlreichen Analysen, daß in solchen Fällen leicht ein infantiler Racheimpuls in der Seele der Frau aufkommt und nach Gelegenheit sucht, den Mann empfindlich zu treffen. Wenn wir in der Theorie annehmen, daß die uterine Muskulatur ebenso „hysterisch" funktionieren kann, wie jedes andere Organ: ist da bei der gegebenen Konstellation ein solcher Effekt psychologisch auszuschließen? Es liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß im Abgang der Leibesfrucht der Vollzug eines unbewußten, daher überstarken Racheimpulses zu sehen ist. Die Motive der hysterischen Affektivität entbehren nicht des dämonischen Zuges und es gibt eine krankhafte Verzweiflung der Medea-Typen, die ähnliches im Leben vollbringen, um sich an dem treulosen und gehaßten Mann zu rächen. Hier liegt das treibende Motiv ganz offen zutage. Auch das Schlagen der Kinder seitens der verbitterten Mutter kann oft denselben Beweggrund haben. Wir sehen, wie sich der gleiche psychische Komplex in verschiedenen Stufungen auswirkt.

Das zweite Beispiel bezieht sich auf eine protrahierte Entbindung, die für den behandelnden Gynäkologen durchaus nichts Auffallendes hatte, dem Analytiker jedoch wegen der Begleitumstände einiges zu denken aufgab. Hier war es später möglich, in korrekter psychoanalytischer Arbeit den tieferen Gründen nachzugehen und das Symptom in Beziehung zu einer pathologischen Fixation der Libido zu bringen. Leider setzt der Fall, um richtig verstanden zu werden, eine genauere Sachkenntnis voraus und wird deshalb nur den analytisch geschulten Arzt überzeugen können. Ich möchte aber Gewicht darauf legen, daß auch der Gynäkologe sich von der wahren Bedeutung des Symptoms ein

Urteil bilde, denn ihm steht es an, hier wie bei den früheren Fällen, die Konsequenz aus der Wahrheit zu ziehen.

Es handelt sich um eine zweiunddreißigjährige Frau, deren physische Gesundheit in jeder Hinsicht der Norm entsprach. Eine auffallend leichte Schwangerschaft (erstes Kind), ohne die geringste nervöse Störung und ein ebenmäßiger Beckenbau schienen zu bürgen, daß die Entbindung eine normale sein werde. Es kam jedoch anders. Die Wehentätigkeit setzte ungemein träge ein und die Geburt zog sich $4^1/_2$ Tage hin. Am Kinde selbst wurde in dieser Zeit keine Komplikation (Ausfallen der Herztöne usw.) beobachtet; trotzdem entschloß sich der nun beunruhigte Gynäkologe zur Forcepsbehandlung. Die Anstalten hiezu wurden getroffen, die nötigen Instrumente bereitgelegt. Die dem Eingriff vorangehende Untersuchung zeigte jedoch, daß die Entbindung in vollem Gange war. Nach einer Stunde kam das Kind zur Welt, so daß es fast den Anschein gab, als ob hier das Schreckmittel der Operation gewirkt hätte.

In der Analyse wurde später ein pathologisch verstärkter Analerotismus des Falles aufgedeckt. Ich habe an anderer Stelle das wesentlichste hierüber in folgenden Sätzen zusammengefaßt:[1] „Als Kind stark an den Vater fixiert, begann die Kranke vom sechsten Lebensjahre an schwerer Stuhlverstopfung zu leiden (Entleerung ein- bis zweimal in der Woche unter großen Krämpfen), Damals wurde ihre jüngste Schwester geboren, der sie lange Zeit feindselig gegenüberstand, um später eine große, fast mütterliche Zärtlichkeit zu ihr zu fassen. Nach dem Tod dieser Schwester traten melancholieartige Verstimmungen auf. Die Obstipation bestand in wechselvoller Stärke über zwanzig Jahre und nahm nach der Ehe, die vorerst kinderlos blieb, womöglich noch zu. Auffälligerweise milderte sich der Zustand monatlich zur Zeit der Menses. Nach Geburt des ersten Kindes trat spontan eine völlige Heilung ein. Die analytische Ermittlung stellte auch in diesem Falle fest, daß sich der infantile Wunsch nach einem Kinde (vom Vater) in die Darmsymptome konvertiert hat. Das Mutterwerden hob schließlich die scheinbar harmlose Krankheit auf."

In diesen Sätzen suchte ich einen Beleg dafür zu bringen, daß dem unbewußten Denken die Gleichstellung von Kind und Kot

[1] Eine unbewußte Schwangerschaftsphantasie bei einem Manne usw. Intern. Zeitschr. f. Psa., Jahrg. VI, S. 61, Fußnote.

geläufig ist. Ich kann nun hinzufügen, was ich damals aus Darstellungsrücksichten unterließ, daß mir der wichtigste Beweis für die Korrektheit dieser Annahme aus einer, des Humors nicht entbehrenden Charaktereigentümlichkeit der Patientin geliefert wurde. Sie war geradezu unerschöpflich in der Anwendung von analen Koseworten, womit sie das Kind bedachte. „Du kleiner Kacker“ ... „Du mein kleines Ärscherle“ ... „Du kleiner Stinker“ usw. hieß es bei ihr in Begleitung von körperlichen Zärtlichkeiten.

Theoretisch vermag uns der Fall wichtige Aufschlüsse über die Umwandlungen der Libidoqualitäten zu geben. Wir nehmen an, daß der Analerotismus, als Organisationsstufe der Libido, der sogenannten genitalen Sexualität unmittelbar vorangeht. Die psychische Bewältigung der analen Libido ist jedesmal an einen längeren Zeitraum gebunden und diese wird niemals restlos in die neue Libidoqualität überführt. Spuren von verschiedener Stärke bleiben immer bestehen. In dem dargestellten Fall sehen wir ein geradezu klassisches Beispiel vom Einflusse der verdrängt weiterbestehenden analen Erotik auf die Sexualität. Die träge, das gewöhnliche Maß weit übersteigende Funktion der uterinen Muskulatur erinnert in merkwürdiger Weise an den hysterisch affizierten Darm, welcher sich seit je von seinem Inhalte immer nur mit Verzögerung trennen konnte. Wie sehr die genitalen Strebungen von den analerotischen durchsetzt waren, indem sie von diesen den Typ der Langsamkeit übernahmen, kam schließlich darin zum Ausdruck, daß die Patientin im Geschlechtsverkehr die Neigung zum verspäteten Orgasmus verriet.

Wenn es mir gelungen ist, durch die hier dargestellten Fälle die spezielle Beziehung des Uterus zum Hysterieproblem für jede weitere genaue Forschung eingeleitet zu haben, betrachte ich meine Aufgabe für gelöst.

Schicksale des Narzißmus bei Mann und Weib.

Von **Dr. J. Hárnik** (Berlin).

Die nachfolgenden Ausführungen haben sich, in Anlehnung an grundlegende Abhandlungen von Freud und Ferenczi, zum Ziel gesetzt, jenen Umwandlungen des (primären) Narzißmus nachzuforschen, welche mit den Geschlechtsunterschieden, beziehungsweise mit deren Ausbildung im Zusammenhang stehen. Solche Beziehungen dürften in der Periode der infantilen Sexualität kaum anzutreffen sein, nachdem uns Freud gelehrt hat, daß für sie die Unterschiede des Geschlechts keine entscheidende Bedeutung haben. Mehr Aufklärung ist über solche Verknüpfungen bei der zweiten Blüte der Sexualität, der Pubertätsreife, zu holen, die ja die endgültigen Gestaltungen in der Differenzierung von Mann und Weib zum Vorschein bringt. Diese für die seelische Entwicklung des Menschen entscheidenden Umgestaltungen werden wir zum Ausgangspunkt unserer Untersuchungen über „Narzißmus und Geschlechtsunterschiede“ nehmen.

I.

Es wird sich als vorteilhaft erweisen, die so auffälligen Pubertätsveränderungen beim jungen Weib in erster Linie zu würdigen; die vergleichende Betrachtung der Hauptrichtungen führt zu beachtenswerten Annahmen und Schlußfolgerungen. Die Ergebnisse der analytischen Erforschung der weiblichen Pubertät hat Freud in folgenden Sätzen zusammengefaßt: „Die Pubertät, welche dem Knaben jenen großen Vorstoß der Libido bringt, kennzeichnet sich für das Mädchen durch eine neuerliche Verdrängungswelle, von der gerade die Klitorissexualität betroffen wird. Es ist ein Stück männlichen Sexuallebens, was dabei der Verdrängung verfällt.“[1] Um dieser knappen Formulierung gerecht zu werden,

[1] „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“, 5. Aufl., S. 84.

wollen wir wenigstens eine bedeutsame Veränderung hervorheben. Als ein wesentlicher Erfolg jenes Verdrängungsschubes kann die Unterdrückung der vielfach bis dahin geübten Klitorismasturbation betrachtet werden. Über die psychischen Motive bei diesem Vorgang ergibt sich aus der analytischen Erfahrung, daß der letzte Anstoß zum Aufgeben der Klitorismasturbation normalerweise von einem einschneidenden Erlebnis, vom Eintreffen der ersten Menstruationsblutung, ausgeht. (Ebenso macht dieses Ereignis häufig Objektbeziehungen ein Ende, in welchen noch Klitorissexualität und entsprechende Befriedigungen dominieren.) Die Psychoanalyse hat das bekanntlich dahin aufgeklärt, daß die erste Periode für das Unbewußte des halbwüchsigen Mädchens eine Kastrationsblutung bedeutet und daher wie eine Kastrationsdrohung wirkt. Hier kann die Vermutung erwähnt werden, daß die einsetzenden periodischen Blutungen den Wechsel in der leitenden erogenen Zone vorbereiten helfen, indem sie die Bedeutung von einer Art Vorstufen für die spätere einmalige Blutung bei der Defloration gewinnen; welch letztere in ihrer unbewußter Bedeutung von Freud (im „Tabu der Virginität") gewürdigt, von Ferenczi[1] als Vorbedingung der Libidoverlegung von der Klitoris auf die Vagina angesprochen wurde. Des weiteren möge ein flüchtiger Hinweis auf Freuds klassische Schilderung der späteren Schicksale der Klitoriserregbarkeit genügen, um den Übergang zu unseren eigentlichen Untersuchungen anzubahnen.

Diese gehen von der Fragestellung aus, welche unmittelbaren Zustände an Libidoverteilung durch die eben charakterisierte Verdrängungswelle der weiblichen Pubertät erzielt werden. Wir folgen zunächst wiederum den Darlegungen Freuds, der dieses Thema in anderem Zusammenhang noch einmal aufnahm und zu folgender wichtigen Feststellung gelangte: „... bei dem häufigsten, wahrscheinlich reinsten und echtesten Typus des Weibes ... scheint mit der Pubertätsentwicklung durch die Ausbildung der bis dahin latenten weiblichen Sexualorgane eine Steigerung des ursprünglichen Narzißmus aufzutreten ..."[2] Versuchen wir nun, diese zweierlei libidinösen Situationen, die durch die Mauer der Pubertätsverdrängung voneinander getrennt sind, vergleichend gegenüber zu stellen. In der Vorpubertät: männlich gerichtetes

[1] „Hysterie und Pathoneurosen", Intern. Psa. Bibl. Nr. 2, S. 15.

[2] „Zur Einführung des Narzißmus", Jahrb. VI, S. 13.

Sexualleben, Klitoriserregbarkeit, Klitorismasturbation; in der Pubertätsentwicklung: Verstärkung der Sexualhemmnisse, Hervortreten der sekundären Geschlechtsmerkmale, Entwicklung zur „Schönheit", Steigerung des Narzißmus. Wir haben den letzteren Zustand nicht nur als zeitliche Fortsetzung des ersteren zu betrachten, sondern als eine durch die Pubertätsverdrängung aufgezwungene Umwandlung desselben, welche jedoch ihre Herkunft aus ihren psychologischen und biologischen Merkmalen erraten läßt.

Vor der Pubertätsverdrängung besaß das kleine Mädchen virtuell einen Penis; mit der Pubertät entwickelt sich bei ihr „die Schönheit", indem sich ihre „Reize" ausbilden, die das sexuell und ästhetisch Reizende für den begehrenden Mann werden sollen.[1] Diesen Reizen gilt nun ihre narzißtische Selbstliebe, die sie nicht nur für die dem Weib sozial verkümmerte Freiheit der Objektwahl entschädigt — wie es Freud bemerkt — sondern auch für das Aufgeben der infantilen Männlichkeit, für den Verlust ihres Penis. Die Schönheit ihres Körpers und insbesondere des Gesichts wird ihr so zum Ersatz für den verloren gegangenen Penis. Diese Anschauung verknüpft sich mit der Annahme, daß dieselbe narzißtische Bevorzugung, die das jungfräuliche Weib dem sich entfaltenden Körper entgegenbringt, vor dem Verdrängungsschub der Pubertät dem Genitale, d. h. dem virtuellen Penis gegolten hat. Dieser Gedanke ist aber nichts anderes, als die hoffentlich sinngemäße Anwendung einer Aufstellung von Ferenczi, die sich in einer seiner bedeutsamsten Arbeiten findet und von welcher auch — wie leicht zu erkennen ist — die entscheidende Anregung zu den hier entwickelten Gedankengängen ausging. Die betreffende Stelle hat folgenden Wortlaut:

„Eine ganz besondere Stelle unter den erogenen Zonen nimmt das Genitale ein. Seit Freud wissen wir, daß es schon frühzeitig das Primat aller erogenen Zonen übernimmt, so daß sich die erogene Funktion aller übrigen Zonen zugunsten der Genitalzone einschränkt. Hinzufügen muß man, daß sich dieses Primat auch darin äußert, daß jede Erregung einer erogenen Stelle sofort auch das Genitale in Mitleidenschaft zieht, so daß das Genitale als erotisches Zentralorgan sich zu den übrigen Zonen wie das Gehirn

[1] Vgl. Freuds Bemerkung über den Begriff des „Schönen" (Sexualtheorie, S. 23).

zu den Sinnesorganen verhält. Die Ausbildung eines solchen, die übrigen Erotismen zusammenfassenden Organes dürfte überhaupt die Vorbedingung der von Freud postulierten narzißtischen Stufe der Sexualität sein. Mit Bestimmtheit können wir annehmen, daß zwischen dem Genitale und dem narzißtischen Ich (Freud) zeitlebens die allerintimsten Beziehungen bestehen bleiben, ja daß das Genitale vielleicht überhaupt der Kristallisationskern der narzißtischen Ichbildung ist. Als psychologische Bestätigung dieser Annahmen dient uns die weitverbreitete Identifizierung des Ich mit dem Genitale in Träumen, in der Neurose, in der Folklore und im Witz."[1]

Wenn wir nun die Ausführungen Ferenczis mit obigen Erörterungen über den weiblichen Narzißmus zusammenhalten, so läßt sich ein fundamentaler Unterschied in der Gestaltung des Narzißmus bei beiden Geschlechtern feststellen. Beim Manne, dessen Pubertätsonanie wohl den auffälligsten Gegensatz zu den Sexualhemmnissen (Onanieunterdrückung) der weiblichen Pubertät abgibt, bleibt die narzißtische Bewertung des eigenen Penis zum größten Teil zeitlebens erhalten, während die Frau mit der Pubertätsreife genötigt ist, dieselbe aufzugeben, um sie mit der Wertschätzung der Körpergestaltung und des Gesichtes zu vertauschen. Oder, um es formelhaft auszudrücken: beim Manne bleibt das Genitale das Zentrum des Narzißmus, beim Weibe aber wird der Narzißmus sekundär auf das Körperganze verlegt.

An dieser Stelle wird es willkommen sein, wenn ich meine Darlegungen an einem aus der analytischen Erfahrung herrührenden Beispiel illustriere. Eine junge, hysterische Frau (Pat. A.) — die die Behandlung hauptsächlich wegen sexueller Anästhesie aufsuchte — nahm in früheren Jahren viel Anteil an den Bestrebungen eines Kreises, in welchem Körperschönheit und Nacktheit hochgeschätzt und gepflegt wurden. („Nacktkultur".) Ihr narzißtischer Exhibitionismus fand da offenbar reichliche Befriedigungsmöglichkeiten. Ich kann über sie berichten, daß sie zeitweise in die Onanie ihrer früheren Jugendzeit zurückverfiel und daß es dann bei ihr gelegentlich, aber immer wieder zu einer charakteristischen Art der Selbstbefriedigung kam. Sie stellte, wenn sie im Bade war, am Rande der Badewanne sitzend einen Spiegel in der Weise vor sich hin, daß sie ihr Genitale darin sehen konnte und übte so die Mastur-

[1] Über Pathoneurosen, „Hysterie und Pathoneurosen", S. 11.

bation aus. Diese Frau hatte also zwar den typischen weiblichen Narzißmus entwickelt, aber auch die Tendenz behalten, im regressiven Wege zu dem männlich gerichteten, nach dem Genitale hin zentrierten Narzißmus der Kindheit zurück zu gelangen.

An einer interessanten Beobachtung kann ich weiter zeigen, in welcher Weise die Schuldgefühle wegen der onanistischen Betätigung der Vorpubertät vom Unbewußten her die Ausbildung des gesteigerten Narzißmus beim Weib hemmen und stören können. Von einem ebenfalls an Hysterie erkrankten Mädchen (Pat. B.) erfuhr ich in der Analyse, daß sie sich, genauer gesagt, ihr Gesicht in den Jungmädchenjahren für sehr häßlich gehalten hat. Ein Lichtbild aus dieser Zeit, welches sie gelegentlich mitbrachte, zeigte aber — wie sie auch fand — das liebliche, ja schöne Gesichtchen eines halbwüchsigen Mädchens. Sie soll damals zu dieser Überzeugung durch die Äußerungen ihrer Umgebung, namentlich durch häufige mißliebige Anspielungen auf die Sommersprossen ihres Gesichtes gelangt sein. Letztere Mitteilung bestärkte mich in meiner schon sehr bald gebildeten Ansicht, daß bei dieser Einstellung die Selbstvorwürfe wegen der „häßlichen" Onanie am Werke waren („Flecken" — „Selbstbefleckung") — die sie eigentlich schon bei beginnender Pubertätsreife aufgegeben hatte. Meiner Anschauung lag hauptsächlich die Wandlung zugrunde, die jene Einstellung nach einer beträchtlichen Anzahl von Jahren offenbar durchgemacht haben mußte. Sie konnte in der Analyse nicht genug über die Häßlichkeit ihres Leibes klagen, den sie abscheulich und an welchem sie hunderterlei Fehler fand, wogegen sie mit der Hübschheit ihres Gesichtes — wiederum auch mit Berufung auf die Meinung anderer — meistens sehr zufrieden ist. Es war da naheliegend, eine innige Beziehung zu ihrem Liebesleben anzunehmen; sie unterlag nämlich nach gewissen sexuellen Erlebnissen der späteren Zeit neuerlich der Masturbation. Und die Reaktion — daß sie sich häßlich fand — war abermals da, nur daß dieses Urteil nun den Körper betraf, vielleicht durch Auffrischung einer schon mal dagewesenen ähnlichen Abneigung ihrem Leib gegenüber, vielleicht aber auch im Zusammenhang damit, daß sie jetzt nicht an der Klitoris, sondern hauptsächlich am Scheideneingang onanierte. Ich schloß aus dem ganzen Sachverhalt, daß hier eine Verschiebung stattgefunden hat, daß sie während der Pubertätszeit, wo sie ihr Gesicht so unschön fand, für die Reize ihres Leibes

eingenommen war. Sie hat mir dieses bestätigt, indem sie sich erinnerte, wie sie damals ihren jugendlich aufblühenden Körper so häufig mit interessiertem Wohlgefallen betrachtete.

Ich möchte noch bei diesen „Häßlichkeitsideen" verweilen, weil sie — ich weiß nicht, mit welcher Häufigkeit — auch bei Männern vorkommen und da dieselbe Motivierung zum Grunde haben. Von einem zwangsneurotischen, an Potenzstörung leidenden jungen Manne von normalem Aussehen (Pat. C.) weiß ich, daß er sich für zu häßlich hält, um von den Mädchen geliebt zu werden, daß er aber schon in früheren Zeiten seine angebliche Häßlichkeit beklagte. Er führt seit Jahren einen heftigen — und vergeblichen Kampf gegen seine Onanie und unterwarf sich schon lange der bekannten, weitverbreiteten Ansicht, beziehungsweise Befürchtung, daß man die Spuren der Onanie am Gesicht sehen und erkennen kann. Er hatte den Penis immer als etwas Häßliches betrachtet und noch als heranwachsender Knabe geäußert, die Frauen seien deswegen schön, weil sie kein männliches Glied haben — und er mag mit dieser Ansicht instinktiv etwas Richtiges mit erfaßt haben. Sein Fall erinnert uns aber daran, daß auch der Mann ein Stück weiblichen, das heißt auf die Körperschönheit bezogenen Narzißmus entwickeln kann und vielleicht ganz normalerweise, wenn auch in viel geringerer Intensität zu entwickeln pflegt. Damit erhält die These vom Narzißmus des Mannes eine erste Korrektur; auch bei ihm kommt es teilweise zu jener Verschiebung in der Verteilung des Narzißmus, wie sie für die Frau typisch und vorherrschend ist. In starker Ausprägung zeigt sich dieser Narzißmus bei einer Reihe von Männern, deren Liebesleben auch häufig in charakteristischer Weise gekennzeichnet ist durch eine Umkehrung der typischen Beziehung zwischen Mann und Weib: sie lassen sich die liebende Frau gefallen, die ihnen die adäquate Sexualüberschätzung entgegenbringt.[1] Unseren Anschauungen über die Bisexualität entspricht es durchaus, das Vorkommen eines bestimmten psychischen Mechanismus bei beiden Geschlechtern, nur mit verschieden starker Wirksamkeit, anzunehmen, und wir werden noch im weiteren solcher Betrachtungsweise begegnen. Da soll noch gezeigt werden, daß es auch eine normale, typisch-männliche Möglichkeit gibt, vom

[1] Es ist auch sinnfällig, welche Bedeutsamkeit diese narzißtische Libidoposition für die Menschendarstellung in der bildenden Kunst besitzt. Vgl. Rank, Ein Beitrag zum Narzißmus, Jahrb., Bd. III.

(primären) Narzißmus aus — durchaus in Analogie mit dem Vorgang beim Weibe, den ich als sekundäre Verlegung des Narzißmus bezeichnet habe, und doch wiederum anders — den ganzen Körper mit libidinösem Interesse zu besetzen.

Ich sagte oben, daß auch die biologischen Merkmale der weiblichen Pubertätsentwicklung Anzeichen sind, aus denen sich die entsprechenden Libidoverschiebungen und die Rolle der letzteren für die Gestaltung des Narzißmus erraten lassen. In Erörterung dieses Themas werde ich zuerst einiges aus der klinischen Erfahrung für die Argumentation bereitstellen und nachher die Schlußfolgerungen entwickeln, die sich mir daraus ergeben haben. Dabei soll es nicht auf die ausführliche Wiedergabe einzelner Fälle ankommen; ich beschränke mich auf die Vermittlung eines Gesamteindrucks, den ich aus dem Studium von weiblichen Pubertätsschicksalen empfangen habe. Es fiel mir zunächst vereinzelt auf, daß junge Mädchen, die ihre Masturbationsgelüste nach dem Auftreten der monatlichen Blutungen nicht überwinden konnten, eine mangelhafte Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale, vor allem der Brüste zeigten. Weitere Erfahrung zeigte dann, daß diese Mädchen dieselben sind, welche über die Pubertät hinaus und bisweilen zeitlebens eine kindlichschlanke Gestalt bewahren, die undifferenziert-knabenhafte Figur, das knabenhafte Aussehen ihrer Vorpubertät unverändert beibehalten, ja vielleicht fallweise auch an Gesicht unschön werden und manchmal auch unschön bleiben.[1] Man gelangt so zur Einsicht, daß die zur Pubertätszeit vor sich gehende Unterdrückung der Klitorismasturbation nebst der Einschränkung der Klitoriserregbarkeit in der Regel eine Vorbedingung für die richtige, vollwertige Ausbildung der weiblichen „Reize" ist, deren enger Zusammenhang mit der sekundären Verlegung des Narzißmus uns beschäftigt.

Diese Auffassung wird sich gewiß nicht so allgemein und ohne Korrekturen durchführen lassen. Eine kritische Nachprüfung meines Materials ließ mich denn auch wenigstens einen Typus von Abweichungen erkennen. In gewissen Fällen gelingt die Verdrängung der puerilen Genitalität mit der Pubertät vollständig, dennoch vollzieht sich die Entwicklung zum vollweiblichen Aussehen

[1] Die solcher Ansicht durchaus entsprechende psychische Einstellung der Patientin B. sei hier in die Erinnerung gebracht.

nur rudimentär. Es sind dies Mädchen, welche durch ihr unbewußtes Schuldgefühl an die Onanie der Vorpubertät dauernd und stark fixiert bleiben und — wenn ich von einem lange analysierten, betreffs solcher Sexualbetätigung mit vollständiger Amnesie behafteten Fall schließen darf — sehr bald nach Eintritt der Pubertät schwere neurotische Störungen zum Vorschein bringen. Derartige Fälle dürften die durchschnittliche Richtigkeit meiner Feststellung so wenig erschüttern, wie auch z. B. konstitutionell bedingte Möglichkeiten des Verharrens der Frauengestalt in der Puerilität. Sie soll ja auch keine Erklärung für alle Erscheinungsformen der weiblichen Pubertät sein, sondern innerhalb dieses Rahmens eine wichtige Bedingung der normalen Entwicklung angeben. Die Entwicklung zur Normalität wäre also im wesentlichen dadurch charakterisiert, daß die verdrängte, von ihrem ursprünglichen Ziel abgelenkte und doch zugleich mit der ganzen Wucht der Pubertätsströmung verstärkte Genitalität sich sozusagen auf Kollateralwegen auswirkt und mit ihren Libidoquantitäten die nun hervortretenden Geschlechtsmerkmale zu bilden, zu vollenden hilft. Der Prozeß, den wir als „Genitalisierung" zu bezeichnen pflegen, hätte also den größten Anteil an der Hervorbringung der Reize des weiblichen Körpers. Diese Anschauung bekräftigt sich leicht, wenn man an die Genitalqualitäten denkt, die sich an den weiblichen Brüsten, insbesondere den Brustwarzen entfalten. Sie findet weitere Stützung in einer Äußerung Ferenczis zur narzißtischen Bedeutung der Gesichtspartien: „Es ist mir wahrscheinlich, daß die in der Sublimierungsperiode vor sich gehende Verlegung libidinöser Regungen „von unten nach oben" (Freud) die zunächst nur exhibitionistische Sexualrolle des Gesichtes — wahrscheinlich mit Hilfe der lebhaften Gefäßinnervation — sekundär genitalisiert. (Unter Genitalisierung einer Körperpartie verstehe ich mit Freud die periodisch gesteigerte Hyperämie, Durchfeuchtung, Turgeszenz, von entsprechenden Nervenreizen begleitet.)"[1] Ja, man kann da noch weiter gehen und, wie es Radó in einer privaten Bemerkung tat, postulieren, daß dieser Vorgang auch in der phylogenetischen Entwicklung dominiert haben mag, welche zum Verlust der Gesichtsbehaarung bei der Frau geführt hat, Diese entwicklungsgeschichtliche Annahme vom Verlust der Gesichtsbehaarung durch narzißtische Entblößungslust stimmt gut zu der

[1] „Hysterie und Pathoneurosen," S. 11.

klinischen Feststellung von Sachs, daß der männliche Exhibitionist sein Genitale zur Schau stellt, während der von uns schon als normal gewertete weibliche Exhibitionismus die übrigen Körperteile, vornehmlich die Gesichtspartie betrifft.[1]

Durch diese Überlegungen hat die Auffassung, daß die Schönheit ihres Körpers und besonders ihres Gesichtes der Frau den Ersatz für den verloren gegangenen Penis bildet, eine tiefere Fundierung erhalten. Es ergab sich, daß es sich dabei um eine noch innigere Beziehung, als die zuerst dargestellte handelt; spricht sich doch in jener Formulierung nicht nur eine psychologische Identität, sondern darüber hinaus auch ein biologisches Äquivalenzverhältnis aus.

Dies möge uns ermutigen, sich darbietende Verknüpfungen nach anderen Seiten hin nicht abzuweisen. Eine interessante und zugleich reizvolle Bestätigung für unsere Anschauungen finden wir in der griechischen Mythologie. In dieser Mythenwelt lebt eine liebliche Gruppe von drei Frauengestalten, die drei Grazien (Charitinnen) genannt. Sie sind „die Göttinnen der Anmut und der bezaubernden Reize der Schönheit" (Roschers Lexikon). Setzen wir aus unserer Symbolkenntnis für die Dreizahl das männliche Glied ein, so verrät sich in dieser kunstvollen Schöpfung der Volksseele eine intuitive Kenntnis des Zusammenhanges, den wir zwischen männlicher Genitalität und weiblicher Schönheit aufgezeigt haben.[2]

---

[1] Auf die Bedeutsamkeit dieses Unterschiedes hat auch Horney in ihrem Berliner Kongreßvortrag (Zeitschr., IX. Jahrg., 1. Heft) hingewiesen.

[2] Ich kann es mir nicht versagen, hier auch einer Dichtung von Rudolf G. Binding Erwähnung zu tun, in welcher die Pubertätsveränderungen, die Entwicklung von Schönheit und narzißtischem Exhibitionismus beim Mädchen, ebenso wie in dieser Arbeit, Hauptmomente sind. Seine „Legende von der Keuschheit" (Insel-Bücherei Nr. 302) verbindet und belebt alte religiöse Denkformen in glücklichster Weise mit modernem Empfinden; es sind in ihr wahrhaftig genugsam bekannte Motive („Himmlische und irdische Liebe", „Jungfrau-Dirne"), von subtilster Erotik getragen, einzigartig neu eingekleidet. Das instinktive Verständnis des Dichters besonders für die Seelenregungen des jungen Weibes ist bewunderungswürdig. Den Inhalt seiner Legende würde ich gerne wiedergeben, wenn er sich kurz zusammenfassen ließe. Ich zitiere aber einen Satz, in welchem er mit meinen Anschauungen durchaus Verwandtes zum Ausdruck bringt. Er sagt von seiner zur jungfräulichen Schönheit heranwachsenden Heldin: „Ihre Keuschheit führte das Evlein zu einer Schönheit, deren Formen von jener Eigenschaft allein festgelegt, ja erzwungen schienen."

Eine andere Figur der griechischen Mythologie, Herakles, bietet mir Gelegenheit, an dieser Stelle die bereits angedeuteten typischen Äußerungen des sekundären Narzißmus beim Manne zu würdigen. Die Gestalt des Herakles ist für uns Inbegriff der männlichen Stärke, die Personifizierung kraftstrotzender Männlichkeit. An der Art aber, wie er dargestellt wurde, kann etwas besonders interessieren, worauf mich vor Jahren Ferenczi aufmerksam machte. Es fiel ihm auf, daß an den Herkulesstatuen der selbstverständlich gewaltig-robuste Körper meistens mit einem unverhältnismäßig kleinen Penis bedacht ist — und vermutete mit Recht einen Zusammenhang mit dem „Komplex des kleinen Penis", diesem bewußtseinsfähigen Ausläufer des Kastrationskomplexes. Es tauchte dann unlängst dieselbe Beobachtung in einer meiner Analysen auf, wo mir ein junger Mann anfing zu erzählen, an den griechischen Bildwerken, besonders an den Heraklesfiguren wäre ihm schon längst der viel zu kleine Penis aufgefallen. Es ist derselbe Patient C., der als Knabe das männliche Glied so häßlich fand und die Äußerung tat, die Frauen wären deshalb schön, weil sie damit nicht behaftet sind. Dementsprechend meinte er, die Künstler der Antike hätten aus ästhetischem Feingefühl dem Penis einer männlichen Statue so unscheinbare Dimensionen gegeben. Ob er mit dieser Verallgemeinerung der Beobachtung recht hat, weiß ich nicht. Für die Herkulesdarstellungen ist sie aber sicherlich zutreffend und läßt die Deutung zu, daß sich die unbewußte Phantasie dieses Idealbild männlicher Stärke auf Kosten der genitalen Kraft der Gestalt, gleichsam als Ersatz dafür, gebildet hat. Herakles wäre also in dieser Hinsicht ein männliches Gegenstück zu den drei Grazien. Wenn die letzteren Frauenschönheit darstellen, die männlicher Genitalität gleichwertig ist, so repräsentiert Herakles die Männerkraft, welche einen Teil der ursprünglichen narzißtischen Bewertung des Genitales an sich gezogen hat. Die Phantasievorgänge, die zu seiner Entstehung führten, sind dann vorbildlich für die so typische sportliche Hebung und Entfaltung der Körperkraft unter gleichzeitiger Forderung der sexuellen Abstinenz. Noch deutlicher für den jungen Mann, der sich durch angestrengtes Körpertraining von der Onanie befreien will. Der Träger eines solchen Kampfes ist bekanntlich der Kastrationskomplex, das bedeutsamste Stück der Störungen, denen der ursprüngliche Narzißmus des Kindes ausgesetzt ist (Freud).

Wir kommen so zu einer zweiten Einschränkung der These vom Narzißmus des Mannes. Auch der Mann vermag nicht an der genitalen Zentrierung des Narzißmus ohne Einbuße festzuhalten. Unter dem Drucke des Kastrationskomplexes ist er genötigt, mit Anteilen der narzißtischen Libido — in Analogie zu den Vorgängen, die für die weibliche Pubertät charakteristisch sind — sekundär den ganzen Körper zu besetzen und eine Libidoverschiebung auf Interessen zu vollziehen, welche die Stärkung der Körperkraft anstreben. Diese Feststellung bringt uns mit dem Prozeß in Berührung, den man als Bildung des Ichideals der „Männlichkeit" bezeichnen kann. Er wird uns später in einem anderen Zusammenhang beschäftigen. Unterlassen wir aber nicht, im Sinne der Bisexualitätslehre hier die Bemerkung anzureihen, daß auch eine Anzahl von Frauen dieses typisch-männliche Streben nach physischer Kraft deutlich erkennen läßt (Frauensport!). Diese Tendenz verträgt sich mit dem echt weiblichen „Schönheitsnarzißmus", kann aber im Gegensatz zu ihm auftreten, ihn sogar — mit anderen, ebenfalls typisch-männlichen Strebungen vereint — völlig zurückdrängen.

II.

Man kann vermuten, daß eine Ausbeutung der gewonnenen Ergebnisse zu weiteren beachtenswerten Aufschlüssen führen wird. In meiner Absicht liegt es nur, die angebahnten Gedankengänge nach zwei verschiedenen Richtungen hin fortzuspinnen.

Vor allem ist es verlockend, rückwärtsschauend den Blick auf den Narzißmus der ersten Kindheit zu richten, dessen bei beiden Geschlechtern verschiedene Schicksale wir verfolgt haben. Wir haben erfahren, er ist der beim kleinen Kinde realisierte Urzustand der Libidobesetzung. Seine Ausbildung erfolgt stufenweise, nach dem Maßstab der Ichentwicklung aus dem Frühstadium des Autoerotismus. Freud sagt ausdrücklich: „Es ist eine notwendige Annahme, daß eine dem Ich vergleichbare Einheit nicht von Anfang an im Individuum vorhanden ist; das Ich muß entwickelt werden. Die autoerotischen Triebe sind aber uranfänglich; es muß also irgend etwas hinzukommen, eine neue psychische Aktion, um den Narzißmus zu gestalten."[1] Andererseits sind wir gewöhnt, im Schlafzustand etwa eine periodisch sich

[1] „Zur Einführung des Narzißmus." Jahrb. VI., S. 4.

wiederholende Herstellung der narzißtischen Libidoverteilung zu erblicken, deren Vorbild die selige Isolierung des Individuums im Intrauterinleben sein muß, eine Entwicklungsphase also, deren narzißtische Vollkommenheit offenkundig ist, ohne daß in ihrer Charakterisierung von einem psychologischen Ich gesprochen werden könnte. Hier macht sich ein Mangel an Präzision in unserer Terminologie bemerkbar, dessen Nachteile sicherlich z. B. Erkenntnisse in der Psychologie der Katatonie erschweren, am deutlichsten aber in der Unsicherheit sichtbar werden, den Narzißmus im ursprünglichen, rein psychologischen Sinne und den supponierten narzißtischen Urzustand der Mutterleibsexistenz begrifflich auseinander zu halten. Ich habe mich diesbezüglich nach gewissen Umwegen den Auffassungen und Begriffsbestimmungen eines analytischen Autors angeschlossen, dessen Arbeit ich bald würdigen werde. Ich schicke aber zuerst die Darstellung jener Umwege meiner Nachforschung voraus, schienen ja diese Gedankengänge mir erwähnenswerte Ergebnisse für mein Thema zu versprechen.

Es ist eine selbstverständliche und berechtigte Strebung des Analytikers, über die mutmaßlichen psychosexuellen Verhältnisse des fötalen Ruhezustandes Bestimmteres zu erfahren. Allen bekannt ist die Schilderung Ferenczis in seinem großzügigen Versuch: „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes." Seine Arbeit enthält allerdings nur entfernte Anspielungen auf irgendwelchen libidinösen Ablauf in diesem Entwicklungsstadium. Soviel ich weiß, ist S. Radó als erster zu einer Annahme über eine Libidoorganisation im Intrauterinleben gekommen. Nach seiner auf interessantem Wege gewonnenen Vermutung, die er einmal in der Budapester Ortsgruppe geäußert hat, wäre die pränatale Organisationsstufe der Libido durch das Vorherrschen der taktilen Erotik gekennzeichnet, daß heißt also soviel, daß die Hautdecke der im Fruchtwasser schwimmenden Frucht die leitende erogene Zone sei.[1] Ich besann mich dann dieser

[1] Radó versäumte es nicht, auf einen vorläufig bestehenden Widerspruch hinzuweisen: seine Annahme postuliert psychische Triebvorgänge beim Fötus, der nach anderweitigen analytischen Einsichten in einem seelischen Ruhezustand verharren soll. — Es mag erwähnt werden, daß später Eisler die pränatale Libidoorganisation als eine apnoische oder lethargische zu charakterisieren versucht hat, während neuerdings Alexander in der Nabelschnurfunktion (im föten Blutkreislauf) ihr wesentlichstes Merkmal erblickt.

Annahme bei der Gelegenheit eines analytischen Fundes, der mir wie eine Bestätigung dafür aus der Empirie erschien. Eine Patientin — es ist die oben erwähnte Patientin A. — die nicht selten nur geringe und doch sehr aufschlußreich werdende Bruchstücke von Träumen in die Analyse brachte, berichtete mir wiederholt ein Traumfragment, welches vielmehr eine Traumsensation, als ein richtiges Traumstück zu sein schien: Sie sei ... irgendwo ... so geborgen ... und es ist ein unbeschreibliches Glücksgefühl und eine ungemein wohlige Empfindung, die sich über die *ganze Hautoberfläche* ihres Körpers ausbreitet. Die Deutung ergab den Übertragungswunsch, in meinem Schoß liegen zu können. So drängte sich mir die Vermutung auf, es handle sich um eine Mutterleibsphantasie der Träumenden, mit Hervorkehrung von Hautsensationen, die in letzter Linie wohl auf die von Radó supponierten taktilen Erregungsabläufe in der Intrauterinsituation zurückgehen können. Für diese Anschauung sprach, was ich von ihrer aktuellen, manifesten Sexualität wußte. Infolge ihrer vaginalen Anästhesie hat sich bei ihr eine hochgradige Reizbarkeit der Hautdecke ausgebildet, so daß sich für sie die stärksten Erregungen beim Koitus aus den Berührungen der Umarmung ergaben. Ein nicht seltener Effekt der Verschiebung der Erogeneität, welcher die Auffassung zuließ, es wäre dabei die Hauterotik in ihrer vollen intrauterinalen Bedeutsamkeit reaktiviert, die prägenitale taktile Zone der Fötalzeit „genitalisiert" worden.

Nun mußte ich mir zwar sagen, daß so wenig gesicherte Schlüsse, aus einer einzigen Beobachtung gezogen, die Entscheidung des Problems nicht näherrücken können. Trotzdem schien es mir nicht unangebracht, diesen Gedankengang für mein Thema weiter auszubeuten. Ich zog wieder die Formulierung heran, der früher genital zentrierte Narzißmus des sich entwickelnden Weibes werde sekundär auf den ganzen übrigen Körper verlegt und versuchte sie mit der Annahme Radós zu verknüpfen, der „narzißtische" Fötalzustand wäre durch eine besondere Erogeneität der Hautoberfläche ausgezeichnet. Dann ergibt sich zunächst die Vermutung über eine — bildlich gesprochen — Wanderung der narzißtischen Libido in der postnatalen Entwicklung von der Hautoberfläche zum Genitale hin, welche — auf vor-

läufig nicht näher erkennbaren Wegen — bei beiden Geschlechtern vor sich ginge. Des weiteren, entsprechend den Verschiedenheiten bei Mann und Weib, die in der Entwicklung zur endgültigen Geschlechtsdifferenzierung auftreten, ein Hinweis auf die bei der Frau deutlicher zutage tretende Zurückverschiebung dieser Libidoquantitäten auf die ganze Körperoberfläche. Mit anderen Worten besagt das soviel, daß der vollreife Narzißmus des Weibes die „narzißtische" Libidverteilung der pränatalen Zeit wiederbringt. Wir wissen schon, daß dieselben Vorgänge andeutungsweise auch für den Mann in Betracht kämen.

Der Nachweis dieser Analogien wäre gewiß bedeutungsvoller, wenn er sich nicht auf eine ungenügend gefestigte Annahme über die pränatale Organisation der Libido stützen würde. Angesichts dieser Unsicherheit ist es besonders erfreulich, in einer, wie mir scheint, noch viel zu wenig beachteten Arbeit von Tausk[1] Auffassungen zu finden, die wir zur weiteren Stützung unseres Gedankenganges heranziehen können, ohne von der heiklen Frage der fötalen Libidoorganisation abhängig zu sein. Die Aufstellungen Tausks ermöglichen vor allem, die oben hervorgehobene terminologische Schwierigkeit in der Behandlung des frühen Narzißmus einigermaßen befriedigend zu lösen. Nach seiner Begriffsbestimmung müßte man die „narzißtische" Libidoposition der Mutterleibsexistenz als „organischen Narzißmus" bezeichnen und dem „psychischen Narzißmus" gegenüberstellen, dessen Ausbildung durch die Ichentwicklung bedingt ist. Ob der Ausdruck sehr glücklich gewählt ist und besonders für den libidinösen Zustand der Fötalzeit beibehalten werden soll, bleibe dahingestellt. Sein Sinn ist aber klar. Er fordert uns auf, das Individuum selbst — oder, wenn man so will, den Organismus — und zwar schon im Intrauterinleben als „eine dem Ich vergleichbare Einheit" zu betrachten, deren Libidobesetzung die Grundlage für den zu entwickelnden (primären) Narzißmus abgibt. Tausk fügt dem hinzu, daß „das Zusammenhalten des Organismus von einem Libidotonus bedingt ist", eine Annahme, die sehr an den von Freud im „Jenseits des Lustprinzips" unternommenen Versuch erinnert, „die narzißtische Libido des Ichs aus den Libidobeiträgen abzuleiten, mit denen die Somazellen aneinander haften". (1. Aufl.,

[1] „Über die Entstehung des ‚Beeinflussungsapparates' in der Schizophrenie." Zeitschr. V. Jahrg., Heft 1.

S. 50.) Das Intrauterinleben stellt sich so für Tausk als ein prägenitales Stadium diffuser „narzißtischer" Organlibido dar, in welchem sozusagen „der ganze Körper Libidozone" ist. In der Schizophrenie, die ja von einer bereits aufgerichteten Genitalorganisation her zu dieser Phase regrediert und „aus einem Ich ein diffuses Sexualwesen macht", muß es mit dem Ausdrucksmittel jener späteren Phase heißen: der ganze Körper ein Genitale.

Die Bedeutung dieser Betrachtungsweise für unsere Frage ist offenkundig. Sie bietet uns unmittelbare Handhabe, in der Heranbildung des reifen Narzißmus der Frau eine sekundäre Annäherung an die Libidoposition der fötalen Entwicklungsstufe zu erblicken. Wir dürfen dann, durchaus im Sinne Tausks über die psychogenetischen Verhältnisse beim weiblichen Narzißmus den Satz formulieren: der ganze Körper ein Genitale. — Inwieferne dasselbe, wenn auch mit bedeutenden Einschränkungen, auch für den Mann gilt, ergibt sich aus den früheren Ausführungen von selbst. Ich habe als typisch-männliche Art der sekundären narzißtischen Besetzung des ganzen Körpers die Strebung nach Betätigung und Stärkung der Körpermuskulatur hingestellt. Nach der eben gewonnenen Annahme würde dieser Prozeß gleichfalls als eine sekundäre Reaktivierung der pränatalen diffusen Sexualität aufzufassen sein.

*

Ich verlasse bereitwillig dieses Feld noch strittiger Anschauungen, um mich der Behandlung einer Frage zuzuwenden, die viel unmittelbarer aus der klinisch-analytischen Erfahrung hervorgeht. Sie bezieht sich auf eine Verschiedenheit in der Bildung des Ichideals bei beiden Geschlechtern und bietet uns Gelegenheit, das Verhältnis des Narzißmus zur Bisexualität wenigstens an einem seiner wichtigen Umwandlungsprodukte zu studieren. Der Prozeß der Ichidealbildung besteht nach Freud in einer Entfernung vom primären Narzißmus und ist als eine Libidoverschiebung vom primären Narzißmus auf ein von außen aufgenötigtes Ichideal aufzufassen. Für eine erste Annäherung an die Verschiedenheiten der Ichidealbildung bei den zwei Geschlechtern genügt die Formulierung, die ein betreffendes Ichideal „Männlichkeit" und ein anderes „Weiblichkeit" namhaft macht. Feinere Nuancen und Zusammenhänge werden sich, wie immer, aus der Interpretation der in der

Neurosenbildung zustandegekommenen Verzerrungen und Vergrößerungen ergeben.

Die Analyse einer schwer neurotischen Frau (Pat. D.) gab mir reichliche Gelegenheit, eine Persönlichkeit zu studieren, welche die überspannten Forderungen eines vermutlich allzu hoch gegriffenen Ichideals zu erfüllen bestrebt gewesen ist. Sie war von Jugend auf durch künstlerische Ambitionen beherrscht, um deren Befriedigung sie zeitlebens gerungen hat. Diese mußte ihr versagt bleiben, aber sie entsagte nie — auch im schwersten neurotischen Zusammenbruch nicht — der Hoffnung auf Erfüllung. Sie konservierte so eine Sehnsucht nach schöpferisch-künstlerischer Fähigkeit und Betätigung. Die Analyse konnte trotz ihrer langen Dauer nicht entscheiden, ob die Ansprüche, die sie an sich gestellt hat, nicht überhaupt ihrer Leistungsfähigkeit (Begabung) inadäquat waren; man konnte nur sehen, daß der weitgehende neurotische Prozeß jene Kräfte, wenn sie vorhanden waren, aufgesaugt und zerstört haben mußte. Für unsere Auseinandersetzungen ist aber die Beantwortung dieser Frage nicht erforderlich. Sie sollen von der Feststellung ausgehen, daß diese Frau sich in ihrem Ichideal vorwiegend mit dem Vater identifiziert hat. Dementsprechend hatte sie zum leuchtenden Vorbild — mehr oder weniger bewußt — einen großen Künstler der Vergangenheit vor sich gestellt. Ihre Analyse zeigte, daß sie unter dem Drucke des weiblichen Kastrationskomplexes steht, der bei ihr in einer Intensität zur Ausbildung gelangt war, wie man es nicht häufig vorfindet; ein großer Teil der neurotischen Symptome war davon beherrscht, vor allem geriet die durch starke männliche Tendenzen ausgezeichnete Charakterbildung durchaus unter seine Herrschaft. Der fehlende und erwünschte Penis — an dessen Vorhandensein sie im Unbewußten dauernd festhielt — sollte ihr durch die Fähigkeit zu künstlerischer Produktion ersetzt werden, dieser Wunsch wurde die treibende Kraft bei der Aufrichtung ihres Ichideals. Man kann von diesem Ichideal aussagen, daß es von typisch-männlichen Strebungen erfüllt ist. Wir erlebten dann in der Analyse, daß sich bei der Patientin vorübergehend ein positiver und bewußter Wunsch nach Nachkommenschaft einstellte — eine späte Äußerung des frühzeitig verdrängten (infantilen) Kindeswunsches. Und sie zog selber die sich erbietende Parallele: sie wolle entweder Kinder haben, um die Fortsetzung ihres Ichs gesichert zu sehen, oder

sie müsse schöpferisch auf dem Gebiete der Kunst tätig sein, wie ein Mann Produkte des Geistes hinterlassen können. Sie hatte also sowohl den Wunsch nach Kindern, wie auch den Peniswunsch in der Konstituierung ihres so hohen Ichideals aufgehen lassen.

Unterziehen wir von hier aus das normale Ichideal „Weiblichkeit" einer kurzen Betrachtung. „Muttersein", „Mütterlichkeit" gehören sicherlich zu den bedeutendsten Bestandteilen dieses weiblichen Ichideals. Das wesentliche über die Beziehung der Mutter zum Kinde lehrte uns Freud, indem er zeigte, daß den narzißtischen Frauen im Kinde, das sie gebären, ein Teil des eigenen Körpers wie ein fremdes Objekt gegenübertritt, dem sie vom (sekundären) Narzißmus aus die volle Objektliebe schenken können.[1] Ergänzen wir diese Feststellung mit dem Hinweis, daß ja das Kind für die Frau auch das männliche Glied bedeutet, welches sie einmal (in der Phantasie) hatte und nun, nach der Abtrennung von ihr, sozusagen eine eigene Existenz führen soll. Vielleicht kommt die libidinöse Besetzung dieses Wesens — die so auf Kosten des sekundären Narzißmus geschieht — regelmäßig einer Rückverwandlung des letzteren in den primären, ans Genitale gebundenen Narzißmus gleich, aus dem er nach meinen Darlegungen hervorgegangen ist. Wir können mit gutem Recht annehmen, daß diese Rückverwandlung in einer komplizierten Weise, gleichsam auf unterirdischen Wegen, vonstatten geht, indem zuerst das Genitale beim Geburtsvorgang eine narzißtisch-libidinöse Überbesetzung erhält, die dann auf das Kind (= Penis) übertragen wird, welches die Geburtswege passiert hat.[2] Für die Charakteristik des typisch-weiblichen Ichideals ergeben diese Überlegungen, daß dessen Ausbildung sich in diesem Punkte nicht allzuweit von der Linie des primären Narzißmus vollzieht. Der Ausgangspunkt: narzißtische Hochwertung des Genitales und der Endpunkt: narzißtische Überschätzung des sich von dem Genitale ablösenden Kindes — sie liegen dicht beieinander.

Die Vorgänge bei der Bildung des Ichideals „Männlichkeit" sind offenbar bedeutend komplizierter. Wir haben vorhin im

---

[1] „Zur Einführung des Narzißmus." Jahrb. VI., S. 14. Wörtlich zitiert.

[2] Vergl. damit Ferenczi: „Über Pathoneurosen," S. 12: „Die an das Ausscheidungsorgan (hier die Vagina) geknüpfte schmerzliche Lust wird zum Teil auch auf das Ausscheidungsprodukt (das Kind) übertragen. So wird es erklärlich, daß so viele Mütter gerade ihr ‚Schmerzenskind' bevorzugen."

Falle einer Frau die Spuren seiner Ausbildung in einer bestimmten Richtung verfolgt und wollen jetzt aus der Untersuchung eines ähnlich gearteten Falles weitere Aufklärung holen. Ein hochgebildetes Mädchen mit eigenartiger, produktiver Begabung — wir hatten sie früher als Patientin B. kennen gelernt — verursachte der Analyse nicht geringe Schwierigkeiten infolge ihres empfindlichen Kastrationskomplexes, der bei ihr die Grundlage eines starken „männlichen Protestes" geworden ist. Ihre Intelligenz ist deutlich männlich gerichtet, ihr hauptsächliches Betätigungsfeld ein für gewöhnlich den Männern vorbehaltenes Gebiet der geistigen Tätigkeit. Ein bewußter, für das junge Weib so selbstverständlich scheinender Wunsch nach einem eigenen Kinde schien für dieses Mädchen fremd geblieben zu sein. Tief verdrängt, äußert er sich nur in der Symptomatik ihrer Konversionshysterie und ist bisher trotz der beträchtlichen Dauer der Analyse nur in Spuren zum Vorschein gekommen. Ihr bewußtes Ich fügt sich der Forderung eines Ichideals, welches ihr geistige Kinder in die Welt zu setzen zum erstrebenswerten Ziel gesteckt hat. Ein charakteristisches Detail aus ihrer Analyse ist ein Köpfungstraum, dessen Deutung sie nach langen Bemühungen zum erstenmal dem Verständnis des Kastrationskomplexes (und Penisneides) in die Nähe brachte. Sie hat dabei erfahren, daß für ihr Unbewußtes der „Kopf" den fehlenden Penis ersetzt, das heißt das Gehirn oder der Intellekt, dessen „männliche" Leistungen sie für die ihr von der Natur vorenthaltene männliche Zeugungskraft entschädigen sollen.[1]

Die Ergebnisse dieser Analyse stimmen in weitgehendem Maße mit den Erkenntnissen überein, zu denen die Eigentümlichkeiten des vorher mitgeteilten Falles geführt haben. Sie verlangen außerdem eine besondere Betonung der narzißtisch-libidinösen Bedeutung jenes Organes, von dessen Leistungsfähigkeit die Befriedigung oder die Versagung für das in dieser Weise männlich gerichtete Ichideal abhängt. Eine Auffassung, die sich mir aus dem mitgeteilten Material zwar in diesen unscharfen Umrissen,

[1] Die Schilderung der technischen Schwierigkeiten eines im Aufbau entsprechenden Falles gab E. Simmel (in der Berliner Psychoanalytischen Vereinigung) in einer „Intellekt" und „Sexualität" betitelten Mitteilung. Der Kopf hatte da in den Träumen dieselbe „zweiseitige" Bedeutung von Penis und männlicher Intelligenz.

aber ganz ungezwungen ergab. Ich fand dann in den Erörterungen, die Ferenczi in seiner letzten größeren Publikation[1] diesem Thema widmet, eine tiefgehende theoretische Begründung für die Annahme einer besonders hohen narzißtisch-libidinösen Besetzung, respektive Wertschätzung des Gehirnes und seiner Funktionen. Während er aber für die Zwecke seiner Beweisführung die auf Arbeitsteilung und Differenzierung zielende organische Entwicklung betont und daher das Gehirn als das Zentralorgan der Ichfunktionen dem Genitale als erotischem Zentralorgan entgegenhält, mögen meine Ausführungen mit einem neuerlichen Hinweis auf die im Unbewußten erhalten gebliebene Gleichsetzung und entsprechende narzißtische Bewertung dieser beiden wichtigsten Exekutivorgane enden.

[1] Hollós und Ferenczi: „Zur Psychoanalyse der paralytischen Geistesstörung." Beihefte der „Intern. Zeitschr. f. Psa.," Nr. V. 1922. Ferenczis Äußerungen auf Seite 39 mit Umstellung wörtlich zitiert.

Organlibido und Begabung.

Von **Dr. Imre Hermann** (Budapest).

Ferenczi beschließt eine Gedankenreihe über die „Hysterischen Materialisationsphänomene“ folgendermaßen:

„Ein anderes, bisher nur von psychologischer Seite betrachtetes Problem, das der künstlerischen Begabung, wird in der Hysterie von seiner organischen Seite einigermaßen beleuchtet. Die Hysterie ist, wie Freud sagt, ein Zerrbild der Kunst. Die hysterischen ‚Materialisierungen‘ zeigen uns aber den Organismus in ihrer ganzen Plastizität, ja in ihrer Kunstfertigkeit. Es dürfte sich zeigen, daß die rein autoplastischen Kunststücke des Hysterischen vorbildlich sind, nicht nur für die körperlichen Produktionen der Artisten und der Schauspieler, sondern auch für die Arbeit jener bildenden Künstler, die nicht mehr ihren Leib, sondern Material der Außenwelt bearbeiten.“[1]

Auf Grund von Krankenanalysen konnte nun erkannt werden, daß die Anknüpfung der Begabungsfrage an Fragen der Körperphänomene der Hysterie eine äußerst glückliche war. Es soll hier aber nicht nur von einer Vorbildlichkeit der Betätigungsart gewisser künstlerisch Veranlagten die Rede sein, sondern von einer tiefer gehenden Analogie. Bei der Hysterie wurde — nach Freud — eine bis zur Genitalisierung reichende Erogenisierung gewisser Körperteile vorgefunden, bei der zeichnerischen und dichterischen Begabung eine, teilweise zur Sublimierung fortschreitende Erogenisierung (erhöhter Libidotonus) der ausübenden Organe, das heißt der „Hand-“, respektive der „Mund“-Zone.[2]

---

[1] S. Ferenczi, „Hysterie und Pathoneurosen“, 1919, S. 31.

[2] Beiträge zur Psychogenese der zeichnerischen Begabung. „Imago“, VIII., 1922 — und: Vortrag über die dichterische Begabung in der ungarischen Vereinigung im Jahre 1922.

Auf die Feststellung, daß bei künstlerisch Begabten ein erhöhter Libidotonus des ausübenden Organes vorzufinden ist, habe ich eine Theorie der Psychogenese dieser Begabungen aufzubauen versucht; der Möglichkeit eines solchen genetischen Zusammenhanges trachtete ich mit dem Begriffe der Peripherprozesse näherzukommen, das heißt ich versuchte zu zeigen, daß das Zeichnen, die Sprache ursprünglich „periphere" Betätigungsarten sind, welche aber gewöhnlich frühzeitig unter die Herrschaft „zentraler" (bewußt-logischer) Prozesse gelangen; eine hohe Libidobetontheit des ausübenden Organes soll aber bewirken können, daß die Entwicklung nicht frühzeitig einlenkt, sondern geradlinig ihre weiteren Wege geht und die periphere Organbetätigung ihr Gewicht der zentralen Bearbeitung gegenüber auch späterhin nicht einbüßen muß.

Um aber mit unserer Theorie festen Fuß fassen zu können, muß nicht nur das Tatsachenmaterial weiterer, einschlägiger Analysen gesammelt und so der angedeutete Zusammenhang empirisch erhärtet, sondern auch noch die Frage aufgeworfen werden, was denn die von uns empfohlene Theorie anderen Auffassungen voraus hat? Daß libidinöse Kräfte bei jedweder geistigen Mehrleistung mitarbeiten, war ja schon längst teilweise vermutet, teilweise behauptet worden (Schopenhauer; Sublimierungstheorie der Psychoanalyse; Ostwald[1]). Daß andererseits die Begabung auf einer lokalisierbaren organischen Unterlage beruht, besagt dann wieder nichts anderes, als der wesentliche Kern der Gallschen Lehre. (Gall sprach von „sens"; Möbius, der vor nicht geraumer Zeit die Gallschen Lehren wieder in Fluß bringen

---

[1] Schopenhauer: „An den Tagen und Stunden, wo der Trieb zur Wollust am stärksten ist, ... eine brennende Gier, ... gerade dann sind auch die höchsten Kräfte des Geistes, ja das bessere Bewußtsein, ... zur größten Tätigkeit bereit." (Bemerkung Schopenhauers aus dem Jahre 1813, zitiert nach Möbius.)

Ostwald: „Das Zusammentreffen einer ungewöhnlich ausgezeichneten Leistung junger Genies mit ihrer Verlobung oder Verheiratung ist eine häufige Erscheinung ... Sie deutet darauf hin, daß mit der Betätigung des fundamentalen organischen Triebes auch eine außerordentliche Leistungsfähigkeit der anderen Organe, insbesondere des Gehirnes, verbunden ist. Man wird unwillkürlich auf das Auftreten besonderer Schmuckformen und Betätigungen, wie Tänze, Kämpfe und dergleichen bei höheren Tieren, insbesondere Vögeln, um die Zeit der Paarung erinnert." (W. Ostwald, Große Männer, 1915,[5] S. 267.)

wollte, spricht schon von „Organen", z. B. vom mathematischen Organ.)

Ist unsere Auffassung, die vielleicht von der organisch-libidinösen Seite aus gewonnen wurde, — wobei man nicht außeracht lassen darf, daß wir noch weitere, ebenbürtige Quellen der Begabung, gewisse Komplexe, aufgedeckt zu haben meinen, welche Komplexe gerade den Weg zur besonderen Form der betreffenden Sublimierungsart ebnen sollen — einfach eine Verschmelzung dieser beiden Ansichten (der Sublimierungstheorie und der Annahme einer Organlokalisation)? Wenn auch hier tatsächlich eine Vereinigung, eine gegenseitige Anpassung zweier Standpunkte vorliegt, so glauben wir doch, ein neues Leben in dem alten Körper erweckt zu haben, und dieses neue Leben stammt von der dynamischen Orientiertheit unserer lokalisatorischen Theorie. Dynamisch orientiert ist unsere Theorie, abgesehen davon, daß sie die Triebkraft der Betätigung bestimmt, insofern, daß sie die Verschiebung der Triebentfaltung, also die Transponierung einer Begabungsart in eine andere (z. B. der zeichnerischen Begabung in die dichterische, ein oft zu beobachtender Vorfall)[1] als einen verständlichen Prozeß darstellen kann, was der Gallschen Lehre ermangelt; dynamisch orientiert ist sie aber auch in dem Sinne, daß sie ein Licht auf die Frage der Übertragbarkeit der Begabung von Generation zu Generation, sowie der mutationsartigen Neuentstehung zu werfen befähigt ist.

Man kann bei der Durchführung von Krankenanalysen erfahren, daß der erhöhte Libidotonus des gewissen ausübenden Organs nur ein weites Flußbett darstellt, besondere Libidoschicksale bestimmen dann die Dämme, welche den engeren Strom der Begabung einschließen; das weite Strombett des erhöhten Libidotonus kann sich vererben — da es einem konstitutionellen Moment entsprechen kann — ohne die einschränkenden Dämme, ohne die besonderen führenden Komplexe, ohne den Weg des Libidoschicksals vererben zu müssen: im Grunde wird nicht die Begabung, sondern deren organisch-libidinöse Komponente, die Libidobetontheit gewisser Organe vererbt.

[1] Der genetische Zusammenhang von Mund- und Handerotik wird den Gegenstand einer besonderen Studie bilden.

Ein Zwangsneurotiker mit schweren Zwangssymptomen führte viele Arten von Zwangshandlungen, von „Sicherungen" aus, um dem Angst einflössenden Gedanken, ein Kind ermordet zu haben, zu entgehen: dieser Mord soll in einem Bruchteil einer Sekunde durchgeführt werden, wie es nur ein märchenhafter Zauberer der Phantasie tun kann. Die Hand dieses Kranken zeigt Symptome der hohen Libidobetontheit (große Erogenität, er kann sogar durch — mittels der Hand ausgeführter Reizung — der Geschlechtsteile des anderen Geschlechtes selbst zur Endlust gelangen; als Knabe bereitete ihm ein mit dem Handteller aufgefangener Flatus eine große Lust; als Jüngling lebte in ihm die ständige Phantasie, ein Dirigent zu sein [magische Handbewegungen] usw.). Dieser Kranke ist ein Mann ohne jede körperliche Anmut, er ist unfähig zu zeichnen, doch sein Vater, der ein besonders schöner Mann gewesen sein soll, zeichnete so talentvoll, daß er eine Zeitlang, in seinen jungen Jahren, Künstler werden wollte und sich bei einem hervorragenden Maler ernstlich auszubilden begann.

Gleichzeitig — neben der Bestimmung der Vererbungsgrundlage — gibt aber unsere Theorie auch Aufschluß darüber, wieso im Laufe des individuellen Lebens ohne hervorragendere Qualitäten der Ahnen eine Begabung, wie gesagt, mutationsartig aus endogenen oder exogenen Ursachen entstehen, oder wie eine anwesende, vererbte Grundlage sich auf ein höheres Niveau erheben kann.

Ein junger Arbeiter zeichnet seit etwa zwei Jahren mit großem Eifer und ziemlich talentvoll. Schon mit zehn Jahren zeichnete er besser als seine Schulkameraden, aber die unzweifelhafte Höherleistung — nach Urteil Sachverständiger — ist erst nach seiner Fußamputation in Erscheinung getreten: der rechte Fuß wurde vor etwa zwei Jahren am Unterschenkel amputiert, ein Jahr vorher hinwieder der rechte Arm des Vaters im Schultergelenk (wegen Fabriksunglück). Unser Patient selbst hat den Fuß nach einem Unfall verloren, doch erst sieben Monate darauf, nachdem sich als Komplikation eine Knochenkaries entwickelt hatte. Auf der chirurgischen Abteilung liegend, machte auf ihn das Schicksal eines Kameraden großen Eindruck, der wegen Knochenkaries ebenfalls einen Fuß verlor, aber sich mit den Worten: „Es ist noch gut, daß ich noch die Hände besitze, den Fuß brauche ich als Bildhauer sowieso nicht," tröstete. Eines Tages kam nun dieser arme Mensch ins Krankenzimmer und zeigte seinen aufgeschwollenen Unterarm. (Bemerkenswert: eine Amputationsfurcht — Kastration, verschoben auf die Glieder — zeigte unser Patient schon vor Jahren, noch vor Amputation des Armes seines Vaters. Es lebt in ihm eine mächtige Kastrationsangst, durch besondere Kindheitserlebnisse motiviert.) Dieser Zeichner, auch ein gewandter Violinspieler, weiß von mehreren Dilettantenzeichnern in seiner Familie, auch von einem berühmteren Baumeister, Bruder des mütterlichen Urgroßvaters. Wir verstehen aus der Krankengeschichte, weshalb die Hand und ihre Funktionen mit (narzißtischer?) Libido — vielleicht regressiv — überbesetzt wurde.

Ein älterer Maler, schon ein Arrivé, berichtet über je einen dilettantischen Zeichner aus seiner väterlichen und mütterlichen Verwandtschaft. Er besitzt

eine Handerotik hohen Grades. Im geschlechtlichen Verkehr legt er das Hauptgewicht auf das Greifen des Körpers des Liebesobjektes (und zwar seit seinen Knabenjahren bis auf heute), auch das Ergreifen seines Gliedes durch ein Weib bereitet ihm hohe Lust, oft sogar die endgültige Befriedigung. — Noch als kleiner Knabe bereitete es ihm eine besondere Lust, die buntfarbigen Samtfäden des im selben Hause wohnenden Tapezierers in die Hände zu nehmen und zu streicheln. (Die Rolle der Hand beim Malen mit Farben!)[1]

Nach seiner Rückerinnerung soll er, noch als junger Knabe, in eine enthusiastisch-romantische Stimmung gelangt sein, als er in der „malerisch" gelegenen, mit Bäumen umsäumten „Goldhandgasse" (Aranykéz-utca) seiner Vaterstadt spazieren ging. Selbst der Name dieser Gasse soll auf ihn eine „bezaubernde" Wirkung ausgeübt haben. (Bezeichnend ist, daß er als junger Bursche Goldarbeiter sein wollte und sich eine solche Anstellung suchte.) Er war ein sehr schlimmer Bursche. (Die Schlimmheit deckte sich in der Analyse auf als Wunsch zur Bestrafung, da er mit fünf Jahren einen kleinen Kameraden durch einen Steinwurf in den Kopf tödlich verletzte.) In der zweiten Elementarklasse hat ihn der äußerst grobe Lehrer, als er sich schlecht benahm, die Hände hinten zusammengebunden oder ihn sehr stark auf die Fingerspitzen geschlagen. Etwa im nächsten Jahre fing er an zu zeichnen. — Hier muß die bezaubernde, den Libidotonus der „Hand" steigernde Rolle der „Goldhandgasse" und diejenige der Schläge auf die schon stärker libidobetonten Hände besonders gewürdigt werden. (Siehe später.)

Diese kurzen Skizzen aus den Analysen wollen nur die Nützlichkeit unserer Theorie auf einem einzigen Gebiete darlegen. Man soll sich nun aber auch stets vor Augen halten, daß jede neuaufgestellte Theorie ihre Lebenskraft nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb des zu allererst untersuchten Gebietes, das heißt durch eine gemeinschaftliche, möglichst allgemeine Erklärungsgrundlage ähnlicher Erscheinungen ausweisen soll. So müssen wir uns zwei Fragen zuwenden, nämlich ob erstens vielleicht die bei der künstlerischen Begabung herangezogenen übrigen Begabungsbedingungen nicht auch in einer besonderen organlibidinösen Grundlage wurzeln, und zweitens, ob denn die Begabungen anderer (nicht künstlerischer oder mindestens handwerksmäßiger) Art der Anwendung unserer Auffassung auf ihre Entstehung widerstreben würden?

Die Beantwortung der ersten Frage bietet bei der zeichnerischen Begabung kaum eine Schwierigkeit. Der hier wirkende Komplex, die eigene, viel gepriesene Schönheit des

[1] Noch vor diesem Spiele gefielen ihm die schönen farbigen Vorhänge (besonders diejenigen von Blau mit Silber) im Tempel. Hier denke man an seine schönen blauen Augen.

Kindes hat ja sicherlich eine organisch-libidinöse Grundlage, welche die körperliche Entwicklung, als eine besondere Libidoqualität, gerade in diese Richtung der sexuellen Macht treibt. (Der zuvor erwähnte Maler soll ein wunderschönes Kind gewesen sein: die schwangeren Frauen seines Heimatsortes kamen zu ihm, um durch anhaltenden Anblick des schönen Kindes die Schönheit des eigenen Kindes zu sichern.) Auch Dürers weltbekannt schöne Hände (lokalisierte Schönheit!) sprechen für uns. Sodann müßte man vier Gruppen von zeichnerisch Begabten unterscheiden, je nachdem die beiden organischen Grundlagen der zeichnerischen Begabung, respektive je eine von ihnen mitgebracht (endogen entstanden, vererbt oder aus inneren Gründen entstanden) oder erworben wurde. Beim Mangel an (Organ-) Schönheit kann der Wunsch, schön zu sein, die besondere Qualität der Libido hervorrufen. Der starke Wunsch, schön zu sein bei nicht vorhandener Schönheit, ist Eigenschaft des weiblichen Geschlechtes oder der femininen Männer; gerade diese Gruppen machen aber eine — scheinbare — Ausnahme von der Regel, die zeichnerisch Begabten waren sehr schöne Kinder gewesen.

Schwieriger gestaltet sich dieselbe Frage bei den Dichtern. Mit der nötigen Reserve möchte ich folgende Überlegungen anführen: Wir fanden bei Dichtern einen Seherkomplex vor (die Überzeugung von der eigenen prophetischen Fähigkeit) und konnten diesen Komplex in den analysierten Fällen auf Erlebnisse der (frühen) Kindheit zurückführen. Man könnte aber auch daran denken, daß dieser Komplex lokal-organisch bedingt oder wenigstens so verstärkt sei: es gibt, wie man weiß, einen sogenannten „Fernsinn der Blinden", die perceptio facialis, welche außer bei Blinden auch bei Normalsichtigen, so eventuell gerade und besonders ausgeprägt bei Dichtern, in Wirksamkeit treten könnte. Die Dichter könnten so vielleicht als Kinder die Beobachtung gemacht haben, daß sie auch im Finstern die Anwesenheit von Gegenständen erfühlen, wozu andere Kinder nicht befähigt sind. Bei ihnen wäre aber diese Fähigkeit durch die mittels organischer Ausbreitung der Orallibido erfolgte Erogenisierung von Gesicht und Stirn (Dichterstirn!) erklärbar. Dieser Seherkomplex entwickelt sich wahrscheinlich nicht nur beim Dichter, sondern vermutlich auch beim Forscher, beim Gelehrten. (Wissen ist ja Vorauswissen. Das Experiment dient zur Bestätigung

eines Gedankens.) Das könnte eine Verbindung zwischen Dichter und Forscher herstellen (in einer Person z. B. bei: Davys, Fechner, Lotze, F. Bolyai), und die gemeinsame organische Grundlage könnte leicht gewisse Stammbaums-Eigentümlichkeiten, z. B. der Familie Darwin, erklärbar machen.[1] Bei den Darwins trifft man neben mehreren Dichtern einen Arzt (den Vater Charles), der eine „unnatürliche" Gabe des Gedankenlesens gehabt haben soll und oft „glücklich im Erraten" war.[2] Hier könnte die direkte Untersuchung an Dichtern eine theoretisch gefundene Möglichkeit bestätigen oder entkräften.[3] Ob der Totenkomplex, der andere, bei den Dichtern als Sublimierungswegweiser dienende Komplex (das Lieben einer toten Person oder das Geliebtwerden als Toter) nicht auch seine organische Grundlage haben kann? Petöfi und Rousseau waren bei der Geburt äußerst schwache Kinder. Goethe kam asphyktisch zur Welt. (Die Ruhmbegierde hat auch eine oralerotische Grundlage und dann will sie Erfolge noch im Leben haben oder sie will einen unsterblichen Namen sichern und dann stammt sie vermutlich aus dieser Quelle des Geliebtwerdens als Toter.)[4]

Die zweite, oben aufgeworfene Frage, die wir eigentlich bei der Behandlung des Seherkomplexes schon berührten, die Frage nach der Begabungsgrundlage anderer Begabungsarten, ließe sich nach dem Vorbilde von Gall vielleicht auch anatomisch beantworten, doch bietet sich hier ein der psychoanalytischen Forschung zugänglicherer Weg, welcher unmittelbar an die Libidobetontheit des ausübenden Organs anknüpft. Hier muß aber, den

---

[1] Damit soll nicht gesagt werden, daß ich es für bewiesen halte, daß bei der Vererbung in jedem Falle (nur) organische Grundlagen anwesend sind.

[2] Leben und Briefe von Charles Darwin. Herausgegeben von Francis Darwin. 1887, Bd. I, S. 15.

[3] Man denke an erblindete Dichter (Homeros vielleicht nur als ein Dichterrepräsentant, Milton), an schwer kurzsichtige oder an einem Auge schwachsichtige (Arany, Petöfi) und man wird unsere Vermutung nicht mehr für so kühn halten. Auch Dichter-Gelehrte hatten Sorgen ihres Sehvermögens wegen gehabt (F. Bolyai, Fechner).

[4] Instruktiv ist der Totenkomplex bei F. Bolyai. In den Jugendjahren besuchte er oft den Friedhof; nach dem Tode seiner Frau ließ er sie vor den eigenen Augen sezieren und beschrieb den Befund Punkt für Punkt dem Sohne; sein eigener Sarg lag Jahrzehnte lang in seinem Zimmer. Die Daten aus Dávid, A két Bolyai, 1923).

Gedankengang einleitend, wieder auf Ferenczi zurückgegriffen werden; Ferenczi nimmt nämlich an, daß an verletzten, erkrankten Körperstellen „... eine größere Lididomenge aus den übrigen Organbesetzungen zusammenströmt... Wenn sich aber das Ich dieser lokalisierten Libidosteigerung mittels der Verdrängung erwehrt, so mag eine hysterische, wenn es sich mit ihr vollkommen identifiziert, eine narzißtische Pathoneurose, eventuell einfacher Krankheitsnarzißmus die Folge der Verletzung oder Erkrankung sein".[1]

Das Gehirn verrät nun auf verschiedene Weise seine Rolle als Ichorgan, als Stapelplatz des Narzißmus (Psychologie der Ausdrucksbewegungen; Hollós-Ferenczis Ansichten über die progressive Paralyse). Wir glauben nichts Neues dem schon Bekannten beizufügen, wenn wir hervorheben, daß intensiver Schmerz, entstehe er an welcher Körpergegend immer, eine Beschädigung des Ichs und so quasi eine des Gehirnes mitbedingt, woraus dann wieder eine Aufspeicherung des Gehirnorganlibido im Falle des Schmerzes gefolgert werden muß. Könnte nun aber diese aufgesammelte Gehirnorganlibidomenge nicht ebenfalls sublimiert, zur höheren geistigen Produktion verwendet werden?

Studiert man die Lebensgeschichte großer Denker — von unmittelbarer Analyse muß hier gegenwärtig aus leichtverständlichen Gründen Abstand genommen werden — so wird man bald gewahr, welch ein großer Zeitraum ihres Lebens mit körperlichen Erkrankungen und Schmerzen erfüllt war. Ostwald spricht hier natürlich — auf Grund seiner monistisch-energetischen Theorie — von einem Aufnützungs-Symptom. Es soll die teilweise Berechtigung dieses Standpunktes nicht in Abrede gestellt werden, sicherlich wird der Denker mit der Zeit ermüdet, er verliert seine libidinösen Triebkräfte, doch glauben wir hier noch einen anderen, umgekehrt verlaufenden Zusammenhang aufgefunden zu haben.

Einige Beispiele: Hume hat den Grundgedanken seiner Treatise sicherlich in der Periode eines längeren Unwohlseins erfaßt (erkrankt im Jahre 1729, krank bis zirka 1733, den Grundgedanken im Jahre 1731 erdacht). Man muß aber wissen, daß

[1] Ferenczi, l. c. S. 14.

Hume sich schon viel früher im Ertragen von Schmerzen geübt hat: „Denn was hilft besser sich einen tuskulanischen Dialog von Cicero über Trost im Schmerz einzuprägen, als ein Stück von Bucolica oder Georgica ... Der vollkommene Weise, der dem Schicksal trotzt, ist sicher größer als der Bauer, der sich von ihm leiten läßt ... Mein Gleichmut ist von der Philosophie nicht genügend gestärkt, um Schicksalsschlägen widerstehen zu können. Die hierzu nötige erhabene Seelengröße kann nur durch Studium und Betrachtung erworben werden — hierdurch allein lernen wir die menschlichen Schickungen ertragen". — „Was mir jedoch die Laune am meisten von allem verdarb und mich ärgerte, war, daß ich ... nicht nur meinen Verstand und meine Urteilskraft zu verbessern versuchte, sondern auch meinen Willen und Charakter. Ich suchte mich beständig durch Reflexionen gegen Tod, Armut, Schmach, Leid und alle andere Mißgeschicke des Lebens zu stärken."[1]

Darwin sagt selbst, daß er als Kind keine besonderen Fähigkeiten aufzuweisen wußte. Seine wissenschaftliche Laufbahn fängt mit der fünfjährigen Reise am Schiffe „Beagle" an. Darwin hatte schon kurze Zeit vor der Abreise an Schmerzen in der Herzgegend gelitten. Am Schiffe wurde er dann von einer heftigen Seekrankheit ergriffen. Lord Stokers schreibt über diesen Zustand:

„Häufig war das Hinterende des kleinen Fahrzeuges recht beweglich und in einem peinigenden Grade für meinen alten Freund, welcher bedeutend von Seekrankheit zu leiden hatte ... eine Zeitlang sich auf der einen Seite des Tisches lang auszustrecken, war das Mittel, ihn in den Stand zu setzen, seine Arbeit für eine Weile wieder aufzunehmen, worauf er sich dann von neuem niederlegen mußte. — Es war niederschlagend, dieses frühe Aufopfern von Ch. Darwins Gesundheit mitanzusehen."

Doch sagt Darwin selbst: „Meine Seele ist, seitdem ich England verlassen habe, in einem wahren Sturmwind von Entzücken und Erstaunen gewesen und bis zu dieser Stunde ist kaum eine Minute in Nichtstun hingegangen." Darwin blieb während seines ganzen Lebens krank, doch „meine alleinige Beschäftigung während meines ganzen Lebens ist wissenschaftliches Arbeiten gewesen; und die mir durch derartige Arbeit werdende Anregung läßt mich für die Zeit mein tägliches Unbehagen vergessen oder drängt es wohl auch voll-

[1] Siehe in Anton Thomsen: David Hume, sein Leben und seine Philosophie. Bd. I., 1912. S. 20—25.

ständig zurück". Konzentrierung seiner Gedanken gewöhnte er sich am Beagle an: „Die ... erwähnten verschiedenartigen Studien waren indessen von keiner Bedeutung, verglichen mit der Angewöhnung an energischem Fleiß und konzentrierter Aufmerksamkeit auf alles das, womit ich nur immer beschäftigt war, welches beides ich mir aneignete ... diese geistige Gewohnheit wurde während der fünf Jahre der Reise fortgesetzt. Ich bin sicher, daß diese Dressur es war, welche mich dazu befähigt hat, das in der Wissenschaft zu leisten, was ich etwa geleistet habe."[1]

Fechners große Krankheit fiel in die Zeit vor seiner schöpferisch-genialen Periode. Nun stellt er die Lösung seiner Krankheit folgendermaßen dar: „Es war am 1. Oktober, als ich infolge einer Alteration einmal rasch und rücksichtslos auf die in meinem Kopfe sonst immer beim Sprechen sich geltend machenden üblen Empfindungen rasch und lebhaft zu sprechen anfing. Aber diese üblen Empfindungen traten diesmal nicht ein ... Ich maß diesen Umstand der stattfindenden Aufregung bei, ward indes dadurch ermutigt, auch wiederholt mit einer gewissen desperaten Schonungslosigkeit gegen meinen Kopf zu sprechen und fand, daß es ging ... Ich fand, daß, wenn ich furchtsam sprach, der Kopf litt, sprach ich aber sozusagen darauf los, ohne es zu übertreiben, so litt er nicht. Ich fand infolgedessen, daß es sich mit Besinnen und Nachdenken ebenso verhielt."[2]

Man möchte fast sagen, es liegt hier eine besondere Verwendung der masochistischen Lust vor. Bestärkt wird man in dieser Ansicht, wenn man die Aufzeichnungen unseres Kronzeugen Cardano heranzieht.

Cardano beklagt sich, er sei von Vater und Mutter ohne jeden Grund so sehr geprügelt worden, daß er häufig lebensgefährlich erkrankte. Nun hatte er sich die Gewohnheit angeeignet, daß er, sobald er keine Schmerzen hatte, sich solche selber zu bereiten versuchte. „So habe ich mir zu diesem Zwecke Schmerzen ausgedacht, die mir Tränen erpressen können." ... „Hatte ich doch Dinge zu ertragen, die in keinem Verhältnis zu meinen Kräften standen. In solchen Fällen habe ich mit äußeren Mitteln meine Natur bezwungen. Ich habe nämlich mitten unter den ärgsten Seelenqualen mit einer Rute meine Beine gepeitscht, habe mich

[1] Darwin a. a. O., S. 57, 58, 71, 205, 214.

[2] Zitiert nach K. Birnbaum, Psychopathol. Dokumente, 1920, S. 267.

stark in den linken Arm gebissen, habe gefastet ...“ „Ich habe immer, beim Reiten, beim Essen, im Bett, wachend, redend, noch über irgend etwas anderes nachgedacht, mich mit etwas anderem nebenbei befaßt.“ „Diese Nachdenklichkeit .... beherrscht mich zwar ununterbrochen, richtet sich aber nicht ununterbrochen auf denselben Gegenstand. Nichtsdestoweniger ist sie immer so stark, daß ich nicht essen oder sonstiger Vergnügung mich hingebe, ja nicht einmal Schmerzen verspüren oder schlafen kann, ohne von ihr beherrscht zu sein.“ „Der Schmerz war die Arznei meines Schmerzes; den Unmut heilte ich mit Zorn, meiner ungesunden Liebe zu den Meinen begegnete ich mit ernsten Studien. Schmerzen kleinerer Art vertrieb ich durch das Schachspiel; über große halfen mir falsche Hoffnungen und phantastische Gedanken hinweg.“[1]

Die Tendenz ist klar: die Schmerzverhütung, was aber selbst durch schmerzhafte Prozeduren geschehen kann; man sieht auch die Rückführbarkeit dieser Eigenschaft auf das frühkindliche Leben. Bemerkt sei, daß Cardano in seinem neunten Lebensjahre, im Alter, als er vom Vater mathematischen Unterricht erhielt, eine schwere Verwundung an der linken Stirn erlitten hat. (Man muß hier auf Möbius' mathematisches Organ denken und auf die „harpokratische“ wahrsagerische Natur Cardanos, welche durch die pathoneurotisch entstandene Stirn-Libidotonuserhöhung bedingt sein konnte, siehe oben.)

Dieser hier behandelte Zusammenhang, den wir als den genetischen Zusammenhang von Schmerz, erhöhtem Gehirn-Libidotonus und „tiefem Gedanken“ bezeichnen können, steht, erscheint er auf den ersten Blick noch so gekünstelt, nicht ohne analoge Erscheinungen und nicht unverständlich da.[2]

---

[1] Cardanos Eigene Lebensbeschreibung, übersetzt von H. Hefele, 1914, S. 8, 19—20.

[2] Es gibt eine Theorie der genialen Geistestätigkeit, nach welcher diese Tätigkeit im durch Ermüdung reizbar gewordenen Gehirn entstehen soll, und die geniale Geistestätigkeit hätte nach dieser Theorie „die Neigung, leichter zu ermüden und namentlich das erste Stadium der Ermüdung, die gesteigerte Reizbarkeit hervorzubringen“ (Stadelmann hier dargestellt, nach Müller-Freienfels, Psychologie der Kunst, II.[2] 1923). Diese Theorie widerspricht unserer insofern nicht, als die Unlust der Ermüdung und die Zurückdämmung dieser Unlust einen speziellen Fall des körperlichen Schmerzes und der Schmerzverhütung bilden. Natürlich müßten die Ermüdung und die Erhöhung der Gehirnorganlibido noch in einer speziellen Untersuchung konfrontiert werden.

In einer früheren Arbeit wurde von mir die auffallende Tatsache hervorgehoben, daß viele „höhere seelische Gegenstände“ (wie Rhythmus-Erlebnis, Symmetrie-Wahrnehmung usw.) in einer zurückgedrängten, sonst zum Emporsteigen genötigten Unlust (aus der drohenden Rückkehr des überwundenen Wiederholungszwanges) ihren Ursprung nehmen. Unlust ist in diesen Erlebnissen heute nicht mehr fühlbar, da eben statt dieser Verwendung der Besetzungserhöhung mit Hilfe von einem erworbenen Unlustabwehr-Mechanismus höhere geistige Produkte entstehen.[1] Tierexperimente zeigen auch ganz klar, daß intellektuelle Neuleistungen nur nach harten Bestrafungen, nach heftigem Leiden gelingen.[2]

Daß der „tiefe Gedanke“ nicht vom Standpunkte der Bewertung, sondern dem Erlebnis nach eine qualitative Sonderart des Denkens darstellt, wurde ebenfalls schon hervorgehoben.[3] Auffallend ist, daß die Qualitätsbezeichnung „Tiefe“ nicht nur für solche Gedanken, sondern zugleich auch für Kummer, Schmerz und Trauer verwendet wird, während man von tiefer Freude nicht spricht. Es wurde sogar schon die Inspiration als ein exquisit schmerzlicher Zustand bezeichnet. (Nietzsche, Musset, Petöfi.) Metapsychologisch ist nun ein analoger Prozeß für den tiefen Gedanken und den (heftigen) Schmerz anzuehmen: einerseits ist — nach Freud — „wahrscheinlich die spezifische Unlust des körperlichen Schmerzes der Erfolg davon, daß der Reizschutz in beschränktem Umfange durchbrochen wurde“,[4] andererseits muß der tiefe Gedanke als ein Durchbruch von einem isolierten Komplex in ein anderes, vom Sach-System in das Ich-System aufgefaßt werden, also metapsychologisch formell analog der metapsychologischen Schmerzgrundlage. Auch der Realität gegenüber benehmen sich Schmerz und tiefer Gedanke ähnlich: man pflegt zu sagen, der Schmerz sei der wirklichste Verkünder der Realität der Welt, dasselbe muß aber dem tiefen Gedanken zuerkannt werden: er löst ja ein Problem gerade der Forderung der Realität gemäß und beweist diesen Hang zur Realität durch

---

[1] Randbemerkungen zum Wiederholungszwang. Intern. Zeitschr. f. Psa., Bd. VIII.

[2] Zur Psychologie der Schimpansen. Intern. Zeitschr. f. Psa., Bd. IX.

[3] Intelligenz und tiefer Gedanke. Intern. Zeitschr. f. Psa., Bd. VI.

[4] S. Freud, Jenseits des Lustprinzips. 1920, S. 27.

eine merkwürdige Eigenschaft; der Denker erinnert sich nämlich oft ganz genau an die äußeren, auch unwesentlichen Umstände, unter denen er sich zur Entstehungszeit des tiefen Gedankens befand. (...„Ich kann mich selbst noch der Stelle auf der Straße erinnern, wo mir, während ich in meinem Wagen saß, die Lösung einfiel.“ Darwin, a. a. O., S. 75.) An Tieren kann man diese gleichzeitige Extra- und Introversion während heftigen Leidens beobachten.[1]

Betrachtet man etwa introspektiv-spekulativ das mögliche genetische Verhältnis von Schmerz und Gedankenproduktion, so kann man nicht umhin, eine ganz spezielle Art der Schmerzverhütung anzunehmen, wo alles Ichinteresse dem Schmerz entzogen wird und eine andere seelische Arbeit, die libidinösen Triebkräfte mit diesem Energiebetrag verdoppelt, angestrebt wird: es wird nachgedacht, phantasiert, die zur Verfügung gestellte Organlibido des Gehirnes aufgearbeitet, aber gegenüber dem gewöhnlichen Denken, Phantasieren, eine Vertiefung, eine tiefere Anklammerung an die Realität durch innere Kräfte, als Ausgleich des Schmerzes gesucht. Der Schmerz besteht von seiten der Libido und vom Ich aus Eigenschaften, welche zur Produktion eines tiefen Gedankens führen können, wenn eine spezifische, man könnte sagen übergangs-masochistische Anlage — welche sich dem Schmerz nicht vollständig übergibt, ihn aber auch nicht vollständig verdrängt — besteht. Wird dieser Weg der Schmerzverhütung frühzeitig eingeschlagen, so haben wir eine Bedingung der geistigen Begabung des Denkers vor uns.[2]

Mit dieser Theorie der Schmerzverhütung ergänzt sich sodann unsere Grundauffassung. Diese erweiterte Auffassung bewährt

---

[1] Zur Psychologie der Schimpansen.

[2] Ich will hier nur erwähnen, daß bei der sogenannten Fiebertherapie wahrscheinlich diese psychologischen und libidinösen Faktoren mit im Spiele sind. Das Fieber muß vermutlich die Bedingung der Schmerzhaftigkeit erfüllen, ferner muß eine besondere masochistische Veranlagung vorliegen, um psychische Höherleistungen zu erzwingen. (Vgl., was das erstere anbetrifft, mit Darwin: „Ich kann nur hoffen, daß das Karbunkel dir möglicherweise gut tut; ich habe von allen Arten von Schwächen gehört, welche nach einem Karbunkel verschwunden sind. Ich vermute, der Schmerz ist fürchterlich.“ a. a. O., S. 360.) — Bekannt ist die geistige Mehrleistung im Fieber bei Wallace (W. Locy: Die Biologie und ihre Schöpfer, 1915. S. 368), bei Holtei und Hebbel (Birnbaum, a. a. O., S. 107—108).

sich auch in einem noch nicht herangezogenen Erfahrungsgebiete: in der Erklärung der stereotypen Arbeitsgewohnheiten produktiver Geister. Viele dieser sind nichts anderes, als ständige geringfügige Reizung des besonderen, begabungsschaffenden Organs (Trinken bei Dichtern! Spiel, Unruhe der Hände bei einem zeichnerisch veranlagten Dichter [Petöfi]); bei Musikvirtuosen (während des Komponierens), als symbolische Darstellung der begabungsbestimmenden Komplexe (Auf- und Abgehen als Ausdruck des Seher-Komplexes bei dichterisch oder wissenschaftlich veranlagten), als durch leichte Schmerzen, Unannehmlichkeiten hervorgerufene leichte Libidoerhöhung des Gehirnes (kaltes Fußbad, kaltes Zimmer, starke Gerüche).

Johann Bolyai pflegte zu sagen: „Alles Übel der Welt dient nur zum Ansporn seiner Beseitigung und so zur Schärfung des Geistes". Nach Schopenhauer „bedarf es nur einer gewaltigen Anstrengung zur Umkehrung der Richtung (sc. des Triebes zur Wollust) und statt jener quälenden, bedürftigen, verzweifelnden Begierde (dem Reich der Nacht) füllt die Tätigkeit der höchsten Geisteskräfte das Bewußtsein (das Reich des Lichtes)". Wir fügen dem nur bei, daß dies alles auf einer besonderen masochistischen Übergangs-Grundlage fußend, durch Sublimierung der erhöhten Organlibido des Gehirnes bewirkt wird. Man kann vermuten, das besondere Stellen des Gehirnes individuell verschiedene Anziehungskraft auf die verfügbare Libidomenge besitzen, was wieder der Möglichkeit von speziellen Betätigungsarten zugute kommt (siehe Cardanos Fall).

Von den „Pathoneurosen“ zur Pathologie der Neurosen.

Von **Dr. Stephan Hollós.**

Die psychiatrische Forschung bewegte sich in ihrem Bestreben nach einer Pathologie der Geisteserkrankungen seit längster Zeit abwechselnd nach zwei Richtungen hin: die eine war die psychisch-vitalistische, die andere die materialistisch-somatische Forschungsweise. Die jatromechanische und chemische Auffassung des XVII. Jahrhunderts wurde von Stahls Vitalismus abgelöst und als Reaktion auf dieselbe setzte wieder jene materialistische Psychiatrie ein, die sich vom Anfang des XIX. Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag behauptete. Als fester Block, berufen den wechselweise wiedererscheinenden, in ihren extremen Aufstellungen beiderseits unfruchtbaren Strömungen einen Halt zu gebieten, erscheint nun die psychoanalytische Forschungsmethode. Diese verhält sich dem materialistisch-naturwissenschaftlichen Denken — also dem groben psycho-physischen Parallelismus — gegenüber ebenso ablehnend, wie gegenüber der metaphysischen oder transzendentalen Spekulation oder der scholastischen Psychologie. Sie hegt nicht — wie die eine Hauptrichtung der Pathologie — die Erwartung, durch Bloßlegung anatomischer oder physiologischer Veränderungen psychische Symptome unmittelbar zu erklären, ebensowenig als sie sich — gleich der anderen Richtung — psychologisierenden Spekulationen ergibt. Sie hält sich streng an die psychischen Erscheinungen und trachtet dieselben für sich, das heißt, in ihrer psychischen Dynamik, Topik und Ökonomie zu erkennen und zu beleuchten.

Daß diese „metapsychologische“ Betrachtungsweise dem Hineingleiten in die drohenden Abgründe sowohl auf der einen als auf der anderen Seite zu entgehen vermochte, das war großenteils dem von Freud eingeführten Triebbegriff zu verdanken, mit dessen Hilfe die Psychoanalyse an einer Klinik

und Pathologie der psychischen Erkrankungen arbeiten konnte, ohne nach unmittelbaren somatischen Verbindungen zu suchen, jedoch auch ohne den Gedanken einer solchen Verknüpfung je aufzugeben. Ja, wie wir sehen werden, wurde der Kontakt zwischen psychischen und somatischen Erscheinungen in der Psychoanalyse nie außer acht gelassen, eine innige und ununterbrochene — wenn auch nie willkürliche — Verknüpfung der anatomischen, physiologischen und andererseits der psychischen Erscheinungen stets vor Augen gehalten. Die Psychoanalyse stand fest auf dem alleinigen prinzipiellen Standpunkt ihrer Trieblehre, die in Freuds Satze: daß Triebe die Grenzbegriffe zwischen Somatischem und Psychischem darstellen, ihren prägnanten Ausdruck fand.

Die Psychoanalyse war sich indessen stets bewußt, daß ein vollständiges Verständnis der von ihr untersuchten Probleme nur durch ein Vordringen von zwei Seiten her zu erreichen sei; sie betonte ausdrücklich ihre Erwartung, daß nach Freuds Worten: „zu ihren Erforschungen noch von der Seite der Biologie her die Brücke zu schlagen sei". Ohne die Notwendigkeit einer solchen „utraquistischen" (Ferenczi) Betrachtungsweise je vor Augen zu verlieren, verfolgte sie ihre Arbeit auf dem Wege der immanenten psychologischen Forschung. Je mehr es ihr gelang, in die Erscheinungen einzudringen, desto eher mußte sie sich naturgemäß dem Treffpunkte nähern, in welchem sich „Psychisch" und „Organisch" begegnen, wo die Erkenntnis einer Einheit — deren wechselnde Erscheinungsformen uns als körperliche und seelische Phänomene entgegentreten — zur Anerkennung und Formulierung drängt.

Zuerst war es die Hysterie, die mit ihrem „rätselhaften Sprung ins Körperliche" die Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang seelischer und körperlicher Erscheinungen lenkte, und wenn Ferenczi das Materialisationsphänomen als eine Regression bis zur Vorstufe des Psychischen, der „Protopsyche", zu erklären meinte, wenn er noch annahm, „daß in der Hysterie ein Stück der organischen Grundlage, auf die die Symbolik im Psychischen überhaupt aufgebaut ist, zum Vorschein komme", so sehen wir darin den Versuch, den psychischen Mechanismus bis tief zu seinen physiologischen Grundlagen zu verfolgen.

Ungefähr zu gleicher Zeit verwies Groddeck („Psychische Bedingtheit und psychoanalytische Behandlung organischer Leiden" 1917) auf die „psychische Bedingtheit organischer Leiden nicht-

hysterischer Herkunft“, hob die „Materialisationsphänomene“ des Normalen, die Ausdrucksbewegungen, sowie andere „Mehrleistungen“ der Affekte hervor und betonte „die Bedingtheit des kranken Lebens so gut wie des gesunden, des Körpers wie der Seele durch die Kräfte des ‚Es‘, des Unbewußten“. Das Es spricht nicht nur im Traum, es spricht aus der Gebärde, aus dem Zucken der Stirn, aus dem Klopfen des Herzens, aber ebenso gut mit der leisen Mahnung der harnsauren Diathese, der Sympathicusreizbarkeit, des phthisischen Habitus, ebenso gut schließlich mit der eindringlichen Stimme der Erkrankung. „Für das Es gibt es die Trennung von Körper und Seele nicht.“ Diese Auffassung, die Aufstellung jenes allen Erscheinungen zugrunde liegenden, jedoch von uns in seiner Wesenhaftigkeit nicht erkennbaren Es ist bedeutungsvoll, indem es zur einheitlichen Betrachtung von Soma und Psyche verpflichtet, wenn es auch vorläufig keine Handhabe zum weiteren Eindringen in deren Zusammenhänge bietet.

Der erste Versuch in dieser Richtung — wenn auch nicht in bewußt darauf gerichteter Absicht und Zielstrebung — geschah in Ferenczis „Pathoneurosen“. Vom Einzelfall einer, zeitlich einem schweren körperlichen Trauma — der Kastration — nachfolgenden narzißtischen Neurose ausgehend und auf Beobachtungen des libidinösen Verhaltens körperlich Kranker gestützt, kam Ferenczi zur Folgerung, daß „eine körperliche Erkrankung oder Verletzung ganz gut eine traumatisch zu nennende Regression zum Narzißmus, eventuell deren neurotische Variante, zur Folge haben kann“, indem die Libido auf das Ich, respektive auf das kranke Organ zurückgezogen wird und so eine Störung der Libidoverteilung eintritt. Die auf diese Weise entstandenen Neurosen nennt Ferenczi „Krankheits- oder Pathoneurosen“.

Die Bedingungen dafür, daß auf solche Weise eine echte narzißtische Neurose zur Entwicklung gelange, meint Ferenczi im folgenden bestimmen zu können: 1. Wenn der konstitutionelle Narzißmus — sei es auch latent — schon vor der Schädiguug allzu stark war, so daß die kleinste Verletzung eines Körperteils das ganze Ich trifft, 2. wenn das Trauma lebensgefährlich ist oder dafür gehalten wird — d. h. die Existenz (das Ich) überhaupt bedroht, 3. kann man sich das Zustandekommen einer solchen narzißtischen Regression oder Neurose als Folge der Beschädigung eines besonders stark

libidobesetzten Körperteils vorstellen, mit dem sich das ganze Ich leicht identifiziert. Als solche Körperteile werden auf Grund klinischer Beobachtungen besonders einzelne erogene Zonen, die Augen, das Gesicht, dann der andere Körperpol (Anus) und in allererster Linie die Genitalien hervorgehoben. Zum Schlusse meint Ferenczi: „Nach alledem ist es nicht unwahrscheinlich, daß an den verletzten oder erkrankten Körperstellen sich nicht nur weiße Blutkörperchen „chemotaktisch" zusammenrotten, um ihre reparatorische Tätigkeit zu entfalten, sondern daß dort auch eine größere Libidomenge aus den übrigen Organbesetzungen zusammenströmt.[1] Vielleicht hat diese Libidosteigerung sogar an den in Gang gesetzten Heilvorgängen ihren Teil".

Vom Spezialfall der Pathoneurosen führte ein direkter Weg zu den Icherkrankungen auf organischer, pathologischer Grundlage, in welchen das pathoneurotische Moment, die Störung der Libidoverteilung infolge der Läsion oder Erkrankung des Zentralorganes selbst ebenfalls nicht zu verkennen war. In der von Ferenczi und mir gemeinsam veröffentlichten Paralysearbeit wurde auf diesen Umstand hingewiesen und die hieher zu rechnenden organischen Erkrankungen von Ferenczi als „Pathopsychosen" bezeichnet.

Wir sind der Meinung, daß in diesen organischen psychotischen Erkrankungen der Läsion des Gehirnes tatsächlich dieselbe ätiologische Bedeutung zuzuschreiben sei, wie der Verletzung oder krankhaften Veränderung eines Körperorgans in der Pathoneurose.

Als unterscheidendes Merkmal könnte hervorgehoben werden, daß bei den Pathoneurosen ein äußeres oder inneres, den Sinneswahrnehmungen immer direkt zugängliches Körperorgan oder Körperteil vom Trauma oder der Erkrankung betroffen wurde, daß daher der ganze Prozeß der somatischen Erkrankung sich vor dem Bewußtsein abspielt — die Verletzung oder krankhafte Veränderung des Ichorgans hingegen sich dem Bewußtsein nicht unmittelbar kundgibt. Die Distanz zwischen der organischen Veränderung und der psychischen Erkrankung ist hier nicht zu erfassen, die Zuwendung des Interesses und der Libido auf das

[1] Von mir gesperrt.

beschädigte Organ entgeht dem Bewußtsein. Auf dem Boden der psychoanalytischen Betrachtung kann aber das Vorhandensein oder das Fehlen der Bewußtseinsqualität nicht als wesentlicher Unterschied zwischen sonst analogen seelischen Vorgängen betrachtet werden.

Demgegenüber muß es schwer ins Gewicht fallen, daß die krankhafte Veränderung des Gehirnes, des spezifischen Ichorgans eminenterweise die von Ferenczi auf Grund klinischer Beobachtungen aufgestellte Bedingung erfüllt, daß eine narzißtische Neurose vorwiegend als Folge der Beschädigung eines Körperorgans zur Entwicklung gelangen kann, „mit dem sich das Ich leicht identifiziert“. Die Einheit des Ichs mit dem spezifischen Ichorgan aber — in welchem wir geradezu den Kristallisationskern des Ichsubjekts vermuten dürfen — ist schon mehr als Identifikation.

Es sei noch bemerkt, daß diese organischen Gehirnerkrankungen keine einmaligen Traumen oder Verletzungen bedeuten, sondern langwierige, kontinuierliche Prozesse, in erster Reihe toxische und Autointoxikationsvorgänge.

Diese Erkrankungen gehen meistens mit Fieber einher. Im Fieber — und auch wenn dieses wegbleibt — können psychotische Erscheinungen, in erster Reihe Bewußtseinsstörungen und Halluzinationen auftreten. Diese Symptome der toxischen und fieberhaften Erkrankungen sind ihrem Charakter nach so allgemein bekannt, daß wir einfach auf diesen hinweisen können, ohne ihn an Beispielen darzulegen. Es ist ja geradezu das Pathognomostische dieser Erkrankungen, daß in ihnen eine fortwährende Beschäftigung, ein Ringen und Kämpfen motorischer und psychischer Art zum Vorschein kommt. Vom — für die Alkoholvergiftungen typischen — Beschäftigungsdelirium, bis zum auf- und abwogenden Ringen der Fieberdelirien tritt uns überall ein stoßweise sich erneuerndes Kämpfen oder Arbeiten entgegen, welches durch momentanen „Erfolg“ oder „Gelingen“ wohl ab und zu auf kurze Zeit beschwichtigt, aber nur mit dem Abklingen des Fiebers — beziehungsweise des toxischen Prozesses — endgültig zum Stillstand gebracht werden kann.

Wir glauben nun in diesen Erscheinungen das Abbild eines sich im Organ abspielenden rhythmischen Prozesses vor uns zu haben, der sich in dieser Form des Kampfes,

beziehungsweise der Arbeit vor der beobachtenden Instanz bemerkbar macht.

Wie vermöchten wir aber diesen Prozeß näher zu bestimmen? Wir wissen schon bisher, daß bei jeder Gehirnerkrankung — ganz im Sinne Ferenczis — gewisse Störungen in der Libidoverteilung auftreten, deren Wesen eben in einer narzißtischen, bzw. autoerotischen Besetzung des Zentralorgans besteht. Ferenczi vermutet, daß diese Libidosteigerung vielleicht sogar an den in Gang gesetzten Heilvorgängen teil haben könnte.[1] Weitergehend behaupte ich jedoch, daß diese Besetzung eine unumgängliche Bedingung des Heilungsvorganges und deren entscheidenden Faktor konstituiere. Eine Bestätigung dafür könnte der der Heilung analoge Prozeß des fötalen Wachstums liefern, wobei ja nach unseren Annahmen der ganze Körper autoerotisch besetzt ist. Im Wachstum würde diese Besetzung zum Proliferieren der Körperzellen, im Heilungsprozeß zum Proliferieren der heilenden Agentien, vielleicht selbst der Phagocyten, Leukocyten usw. treiben.

Was hier jedoch des weiteren einzuschalten wäre, das ist die Frage der Besetzungsveränderung, welche unmittelbar durch die Schädigung hervorgerufen wird, die Frage, auf welche Art eine Verletzung oder krankhafte Organstörung die Libidoverteilung verändern mag. Unsere Vermutung ist die, daß die autoerotische Besetzung schon einen sekundären, reaktiven Prozeß darstellt, die Schädigung selbst aber — ob sie nun traumatisch, chemisch oder auf welche Art immer hervorgerufen sei — stets ein momentanes Ablösen der an jeder Zelle haftenden Libido bedeutet. Damit wäre derselbe Vorgang wiedergefunden, wie er sich in der Neurosenforschung erkennen ließ. Infolge der körperlichen Läsion wird Libido frei und die Heilung bestünde in dem Bestreben, dieselbe wieder anzuheften. Auch wissen wir aus der Pathologie, daß in jedem Heilungsprozeß ein Kampf zwischen im allgemeinen Sinne genommenen Toxinen und Antitoxinen vor sich geht. Dieser Kampf, der in den akuten infektiösen Erkrankungen im Fieber je nach Schub und Menge der toxischen Invasion schubweise nacheinanderfolgende Lösungen und Wiederbindungen der Libido (Heilungsbestreben) mit sich brächte, könnte sich nun in der endopsychi-

[1] Von mir gesperrt.

schen Wahrnehmung in jener spezifischen Form spiegeln, die uns bei den toxischen Psychosen als Kampf entgegentritt. Mag auch diese Vermutung der strengen psychoanalytischen Methode als zu gewagt erscheinen, so wollen wir doch an ihr als Hilfsvorstellung zur Annäherung an geahnte Zusammenhänge festhalten und ihre Basis noch zu erweitern suchen.

Den Mut zur Aufrechterhaltung und Weiterführung dieser unserer Annahme gibt uns eben die psychoanalytische Trieblehre in derem Sinne — wie wir immer wieder betonen müssen — eine Rückverfolgung der psychischen Veränderungen bis zu ihren somatischen Korrelaten nur durch Vermittlung des Libidobegriffes unternommen werden kann. Eine direkte Verknüpfung psychischer und somatischer Momente ist von Grunde aus verfehlt, weil sie inadäquate und inkommensurable Elemente mit grober Vernachlässigung ihrer Andersartigkeit unmittelbar ineinander zu überführen und umzusetzen sucht.

Wenn wir aber das kampfartige Aufwogen und Stillestehen des psychischen Prozesses als „Spiegelung“ von Lösungen und Wiederbindungen der Libido zu erklären vermögen, und andererseits auch im Kampfe der Toxine und Antitoxine Lösungen und Wiederbindungen der Libido nachspüren können, dann gelingt es uns wohl den schmalgezeichneten Weg einzuhalten, auf welchem die Forschung an der Hand der Libidotheorie von den vorerwähnten Gefahren gesichert vorwärts schreiten kann.[1]

Indem wir nun die oben dargelegte Analogie zwischen dem „psychischen“ und „organischen“ Prozesse zu erkennen glaubten und ersteren quasi als endopsychische Wahnehmung eben des letzteren betrachten, so vergegenwärtigen wir uns, daß die beobachtende Instanz als psychische Qualität auch organische Veränderungen nicht als organische wahrnehmen kann; was sie

[1] Wenn es der pathologischen Erforschung der Neurosen gelänge, die Veränderung der Libidopositionen einerseits durch den organischen Prozeß des Kampfes zwischen Toxinen und Antitoxinen oder Noxen und Heilagentien, andererseits durch den klinisch zu beobachtenden „Kampf“ im psychischen Prozeß irgendwie aufzudecken, wären wir hier einer solchen unlösbar einheitlichen Erscheinung näher gekommen, welche eventuell weiteren pathologischen Einsichten den Weg bahnen könnte und schließlich vielleicht auch Groddecks „Es“-Begriff deutlicher zu machen vermöchte.

wahrnimmt, ist eben die am Soma haftende Libido und deren Besetzungsveränderungen.

Weiteren Mut schöpfen wir aus der Beobachtung, daß bei näherer Betrachtung ähnliche Erscheinungen auch bei den endogenen, psychogenen Erkrankungen zu verzeichnen sind. Eine überwiegende Anzahl der Fälle von Paraphrenien und Paranoiderkrankungen zeigt ganz offen das Moment des ewig erneuten Kämpfens, welcher sich von demjenigen der toxischen Delirien nur durch den protrahierten Ablauf unterscheidet. Auch in jenen Fällen — Praecox usw. Erkrankungen — wo dieser kampfartige Prozeß nicht in typischer Form zutage tritt, fehlt er nie vollständig, sondern ist nur im Krankheitsbilde verwischt, um zeitweise auf ganz typische Art durchzubrechen.

Bei den akuten oder delirienartigen Erkrankungen konnten wir bei der Allbekanntheit des geschilderten Phänomens davon absehen, Beispiele dafür zu erbringen. Da aber bei den chronischen psychogenen, speziell paranoiden Erkrankungen die Aufmerksamkeit der Beobachter bisher dieser Seite der Erscheinungen am wenigsten gerecht ward, wollen wir von sehr vielen beobachteten Fällen zwei herausgreifen, um an ihnen dieses rhythmisch hin und her wogende Kämpfen, Arbeiten in Erinnerung zu bringen.

Ein Paraphreniker, seit fünfundzwanzig Jahren in der Anstalt untergebracht, kämpft gegen bösartige Spiegel, mittelst welcher eine ganze Schar von Feinden mannigfache beunruhigende Gesichter und Stimmen vor ihm erscheinen lassen; er erwehrt sich ihrer durch seine magische Kraft, indem er die Spiegel vernichtet. Unzählige Spiegel hat er so zerstört, sich unzähligemale am Ziele geglaubt, wo er vor seinen Verfolgern Ruhe fände, aber immer wieder entstehen neue Spiegel, die er in endlosem „Wiedervonvorneanfangen“ immer von neuem vernichten muß, heute wie vor und seit fünfundzwanzig Jahren ohne Unterlaß.

Ein anderer Kranker führt schon seit zwanzig Jahren einen Kampf gegen die Habsburger einerseits und den römischen Papst andererseits, der ihn nicht zur Ruhe kommen läßt. Unterirdische Stimmen bedrängen ihn mit Fragen, die er erledigen muß, die aber immer wieder quälend an ihn herantreten; nie kann er sie endgültig los werden, da er auch in ewigem Zwiespalt hin und her gezerrt wird, ob er sich zu den Habsburgern oder zu dem Papst schlagen soll.

Wieder andere Kranken verrichten schwere Arbeiten, die ihnen auferlegt sind, ohne diese je zum Abschluß bringen zu können. In allen Fällen, wie verschieden sie auch ihrem Zeitverlauf und Inhalte nach seien, ist das Typische die Form: die Zweiteilung der Welt in Feind und Freund, ein Kampf zweier gegensätzlicher Mächte.

Wir glauben aber, dieser typischen Erscheinung auf Grund aller Beobachtungen dieselbe Bedeutung beimessen zu müssen, wie den analogen Symptomen der toxischen Erkrankungen, mit dem bloß formalen Unterschied, daß sie hier chronisch, dort akut verlaufen.

Überdies ist es — wie wir schon eingangs erörterten — auf Grundlage der psychoanalytischen Betrachtung nicht zulässig, einen prinzipiellen Unterschied zwischen den psychotischen Erkrankungen im Sinne des „Organischen“ und „Nichtorganischen“ aufzustellen. Wir müssen endgültig mit dieser einseitigen Ideologie der Psychiatrie aufräumen, auf Grund welcher man besondere „organische“ und besondere „psychische“ Elemente annahm, bald nur die einen, bald nur die andern in Betracht zog und auf halbem Wege entweder den organischen oder den psychischen Determinismus fallen ließ. Auf einer einheitlichen prinzipiellen Basis sind wir genötigt anzunehmen, daß auch die funktionellen psychogenen Erkrankungen einer konkreten pathologischen Grundlage nicht entbehren können.

Wenn dem so ist, ergeben sich uns noch in zwei Richtungen neue Fragen. Erstens erhebt sich die Frage, woher denn bei den organischen Erkrankungen, in deren psychischen „Kampf“ wir die endopsychische Wahrnehmung des organischen Prozesses zu erkennen glaubten, außer diesen seelischen Erscheinungen noch die so reichhaltigen und mannigfaltigen psychischen Inhalte stammen?

Zweitens: woher bei den Libidoerkrankungen, die durch ihre psychischen Inhalte gänzlich bestimmt zu sein scheinen, die Gehirnveränderung zu erklären sei, deren Spiegelung wir im „Kampf“, im rhythmischen Wechsel von Sieg und Niederlage zu sehen vermeinten.

Was die organischen Erkrankungen betrifft, so spielt in ihnen die Verletzung oder Erkrankung des Gehirnes eine analoge Rolle, wie sie bei der Traumbildung den Leibreizen zukommt. Sie sind nur die einen Erreger des psychischen Prozesses, stellen dessen „rezentes“ Element dar, das sich in der rhythmischen Form seines

Ablaufes spiegelt; das reichhaltige Bild einer Psychose kann sich aber nur dann voll entwickeln, wenn durch die Störung des Libidohaushaltes infantile Fixierungen aktiviert werden, welche diese „Form" mit ihren psychischen Inhalten erfüllen. Wir wissen ja, es gibt auch Fieber ohne Delirien. (Delirium sine delirio!).

Was hingegen die „psychogenen" Erkrankungen anbelangt, können wir zwar in diesen „funktionellen" Psychosen eine Läsion des Gehirnes nicht voraussetzen, doch drängt uns schon die Tatsache der psychischen Erkrankung, ebenso wie die oben beschriebenen, mit den toxischen Psychosen übereinstimmenden Symptom zu der Annahme, daß bei Erkrankungen des Ich auch das spezifische Ichorgan, das Gehirn, in irgend einer Weise in Mitleidenschaft gezogen wird.

Wir müssen uns nämlich vergegenwärtigen, daß im Triebhaushalte zwischen allen Systemen und allen Schichten eine Kommunikation mit verschiedenen Abfuhrstellen für die Libido und ebensovielen Sperrungsmöglichkeiten seitens der Ichtriebe besteht. (Stärcke.) Im normalen Zustande stellen wir uns das Verhältnis zwischen Abfuhr und Hemmung als ein derartiges vor, mittels welchem eine konstante Spannung in allen Systemen erhalten wird. Das Bestreben des psychischen Apparats ist eben die Erhaltung, bezw. Wiederherstellung der Reizlosigkeit, respektive der konstanten normalen Spannung. Wie also Libidomengen — etwa durch Versagung — in freie Schwebe gelangen, entsteht auch sogleich ein Bestreben zur Bindung der frei werdenden Libido, damit die normale Spannung erhalten bleibe. In diesem Sinne kann auch nie ausgeschlossen werden, daß im Falle einer neuropsychotischen Erkrankung, wenn die Bindung der Libido anderweitig nicht gelingt (Versagung), in anderen Libidopositionen respektive im Ichorgan eine kompensatorische Libidoaufhäufung provoziert wird. Auf welchem Wege dies geschieht, können wir nicht bestimmen; doch berechtigt uns unsere Kenntnis über den Zusammenhang zwischen Libidoerkrankungen und der inneren Sekretion zu der Vermutung, daß auch die sogenannten funktionalen Erkrankungen vermittels Beeinflussung der endokrinen Drüsen — den toxischen Noxen analog — eine Störung in der Libidoverteilung im Zentralorgan hervorrufen können.

Die pathologische Veränderung des Gehirnes oder des Zentralnervensystems, welche wir in jedem Falle annehmen müssen, wäre so sekundär auf die Libidoerkrankung erfolgt. Insoferne auf diese Weise, auf dem Wege der endokrinen Sekretion ein pathologischer Prozeß sich im Gehirn etabliert, gäbe dieser die pathoneurotische Grundlage ab, die durch die Lösung und narzißtische Bindung der Libido im Ichorgan die sogenannte organische Bedingung der Psychose herstellt.

Ein prinzipieller Unterschied dürfte also theoretisch zwischen den exogenen und endogenen, psychogenen Erkrankungen nicht aufgestellt werden; um den praktisch nosologischen Anforderungen zu genügen, müssen wir hier wieder eine den Freudschen analoge Ergänzungsreihe annehmen, an deren extremen Enden die Fälle zu stehen kämen, in denen die organische Läsion einerseits, die Libidoerkrankung andererseits das primäre und überwiegende Moment darstellen und die durch mannigfache Zwischenstufen verbunden werden.

Zusammenfassend können wir aussprechen, daß ebensowenig ein Fieberdelirium entstehen könnte, ohne daß neben dem organischen Prozeß im Gehirn noch infantile Fixierungen aktiviert werden (Fieber ohne Delirien), andererseits keine Neuropsychose zur Entwicklung gelangen kann, insoferne im Gehirne nicht gewisse — sagen wir toxische — Störungen vor sich gegangen waren. Diese Intoxikation des Gehirnes wird — vermutlich vermittels der endokrinen Sekretion — von der Neurose selbst besorgt. Wir stellen uns also vor, daß die Neurose, das heißt die Libidoerkrankung eine der toxischen analoge Gehirnläsion hervorzurufen vermag, ebenso wie umgekehrt durch die primäre Gehirnläsion (Trauma, krankhafte Veränderung) eine Störung im Libidohaushalte und demzufolge eine Aktivierung infantiler Fixierungen zuwege gebracht wird.

* * *

Die Schlußfolgerungen, die sich uns bei der Weiterführung von Ferenczis Gedanken ergaben und die einiges Licht auf die Pathologie der Psychosen zu werfen bestimmt sind, sind keineswegs geeignet, die nosologische Einheit der Patho-

neurosen zu erschüttern. Die von Ferenczi beschriebenen Erkrankungen bilden in jeder Hinsicht eine scharf umgrenzte, ihrem Wesen nach besondere Einheit, deren Selbständigkeit von der Tatsache nicht berührt wird, daß in ihrem Mechanismus auch ein allgemeineres Prinzip zum Ausdruck gelangt. Wenn im Sinne dieses allgemeinen Prinzips pathoneurotische Mechanismen auch bei anderen Krankheiten aufzuweisen sind, so kann dies nicht bedeuten, daß auch diese anderen Erkrankungen Pathoneurosen genannt werden könnten. Es muß uns nur mit Genugtuung erfüllen, wenn aus der undifferenzierten Masse der allgemeinen Krankheitsprozesse eine so gut umschriebene Krankheitseinheit hervorgehoben wurde, wie es eben durch die „Pathoneurosen" geschah. Diese Genugtuung wird um so nachhaltender, wenn wir, Ferenczis Gedankengang weiterführend, zu allgemeineren pathologischen Begriffen zu gelangen trachten.

Die Rolle der Schule in der libidinösen Entwicklung des Kindes.

Von **Melanie Klein** (Berlin).

Es ist eine in der Psychoanalyse bekannte Tatsache,[1] daß bei der Prüfungsangst wie beim Prüfungstraum die Angst vom Sexuellen auf das Intellektuelle verschoben ist. Sadger wies in seiner Arbeit „Über Prüfungsangst und Prüfungsträume“[2] nach, daß die Prüfungsangst in Träumen wie in der Wirklichkeit Kastrationsangst ist.

Die Beziehung zwischen der Prüfungsangst und der Schulhemmung ist einleuchtend. Als solche lernte ich aber auch die verschiedenen Formen und Grade der Unlust zum Lernen kennen, und zwar sowohl ausgesprochenen Widerwillen wie auch z. B. nur „Faulheit“, die weder vom Kinde noch von seiner Umgebung als Schulabneigung erkannt werden konnten.

Die Schule bedeutet im Leben des Kindes das Zusammentreffen mit einer als neu und oft sehr hart empfundenen Realität. Wie es sich diesen Anforderungen gewachsen zeigt, erweist sich meist als vorbildlich für die Art, wie es sich den Aufgaben des Lebens gegenüber einstellen wird.

Diese überaus bedeutsame Rolle der Schule ist im allgemeinen in der Tatsache begründet, daß die Schule und das Lernen von vorneherein für jeden Einzelnen libidinös determiniert sind, da die Schule durch ihre Anforderungen das Kind zur Sublimierung seiner libidinösen Triebkräfte nötigt. Vor allem hat die Sublimierung der genitalen Aktivität einen ausschlaggebenden Anteil an den verschiedenen Lerntätigkeiten, deren Hemmung dann entsprechend durch die Kastrationsangst erfolgt.

---

[1] Siehe: Stekel „Nervöse Angstzustände“, S. 193. Freud „Traumdeutung“, S. 188, „Der Prüfungstraum“.

[2] Siehe: Diese Zeitschrift VI., S. 140.

Mit Schulbeginn tritt das Kind aus dem Milieu heraus, das den Boden für seine Fixierungen und Komplexbildungen abgab, findet sich neuen Objekten und Tätigkeiten gegenübergestellt, und hat nun an diesen die Beweglichkeit seiner Libido zu erproben. In erster Linie ist es aber die Forderung, das bis dahin mögliche Verbleiben bei einer mehr oder weniger passiv-femininen Einstellung aufzugeben, nun seine Aktivität zu beweisen, die das Kind vor eine ihm neue und oft unerfüllbare Aufgabe stellt.

Ich will nun an der Hand von Beispielen aus einer Anzahl von Analysen auf die libidinöse Bedeutung von Schulweg, Schule, Lehrer und die in der Schule ausgeübten Tätigkeiten näher eingehen.

Der dreizehnjährige Felix empfand einen allgemeinen Widerwillen gegen die Schule. Auffallend war bei seiner guten intellektuellen Begabung der anscheinend völlige Mangel an Interessen. Er hatte einen Traum in die Analyse gebracht, den er kurz nach dem Tode seines Schuldirektors im Alter von ungefähr elf Jahren geträumt hatte. Er geht den Weg zur Schule und trifft dabei mit seiner Klavierlehrerin zusammen. Das Schulgebäude brennt; und auf der Straße sind die Zweige der Bäume herabgebrannt, aber die Stämme selbst geblieben. Er geht mit seiner Lehrerin durch das brennende Gebäude und sie kommen heil hindurch usw. — Die volle Deutung dieses Traumes erfolgte erst zu einem viel späteren Zeitpunkt, als die Analyse die Bedeutung der Schule als Mutter, des Lehrers und Schuldirektors als Vater ergeben hatte. Ich entnehme seiner Analyse einige Beispiele dafür. Er klagt, daß er in all den Jahren die Schwierigkeit nicht überwinden gelernt habe, die ihm gleich von Anfang an das Aufstehen, wenn er in der Schule aufgerufen wird, bereitete. Er assoziiert dazu, daß die Mädchen ganz anders aufstehen und demonstriert den Unterschied wie die Knaben aufstehen, durch eine Bewegung der Hände, die, zum Genitale führend, deutlich die Form des erigierten Penis zeigt. Der Wunsch, sich dem Lehrer gegenüber gleich den Mädchen zu benehmen, drückt die feminine Einstellung zum Vater aus, die Hemmung aufzustehen erweist sich durch Kastrationsangst bestimmt, unter deren Zeichen sich seine ganze weitere Schuleinstellung vollzieht. — Die Vorstellung, die er einmal in der Schule hatte, der Lehrer, der sich, vor den Schülern stehend, mit dem Rücken an das Katheder lehne, sollte umstürzen,

das Pult umwerfen, eindrücken, sich dabei verletzen, erwies die Bedeutung des Lehrers als Vater, des Pultes als Mutter[1] und führte zu seiner sadistischen Auffassung des Koitus.

Er berichtet, wie bei einer griechischen Arbeit die Jungen trotz der Aufsicht des Lehrers einander zuflüsterten und halfen. Seine weiteren Einfälle führen zur Phantasie, wie er es fertigbringen könnte, einen besseren Platz in der Klasse[2] zu bekommen. Er phantasiert, wie er seine Vordermänner überholt, beseitigt, tötet und stellt mit Erstaunen fest, daß sie ihm nun nicht mehr wie gerade vorher als Bundesgenossen, sondern als Feinde erscheinen. Wenn er nun nach ihrer Beseitigung zum ersten Platz bis zum Lehrer vorgerückt wäre, so bliebe in der Klasse nur mehr der Lehrer, der einen besseren Platz als er hat — mit dem könne er es aber doch nicht aufnehmen.[3]

Bei dem nicht ganz siebenjährigen Fritz,[4] dessen Abneigung gegen Schule und Lernen sich auch auf den Schulweg erstreckte,

[1] Die Mutterbedeutung des Katheders, ferner des Pultes, der Tafel und alles dessen, worauf man schreiben kann, sowie die Penisbedeutung des Federhalters, des Griffels, der Kreide sowie alles dessen, womit man schreiben kann, wurde mir in dieser Analyse und in anderen so deutlich und bestätigte sich mir immer wieder, daß ich sie als typisch anspreche. An einzelnen Fällen wurde ja auch sonst in der Psychoanalyse die sexual-symbolische Bedeutung dieser Gegenstände nachgewiesen. So hat Sadger an einem Falle von dementia paranoides im Anfangsstadium in seiner Arbeit: „Über Prüfungsangst und Prüfungsträume“ (Diese Zeitschrift VI, S. 140) die sexual-symbolische Bedeutung des Katheders, der Tafel, der Kreide nachgewiesen und Jokl in „Zur Psychogenese des Schreibkrampfes“ an einem Falle von Schreibkrampf auch die sexual-symbolische Bedeutung des Federhalters.

[2] In Deutschland richtet sich der Platz in der Klasse nach der Qualität der Leistungen. — Die „Zensur“, der die Mutter seiner Meinung nach geringere Bedeutung beilegen sollte als dem Platz in der Klasse, bedeutete auch ihm ebenso wie Fritz (Siehe S. 229 dieser Arbeit) die Potenz, das Glied, das Kind; der Platz in der Klasse war ihm der Platz in der Mutter, die von ihr gewährte Möglichkeit zum Koitus.

[3] Der Lehrer erweist sich dabei als homosexuelles Wunschobjekt. Aber es zeigt sich, was ja in der Genese der Homosexualität immer bedeutsam ist, daß dieser homosexuelle Wunsch verstärkt wird durch den verdrängten Wunsch über den Vater hinüber zum Koitus mit der Mutter — in diesem Falle also zum ersten Platz in der Klasse — zu gelangen. Ebenso zeigt sich hinter dem Wunsche, auf dem Katheder sprechend den Lehrer, resp. Vater in die passive Rolle des Zuhörens zu drängen, der Wunsch nach der Mutter auch wirksam, da das Katheder ebenso wie das Pult für ihn Mutterbedeutung haben.

[4] Siehe: „Eine Kinderentwickung“, Imago VII, 3. Heft, S. 251.

hatte sich in der Analyse diese Abneigung als Angst erwiesen.[1] Als im Verlauf der Analyse an Stelle der Angst Lust getreten war, brachte er folgende Phantasie: Die Schulkinder klettern durch das Fenster in das Schulzimmer zur Lehrerin. Da gab es aber einen kleinen Jungen, der so dick war, daß er durch das Fenster nicht herein konnte und deshalb auf der Straße vor dem Schulhause seine Aufgaben lernen und schreiben mußte. Diesen Jungen nannte Fritz den Kloß und beschrieb ihn als sehr komisch. So wußte der z. B. gar nicht, wie dick und komisch er sei, wenn er herumsprang, und er erregte dadurch bei seinen Eltern und Geschwistern eine solche Heiterkeit, daß die Geschwister vor Lachen aus dem Fenster fielen, die Eltern vor Lachen immer wieder auf und ab zur Decke sprangen. Dabei stießen sie schließlich an eine an der Decke befindliche schöne Glasschale, die dadurch einen Sprung erhielt, aber doch nicht zerbrach. Der springende komische Kloß erwies sich ebenso wie das Kasperle als Darstellung des in die Mutter eindringenden Gliedes.[2]

Die Lehrerin ist ihm aber auch zugleich die kastrierende Mutter mit dem Penis: zu seinen Halsschmerzen assoziiert er, daß die Lehrerin mit Zügeln gekommen sei, ihm den Hals zugeschnürt habe und ihn einspannte wie ein Pferd.

In der Analyse der neunjährigen Grete höre ich von dem tiefen Eindruck, den es ihr hinterließ, als sie einen Wagen in den Schulhof einfahren sah und hörte. — Ein andermal erzählt sie von einem Wagen mit Zuckerware, von der sie nicht wagte zu kaufen, da die Lehrerin gerade vorbeikam. Sie schildert diese Zuckerware als eine Art Watte, als etwas, das sie lebhaft interessiert und worüber sie sich doch nicht zu orientieren getraute. Diese beiden Wagen erwiesen sich als Deckerinnerungen für ihre

[1] Siehe: „Zur Frühanalyse", Imago IX, 1923. Ich führte dort näher aus, daß die zahlreichen Mutterleibs-, Zeugungs- und Geburts-Phantasien von Fritz den Wunsch verdeckten, der dabei der intensivste und verdrängteste war: in den Mutterleib auf dem Wege des Koitus zu gelangen. — Ferenczi hat in seinem Kongreßvortrag „Versuch einer Genitaltheorie" (VII. Internationaler Psychoanalytischer Kongreß, September 1922) die Vermutung ausgesprochen, daß im Unbewußten die Rückkehr in den Mutterleib nur auf dem Wege des Koitus möglich scheine und hat auch eine Hypothese aufgestellt, die diese immer wieder nachweisbare Phantasie von phylogenetischen Entwicklungsvorgängen ableitet.

[2] Siehe: Jones „Zur Theorie der Symbolik", Zeitschrift VI.

frühinfantilen Koitusbeobachtungen, die undefinierbare Zuckerwatte als der Samen.

Grete sang in der Schule im Chor die erste Stimme, die Lehrerin war ganz nahe an ihre Bank getreten und schaute ihr direkt in den Mund. Grete empfand dabei ein unwiderstehliches Bedürfnis die Lehrerin zu küssen und zu umarmen. In dieser Analyse erwies sich das Stottern des Mädchens determiniert durch die libidinöse Besetzung des Sprechens wie auch des Singens Das Auf und Ab der Stimme, die Bewegung der Zunge stellten da den Koitus dar.[1]

Der sechsjährige Ernst stand kurz vor seiner Einschulung. Er spielt nun in der Analysenstunde, daß er Maurer ist. Während der sich daran anschließenden Hausbauphantasie[2] unterbricht er sich und erzählt von seinem zukünftigen Beruf: Er will „Schüler" werden, später auch an die Hochschule gehen. Auf meinen Einwurf, daß das noch kein endgültiger Beruf sei, meint er ärgerlich, er wolle sich keinen Beruf ausdenken, weil die Mutter damit dann vielleicht nicht einverstanden und noch auch böse wäre. Etwas später, als er die Hausbauphantasie fortsetzt, fragt er plötzlich: „Heißt es eigentlich Hofschule oder Hochschule?"

Diese Zusammenhänge erwiesen, daß für ihn Schüler sein heißt: den Koitus erlernen, der Beruf aber bedeutet: den Koitus auszuüben.[3] Darum war er beim Hausbauen, das ihm mit Schule und Hofschule so innig zusammenhing, nur Maurer, der aber noch die Anweisungen des Architekten und die Hilfe anderer Maurer brauchte.

Ein andermal hat er einige Kissen von meinem Diwan aufeinandergetürmt und darauf sitzend spielte er den Pastor auf der Kanzel, der aber zugleich ein Lehrer war, denn ringsum saßen phantasierte Studenten, die etwas aus den Gebärden des Pastors lernen oder erraten sollten. Dabei hob er beide Zeigefinger hoch, dann rieb er die Hände aneinander (nach seiner Aussage bedeutete dies Wäschewaschen und Warmreiben) und sprang dann immer wieder auf und ab mit den Knieen auf die

---

[1] Siehe: „Zur Frühanalyse" von Melanie Klein, Imago IX, 3. Heft, S. 254.

[2] Dieses Hausbauen stellte den Koitus und die Erzeugung eines Kindes dar.

[3] Diese unbewußte Bedeutung des „Berufes" ist typisch. Sie läßt sich immer wieder in Analysen nachweisen und trägt sicherlich sehr stark zu den Schwierigkeiten der Berufswahl bei.

Kissen. Die Kissen, die immer wieder in seinen Spielen mitwirkten, hatten sich in seiner Analyse als das (mütterliche) Glied erwiesen, die verschiedenen Gebärden des Pastors als Koitus. Der Pastor, der den Studenten diese Gebärden zeigt, ihnen aber keine Erklärungen gibt, bedeutet den guten Vater, der die Söhne im Koitus unterweist, vielmehr sie dabei als Zuschauer duldet.[1]

Dafür, daß die Schulaufgabe Koitus oder Onanie bedeutet, bringe ich aus einigen Analysen Beispiele. Der kleine Fritz zeigte, bevor er zur Schule kam, Lernlust und Wißbegierde und lernte auch allein lesen. Gegen die Schule empfand er aber bald große Unlust und bewies starke Abneigung gegen jede Schulaufgabe. Er phantasierte wiederholt von „schweren Aufgaben", die man im Zuchthause bekäme. Als solche führt er an, einen Hausbau allein in acht Tagen durchzuführen.[2] Aber auch von seinen Schulaufgaben spricht er als von „schweren Aufgaben" und sagt einmal, die Schulaufgabe sei ebenso schwer, wie ein Haus zu bauen. In einer Phantasie werde auch ich einmal ins Gefängnis gesperrt und genötigt, dort schwere Aufgaben zu machen, und zwar in einigen Tagen ein Haus zu bauen und in einigen Stunden ein Heft vollzuschreiben.

Felix empfand die schwersten Hemmungen jeder Schulaufgabe gegenüber. Er ließ, wenn auch unter schweren Gewissensbedenken, die Erledigung der Aufgaben für den Morgen. Dann empfand er heftige Reue, sie nicht früher gemacht zu haben, ließ sie aber wieder bis zum letzten Augenblick, las dazwischen noch die Zeitung, lernte dann atemlos, wobei er bald die eine bald die andere Aufgabe hernahm, ohne eine zu vollenden und langte mit einem schlechten, unsicheren Gefühl in der Schule an, wo er noch schnell im Geheimen dies und jenes abschrieb. Sein Gefühl bei einer Schularbeit beschrieb er folgendermaßen: „Zuerst hat man große Angst, dann beginnt man und es geht irgendwie und nachher hat man so ein schlechtes Gefühl". Von einer Schularbeit erzählte er mir, daß er, um sie nur schnell loszuwerden, recht schnell zu schreiben begann, immer schneller und schneller schrieb,

[1] Der Knabe hatte jahrelang das Schlafzimmer der Eltern geteilt, diese und andere Phantasien lassen sich auf frühinfantile Koitusbeobachtungen zurückführen.

[2] Siehe die Bedeutung des Hausbauens bei Ernst und Felix (S. 327 dieser Arbeit).

dann immer langsamer und langsamer wurde und schließlich mit ihr nicht fertig werden konnte. „Dieses schnell — schneller — langsamer — und nicht zu Ende führen“ aber hatte er mir auch von den Onanieversuchen berichtet, die um diese Zeit unter der Wirkung der Analyse bei ihm einsetzten.[1] Parallel dem besseren Gelingen der Onanie ging es auch mit seinen Aufgaben besser und wir konnten wiederholt an der Art wie er sich zur Aufgabe oder Schularbeit verhielt, sein Verhalten bei der Onanie feststellen.[2] Felix wußte es auch meist so einzurichten, daß er die Aufgabe von einem anderen abschrieb, womit er, wenn sie gelungen war, sich gewissermaßen eines Bundesgenossen gegen den Vater versichert und den Wert — also damit auch die Schuld — der Leistung herabgesetzt hatte.

Für Fritz bedeutete das bei einer guten Arbeit von der Lehrerin hingeschriebene „Lob“ ein kostbares Besitztum. Zur Zeit eines politischen Mordes zeigte er abends Angst und erzählte, die Mörder könnten ihn ebenso überfallen, wie den ermordeten Politiker. Diesem hätten sie seine Orden rauben wollen, ihm würden sie sein Lob rauben. Die Orden sowohl, wie Lob und auch die Zensur bedeuteten ihm das Glied, die Potenz, die ihm die kastrierende Mutter (als die ihm die Lehrerin erschien) wiederschenke.

Beim Schreiben des kleinen Fritz bedeuten die Zeilen Wege, und die Buchstaben fahren auf Motorrädern — der Feder — in sie ein. Z. B. fahren das „i“ und das „e“ auf einem gemeinsamen Motorrad, das meist vom „i“ gelenkt wird und sie lieben einander so zärtlich, wie man es in der wirklichen Welt gar nicht kennt. Weil sie immer miteinander fuhren, wurden sie einander so ähnlich, daß kaum ein Unterschied zwischen ihnen besteht, denn Anfang und Ende — er sprach dabei vom kleinen lateinischen

---

[1] Zufolge eines ärztlichen, nicht operativen Eingriffes am Penis, der in seinem vierten Lebensjahre erfolgte, hatte er die Onanie nachher nur unter schweren Gewissensbedenken ausgeübt. Als dieser Eingriff im Alter von zehn Jahren wiederholt wurde, hat er die Onanie völlig aufgegeben, litt aber dann an Berührungsangst.

[2] Wiederholt ließ er den Schlußsatz der Schularbeit aus, ein andermal vergaß er etwas in der Mitte der Aufgabe. Als schon diesbezüglich ein Fortschritt eingetreten war, drängte er die ganze Arbeit auf einen möglichst geringen Umfang zusammen usw.

Alphabet — sind bei „i“ und „e“ gleich, nur in der Mitte hat das „i“ einen kleinen Strich, das „e“ ein kleines Loch. Von den gotischen Buchstaben „i“ und „e“ erklärt er, daß auch sie auf einem Motorrad führen; daß das „e“ ein Kästchen habe, anstatt des Lochs beim lateinischen „e“, sei nur ein Unterschied wie ein anderes Fabrikat bei den Motorrädern. Die „i“ sind geschickt, vornehm und klug, haben zahlreiche und spitze Waffen und wohnen in Höhlen, zwischen denen es aber auch Berge, Gärten und Hafen gibt. Sie stellen das Glied, ihr Weg den Koitus dar. Im Gegensatz dazu werden die „l“ als dumm, ungeschickt, faul und schmutzig geschildert. Sie wohnen in Höhlen unter der Erde. In der L-Stadt sammelt sich in den Straßen Schmutz und Papier, in kleinen „dreckigen“ Häuschen mischen sie zum Wasser einen im i-Land gekauften Farbstoff und trinken und verkaufen das als Wein. Sie können nicht richtig gehen, können nicht graben, weil sie die Schaufeln verkehrt halten usw. Es wurde deutlich, daß die „l“ den Stuhl darstellen. Auch anderen Buchstaben gelten zahlreiche Phantasien.[1]

So schrieb er anstatt des doppelten „s“ immer nur eines, bis eine Phantasie Aufklärung und Auflösung dieser Hemmung brachte. Das eine „s“ war er selbst, das andere sein Papa. Sie sollten miteinander in ein Motorboot steigen, denn die Feder war auch ein Boot, das Heft ein See. Das „s“, das er war, stieg nun ins Boot, das dem anderen „s“ gehörte, und fuhr damit schnell weg auf den See. Das war der Grund, daß er die beiden „s“ nicht zusammen schrieb. Daß er anstatt eines scharfen „s“ häufig ein gewöhnliches schrieb, zeigte sich dadurch determiniert, daß der Teil des scharfen „s“, der dabei wegblieb, für ihn so war, „wie wenn man einem Menschen die Nase wegnimmt“. Dieser Fehler erwies sich durch die Kastrationswünsche gegen den Vater determiniert und blieb nach dieser Deutung aus.

Der sechsjährige Ernst zeigt kurze Zeit nach Schulbeginn, dem er mit großer Freude entgegengesehen hatte, eine ausgesprochene Unlust zum Lernen. Er erzählt mir vom „i“, das sie eben lernten und das ihm schwer fällt. Dabei erfahre ich auch, daß der Lehrer einen größeren Jungen, der ihnen das „i“ an der Tafel vorschreiben sollte, schlug, weil er es nicht gut genug machte. Ein andermal klagt er, „daß die Aufgaben so schwer sind, daß er

[1] Siehe „Zur Frühanalyse“ (S. 252).

beim Schreiben immer Striche auf und ab machen muß, daß er beim Rechnen kleine Stühlchen zeichnet, überhaupt die Striche so machen muß, wie es der Lehrer will, der ihm dabei zuschaut. Nach diesem Bericht zeigt sich große Agression, er reißt die Kissen vom Diwan und schleudert sie an das andere Ende des Zimmers. Er blättert dann in einem Buch und zeigt mir „eine ‚I'-Loge". Eine Loge sei etwas, „wo man allein drin ist" — das große ‚I' ist allein drinnen, ringsherum sind nur kleine schwarze Buchstaben, die ihn an Stuhl erinnern. Das große I ist das große ‚Popöchen' (Glied) das allein in der Mutti sein will, das er nicht hat und es darum dem Papa nehmen muß. Er phantasiert dann, daß er mit einem Messer Papas Popöchen abschneidet, dieser ihm mit einer Säge seines absägt, dafür hat er ja dann aber Papas. Dann schneidet er dem Papa den Kopf ab, der kann ihm dann nichts mehr tun, weil er nicht sieht — aber die Augen im Kopf sehen ihn doch. Danach versucht er plötzlich eifrig in dem Buch zu lesen, zeigt große Lust dazu — der Widerstand ist aufgelöst. Er räumt die Kissen zurück und erklärt, daß diese auch einmal „auf und ab" gemacht haben, und zwar den Weg vom Diwan zum anderen Ende des Zimmers und zurück. Er hat um den Koitus ausführen zu können, der Mutter das Glied (die Kissen) genommen.

Die siebzehnjährige Lisa erzählt in ihren Assoziationen, daß sie das „i" nicht mag; es ist ein dummer springender Junge, der immer lacht, der nicht auf der Welt zu sein brauchte, über den sie in eine ihr selbst unbegreifliche Wut gerät. Das „a" lobt sie als ernst und gemessen, es imponiert ihr und die Assoziationen führen zu einer deutlichen Vaterimago, deren Name auch mit „a" beginnt. Dann aber meint sie, das „a" sei vielleicht doch ein wenig zu ernst und gemessen, sollte doch auch etwas vom springenden „i" haben. Das „a" ist der kastrierte und dann ihr doch nicht zusagende Vater, das „i" das Glied.

Bei Fritz war der „i"-Punkt wie überhaupt Punkt und Doppelpunkt, ein Stoß des Gliedes.[1] Als er mir einmal sagte, daß man den Punkt fest aufdrücken muß, hob und senkte er zugleich den Unterkörper und wiederholte das beim Doppelpunkt. Die neunjährige Grete assoziert zum „u"-Bogen den Bogen,

[1] Auch für die kleine Grete ist Punkt und Komma ähnlich determiniert. Siehe: „Zur Frühanalyse", S. 254.

in dem sie kleine Jungen urinieren sah. Mit besonderer Vorliebe zeichnet sie schöne Schnörkel, die sich bei ihr als Teile des männlichen Genitale erweisen — aus dem gleichen Grunde läßt Lisa überall die Schnörkel weg. Grete bewundert eine Freundin sehr, die wie eine Erwachsene den Federstiel zwischen dem zweiten und dritten Finger ganz gerade halten und auch den u-Bogen von rückwärts nach vorne machen kann.

Sowohl bei Ernst wie bei Fritz konnte ich die Hemmung in Bezug auf Schreiben und Lesen, also die Grundlage aller weiteren Schultätigkeit vom „i" ausgehen sehen, das ja auch mit seinem einfachen „auf und ab" die Grundlage der ganzen Schrift ist.[1]

Die sexual-symbolische Bedeutung des Federhalters geht aus den hier gebrachten Beispielen hervor und wird besonders deutlich aus den Phantasien von Fritz, bei dem die Buchstaben auf einem Motorrad (der Feder) fahren. Es läßt sich erkennen, wie die sexual-symbolische Bedeutung des Federhalters in die damit ausgeübte Tätigkeit des Schreibens übergeht. Ebenso leitet sich die libidinöse Bedeutung des Lesens aus der symbolischen Besetzung des Buches und des Auges ab. Dabei sind natürlich auch andere durch die Partialtriebe gegebenen Determinanten wirksam; so beim Lesen das Voyeurtum, beim Schreiben exhibitionistische agressiv-sadistische Tendenzen; der sexual-symbolischen Bedeutung des Federhalters lag ja wohl ursprünglich die der Waffe und der Hand zugrunde. Dementsprechend ist auch die Tätigkeit des Lesens eine passivere, die des Schreibens eine aktivere und es sind für die Hemmungen der einen oder anderen eben auch diese verschiedenen Fixierungen der prägenitalen Organisationsstufen bedeutsam.

Bei Fritz ist die Zahl „1" ein Herr, der in einem heißen Lande wohnt, deswegen nackt ist — nur bei Regen mit einem

---

[1] Herr Rohr ist in der Berliner Vereinigung in einem Referat über die chinesische Schrift, deren Deutung auf psychoanalytischer Grundlage nähergetreten. In der anschließenden Diskussion wies ich darauf hin, daß die einstige Bilderschrift, die auch unserer Schrift zugrundeliegt, sich bei jedem einzelnen Kinde in dessen Phantasien noch wirksam erweist. Dann wären also die verschiedenen Striche, Punkte usw. unserer jetzigen Schrift nur zufolge Verdichtung, Verschiebung und der anderen uns aus Traum und Neurose bekannten Mechanismen erzielte Vereinfachungen der früheren Bilder, deren Überreste aber bei dem einzelnen Individuum nachweisbar wären.

Mantel bekleidet. Er kann sehr geschickt fahren und lenken, besitzt fünf Dolche, ist sehr tapfer usw. und seine Identität mit dem „Pipigeneral“[1] (das Genitale) erweist sich bald. Überhaupt sind bei Fritz die Zahlen Leute, die in einem sehr heißen Lande wohnen. Sie entsprechen den farbigen Menschenrassen, während die Buchstaben die weißen sind. — Bei Ernst ist das „Auf und Ab“ der 1 identisch mit dem des „i“. — Lisa erzählt mir, daß sie den Abstrich der Zahl „1“ nur so „ganz kurz hinkratzt“, was wieder durch ihren Kastrationskomplex determiniert ist. — Es wäre also das Glied, das in der symbolischen Darstellung durch die „1“ dem Zählen und Rechnen zugrunde liegt.

Die Bedeutung der „10“ konnte ich in Kinderanalysen wiederholt durch die Zahl der Finger determiniert sehen, wobei aber dann die Finger unbewusst mit dem Penis gleichgesetzt werden und aus dieser Quelle die Zahl 10 ihren Affektton empfängt. Daraus ergaben sich auch die Phantasien, daß zehnmaliger Koitus, respektive zehn Stöße des Gliedes zur Zeugung eines Kindes notwendig wären. Analog ergibt sich die immer wieder nachweisbare besondere Bedeutung der Zahl „5“.[2] Abraham wies darauf hin, daß die symbolische Bedeutung der „3“ aus dem Ödipuskomplex — nämlich durch das Verhältnis Vater, Mutter, Kind bestimmt — bedeutungsvoller sei, als die so häufige Darstellung der „3“ für das männliche Genitale.[3] Ich will dazu nur ein Beispiel bringen:

Lisa findet die „3“ auch unerträglich, weil „ein dritter ja doch immer überflüssig sei“, „zwei miteinander wettrennen können“ — wobei das Ziel eine Fahne ist — der dritte aber dabei nichts zu tun habe.

Lisa, die Neigung zur Mathematik hatte, darin aber sehr stark gehemmt war, erzählte mir, daß sie eigentlich nur den Begriff der Summe ganz verstand: „daß ‚1‘ zum anderen kommt, wenn beide gleich sind“, konnte sie verstehen, aber wie man sie addiert, wenn sie verschieden sind? — Diese Vorstellung war durch ihren Kastrationskomplex bedingt, sie betraf die Ver-

---

[1] Siehe: „Zur Frühanalyse“, S. 241.

[2] Ich weise darauf hin, daß für das römische Zahlensystem die Zahlen „I“, „V“ und „X“ grundlegend sind, die übrigen Zahlen von „I bis X“ sich nur an diese anlehnen. Die V und X sind aber auch aus dem geraden Strich der Zahl „I“ gebildet.

[3] Siehe: „Imago“, IX, Heft 1.

schiedenheit zwischen männlichem und weiblichem Genitale. Der Begriff der „Summe“ zeigt sich bei ihr durch den Koitus der Eltern determiniert.

Dagegen konnte Lisa wohl begreifen, daß beim Multiplizieren verschiedenartiges genommen würde, dann sei eben das Produkt verschieden. Das „Produkt“ ist das Kind. Sie will für sich selbst nur ein männliches Genitale anerkennen, den Geschwistern aber das weibliche lassen.

Ernst bringt zur Analysenstunde eine Schachtel mit bunten Glaskügelchen, sondert sie nach Farben und beginnt damit zu rechnen.[1] Er will wissen, wieviel „1 weniger 2“ ist, und versucht das zuerst mit den Kugeln, dann mit den Fingern. Er zeigt mir durch Hochheben des einen Fingers, zu dem der zweite halb gehoben wird, daß, wenn man den einen Finger wegnimmt, hat man wohl schon „0“, „aber dann ist doch noch der andere (halbgehobene) da, den man auch noch nehmen kann“. Dann zeigt er mir wieder durch Heben der Finger, daß 2 und 1 drei sind und meint: „Das eine ist mein Popöchen, die anderen zwei Vatis und Muttis Popöchen die ich mir dazu genommen habe. Jetzt hat die Mutti sich wieder zwei Popöchen von ihren Kindern genommen, die nehme ich von ihr zurück — da habe ich schon fünf.“

Ernst zeichnet in der Analysenstunde „Doppellinien“ auf ein Papier und sagt mir, daß nach Aussage des Lehrers man zwischen den Doppellinien besser schreiben könne. Er meint, daß sei deshalb, weil man doch dann zwei Striche habe und assoziiert, daß es zwei „Popöchen“ sind, die er auf diese Weise besitzt. Er macht dann aus diesen Doppellinien durch vertikale Striche „Doppelkästchen“ und sagt: „Beim Rechnen ist es aber nicht besser, daß es Doppelkästchen sind, weil die Kästchen dadurch kleiner werden und dann bringt man die Zahlen schwerer hinein.“ Er zeigt mir auch, wie er das meint und schreibt in diese Kästchen die Aufgabe „$1 + 1 = 2$“. Das erste Kästchen, in das er die „1“ schreibt, ist größer als die anderen Kästchen. Dazu sagt er: „Das, was dazukommt, hat das kleinere Kästchen.“ „Es ist Muttis Popöchen,“ fügt er hinzu und (auf die erste „1“ zeigend) „das ist Vaters Popöchen

[1] Die anale Grundlage des Rechnens zeigt sich dabei deutlich. Der dem Penis geltenden Kastrationsangst ging die um den Verlust der Kotstange voraus, die ja als „Urkastration“ empfunden wird. (Siehe: Freud, Triebumsetzungen insbesondere der Analerotik.)

und dazwischen das ‚und' (+) bin ich." Er erklärt mir noch, daß der horizontale Strich beim + (den er auch sehr klein macht) ihn nichts kümmert, er und sein Popöchen sind der gerade Strich. Die Summe ist auch ihm der Koitus der Eltern.

Ein anderes Mal beginnt er die Analysenstunde mit der Frage, ob er ausrechnen soll, „wieviel ‚10 + 10' oder ‚10 — 10' ist". (Die der „1" geltende Kastrationsangst ist auf die „10" verschoben.) Er vergewissert sich, daß er „10 Penisse" (Finger) hat, über die er verfügen kann. Im Anschlusse an diese Frage versucht er auf ein Papier möglichst große Zahlen aufzuschreiben, die er mich ausrechnen lassen will. Er erklärt mir dann, daß eine Reihe von Zahlen, die er aus mehreren Einsern und Nullen abwechselnd bildet — (100010001000) — eine „gegentorische" Art zu rechnen sei. Das erklärte er mir folgendermaßen: Es gibt eine Stadt (von der er schon vorher phantasiert hatte), die sehr viele Tore hat, weil dort auch alle Fenster und alle Öffnungen Tore heißen. In dieser Stadt fahren auch viele Bahnen.[1] Er zeigt mir nun, daß, wenn er sich ans Ende des Zimmers stellt, von der gegenüberliegenden Wand ausgehend eine Reihe immer kleiner werdender Ringe auf ihn zuführt. Diese Ringe nennt er „Tore", aus ihnen ergebe sich die Zahlenreihe der „1" und „0", die er auf das Papier geschrieben hatte. — Er rechnet mir dann aus, daß man auch zwei „1" gegeneinander aufstellen kann. In die sich ergebende Figur, die das lateinische Schriftzeichen „M" darstellt, zeichnet er noch einen kleinen Kreis und erklärt „da ist nun auch das Tor". — Die mit den Nullen abwechselnde „1" stellt das Glied dar (Gegentor = Penis). Die „0" ist die Vagina — es sind mehrere Ringe, weil ja auch der Körper mehrere Öffnungen (viele Tore) hat.

Als er mir dieses „gegentorische" Rechnen erklärt hatte, griff er nach einem Schlüsselring, der gerade dort lag, zog eine Haarnadel durch und zeigte mir nach einigem Bemühen, daß die Haarnadel „nun endlich darin steht", daß aber dabei „der Ring geteilt — dazu auseinandergerissen werden muß", was wieder zu seiner sadistischen Auffassung des Koitus führte. Er erklärt mir übrigens, daß dieser Ring, der ja auch wie eine „0" sei, ja

---

[1] Analog den Phantasien von Fritz über die von Bahnen durchquerte Stadt (siehe „Zur Frühanalyse", S. 248) bedeutet auch bei Ernst die Stadt die Mutter, die Bahn das Glied, das Fahren den Koitus.

eigentlich nur ein gerades Stück ist, das dann zusammengebogen wurde. Es zeigt sich, wie auch sonst bei ihm, darin die Vorstellung des mütterlichen Penis wirksam, und zwar eines in der Vagina versteckten,[1] den er eben beim Koitus zerreißen oder zerstören muß. Eine besondere Aggression kommt in der Analyse sowohl im Anschluß an diese, wie auch an die früheren Rechenphantasien heraus. Sie setzt wie immer bei ihm damit ein, daß er die Kissen von meinem Diwan reißt und mit beiden Füßen auf diese und auch auf den Diwan springt — es ist die in seiner Analyse immer wieder nachweisbare Kastration der Mutter und daran anschließend der Koitus mit ihr. Unmittelbar nachher beginnt er zu zeichnen.[2]

Bei Fritz war eine ausgesprochene Hemmung gegen das Dividieren vorhanden, gegen die sich alle Erklärungen fruchtlos erwiesen, da er sie wohl verstand, aber die Rechenbeispiele immer wieder falsch machte. Er erzählte mir einmal, daß er beim Dividieren die Zahl, die er noch braucht, erst herunterholen müsse, er klettert hinauf, packt sie beim Arm und reißt sie hinunter. Auf meine Frage, was die denn dazu sagt, erwidert er, das sei der sicher nicht angenehm — das sei ja so, wie wenn seine Mutter auf einem 13 m hohen Stein stehe, dann kommt jemand, packt sie so am Arm, daß er ihn ihr ausreißt und zerteilt sie. Kurz vorher hatte er aber von der Frau im Zirkus phantasiert, die zersägt und dann doch wieder lebendig wird und fragt mich nun, ob denn das möglich wäre. Er erzählt dann (auch im Anschluß an eine kurz vorher gebrachte Phantasie), daß eben jedes Kind ein Stück von seiner Mutter haben will, die in vier Teile geschnitten werde; er schildert ganz genau, wie sie schreit, daß ihr Papier in den Mund gestopft wird, damit sie nicht schreien kann, was sie für Gesichter schneidet usw. Ein Kind nimmt ein ganz scharfes Messer und er schildert nun, wie sie zerschnitten wird: zuerst der Breite nach die Brust, dann der Bauch, dann der Länge nach, so daß das „Pipi", das Gesicht und der Kopf genau in der Mitte durchschnitten werden, wobei ihr die „Gescheitheit"[3] aus dem Kopf genommen wird. Der Kopf wird

[1] Siehe: Böhm II. Beitrag zur Psychologie der Homosexualität (Diese Zeitschrift VIII, Heft 3).

[2] Auf den Gegenstand dieses Zeichnens komme ich (S. 339 dieser Arbeit) noch ausführlicher zurück.

[3] Die „Gescheitheit" war das Glied.

dann nochmals schief durchschnitten, ebenso wie auch das Pipi der Breite nach durchschnitten wird. Dazwischen hat er auch fortwährend an seiner Hand gebissen und erzählt, daß er im Spaß auch seine Schwester biß, allerdings aus Liebe. Er setzt fort, daß jedes Kind dann den Teil von der Mutter nimmt, den es will und stimmt bei, daß nun auch die zerschnittene Mutter verspeist wird. Es ergibt sich jetzt auch, daß er deswegen beim Dividieren den Rest mit dem Quotienten vertauschte, resp. immer an die falsche Stelle schrieb, weil es ja blutende Stücke Fleisch waren, mit denen er unbewußterweise hantierte. Diese Deutungen brachten auch die vollkommene Auflösung seiner Hemmung.[1]

Lisa klagt bei ihren Schulerinnerungen, wie unsinnig es von der Lehrerin sei, schon so kleine Kinder mit so großen Zahlen rechnen zu lassen. Es sei ihr immer so schwer gefallen, so eine ganz große Zahl durch eine kleinere, aber auch noch große zu teilen und besonders arg fand sie es, wenn ein ungelöster Rest blieb. Sie assoziiert dazu ein Pferd, ein scheußliches Tier mit herabhängender, abgeschnittener Zunge, abgeschnittenen Ohren usw., das über einen Zaun springen will, eine Vorstellung, die bei ihr die heftigsten Widerstände erregt. Die weiteren Einfälle führen zu einer Kindheitserinnerung, einem alten Teil ihrer Heimatstadt, wo sie in einem Laden etwas besorgte. Sie phantasiert nun, daß sie dort eine Apfelsine und eine Kerze kauft und meint plötzlich, daß das frühere Gefühl des Ekel und Grauens vor dem Pferde auf einmal einem so angenehmen und beruhigten Gefühl Platz gemacht habe. Sie erkennt selbst die Apfelsine und die Kerze als das männliche Glied, das scheußliche beschnittene Pferd als das weibliche Glied an. Das Teilen der großen Zahl durch eine kleinere war der Koitus, den sie eben in unvermögender Weise mit der Mutter ausführen sollte.

Die Division ergab sich auch da als ein Teilen, und zwar als ein Koitus auf sadistisch-kannibalistischer Organisationsstufe.

Bezüglich der mathematischen Gleichung höre ich von Lisa, daß sie immer nur die Gleichung mit einer Unbekannten[2]

---

[1] Am nächsten Tage in der Schule stellte sich zu seinem und der Lehrerin Erstaunen heraus, daß er nun alle Aufgaben richtig löste. Der Zusammenhang zwischen der Deutung und der Behebung der Hemmung war dem Kinde nicht bekannt geworden.

[2] Diese Assoziationen ergaben sich zu einem Traum. Sie hatte die Aufgabe zu lösen: „2 x = 48; wieviel ist x?“

begreifen konnte. Sie meint, es sei doch einleuchtend, daß hundert Pfennig gleich einer Mark seien, da ließe sich eine Unbekannte leicht ausrechnen. Zu „zwei Unbekannten" assoziiert sie zwei mit Wasser gefüllte Gläser, die auf dem Tische stehen, wovon sie eines nimmt und zur Erde schleudert — ferner Pferde zwischen Wolken und Nebel. Die „zweite Unbekannte" erweist sich als das überflüssige zweite Glied, nämlich als das Glied, das sie bei ihren infantilen Koitusbeobachtungen der Eltern beseitigen wollte, da sie entweder den Vater oder die Mutter besitzen, also einen der beiden entfernen wollte. Außerdem bedeutet ihr die zweite Unbekannte auch den ihr geheimnisvollen Samen, während die eine Unbekannte, also die Gleichung Stuhl = Glied ihr klar war.[1]

Das Zählen und Rechnen erweist sich also auch genital-symbolisch besetzt; von Betätigungen der Partialtriebe sehen wir dabei als bedeutsam: anale, sadistische und kannibalistische Tendenzen, die so zur Sublimierung gelangen und unter dem Primat der genitalen zusammengefasst werden. Besondere Bedeutung für diese Sublimierung kommt aber der Kastrationsangst zu. Die Tendenz zu ihrer Überwindung — der männliche Protest — scheint überhaupt eine der Wurzeln zu bilden, aus denen sich Zählen und Rechnen entwickelt haben. — Sie wird dann auch — wofür die Quantität entscheidet — einleuchtenderweise die Quelle der Hemmung.

Zur libidinösen Bedeutung der Grammatik verweise ich auf einige Beispiele, die ich in meiner Arbeit „Zur Frühanalyse" (S. 254) gebracht habe. Zum Zergliedern des Satzes erzählt Grete — von einem wirklichen Zergliedern und Zerschneiden, und zwar eines Kaninchenbratens.[2] Der Kaninchenbraten, den sie eine Zeitlang sehr gerne aß, bis Ekel dagegen einsetzte, ist die Mutter, deren Brust und das Genitale.

In der Analyse von Lisa hörte ich, daß man sich beim Studium der Geschichte in das hineinversetzen müsse, „was die Menschen früher gemacht hätten". — Es war ihr das Studium der Beziehungen der Eltern untereinander und zu dem Kinde, wobei

[1] Siehe auch die Deutung der „Unbekannten" in Sadgers Arbeit „Über Prüfungsangst und Prüfungsträume".

[2] Ich stellte bereits in meiner Arbeit „Zur Frühanalyse" (S. 253) fest, daß in der Sprache auch orale, anale und kannibalistische Tendenzen zur Sublimierung gelangen.

ja auch in der kindlichen Phantasie Kämpfe, Schlachten usw. nach der sadistischen Auffassung des Koitus eine bedeutende Rolle spielen.

Zur libidinösen Determinierung der Geographie habe ich einen ausführlicheren Beitrag in meiner Arbeit „Zur Frühanalyse“ (S. 251) gebracht. Ich stellte dort auch fest, daß im Zusammenhang mit dem verdrängten Interesse nach dem Mutterleib — der Grundlage der Hemmung des Orientierungssinnes — auch das Interesse für Naturwissenschaften häufig gehemmt wird.

Als eine der Ursachen seiner Hemmungen gegen das Zeichnen konnte ich bei Felix folgendes feststellen: Er könne sich nicht denken, wie man einen Plan entwirft oder zeichnet, er könne sich überhaupt nicht vorstellen, wie man das Fundament eines Hauses in der Erde anlegt. Das Zeichnen war bei ihm das Herstellen des dargestellten Gegenstandes — die Unfähigkeit zum Zeichnen: die Impotenz. Auf die Bedeutung des Bildes als Kind oder Glied habe ich („Frühanalyse“, S. 255) verwiesen. Es läßt sich in Kinderanalysen immer wieder feststellen, daß hinter dem Zeichnen, Malen, Photographieren eine noch viel aktivere Handlung steckt; es ist im Unbewußten das Erzeugen und Zeugen des dargestellten Gegenstandes. Auf der analen Organisationsstufe bedeutet es das sublimierte Erzeugen der Kotstange, auf der genitalen das Zeugen des Kindes, und zwar ein Zeugen mittels einer durchaus inadäquaten motorischen Leistung. Das Kind scheint, bereits auf einer höheren Entwicklungsstufe angelangt, im Zeichnen noch eine „magische Gebärde“[1] zu finden, die seine Gedankenallmacht zu realisieren vermag. — Das Zeichnen enthält aber auch destruktive, vermindernde Tendenzen.[2] Ich führe ein Beispiel an: Ernst zeichnete[3] nach der Form einer kleinen Dose (die sich immer wieder in seinen Spielen als das mütterliche Genitale erwiesen hatte) Kreise, die ineinandergriffen und schraffierte sie zum Schlusse so, daß in der Mitte sich ein Oval ergab, in das er noch einen ganz kleinen Kreis einzeichnete. — Er habe damit „Muttis

[1] Siehe: Ferenczi „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes“. Intern. Zeitschr. f. Psa., Jahrg. 1913, Heft 1.

[2] Der Karikatur läge dann auch nicht nur eine Verhöhnung, sondern eine tatsächliche ungünstige Umänderung des dargestellten Gegenstandes zugrunde.

[3] Dieses Zeichnen schloß sich, wie ich (siehe S. 334 dieser Arbeit) ausführte, an die große Agression an, die das Freiwerden seiner dem Rechnen zugrundeliegenden Kastrationsangst auslöste.

Popöchen kleiner gemacht“ (das Oval anstatt des Kreises) — dann habe er mehr.

Von der Physik erzählte mir Felix häufig, daß sie ihm ganz unverständlich sei. Als Beispiel führte er an: Er könne nicht begreifen, wie der Schall sich fortpflanze. Einleuchtend sei ihm nur, wie z. B. ein Nagel in die Wand dringe. Ein andermal erzählt er vom luftleeren Raum und meint, wenn mein Zimmer ein luftleerer Raum wäre, so müßte doch dadurch, daß man hereinkomme, auch etwas Luft mit hereinkommen. Dies erwies sich wieder durch Koitusvorstellungen determiniert, wobei die Luft den Samen darstellt.

Ich habe den Nachweis zu erbringen versucht, daß die grundlegenden, in der Schule ausgeübten Tätigkeiten von einer libidinösen Strömung getragen werden, wobei die Partialtriebe unter dem Primat des Genitale zur Sublimierung gelangen. Diese libidinöse Besetzung aber geht von den primitivsten Lerntätigkeiten, dem Schreiben, Lesen, Rechnen aus zu weiteren auf diesen basierenden Leistungen und Interessen über, so daß die Grundlage späterer — auch der Berufshemmungen — vor allem in den oft anscheinend bald vorübergegangenen Hemmungen der frühesten Lerntätigkeiten zu finden ist. Die Hemmung dieser frühesten Lerntätigkeiten aber baut sich auf der Spielhemmung auf und so können wir in letzter Linie alle weiteren für Leben und Entwicklung des einzelnen bedeutsamen Hemmungen aus den frühesten Spielhemmungen sich entwickeln sehen. Ich führte in meiner Arbeit „Zur Frühanalyse“ (S. 227) aus, daß, wo die Vorbedingungen zur Sublimierungsfähigkeit gegeben sind, durch die libidinösen Fixierungen von den primärsten Sublimierungen — als die ich das Sprechen und die Bewegungslust annahm — ausgehend, immer weitere Ichtätigkeiten und -interessen libidinös besetzt werden, indem sie eine sexual-symbolische Bedeutung erlangen, es also zu immer neuen Sublimierungen auf verschiedenen Stufen kommt. Der Mechanismus der Hemmung, den ich S. 227 der vorerwähnten Arbeit besprach, führt dann dazu, daß durch den gemeinsamen sexual-symbolischen Sinn auch ein Fortschreiten der Hemmung von einer Ichtätigkeit oder Strebung zur anderen ermöglicht wird. Insoferne ein Beheben der frühesten Hemmungen auch eine Verhütung der weiteren bedeutet, ist also den Hemmungen des noch nicht schulpflichtigen Kindes, auch wo sie nicht in auffallenderweise in Erscheinung treten, die größte Bedeutung beizulegen.

Als die gemeinsame Grundlage dieser frühen und aller weiteren Hemmungen versuchte ich dort die Kastrationsangst nachzuweisen. Die Kastrationsangst wendet sich gegen Ichtätigkeiten und -interessen, weil diesen nebst anderer libidinösen Determinierung auch stets eine genital-symbolische, und zwar Koitusbedeutung zugrunde liegt.

Die weitgehende Bedeutung des Kastrationskomplexes für den Aufbau der Neurose ist bekannt. In der Arbeit „Zur Einführung des Narzißmus" (Kl. Schr. IV., S. 100) stellt Freud die Bedeutung des Kastrationskomplexes für die Charakterbildung fest und weist auf diese Bedeutung in der Arbeit „Aus der Geschichte einer infantilen Neurose" (Kl. Schr., V.) wiederholt hin.[1]

In die Zeit der ersten Blüte der kindlichen Sexualität, die mit dem Einsetzen des Ödipuskomplexes den großen Schub an Kastrationsangst auslöst, also in das frühe Alter zwischen dem dritten und fünften Jahre, müssen wir die Grundlagen aller Hemmungen verlegen, die auch das Lernen und die ganze weitere Entwicklung bestimmen. Die dabei erfolgende Verdrängung der aktiven männlichen Komponente ist es, die auch — bei Knaben und Mädchen — die hauptsächlichste Grundlage für die Lernhemmung abgibt.

Als der Beitrag, den die weibliche Komponente zu den Sublimierungen stellt, wird sich wohl immer wieder das Aufnehmen und Verstehen, also auch ein wichtiger Anteil aller Tätigkeiten erweisen; der treibende, ausführende Teil aber, der eigentlich überhaupt den Charakter der Tätigkeit ausmacht, rührt von der Sublimierung der männlichen Potenz her. Diese feminine Einstellung dem Vater gegenüber, mit der die Bewunderung und Anerkennung des väterlichen Penis und seiner Leistungen verbunden ist, wird in der Sublimierung zur Grundlage des Verständnisses der künstlerischen und jeder Leistung überhaupt. Wie bedeutsam sich die Verdrängung dieser femininen

[1] Alexander hat in seiner Arbeit „Kastrationskomplex und Charakter" den Einfluß des Kastrationskomplexes auf die Charakterentwicklung an der Analyse eines Erwachsenen nachgewiesen. Ich habe in einer Arbeit „Die infantile Angst und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Persönlichkeit", die ich als Korreferat zu Dr. Alexanders vorerwähnten Referat brachte, diesen Nachweis an Material aus der Kinderanalyse versucht, wobei ich auf die weitgehende Bedeutung der Kastrationsangst für Sport-, Spiel- und Lernhemmung und auf die Gehemmtheit der Persönlichkeit im allgemeinen hinwies. (Diese Zeitschrift VIII, Heft 3).

Einstellung vom Kastrationskomplex her erweist, konnte ich in Knaben- und Mädchenanalysen wiederholt feststellen. Ihre Verdrängung als die eines grundlegenden Anteils jeder Tätigkeit muß auch sehr zur Hemmung der Tätigkeit beitragen. In weiblichen und männlichen Analysen zeigte sich auch, als ein Teil des Kastrationskomplexes bewußt wurde und die feminine Einstellung freier herauskam, wiederholt ein starkes Einsetzen künstlerischer und anderer Interessen. In der Analyse von Felix z. B., als nach Auflösung eines Teiles der Kastrationsangst die feminine Einstellung zum Vater herauskam, zeigte sich die nun einsetzende musikalische Begabung zuerst in der Bewunderung und Anerkennung des Dirigenten und Komponisten. Erst mit dem Wachsen der Aktivität kam es dann zu strengerer Kritik zu Vergleichen mit der eigenen Fähigkeit und dem Bestreben, die Leistungen auch nachzuahmen. (Siehe: „Zur Frühanalyse", S. 255.)

Es ist eine häufig bestätigte Beobachtung, daß die Mädchen während der Schulzeit sich im allgemeinen besser bewähren als die Knaben, dagegen mit ihren späteren Leistungen die des Mannes bei weitem nicht erreichen. Ich will hier nur kurz auf einige Momente hinweisen, die mir für diese Tatsache auch bedeutsam scheinen.

Ein Teil der Hemmung — und das ist der für die spätere Entwicklung bedeutsamere — betrifft zufolge Verdrängung der genitalen Aktivität die Tätigkeit und Interessen an sich. Ein anderer Teil der Hemmung folgt aus der Einstellung zum Lehrer.

Für den Knaben ergibt sich in seiner Einstellung zu Schule und Lernen also eine doppelte Belastung. Der bedeutende Anteil, den die auf die Mutter gerichteten genitalen Wünsche in den Sublimierungen einnehmen, führt zu einem verstärkten Schuldbewußtsein auch dem Lehrer gegenüber. Die Aufgabe, die Lernleistung, die im Unbewußten Koitusbedeutung hat, läßt ihn den Lehrer als Rächer fürchten. So wird der bewußte Wunsch,[1] den Lehrer durch seine Leistungen zufriedenzustellen, von der unbewußten Angst es zu tun, bekämpft, was zu einem unlösbaren Konflikt führt, der einen wesentlichen Teil der Hemmung determiniert. Dieser Konflikt verliert an Intensität, wenn der Knabe mit

[1] Diesem Wunsch entspricht im Unbewußten das Bestreben, den Vater zu übertreffen, bei der Mutter zu verdrängen, resp. der homosexuelle Wunsch, den Vater durch seine Leistungen zu besiegen, als passives Liebesobjekt zu gewinnen.

seinen Leistungen nicht mehr der unmittelbaren Kontrolle des Lehrers untersteht, sondern sich freier im Leben betätigen kann. Die Möglichkeit für die weiteren Betätigungen bleibt aber nur dort in größerem oder geringerem Ausmaß gegeben, wo die Kastrationsangst eben nicht so sehr die Tätigkeiten und Interessen an sich — als die Einstellung zum Lehrer betraf. So sieht man auch sehr schlechte Schüler später im Leben Hervorragendes leisten — für die anderen aber, deren Interessen an sich gehemmt wurden, bleibt die Art, in der sie in der Schule versagen, vorbildlich für ihre späteren Leistungen im Leben.

Für das Mädchen wird vorwiegend die Hemmung, die vom Kastrationskomplex her die Tätigkeit betrifft, bedeutsam. Das Verhältnis zum Lehrer, das für den Knaben so belastend sein kann, wirkt auf das Mädchen, wenn ihre Fähigkeiten nicht zu sehr gehemmt sind, eher als Ansporn. In ihrem Verhältnis zur Lehrerin ist die Angsteinstellung vom Ödipuskomplex her im allgemeinen nicht annähernd so stark als die analoge beim Knaben. Daß ihre Leistungen dann im Leben im allgemeinen nicht an die des Mannes heranreichen, ergibt sich aus der Tatsache, daß sie meist eben einen geringeren Zuschuß an männlicher Aktivität zu den Sublimierungen zu stellen hat als der Mann.

Diese Unterschiede und Gemeinsamkeiten sowie das Eingehen auf dabei noch wirksame andere Faktoren würden eine ausführlichere Besprechung erfordern. Ich muß mich aber hier mit kurzen und deshalb ungenügenden Hinweisen begnügen, die notgedrungen meiner Darstellung etwas zu Schematisches geben.

Es ist mir auch in diesem Rahmen nicht möglich nur einen Teil der zahlreichen theoretischen und pädagogischen Folgerungen zu ziehen, die sich aus dem hier gebrachten Material ergeben. Ich will nur auf eine der bedeutsamsten noch kurz eingehen.

Wir haben die Rolle der Schule in diesen Ausführungen als eine mehr passive kennen gelernt — sie erwies sich als ein Prüfstein für die schon vollzogene mehr oder weniger geglückte Sexualentwicklung. Welche ist nun die aktive Rolle der Schule, kann sie für die libidinöse und für die gesamte Entwicklung des Kindes Grundlegendes leisten? — Es ist einleuchtend, daß der verständnisvolle Lehrer, der die Komplexe des Kindes berücksichtigt, mehr Hemmungen vermindern und günstigere Resultate erzielen wird, als der verständnislose oder gar brutale Lehrer, der dem Kinde

von vorneherein den kastrierenden Vater bedeutet. Ich konnte allerdings in einer Anzahl von Analysen feststellen, daß sehr starke Schulhemmungen auch unter den besten Schulverhältnissen zustandekommen, während sehr unrichtiges Vorgehen der Lehrer durchaus nicht immer Hemmungen zur Folge hat.

Ich möchte meine Auffassung über den Anteil des Lehrers an der Entwicklung des Kindes kurz dahin zusammenfassen: Der Lehrer kann durch verständnisvolle Einfühlung viel erreichen, denn er vermag mitunter den Teil der Hemmung, der der Person des Lehrers als Rächer gilt, wesentlich zu vermindern. Zugleich aber bietet der gütige Lehrer der homosexuellen Komponente des Knaben, der männlichen Komponente des Mädchens ein Objekt zur Betätigung ihrer genitalen Aktivität in sublimierter Form, als die wir ja die verschiedenen Lerntätigkeiten kennen lernten. Aus diesen Hinweisen ergeben sich aber auch die Schädigungsmöglichkeiten, die ein pädagogisch falsches oder gar brutales Vorgehen des Lehrers zur Folge haben kann.

Wo aber die Verdrängung der genitalen Aktivität die Tätigkeiten und Interessen an sich betroffen hat, kann die Einstellung des Lehrers den inneren Konflikt des Kindes wohl vermindern (oder verschärfen), wird aber Wesentliches in Bezug auf die Leistungen nicht erreichen. Aber auch die Möglichkeit der Milderung des Konfliktes durch den guten Lehrer ist eine sehr beschränkte, denn ihr sind Grenzen gesteckt durch die Komplexbildung des Kindes, insbesondere durch sein Verhältnis zum Vater, die von vorneherein seine Einstellung zu Schule und Lehrer determinieren.

Daraus erklärt sich aber auch, daß, wo es sich um stärkere Gehemmtheit handelt, die Resultate auch jahrelanger pädagogischer Arbeit in keinem Verhältnis zur aufgewendeten Mühe stehen, während wir dann in den Analysen oft in verhältnismäßig kurzer Zeit diese Hemmungen behoben und durch volle Lernlust ersetzt sehen. Der Weg wäre also umgekehrt zu nehmen: Zuerst hätte die Frühanalyse die bei jedem Kinde mehr oder weniger vorhandenen Hemmungen zu beheben, und auf dieser Grundlage hätte die Arbeit der Schule einzusetzen. Wenn sie ihre Kräfte nicht mehr in mutlosem Ansturm gegen die Komplexe der Kinder verzetteln muß, wird sie fruchtbare, für die Entwicklung des Kindes bedeutsame Arbeit leisten können.

Die geistesgeschichtliche Bedeutung der Psychoanalyse.

Von **Aurel Kolnai** (Wien).

I.

Es kann heute als entschieden gelten, daß die Psychoanalyse unsere gesamte Weltanschauung bahnbrechend beeinflußt hat und einen hervorragenden Rang in der Geistesgeschichte der (abendländischen) Menschheit einnimmt. Die nachfolgenden kurzen Erörterungen machen den Versuch, auf die nähere Art dieser Beziehungen der von Freud ausgehenden Wissenschaft einige Streiflichter zu werfen.

Fragen wir zunächst, was das wissenschaftliche Denken der Einführung der psychoanalytischen Forschungsart und den durch sie erzielten allgemeinsten Ergebnissen zu verdanken hat, so dürfte uns die Antwort nicht schwer fallen. Es wurde entdeckt, daß wir dort Gesetzmäßigkeiten festzustellen vermögen, wo wir früher zwischen dem Glauben an dunkle Mächte und der Annahme eines blinden Zufalls schwankten; daß ungeahnte neue Wege in der empirischen Ergründung belangreicher Wissensgebiete der Eröffnung harren; daß wir uns mit dem Rüstzeug der nüchternen Wissenschaftlichkeit und der sachlichen Vernunft an Dinge heranwagen können, die bislang allein im Volksglauben, in der Kunst und in den Nebelgebilden mystischer Spekulation ihr Wesen durchschimmern ließen; daß Höheres sich aus Niederem zusammensetzt, ergibt sich nicht nur einem blutleeren Postulat gemäß, sondern gleichsam vor unseren Augen. Die Naturwissenschaft, der Positivismus, der Determinismus, der Empirismus und Rationalismus zugleich, insoweit sie den Gegensatz zu Übersinnlichkeit und Metaphysik bezeichnen, erhielten eine neue Hilfstruppe, wurden eines neuen Bundesgenossen teilhaftig. Ja, erst jetzt wurden ihre Annahmen, die man früher oft nur axiomatisch zu begründen versucht hatte und die somit selbst dem verpönten „Glauben“

geähnelt hatten, vollauf gerechtfertigt. Was die Gehirnanatomie zu vollbringen außerstande war, wurde anderweitig bewältigt: der Mechanismus des seelischen Geschehens hub an, sich vor unserem Blick zu entrollen. Was die Schöpfer der Abstammungslehre nur unvollständig begriffen oder intuitiv vorausgeahnt hatten, das Hervorgehen des ganzen Menschen aus niederen Stufengraden des Lebens, bot sich nunmehr anschaulich unseren Augen dar.

Allein was da vorzugsweise eine Stütze fand, war nicht sowohl das materialistische Weltsystem, als vielmehr die positivistische Erkenntnismethode. Nicht die meistens so plumpen und bei näherem Zusehen wenig einleuchtenden Konstruktionen der Aufklärungs- und Ableitungssucht einer vergangenen Zeitepoche wurden durch die neue Lehre erhärtet, sondern die Grundeinstellung: die rückhaltlose Bejahung der Möglichkeit und Notwendigkeit wissenschaftlicher Ergreifung aller, auch der heiligsten oder geheimsten oder gemeinsten Dinge auf Erden, hat eine Bestätigung und Belohnung erfahren. „Wertfreie" Zergliederung und Ermittlung (wie der philosophische Terminus lautet) auch dessen, was am meisten mit Wert und Unwert versetzt ist, den Stoff für positive und negative Bewertung abgibt und Festhalten am Determinismus, das heißt Verweigerung jedes Verzichtes der wissenschaftlichen Erkenntnis auf irgendwelches Gebiet (das dann der bedrängten Unsachlichkeit als Schlupfwinkel dienen sollte) — hierauf legte Ferenczi den Hauptnachdruck in seiner Entgegnung auf die Ausführungen des analysefreundlichen Philosophen Putnam. Und Freud selbst stellte sein Werk als die dritte große Kränkung des Narzißmus — der irrationalen, in falschen Überhebungen schwelgenden Eigenliebe des Menschen — nach den gewaltigen Taten eines Kopernikus und eines Darwin dar. Er hat das Zerstörungswerk an unseren fortschrittshemmenden Selbsttäuschungen zum einstweiligen Abschluß gebracht, indem er bewies, daß nicht nur die Erde kein Mittelpunkt des Weltganzen, nicht nur das Wesen Mensch kein Stück Gottheit inmitten einer ihm wesensungleichen, niederen Gesetzen unterworfenen Natur ist, sondern daß auch unser innerstes Seelenleben, unsere scheinbar lauterste Gefühlswelt Triebfedern gehorcht, die unsere Zugehörigkeit zu der verachteten „Gemeinwelt" bezeugen und in deren Knäuel der schmale Lichtstreifen unseres Bewußtseins ratlos herumtappt.

II.

So entschlossen die Psychoanalyse den positivistischen Faden weiterspann, so unzweideutig stimmte sie doch andererseits in den Chor derer ein, die die Überwindung der materialistischen Weltansicht, wie sie nun einmal dastand, verkündeten. Die Seelenkunde ohne Seele, das zum Teil unfruchtbare, zum Teil sogar recht unverantwortliche Wissenschaftsspielen mit den Reizen und Reaktionen und Nervenbahnen, sofern diese die Ausgangspunkte zur Begründung einer empirischen Psychologie hätten bilden sollen, die pur et simple Übersetzung der „Vorstellungen" und „Willensakte" in exakt klingende Phrasen, die Ablehnung und Unwissenschaftlichstempelung kostbarer Erkenntnisse, die uns außerhalb der Haine des Gelehrtentums beschert wurden, überhaupt der Verzicht auf die Erfahrung um der angeblichen „Exaktheit" der Erfahrung willen: gegen all dies wandte sich die Psychoanalyse, sie schwor der alten Vermögenspsychologie und dem modernen Physiologismus in gleicher Weise ab (Ferenczi). Es hieße auf der Oberfläche stecken bleiben, diese Wandlung lediglich als eine Erweiterung der Forschungstechnik ansehen und ihr die Bedeutung für unsere Geisteshaltung absprechen zu wollen. Denn es handelte sich nicht nur darum, die nervenphysiologischen Untersuchungen — nebst der sie häufig begleitenden pantheistischen oder sonstwie scheinwissenschaftlichen Spekulation — einstweilen abzubrechen, um einen neuen, augenblicklich mehr verheißenden Zugang zum Ziele der Forschung zu erproben, vielmehr gelangte eine vordem geleugnete neue Welt, ein neues, eigenes System mit eigenen psychischen Gesetzmäßigkeiten und Strukturen zur Erschließung, es wurde etwas geschaffen, was mit einer Fortsetzung jenes Gemenges von Sinnesphysiologie und offener oder verkappter Übersinnlichkeit nichts gemeinsam hatte. Sollte die analytische Tiefenpsychologie einmal mit den physiologischen Wissenszweigen in nähere Berührung treten — und die Anzeichen einer solchen Möglichkeit mehren sich — so wird dies keiner Rückkehr zur, keiner Verschmelzung in der „exakten" Hautempfindlichkeitslehre gleichkommen, sondern eine neue biologische Synthese bedeuten, wobei auch recht viele, im Körperlichen befangene naturwissenschaftliche Grunddogmen, die vormals unumstößlich schienen, eine Erschütterung erleiden werden. Bewirkte der Positivismus ehedem eine heilsame „Kritik der

Seele", so gedeiht er durch die Psychoanalyse weiter zu einer „Kritik des Körpers", welche von den ersten Wahrnehmungen über die Hysterie an, durch die Feststellung der Bedeutung zwischenmenschlicher Bindungen für den einzelnen hindurch bis in die biologischen Streifzüge im „Jenseits des Lustprinzips" Freuds, die Bemühungen Ferenczis zur Aufstellung einer neuen Genitaltheorie, die Annahmen Groddecks über die psychische Verursachung körperlicher Erkrankungen, ihre Stimme erhebt.

Eine dem nicht ganz unähnliche Abkehr vom Materialismus als folgerichtigeres Festhalten des Positivismus tritt in Machs Phänomenalismus vor uns, wo ebenfalls eine vollständigere Überwindung der metaphysischen Denkweise mit der Lockerung des materialistischen Weltbildes einhergeht.[1]

In einer anderen Beziehung würden wir uns sogar versucht finden, die Psychoanalyse der neueren antipositivistischen, tiefenanbetenden Geisteswelle einzuordnen. Die Würdigung des Unbewußten und die umfassende Erkenntnis des Triebhaften vollendeten die Entthronung des Rationalismus in dem Verstande, als sei alles Tun und Lassen des Menschen in der Ebene vernunftgemäßer Überlegung zu erklären und zu beeinflussen.

Die Freudsche Richtung wurde auch weiterhin — wir meinen völlig zu Unrecht — als eine romantische bezeichnet. Wohl kann der unbefangene Betrachter der Psychoanalyse ihrem Zweckrationalismus nichts anhaben. Aber die flache rationalistische Deutungsmethode, die hoch rationales Denken und mechanische Gruppierung der Atome ohne Dazwischentreten „störender" Elemente (und diese machen doch das ganze Leben aus!) ineinander übergehen sieht, hat da in der Tat den Gnadenstoß bekommen. Es mag kein Zufall sein, daß die Aufdeckung der irrationalen Wurzeln des scheinbar Reinrationalen, die in der Soziologie besonders Max Weber sich zur Aufgabe machte, in der Psychoanalyse von Freud und Ferenczi nahezu an demselben Gegenstande angebahnt wurde. Der Puritanismus im Hintergrunde des Kapitalismus — der Analcharakter im Hintergrunde des Spartriebes: welches Ineinandergreifen gänzlich auseinanderliegender Forschungswege!

[1] Auf die Beziehung Machs zur Psychoanalyse wies Ferenczi („Zur Psychogenese der Mechanik" und im Nachtrag dazu) hin.

So trug die Psychoanalyse zu einem der wichtigsten Punkte der Kritik der Gegenwart bei: sie hilft nachweisen, nicht daß der moderne Rationalismus verwerflich, sondern daß er gar kein echter Rationalismus ist.[1]

III.

Trotz einer Art Synthese positivistischer und geistesgläubiger Weltanschauung, die von ihrem Wesen unzertrennlich ist, erscheint uns an der Psychoanalyse nichts bemerkenswerter, als der tiefe Gegensatz zu jenen Pfaden des Denkens, die wir naturwissenschaftliche oder materialistische Mystik benennen möchten und die — gestützt auf einige merkwürdige Entdeckungen, Erfolge oder Einfälle — meistens die flache Einseitigkeit des Materialismus mit der tiefenvorschützenden Unverantwortlichkeit des Spiritualismus paaren, wobei nicht selten eine allgemeine intellektuelle Unlauterkeit und ein simplifizierendes Blendwerk den zusammenschweißenden Kleister bilden. Hierher gehören die Fälle, wo irgendwelche naturwissenschaftliche Methode oder Tendenz ein übertriebenes, ihr von vornherein nicht zukommendes Ansehen genießen und gleichsam die Stelle eines mystischen Götzen erringt. So dürfen wir den geistigen Hintergrund jener Polemik nicht verkennen, die Ferenczi — der auch vor der Überschätzung des statistischen Beweisverfahrens als einer Form des unwissenschaftlichen Autoritätsdienstes warnt — gegen die überspannte Veranschlagung der alkoholischen Gefahr und der antialkoholischen Heilbotschaft geführt hat. Nicht einzelne hygienische Rücksichten, sondern die gesamte Seelenverfassung und -struktur des Menschen seien das Primäre — dieses Motiv geht durch alle psychoanalytische Stellungnahmen zu ärztlichen und Tagesfragen.

Da sind Hypnose und Suggestion oder vielmehr jene Ideologie, die mit diesen naturwissenschaftlich frisierten Begriffen, die ja mit dem sehnsüchtig und — wie uns scheinen will — in diesen Regionen

[1] Die vorpsychoanalytischen Ansätze zur wissenschaftlichen und doch nicht apsychischen Psychologie finden wir in der französischen Schule, zu der sich die Freudsche etwa so verhält, wie hinsichtlich des soziologischen Personalismus Dühring zu St. Simon und Proudhon. Die Neurose spielt dort eine ähnliche Rolle als Anregung zur Psychologie schlechthin, wie hier die in der „sozialen Frage" zum Vorschein kommende „Störung der Normalität", die selbst die „Normalität" ergründen hilft.

in höchst unzulässigem Maße verehrten „Experiment“ verbunden sind, alles erklären, ableiten, heilen und gestalten möchte. Ferenczi gebührt das bedeutsame und von so vielen unkundigen Gegnern der Analyse unberücksichtigte Verdienst, einesteils die allgemeinpsychologischen Quellen dieser mehr erklärungsbedürftigen als erklärungsmächtigen Phänomene in natürlichen infantilen Bindungen aufgefunden zu haben („Introjektion und Übertragung“), anderenteils die geistige Kluft ins Licht gestellt zu haben, die zwischen dem suggestiv-hypnotischen und dem analytischen Therapieverfahren gähnt und die er im Vortrag „Suggestion und Psychoanalyse“ zu einem Gegensatze zweier einander wesensfeindlicher Weltanschauungen ausgeweitet hat. Hier Lüge, kritikloser Gehorsam, blinder Glaube, Versinken im fremden Willen, — dort Wahrheit, Erziehung zur Erkenntnis und Neubearbeitung des eigenen Selbst, zur kritischen Selbstlenkung! Ohne den sich hier bietenden Perspektiven weiter nachzugehen, fügen wir dem nur hinzu, daß eben der vielgepriesene „experimentelle“ Charakter der Hypnose und Suggestion, diese willkürlich-mechanische, extensive Dressur der Menschenseele, den vollständigsten Gegenpart des psychoanalytischen Geistes der organischen Durchdringung und der intensiven, kritischen Strukturänderung darstellt. Dieser Abstand wurde nur erweitert durch die Wandlung der psychoanalytischen Determinationslehre, indem die Stelle des ursprünglich scharf betonten Kindheitstraumas von einer mehr organisch, mehr morphologisch gefaßten Kindheitsentwicklung eingenommen und das Problem der Neurosenwahl in seiner weitverzweigten Bedeutung gestellt wurde.[1]

Auch die gegenwärtig wieder eine Hochkonjunktur erlebenden okkultistischen Lehren haben von der Psychoanalyse wenig Zuspruch zu erhoffen, obschon Silberer über die analytische Deutung der Mystik hinaus sich um einen psychologischen Unterbau der in ihr befindlichen ethischen Werte beflissen hat. Dem modernen Okkultismus dürfte vielleicht auch diese Anerkennung versagt bleiben, sei es Christian Science, Anthroposophie oder selbst eine Art „Parapsychologie“, was darunter begriffen wird. Die nüch-

[1] Es mag damit in Zusammenhang gesetzt werden: Die Ersetzung der Zellular- durch die Konstitutionalpathologie und die zunehmende Berücksichtigung des innersekretorischen Systems.

ternste Forschung in dieser Richtung, an sich gewiß zur Wissenschaft gehörig, wird durch das Prinzip: „Versuche, an deren Gelingen von vornherein geglaubt werden soll," Einwänden ausgesetzt. Die Psychoanalyse, wie Freud es zu betonen nicht vergaß, verlangt keinen solchen Glauben; sie sucht, ohne das Finden — in welch verkappter Form immer — vorwegzunehmen. Im pragmatistischen Wunderglauben an die Wirkungskraft dieses Glaubens selbst und in allen seinen feineren Abwandlungen und Abarten findet sie nur Stoff für ihre Untersuchungen wieder: Herrschaft des Lustprinzips, Allmacht der Gedanken, Narzißmus usw. — aber nicht etwa ihr ebenbürtige, adäquat zu beachtende Stoffbehandlungen. Sollte jedoch eine wirklich schöpferische, Tiefen des Lebens erschauende und in ihrer Mitte den Anhänger unterweisende Mystik in Betracht gezogen werden, so bleibt immer noch der Grundunterschied in Geltung. Ziel und Zweck der Psychoanalyse kann niemals sein, das Unbewußte irgendwie erahnen zu wollen, den Abstieg in seine Schächte beliebigerweise unternehmen zu lassen. Sie sucht den Verkehr mit dem Unbewußten herzustellen per definitionem immer nur in dem einen Sinne: das Bewußtsein zu erweitern, zu erhellen und zu befestigen, nicht durch Vernichtung des Unbewußten, aber auch nicht durch Versinken darin nebst Verengerung — wenngleich teilweise „Erleuchtung" — des Bewußtseins, sondern durch Erkenntnis des Unbewußten mit den Mitteln des Bewußtseins und entsprechende vernunftgemäße Beeinflussung des im Unbewußten fußenden Trieblebens. Die Technik der Psychoanalyse zielt auf ein Belauschen, ein Hervorlocken, ein augenblickliches, methodisches Gewährenlassen, nicht aber auf ein faktisches Geltenlassen des Unbewußten ab. Wir erachten es nicht für die letzte Aufgabe dieser Wissenschaft, heute, wo die Rückwirkung auf den als unzulänglich erwiesenen Positivismus vielfach in falsche Bahnen gedrängt erscheint, unbeirrbar an dem rationell verstandenen Rationalismus festzuhalten, als Erkenntnisquelle des Unbewußten Geltung und Gewalt des Bewußtseins immerfort zu fördern. So erscheint die Psychoanalyse entgegen der gänzlich unabendländischen okkultistischen Unbewußtenverehrung (Verfallsideologien unserer Kultur) als ein organisches Gewächs der abendländischen Zivilisation auf deren Wege zur Bewältigung der gesamten äußeren und inneren Welt durch das Bewußtsein.

IV.

Es soll nicht ohne Erwähnung bleiben, daß im Gegensatz zu den früheren Behandlungsarten psychologischer Fragen die Psychoanalyse eine Auffassungsweise in sich schließt, die dem Volksglauben in diesen Dingen erhöhtermaßen gerecht wird oder besser ihm ungleich mehr Verständnis entgegenbringt. Es genügt, die Punkte Wunscherfüllung, seelischer — „sinnreicher" — Aufbau seelischer Krankheiten, Rolle verlarvter Sexualregungen, Symbolik anzuführen, um hievon zu überzeugen. Wohl besteht hinwieder kein Zweifel daran, daß die Psychoanalyse eine revolutionäre Neuerung mit beinhaltet und daß sie die gemeinhin herrschenden Ansichten und Denkgewohnheiten ganz anders schokiert hat als die lebensfremden und ebendeshalb wenig störenden Aufstellungen „harmloserer" Psychotheorien. Sie ist ja nichts weniger als bloße Umschreibung landläufiger Meinungen; um so minder, als diese nicht aus bewußt angenommenen Sätzen, sondern aus Beobachtungsbruchstücken, allgemeinen — gleichsam sekulären — Einfällen, vagen Ahnungen und nicht zuletzt aus solchen Erkenntnissen bestehen, die viele kaum sich selbst und den anderen schon gar nicht klarzulegen wagen.[1] Aber auch abgesehen davon greift die Psychoanalyse an allen entscheidenden Stellen weit über den Volksglauben hinaus; sie bejaht diesen nur insofern, als sie sich zwar gedanken- und kenntnisreicher, aber nicht — geistesarmer als er zu erweisen strebt. Sie will von dem Volksglauben Besitz ergreifen, ihn verwerten und verarbeiten, jenseits, aber nicht diesseits von ihm stehen. Da nun der „Volksglaube" (in weitem Sinne) aus leicht einsehbaren Gründen sich vorzugsweise auf die Fragen der Affektpsychologie erstreckt, ist die geistesgeschichtliche Bedeutung der Analyse auch darin zu erblicken, daß sie zum erstenmale eine umfassende Deutung, Berücksichtigung und sozusagen Verdauung des Volksglaubens durch die Wissenschaft vollbracht hat. Damit hat sich letztere dem Leben angenähert und sind andererseits die Chancen einer Reinigung des Lebens von vielen Vorurteilen und Geistesschlacken für alle seine Gebiete gestiegen.

Zur Vertiefung der landläufigen Anschauung von der Zweiheit der Ich- und Sexualtriebe durch die Psychoanalyse bemerken wir,

---

[1] Vergl. Freud: „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung".

daß das wesentlichste Element im Abfalle sowohl der Wiener wie der Züricher Dissidentenschule in der Ablehnung dieser Gruppierung der Triebe bestand, die in beiden Fällen unterschiedlicherweise mit einem den Tatsachen gewaltsam aufgezwungenen Triebmonismus vertauscht wurde. Daran war besonders das Streben beteiligt, das „Anstößige" des Sexuologischen hinwegzuräumen. Mit dieser Verwischung, Simplifizierung und Verwässerung fielen die „Individualpsychologen" und Libidoenergetiker wieder einer Metaphysik anheim, die in der wesenhaften Erkenntnis der seelischen Kräfte hinter dem naiven Realismus selbst zurückbleibt, so viel sie auch vor ihm an Geistesschärfe, Wissenschaftlichkeit und dialektischer Überlegenheit voraus haben mag.

V.

Ganz summarisch wollen wir hier der Bedeutung gedenken, welche der Psychoanalyse in bezug auf die Vertiefung unserer ethischen Anschauungen zuerkannt werden muß, ungeachtet der zahllosen Anwürfe, denen sie eben in diesem Belange ausgesetzt war.

1. Im allgemeinen: Die Analyse will so wenig allein für eine Ethik stehen wie für eine Gesamtphilosophie. Indessen gibt sie sich vorwiegend mit den Gegenständen der konkreten Ethik ab und ihr positiver ethischer Wert liegt vor allem darin, daß sie dieselben unbekümmert um Nebenrücksichten (die, wenngleich moralistisch, immer ethisch minderwertig sind) ans Tageslicht erhebt und mithin die Voraussetzungen einer wirklich umfassenden und kundigen ethischen Beurteilung vermehrt, ja vielfach erst schafft. Sie ist des näheren bestrebt, die sich dem widersetzende Verdrängung von unbewußten Triebregungen aufzuheben und an ihre Stelle teils das Ausleben, teils die kritische Verurteilung bewußt erkannter Triebe treten zu lassen, und zwar in beiden Fällen, namentlich im zweiten, gepaart mit einer Steigerung der Kulturwerte erzeugenden Triebsublimierung. Prinzipiell kann dabei die bewußte Denkrichtung sowohl mehr dem Ausleben als auch mehr der Askese zuneigen, ohne den analytischen Leitideen untreu zu werden. Werden die Triebe durch die Beseitigung der Verdrängung im potentiellen Sinne befreit, so werden sie auch andererseits ihrer versteckten und verblümten Machtstellung verlustig. Das Realitätsprinzip überwindet das Lustprinzip, welches nicht nur für das Unbewußte selbst, sondern für die Verdrängung

noch maßgebend ist.[1] Jokaste, das Objekt der inzestuösen Libidorichtung, vertritt zugleich die Verdrängung, die Sich-Hinwegsetzung über die unheimlichen Gedanken (Ferenczi: „Lust- und Realitätsprinzip im Ödipusmythos").

2. Die Psychoanalyse, die von Anfang an eines Sexualitätsbegriffes bedurft hat, der weder dem engen „Genitalen", noch dem verschwommenen „Erotischen" oder gar „Affektiven" und dergleichen gleichzusetzen war, schritt von der ursprünglichen Entdeckung nachgerade zu einer Analyse der Sexualität vor. Die hervorragenden Momente der hierbei erreichten — tatsächlichen und akzidentellen — Erkenntnisgewinnung waren: die sexuellen Partialtriebe und ihr sekundärer Zusammenschluß zum Fortpflanzungstrieb;[2] die Sexualität des Kindes; die Triebumsetzungen und — Schicksale und ihre charakterbildende Wirksamkeit; die Rolle der inzestuösen Fixierung im Individual- und Massenleben; schließlich die phylogenetische — biologische — Theorie der Sexualtriebe, die berufen ist, den scheinbaren Gegensatz zwischen ihrer ontogenetischen Entwicklung und ihrer physiologischen Naturfunktion aufzuklären, und die gerade in neuester Zeit von Ferenczi mächtig gefördert wurde (Vortrag auf dem Internationalen Kongreß in Berlin, 1922). Auf Grund dieser Forschungen muß jede simplizistische Auslebens- oder Askeseforderung der Moralisten und Amoralisten für gehaltlos, unerfüllbar und das Wesentliche verfehlend erklärt werden; ein ethisches Ideal hingegen wird ermöglicht (nicht etwa gegeben), welches — ohne einen vermeintlichen Naturzustand zu verhimmeln und somit überflüssig zu sein — in konkreten Gestaltungen wurzelt und nicht der Beschränkung auf unverantwortliche Schwärmerei verfällt. Vor allem wird man sich da mit vielen früher ungeheuerlichen Gedanken befreunden und gleichzeitig vielen früher durch die Heuchelei beschützten Lustquellen entsagen müssen.

3. Auf die psychoanalytische Reform der Kindererziehung weisen wir nur mit der Bemerkung hin, daß hier ein Gedanke

---

[1] Die Tatsache, daß die ichschützende Zensur selbst unbewußt — ichfremd — ist, wurde von Freud neuestens eingehend gewürdigt. („Das Ich und das Es", 1923).

[2] Die normale Sexualität als Synthese der Perversionsansätze wurde ebenfalls von einem französischen Gelehrten, Alfred Binet, voranalytisch erkannt.

Dührings, dieses streng sittlich orientierten Philosophen, seine Rechtfertigung erlebt: die Hervorhebung der eigenen Zweck- und Werthaltigkeit der kindlichen Seelenzustände und ihres Anspruchs auf adäquate, aus dem gemeiniglichen Erwachsenengesichtspunkt heraustretende Berücksichtigung.

VI.

Was hat nun die Psychoanalyse für unser Zeitalter zu bedeuten? Man verfällt leicht auf die Idee, sie leiste dieselbe kritische und auslegende Arbeit am Aufbau der Einzelseele, als der Marxismus an dem der Gesellschaftsstruktur und sei daher als dessen Fortsetzerin und Mitkämpferin zu betrachten. Hierfür sprechen mehrere Gemeinsamkeiten des Freudschen und des Marxschen Gedankengefüges: 1. Die Aufzeigung „animalischer" Faktoren unter dem Schleier der Ideologien; 2. voluntaristische Deutung fremder Theorien und — mit entsprechendem Vorbehalt — auch der eigenen; 3. ein dialektischer Zug, der die Aufhebung von Gegensätzlichkeiten darstellt. Wenn wir trotzdem den Vergleich für recht fadenscheinig erachten, so stützen wir uns auf folgende einschneidende Unterschiede: 1. Bestehen eines dogmatischen, wirtschaftsmonistischen Systems bei Marx, ungleich mehr entwicklungsfähige und vielseitige Wissenschaftlichkeit bei Freud; 2. Verallgemeinerung des rationalen Interesses gegenüber seelischer Tiefenforschung; 3. Setzung eines vorausbestimmten Entwicklungsverlaufs gegenüber einer im Rahmen der Empirie verbleibenden Spekulation; 4. Verheißung des Aufgehens der ganzen Menschheit in dem unpersönlichen Proletariat gegenüber Befestigung der Lage der kritischen Persönlichkeit. (Vgl. Ferenczi: „Ein Vortrag für Richter und Staatsanwälte", „Psychoanalyse und Kriminologie", „Suggestion und Psychoanalyse".) Mehr Analogie verrät die Psychoanalyse mit der physiokratisch-individualistischen Gesellschaftstheorie, die vorwiegend nicht auf das Wirtschaftliche hinter dem Sozial-Geistigen, sondern auf den Bodenkomplex hinter dem Sozialen und dem Wirtschaftlichen selbst aufmerksam macht, dessen psychische Bedeutung von der Analyse volle Würdigung erfuhr.[1] Und so dünkt es uns, wenn nun bald auf den Trümmern der mißglückten marxistischen Gesellschaftsumwälzung die geistige Vorbereitung einer neuen personalistischen

[1] Die Erde als Muttersymbol und Werkzeug der Sublimierung zugleich.

und das flache Land mit in Rücksicht ziehenden Sozialreform an der Reihe sein werden, eines neuen Freisinns jenseits des alten mechanistisch-puritanischen Liberalismus, so wird die Psychoanalyse um die Geheimnisse der libidinösen Befriedigung und rationalen Freiheit des Menschen, um die Möglichkeit der selbstlenkenden Kulturpersönlichkeit befragt werden müssen.

Königin Mab.[1]

Dr. **Siegmund Pfeifer**, Budapest.

Der empfindsame Menschenschlag der Dichter ahnt in seinem unablässigen Erforschen der eigenen Seele Wahrheiten oft Jahrhunderte voraus, welche die Wissenschaft nur sehr viel später, oft nach schweren Kämpfen anzunehmen geneigt ist. Der Dichter ist ein Vates, der aus seinem eigenen Inneren wahrsagt und schaut auch die Schulweisheit mit unfruchtbarem Stolz auf ihn herab, der Psychoanalytiker kommt oft in die Lage, ihm Dankbarkeit zu erweisen für die Prophetendienste, durch welche dieser schon auf der mythologischen Stufe der Wissenschaft die wahren Gesetze der seelischen Arbeitsweise verkündet hatte.

Bei der Lektüre von Shakespeares „Romeo und Julia" werde ich an einen kleineren Artikel[2] von Dr. Ferenczi erinnert, in welchem auf eine psychologische Erkenntnis von Schopenhauer hingewiesen wird, laut welcher der Dichter in dem Urahnen aller Tragödien, in dem aus den Tiefen der Zeiten und Seelen emporragenden „König Ödipus", in der Gestalt des Ödipus ein Grundprinzip unseres seelischen Geschehens, das Realitätsprinzip, personifiziert, im Gegensatz zur Personifizierung des Lust-Unlustprinzips durch Jokaste, die Muttergattin.

---

[1] Nach Einsendung dieses Artikels ist bekannt geworden, daß der Kern dieses Stoffes von Dr. O. Rank im Anhange zur VII. Auflage der „Traumdeutung schon berührt wurde. Ich lege dennoch Wert darauf, meine Bearbeitung in dieser Festschrift erscheinen zu lassen, da sie als Erstlingswerk meiner psychoanalytischen Tätigkeit ihr Entstehen im Jahre 1911 — mit Ausnahme der späteren ethnologischen Daten — der Anregung durch das Bekanntwerden mit Dr. Ferenczi und mit der Psychoanalyse verdankt.

[2] Symbolische Darstellung des Lust- und Realitätsprinzips im Ödipus-Mythus. „Imago", I. Jahrg.

Schon Freud lenkt in einem seiner Werke unsere[1] Aufmerksamkeit auf die Tatsache hin, daß der Dichter mit seiner erhöhten Einfühlungsfähigkeit oft die wissenschaftliche Scharfsicht der Psychoanalyse ersetzen kann, daß er oft eine unwissentliche und ungewollte Rechtfertigung der psychoanalytischen Methode zu geben vermag. Höchst überraschend und bezwingend ist aber die Klarheit, mit welcher Shakespeare für einen vielbekämpften Satz Freuds Zeugnis ablegt, der besagt, daß der Traum meist eine verkappte Wunscherfüllung ist, und daß hievon auch jene Träume keine Ausnahme bilden, welche das Gegenteil zu beweisen scheinen, nämlich die peinlichen Angstträume.

In „Romeo und Julia" (I. Akt, 4. Szene) ist die ergreifende Traumphantasie zu finden, welche Shakespeare dem Freunde Romeos, dem Flattergeiste Mercutio in den Mund legt. Mit ihrer feenhaften mise en scène, ihrer affektschwangeren Tiefe ist diese eine der interessantesten Stellen der Weltliteratur.

Romeo beklagt sich bei seinem Freunde vor seiner ersten verhängnisvollen Begegnung mit Julia über unheilverkündende Träume. Mercutio trachtet die Angst seines Freundes mit der Behauptung zu zerstreuen, Träume seien nur Lüge und offenbar um dies zu bekräftigen, lügt er oder vielmehr phantasiert er selbst Träume.[2]

Diese Absicht gibt aber Mercutio Gelegenheit, die Schranken des Verstandesmäßigen zu übertreten und die aufsteigenden Bilder seiner Phantasie auf einer, der Technik der psychoanalytischen Methode ähnlichen Art, gleichsam unzensuriert aufeinander folgen zu lassen. Diese Unzensuriertheit des Denkens führt, wie in der Psychoanalyse, auch hier dazu, die verdrängten Gedanken, Wünsche und seelischen Inhalte von dem Drucke, der auf ihnen lastet, zu befreien und auf die seelische Schaufläche zu werfen.

Mercutios Phantasie lautet:[3]

---

[1] „Der Wahn und die Träume in W. Jensens ‚Gradiva'", 1907.

[2] Er bedient sich bei dieser Gelegenheit nur einer Technik unter den eigentümlichen Arbeitsweisen des Traumes, auf welche Freud ein Licht geworfen hat. Wenn der Traum den Gedanken ausdrücken will: „Das ist ein Unsinn", erscheint er selbst mit Vorliebe in einer widersinnigen Gestalt. S. Freud: Traumdeutung.

[3] „Romeo und Julia", I. Akt, 4. Szene. — (übersetzt von W. Jordan, Meyers Klassiker-Ausgaben. Shakespeares dramatische Werke. 5. Bd.).

„Ich merk' es schon, Frau Mab hat dich besucht.
Sie ist die Kindbettfrau der Feen. Sie fährt,
Nicht größer von Gestalt als der Achat
Am Zeigefinger eines Aldermanns,
Mit ihrem Angespann von Sonnenstäubchen
Zur Nas' hinein den Menschen, wann sie schlafen.
Die Räderspeichen sind von Spinnebein,
Von eines Heupferds Flügeln das Verdeck,
Die Stränge von dem feinsten Spinngeweb,
Die Kummte von des Mondes feuchtem Strahl.
Aus Heimchenknochen ist der Peitsche Griff,
Die Schnur von Samenhärchen; Kutscher ist
Ein Mücklein, angetan mit grauem Mantel,
Nicht halb so groß, als jenes runde Lärvchen,
Das man aus fauler Dirnen Finger schält.
Die Kutsch' ist eine hohle Haselnuß
Vom Tischler Eichhorn oder Meister Wurm
Verfertigt, die seit grauer Zeit die Wagner
Der Feen sind . . ."

Offenbar schwebte hier Shakespeare das Bild irgend einer volkstümlichen Fee vor und doch fällt einem die große Übereinstimmung des grotesken Durcheinanders am Beginn der Phantasie mit der Erscheinung auf, daß in der Vorstellung des Einschlafenden die Dinge und Bilder zusammengeworfen werden, von ihrer natürlichen Stelle herausgerissen, sich chimäenartig mit anderen paaren und durch irgend eine Kraft, offenbar durch die Arbeit des Traumes zu unbekannten neuen Bildungen zusammen geschmiedet werden. Diese Verschiebung und Verdichtung ist in unseren Träumen am wirksamsten verstellt, oft sogar bis zur Unkenntlichkeit und Sinnlosigkeit. Doch ahnen wir, daß der Dichterin diesem Falle diese Sinnlosigkeit des Traumes nur vorspiegeln will, bevor Mab weiterfährt. Auf der Kutsche der Mab gibt es eine lustige Fahrt:

„. . . In diesem Aufzug fährt
Sie jede Nacht Verliebten durchs Gehirn, —
Dann träumen sie von Liebe, — Schranzen, aber
Durchs Knie, dann träumen sie von Bücklingen.
Des Anwalts Finger zuckt im Traum nach Sporteln,
Des Weibes Lippe vom geträumten Kuß,

Und solche Lippen plagt die böse Mab
Mit Bläschen, weil ihr Atem Naschwerk duftet.
Bald jagt sie über eines Höflings Nase, —
Dann wittert er im Traume Ämtchen aus —
Bald kommt sie mit 'nes Decemferkels Schwanz
Des eingeschlaf'nen Pfarrers Nase kitzeln,
Der dann von einer besseren Pfarre träumt,
Bald lenkt sie über des Soldaten Hals, —
Er träumt von abgeschnittenen Feindesgurgeln,
Von Bresche, Hinterhalt, Toledoklingen,
Von einem Ehrentrunk, fünf Klafter tief ...“

Siehe, Mab, die wunscherfüllende Fee des Traumes, gewährt einem jeden im Traume, was er sich nur wünschen kann. Die Wunscherfüllung tritt in diesen Träumen unverhüllt zutage — Mab selbst hüllt sich nur in den Schleier der Traumwelt — Liebeswünsche, habgierige, selbstsüchtige Wünsche werden restlos erfüllt. Sogar dem trunkenen Sadismus des wilden Soldaten gewährt Mab hier Befriedigung. Aber geben wir doch acht, hier geht nicht alles gleich glatt weiter, irgend eine Störung und Unruhe mischt sich in den Traum, der Soldat wird aufgeschreckt.

„Da hört er trommeln, fährt empor, erwacht,
Entsetzt sich, flucht ein Stoßgebet und schläft
Dann wieder ein ...“

Erst jetzt merken wir, daß die Erfüllung der Traumwünsche nicht immer ungestört erfolgte. Die eigensüchtigen, ehrgeizigen Wünsche und der holde Traum der unschuldigen Liebenden können sich die Erfüllung ihrer Wünsche, die der karge Tag der Nacht überlassen hat, ungestraft vorstellen. Fährt aber die launenhafte Mab mit ihren Grillen und Mücken über die schönen Lippen, die vom geträumten Kuß zucken:

„... Solche Lippen plagt die böse Mab
Mit Bläschen, weil ihr Atem Naschwerk duftet.“

Da sehen wir, Mab erfüllt die erotischen Wünsche nicht immer ungestraft. Manchmal wird sie „böse“. Ein neuer und fremder Zug in Mabs Gestalt, aber der Dichter läßt uns augenscheinlich fühlen, es gäbe irgend etwas im Traume, was nicht erlaubt, daß die Bäume in den Himmel wachsen. Wirklich, je weiter der Traum fort-

schreitet, je tiefer unterdrückte Wünsche in Erfüllung gehen, was in erster Linie auf die Einwirkung des Unbewußten zurückzuführen ist, desto mehr häufen sich die Zeichen einer Furcht und Angst. Die schmutzige Habsucht wird noch befriedigt, aber die sadistische Lust des Soldaten wird durch einen schweren Angstanfall unterbrochen. Mab vollbrachte auch hier ihre wunscherfüllende Arbeit, aber darauf setzt gleich der Angstanfall ein, der den Soldaten aus diesem Traume aufschreckt, — merkwürdigerweise durch Trommeln, also gerade mit dem Rufzeichen zu neuem Schlachten.[1]

Da die Angst scheinbar dem Wesen des Schlafes widerspricht — Mab sollte nur Lust und keine Unlust gebären —, wird der Traum unterbrochen und dadurch zwar die sadistische Wunscherfüllung, aber auch die ihr folgende Angst aufgehoben. Wir wissen aus der Psychoanalyse, daß es die Verdrängung ist, welche die Erfüllung verbotener Lust unterbindet oder wenn irgendwie, wie z. B. im Traum, ihre Bande gelockert werden, sie in Unlust verwandeln kann. An diesem Punkte ändert sich Mabs Gesicht, nicht nur die Lust der Wunscherfüllungen, auch die dadurch entfesselte Angst wird vom Traum und vom Dichter auf ihre Gestalt projiziert, aus der gütigen Fee wird die schlimme Hexe, kaum erkennen wir sie mehr. Auch ihre Praktiken unterscheiden sich in nichts mehr von denen der Hexen. Die Wunscherfüllung verschwindet auf einmal vor unseren Augen oder sie wird bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Ist es glaublich, daß die furchtbare Hexe dieselbe Mab sei, wie die gnädige Fee der erfüllten Wünsche. Der Dichter behauptet es doch ...

„... Das ist dieselbe Mab,
Die nachts der Pferde Mähnen wirr verzaust,
In struppig Haar die Weichselzöpfe flicht,
Die Unheil bringen, wenn man sie entwirrt ...“

Das ist ja der verrufene Weichselzopf. Sollte darin noch irgend eine Wunscherfüllung stecken, was für ein absurder oder schuldbeladener Wunsch mag es sein, der sich nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern nur gleichsam im härenen Gewand der selbsterteilten Buße zeigen darf, oder sich hinter so unheilverkündenden Zeichen verstecken muß? Was

[1] „Wiederkehr des Verdrängten aus der Verdrängung“.

kann hinter dem Symbol der „Ligatur“[1] befriedigt werden? Und was kann das Gebundensein bedeuten, das Unheil und Tod in sich birgt, sogar wenn es gelöst wird, gleichwie das Rätsel der Sphinx? Hier erfährt der Traum eine peinliche Färbung. Er wird der Typus jener Angstträume, der sogenannten Alpträume, in welchen die Angst an das Gefühl gebunden erscheint, daß man irgendeine Arbeit nicht vollführen oder sich aus irgendwelchen Banden nicht befreien kann. (Knotenlösen.)[2]

Überlassen wir uns der Führung des Dichters und unsere Ungewißheit wird in den nächsten Zeilen behoben. Auch er behauptet, daß Mab die Hexe, die Alpmare sei, die all das Übel anstellt, aber er sagt dann gleich weiter von ihr:

„Das ist die Hexe, welche Mädchen drückt,
Die auf dem Rücken liegen, und sie lehrt,
Geschickt ihr Los zu tragen und bereiter,
Sie ist dieselbe . . .“

Der Dichter sagt uns geradeaus, was die Psychoanalyse als Ergebnis einer Tiefenarbeit in den unbewußten Schichten der Seele ans Licht befördert hat: Hinter dem manifesten Inhalte des Angsttraumes finden wir immer den latenten sexuellen oder erotischen Wunsch,[3] dessen Libido — so erklärt die Psychoanalyse weiter — infolge der Verdrängung in Angst verwandelt wurde.

---

[1] In den Hexenprozessen bildete die Hauptanklage gegen die Hexen die Ligatur, die Unterbindung der Manneskraft. Siehe Dr. E. Jones: Der Alptraum, S. 106 ff., und Dr. G. Róheim: Adalékok a magyar néphithez (Beiträge zum ungarischen Volksglauben), Budapest 1920, S. 220.

[2] Auf ähnliche Alpträume führt Laistner die Entstehung der mythischen Gestalt der Sphinx zurück. Siehe Laistner: Das Rätsel der Sphinx.

[3] Vergleiche zum „auf dem Rücken liegen“ noch das Schwatzen der Amme vom kindlichen Unfall Juliens. I. Akt, 3. Szene:

„. . . Mein Mann . . . Gott hab ihn selig —
Er war ein spaß'ger Mann — der hob sie auf.
Schau, sagt er, fällst auf dein Gesichtchen jetzt;
Wirst rücklings fallen, wann du klüger bist;*
Was meinst du, Jule? — Bei der heil'gen Jungfrau,
Was tut der allerliebste kleine Balg?
Sie flennt und muckst nicht mehr, sie sagt: Ach ja!“

Der Dichter läßt die geschwätzige Amme diese kleine Begebenheit dreimal nacheinander erzählen und hebt dadurch, wie unbeabsichtigt, die Heftigkeit der Liebestriebe Juliens hervor.

* Von mir gesperrt.

Wenn wir so Königin Mab, die Herrscherin der Träume, mit Shakespeare auf ihrer Fahrt begleiten, erkennen wir sie bald, sei es in der Gestalt der milden, wohltätigen Fee, sei es unter der Maske der schädlichen Hexe. Die seelische Macht, die der Dichter in Königin Mab, dieser Souveräne der Träume, verkörpert, ist nichts anderes, als — wie sie Freud erkannt und benannt hat — die Wunscherfüllung im Traume. Woher der Dichter ihre menschlichen Züge genommen hat, darüber mögen einige weitere Bemerkungen Aufklärung bringen.

*

Diese Bemerkungen sind notwendig, um erstens ein Licht auf die unbewußten Motive zu werfen, welche die Gestalt der Mab und ihrer Geschwister in der Folklore erschaffen haben und welche uns gleichzeitig erklären können, warum gerade sie durch den Dichter instinktmäßig zur Feenkönigin der Wunscherfüllung erkoren wurde. Zweitens hoffen wir, daß wir aus dieser Umschau etwas über ihre Rolle in der Hervorbringung der Angstträume erfahren werden.

Mab ist eine ausgesprochen volkstümliche, märchenhafte Gestalt. Im germanischen Folklore entspricht ihr besonders die Gestalt der Holle.[1] Diese, wie ihre Verwandten, treten in Begleitung eines kleinen Volkes auf, von dem unschwer zu erkennen ist, daß es ihre Kinder bedeutet, um so mehr, da einige Varianten der Sage es offen so erzählen, und wo dies nicht der Fall ist, ist dieser Umstand nur durch eine durchsichtige, aus den Traumanalysen wohlbekannte Symbolik verschleiert. Die Kleinen sind die Kinder, anderswo treten kleine Männchen (Heimchenvolk,[2] Heinzelmännchen) oder kleine Tierchen auf.

Die in der Gefolgschaft Mabs vorkommenden Käfer, Würmer: Heupferd, Heimchen, Spinne, Mücke, Wurm, sind gleichfalls typische Symbole der Kinder. Der Wagen selbst ist im Traume

[1] Man vergleiche die Hauptcharakterzüge mit denen der Hollen und verwandten Gestalten in Dr. V. Waschnutius: Perht, Holda, Wien 1913, bei O. Hölder, und Dr. G. Róheim: Adalékok a magyar néphithez (Beiträge zum ungarischen Volksglauben), Budapest 1920.

[2] Der Name Heimchenvolk ergibt eine Beziehung zu den auf dem Wagen der Mab vorkommenden Heimchen- (und anderen Käfer-) Bestandteilen. Das Heimchenvolk fährt ebenfalls mit auf Hollas Wagen. Man vergleiche die Zweideutigkeit im englischen Text im Worte carriage mit Anspielung auf das Geschlechtliche.

oft das Symbol des graviden Uterus, die feinen und dünnen Fäden, Spinngewebe, aber das der Nabelschnur und der Eihäute. All das ist ein Hinweis auf eine Rückkehr in der Phantasie auf das Infantile, selbst die Kleinheit Mabs ist nur die Projektion der kindlichen Kleinheit auf ihre Gestalt. Psychoanalyse und Sage führen hier zu gleichem Ergebnis, Mab ist die Mutter.

In der völkischen Sage finden wir die zwei gegensätzlichen Gesichter dieser Gestalt, wie in der Shakespeareschen Phantasie. Holla ist einmal die Führerin, die Ernährerin, die Beschützerin der Kinder, sie verschafft ihnen Milch zur Nahrung — die gute Mutter — ein anderesmal wieder die Kinderräuberin, die auf sie böse ist, sie bestraft, sie in Höhlen einsperrt — die böse Mutter, die Stiefmutter, die Hexe — von der gerade an dieser Gestalt Dr. Róheim[1] nachgewiesen hatte, daß sie nichts anderes ist, als das durch die Unterdrückung der inzestuösen Wünsche der Kinder entstandene Negativ der vorigen, der guten, liebeschenkenden, wunscherfüllenden Mutter. Dieser inneren Gegensätzlichkeit entspricht auch die äußere Erscheinung der Hollen, einmal als glänzende Fee, das anderemal als struppige, zerzauste, wilde Hexe.

So begegnen wir auch Mab, sie ist die Hebamme der Feen, die die Kinder in das Feenreich bringt und die sie ihren Eltern raubt, sie ist die Fee und sie ist die Hexe. Ihre gegensätzliche Rolle im Traume können wir mit Hilfe der Sexualsymbolik verstehen. Das Fahren ist ebenfalls ein typisches Symbol des sexuellen Verkehrs, die Verkehrsmittel sind die Genitalien. Vgl. bei Waschnutius, a. a. O. die aufgezwungene Fahrt im Hinterteile der Verre, einer Hollagestalt. Die Peitsche, Speichen, Spinnenbeine, Mantel, Wurm, Eichhorn symbolisieren das männliche, der Wagen, Decke, Haselnuß das weibliche Genitale. Um den Sinn des Wagenzimmerns zu begreifen, müssen wir für einen Augenblick wieder auf die Ethnologie zurückgreifen. Dort finden wir es als das Motiv des Notnagels,[2] d. i. Ersetzen des verlorenen Radnagels oder der Speiche durch Zimmern, zu welchem Tun Holla den Burschen aufruft, dem sie während ihrer Fahrt begegnet. In anderen Fällen zwingt sie ihm geradewegs ihre Buhlschaft auf,[3] und dieses Ver-

[1] Dr. G. Róheim, a. a. O., S. 174 ff.

[2] Mündliche Mitteilung von Dr. Róheim. Auch bei Waschnutius, a. a. O., S. 98, 154.

[3] Waschnutius, a. a. O., S. 116.

halten bestärkt uns in der Auffassung dieses Motivs als Koitussymbol.

Alle diese Motive im Beginne der Phantasie deuten auf eine anfangs ungestörte, höchstens symbolisch verdeckte erotische Wunscherfüllung hin, welche durch die gegen ihre erotischen und inzestuösen Teile auftretende Verdrängung am Ende in Angst verwandelt wird.[1] Der unheilbringende Knoten, der Weichselzopf und seine Auflösung ist letzten Endes der Inzestkomplex (in dessen Begleitung er typischerweise aufzutreten pflegt) und das Bewußtmachen desselben. Für König Ödipus war seine Lösung wirklich unheil- und todbringend.[2] (Blendung.)

In den meisten Tragödien, sei es daß ihr Inzestkern offen daliegt oder mehr verdeckt ist, wird die Lösung des „tragischen

---

[1] Die Ambivalenz des Traumes hängt am tiefsten mit der Ambivalenz des den Kern der ganzen Tragödie bildenden Triebpaares „Liebe—Haß" zusammen. Die Liebe erscheint in den Hauptpersonen verkörpert, der Haß aber wird, wie auch so oft im realen Leben, auf die Familie des Geliebten oder Ehegatten projiziert. Man vergleiche:

Romeo: „Sie eine Capulet! In Feindes Hand
Gab ich mein Leben hin, als Unterpfand!"
Julia: „So lieb ich den, für den ich Haß empfand,
— — — — — — — — — — — — — —
Die Neigung hat ein Wunder nur geboren,
Zu der mein Herz den Todfeind auserkoren." (I. Akt, 5. Szene.)

Und Romeos Aphorismen über die Liebe:

„Die Lieb' ein zartes Wesen? Sie ist rauh,
Ist hart und ungestüm und sticht wie Dorn." (I. Akt, 4. Szene.)

Und im I. Akt, 1. Szene:

„... O, sage doch, wie war's
Hier mit dem Streit? Nein, schweig', ich weiß schon alles.
Hier macht der Haß uns viel zu schaffen, mehr
Die Liebe noch. Wohlan denn, wütige Liebe,
Verliebter Haß, dich Allesseiende
Und aus dem Nichts zuerst Erschaffene,
Dich Schwermutsleichtsinn, Nichtigkeitenernst,
Dich mißgestaltet Chaos schöner Formen,
Bleiflügel, Glanzrauch, Eisglut, Siechtum, Wohlsein,
Dich wachen Schlaf, dich Gegenteil dein selber.
Dich Liebe fühl' ich, ohne dich zu lieben — ..."

Romeo und Julia finden ja den Tod durch einander.

[2] Vergleiche Freud: Traumdeutung, 2. Aufl., S. 185—7. Ferenczi, a. a. O., Róheim: Lösung der Geheimnisse, a. a. O., S. 93, Hexen und Hollen, S. 174 ff.

Knotens" ebenfalls unheil- und todbringend,[1] wie auch in Romeo und Julia.

Der Weichselzopf und die verwirrten Haare — die bösen Hollen haben alle struppige Haare oder ähnlichen Kopfputz — deuten auch auf das Genitale hin, in ihrer Furchtbarkeit und Unheimlichkeit bewahrten sie die Spuren der kindlichen Beklemmung beim Erblicken der Genitalien der Erwachsenen. Die endgültige Gestaltung der Haar- und Zopfsymbolik ergibt aber mit dem vorigen zusammen die schon früher erwähnte funktionelle Variation der Nabelschnursymbolik, die das unablösbare — inzestuöse — Gebundensein der sexuellen Libido an die Mutter symbolisiert. Diesen seelischen Mechanismus liefert auch hier das peinliche Traumbild. Die inzestuöse Angst breitet sich auch als Gefühl des Alpdruckes[2] auf die endemachende Traumsensation aus, in der das sexuelle Verlangen[3] auch hinter der schweren Verdrängung durchbricht, gleichsam der Auffassung von Dr. O. Rank an einem Beispiel recht gebend, daß ein jeder Traum die Tendenz hat, entweder zur unbeschränkten erotischen Wunscherfüllung, zum Pollutionstraum oder zum Angsttraum zu werden.[4] Dies wurde aber, da die Verdrängung dazu nicht genügte, durch das Erwachen unterbrochen. Romeo, der sich von dem drückenden und durch das schwere Walten der sich bekämpfenden seelischen Regungen unheilverkündenden Eindruck des Traumes befreien will, heißt hier Mercutio schweigen und in scharfem Gegensatz zu seiner früheren Ahnung tröstet er sich mit der vulgären Abwehr der Deutbarkeit der Träume: Träume sind Schäume:

Romeo: „... Still, Mercutio!
Du sprichst von einem Nichts."

Worauf auch dieser, ein richtiger Zweifler, die Eingebungen seiner Phantasie verleugnet und beteuert:

Mercutio: „... Ganz recht, von Träumen,
Den Kindern eines müßigen Gehirns,
Aus nichts erzeugt als eitler Phantasie..."

[1] Vergleiche Freud: Totem und Tabu, 1913, S. 144. Rank: Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage, 1912.

[2] Dessen inzestuösen, bisexuellen Charakter Professor Dr. E. Jones ermittelt hat. Siehe: Der Alptraum, S. 13 ff.

[3] Vergleiche die zitierte Stelle aus „Romeo und Julia", I. Akt, 3. Szene.

[4] Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschung, II. Bd. S. 521.

Die Analyse der Motive mit Hilfe der Traumanalyse und Ethnologie macht uns klar, daß Mab ihre wunscherfüllende Kraft ihrer Herkunft von der Mutter-Imago verdankt, die wiederum mit der größten Wahrscheinlichkeit in den eigenen Inzestwünschen des Dichters wurzelt. Wir müssen deshalb dem einleitenden Bilde, das im Anfange des Traumes die ins Übernatürliche projizierte Gestalt der Mutter heraufbeschwört, eine tiefe psychologische Bedeutung beimessen, wird doch ein jeder aktueller Wunsch, der beim Träumenden immer Erfüllung heischt, zwecks Erfüllung zur gnadenreichen Fee, zur gütigen Mutter der Kindheit gewiesen. Die Liebe der Mutter ist ja allein fähig, alle egoistischen und Liebeswünsche des Kindes zu stillen, seine Ängste in der Dunkelheit der Nacht zu besänftigen, andererseits muß sie aber auch erdulden, daß nach der Verdrängung und Enttäuschung der Inzestwünsche, deren Abwehr sie zur bösen Hexe entstelle und mit den nächtlichen Symbolen der Angst bekleide.[1] Aber trotz der Verdrängung bricht beim Dichter der erotische Wunsch durch, gerade mit Hilfe der zur Hexe verwandelten Königin Mab, der Mutter, die daher in erster Linie berufen ist, die bewegende Kraft und das Prinzip aller Träume, die Wunscherfüllung zu versinnbildlichen.[2]

[1] Róheim: „Die Entstellung zur Hexe ist eine Abwehr gegen die inzestuöse Fixierung der Libido." Und: „Holle und ihre Verwandten sind die dunkelheiterweckte, furchtmildernde, supranaturale Projektion der Mutterimago." a. a. O., S. 206 u. 218.

[2] Nach dem griechischen Glauben entstammen die Träume der Mutter Erde. Vergleiche O. Dieterich: Mutter Erde, S. 60:

„Bei jeglicher Inkubation war es ursprünglich die Erde, die den Traum gab. Sie ist die Mutter der Träume, die ihre Kinder sind." (Euripides, Hek. Z. 70, und Iph. Taur., Z. 1234.)

Wenn wir den Namen „Queen Mab" selbst eine als Traumverdichtung betrachten und mit Hilfe der Ethymologie und der psychoanalytischen Erfahrungen analysieren, so ergeben sich interessante Zusammenhänge. „Mab" bedeutet welsh: ein Knabe, dadurch kommt im Namen selbst das Infantile direkt zum Ausdruck. „Queen Mab" soll eigentlich „Quean Mab", also „weiblicher Mab" bedeuten (quean = midwife = Hebamme; siehe den Text der Phantasie), laut Angaben, welche ich Herrn Dr. E. Glover verdanke. Nun wird „quean" meistens in der Bedeutung von „feiler Dirne" gebraucht, so daß hier in den Namen „Queen Mab" eigentlich die „Dirnenkomplex" genannte Variation der Inzestphantasien hinein verdichtet wurde. Wahrscheinlich bestehen außerdem noch Beziehungen zwischen Mab, Mabel, Amabilis. — Auch eine andere verdrängte Triebrichtung des Dichters, und zwar seine gleichgeschlechtliche Neigung wird in diesem Namen durch seinen bisexuellen Charakter aus-

Am Schlusse möchte ich noch die Behauptung aufstellen, daß auch die anderen in der Mab-Phantasie erfüllten Wünsche, die eigenen brennenden Wünsche des unlängst in die Großstadt und in die Nähe des Hofes gelangten jungen Shakespeare nach Ehre, Reichtum und Liebe gewesen sein könnten; war er ja Zeuge am Markt all dieser im London der großen Königin. Da die Wirklichkeit des Tages ihm in der Erfüllung dieser Wünsche damals noch gar nicht so gnädig war, konnte nur das kleine Ebenbild einer großen Königin, die Königin Mab

„Nicht größer von Gestalt als der Achat
Am Zeigefinger eines Aldermanns . . .“[1]

die im Traume zur Feenkönigin gewordene Mutter, all dieses Glück ihrem Dichtersohne gewähren, welcher vor der harten Wirklichkeit zu ihr, zur Wunscherfüllung in der Phantasie, im Traume, in der Dichtung seine Zuflucht nahm.

---

gedrückt (= ein weiblicher Knabe) und so müssen wir M a b als eine heterosexuell verhüllte Variation aus der Reihe der zahlreichen feenhaften „Wunschknaben“ unter Shakespeares Gestalten betrachten. Dadurch kann der in den Angstträumen fast nie fehlende homosexuelle Zug auch in diesem Falle nachgewiesen werden. (Vergleiche A b r a h a m a. a. O.) Dieser meldet sich in der Mab-Phantasie übrigens auch ganz offen, nur in der weiblichen Umkehrung: ein Mädchen wird von Mab, von der Hexe — wie beim Koitus — gedrückt.

[1] Shakespeares Vater war erster Aldermann (Ratsherr) der Stadt Stratford. Der Ring ist ein nicht nur analytisch bekanntes nuptiales Symbol. Ein neuer Beweis, daß Königin Mab die Mutter-Imago ist.

Eine Traumanalyse.

Von Dr. **Sándor Radó**, Budapest.

Der Traum, dem wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden, ist in einer analytischen Behandlung vorgebracht und gedeutet worden, und hat für das wissenschaftliche Interesse in zweifacher Hinsicht Bedeutung erlangt. Seine Analyse führte zunächst zur Aufklärung eines schwer durchsichtigen Falles von Neurose; die Anwendung der neuen Einsicht ließ dann die psychische Konstellation eines sozial recht merkwürdigen Menschentyps erfassen, deren Enträtselung mich seit langem beschäftigt.[1] So sehr auch diese Mitteilung unter den Einschränkungen leidet, die ihr die Person des Träumers und die inhaltlichen Beziehungen des Traumes auferlegen, erscheint sie doch durch einen besonderen Umstand begünstigt. Der Traum stammt aus einer Phase der Behandlung, wo bereits alle verfügbare Libido des Analysanden in die Übertragung eingefangen war und schöpft sein Material aus dem Verhältnis des Träumers zum Analytiker. So vermag er uns Einblick in die tiefsten seelischen Regungen des Träumers zu eröffnen, ohne dessen reale Lebensbeziehungen zu enthüllen, die seine Person verraten könnten.

Nach diesen Vorbemerkungen führen wir den Traum an, wie ihn der Träumer erzählt:

„Ich gerate in ein Eckzimmer — flüchte mich dorthin — oder verstecke mich dort — (unbestimmt) — stehe dann vor einem Fenster. Ich bewundere meinen mächtigen, großen, erigierten Penis und schwinge ihn mit der Hand. Dabei fließt Urin ab, sehr viel Urin... Obwohl die Fensterscheiben matt sind, werde ich ängstlich, man könnte mich sehen... Ich bemerke in der Schambehaarung ein weißes

[1] „Der revolutionäre Führer." Wird später veröffentlicht.

Haar, aber nein, es ist ja gar kein Haar, sondern ein Band oder eine Schleife."

Zum Eckzimmer assoziiert der Träumer: „Schlafzimmer, die sind ja meistens Eckzimmer. . . Das Schlafzimmer der Eltern . . . Auch dies Zimmer da ist ein Eckzimmer, aber nein, es ist ja keines." Mit diesem Irrtum verrät der Analysand, daß im Traume mein Behandlungszimmer gemeint wird, das in Wirklichkeit kein Eckzimmer ist. Wir können dann bald konstatieren, daß es doch ein Eckzimmer ist, nämlich ein Leck-Zimmer: die Wirtsleute, bei denen ich meine Behandlungsräume miete, heißen Leck und der Träumer kennt ihren Namen vom Türschild. „Auch das Zimmer ist ein Eckzimmer, wo Sie gestern Abend ihren Vortrag hielten." Dies ist nun wirklich ein Eckzimmer, im Eck eines L-förmigen Korridors gelegen, also auch ein L-Eck-Zimmer. Der Traum verdichtet meine Arbeitsräume, das Behandlungszimmer daheim und den Vortragssaal in der Poliklinik. Von dem weiteren Einfall „Abort" — die matten Fensterscheiben — führen die Gedanken in die Vergangenheit und ins Infantile. An den Namen „Leck" knüpft eine andere Assoziationskette an, die durch die bekannte schmähende Aufforderung zum Analen führt.

Die Assoziationen zum Traumelement Fenster lassen sich nicht wiedergeben. Setzen wir also gleich seine symbolische Bedeutung ein, die mir aus vielen Analysen geläufig ist. Das Fenster ist ein typisches Symbol für die aktive und passive Betätigung des Schautriebes, hier für das Beschaut-werden. „Ich stehe beim Fenster" dürfen wir also übersetzen: „Ich entblöße mich, ich lasse mich beschauen." Aber auch er selbst beschaut sich, bewundert seinen „mächtigen, großen, erigierten Penis." Wir erkennen im Traumstück eine Art narzißtischen Rauschzustand, der in autoerotische Befriedigung ausläuft: „Dabei fließt Urin ab, sehr viel Urin . . " (Urin = Sperma). Objektbeziehungen — allerdings mit narzißtisch-passiver Zielsetzung — deuten sich im Beschaut-werden an.

Die Hervorhebung des mächtigen, großen Penis ist uns als die Überkompensation der Kastrationsangst gut bekannt und wir sind darauf vorbereitet, unter den traumerregenden Momenten irgendwo eine Kastrationsdrohung zu finden. Der Traumarbeit ist es auch nicht gelungen, die Kastrationsangst vollständig zu binden, denn bald wird die Glückseligkeit der Situation durch leichte

Angstentwicklung gestört. „Man könnte mich sehen“: der Traum hat offenbar ein peinliches, mit Strafe drohendes Beobachtetwerden zum exhibitionistischen Wunschgegensatz verwandelt, der aber dem Durchbruch der Angst nicht fest genug standhält.

Das weiße Haar in der Schambehaarung erinnert den Träumer an den weißen Bart seines Vaters. Die nächste Assoziation: „Der weiße Bart des Prof. Freud“ führt ihn abermals in den Vortragssaal, wo er das Bildnis des Forschers hängen sah. Das weiße Haar verwandelt sich aber im Traume in ein Band oder eine Schleife. — Solche Verwandlungen von Gegenständen oder Personen in den Träumen entstehen bekanntlich durch Mißlingen der Verdichtungsarbeit des Traumes, zeigen uns eine Lücke in dessen Gefüge an, einen guten Angriffspunkt für die Deutung. — Zu Band oder Schleife fällt dem Träumer mein Vortrag ein, in dem er diese Worte gehört hat.

Hier müssen wir die Fortführung der Deutung unterbrechen, um ein Stück aus der Vorgeschichte des Traumes nachzutragen. Am Abend, der dem Traume unmittelbar voranging, hielt ich einen Kursvortrag, dem auch der Träumer beiwohnte. Der Vortrag war der grundlegenden Charakteristik der Metapsychologie gewidmet, ging auf die Entwicklung der drei Betrachtungsweisen ein und versuchte durch die Herstellung wissenschaftsgeschichtlicher Zusammenhänge deren Verständnis zu vertiefen. Bei der Würdigung der seelischen Topik kam ich auf die neue Schrift von Freud „Das Ich und das Es“ zu sprechen, die uns neue Vorstellungen über die psychische Struktur vermittelt. Es sei nicht meine Absicht, bemerkte ich, auf den Inhalt dieser Arbeit einzugehen, ich möchte nur ihre allgemeine Bedeutung aufzeigen, das Buch sozusagen mit einer Schleife umgeben, wie sie im Schaufenster des Buchladens neuerschienene Werke den Interessenten empfiehlt. Dies ist also das Band oder die Schleife, der sich die Traumarbeit bemächtigt, um sie im manifesten Traume dem Körper des Träumers anzulegen. Wir verstehen jetzt: er identifiziert seinen eigenen Körper mit diesem Werke. „Das Ich“ — ist er selbst, „das Es“ — ist sein Penis, also zusammen „Das Ich und das Es“. Ein Werk ist natürlich für die Traumsprache zugleich auch seinem Autor gleichzusetzen und so sieht man, daß sich der Träumer hier in einer zweiten Darstellungsweise mit Prof. Freud identifiziert. Diese beiden Ausdrucksmittel der Identifizierung — die Buchschleife und das

weiße Haar — vermochte eben der Traum nicht zu einer Einheit zusammenzuschweißen.

Die Assoziationen des Träumers beschäftigen sich dann mit der Kritik meiner Person und meines Vortrages. Er konnte meine Ausführungen nicht recht verstehen, es war vielleicht zu tiefsinnig oder eher ganz unsinnig, was ich sprach. Die Anerkennung eines guten, populären Redners wolle er mir aber nicht versagen, denn es lasse sich nicht leugnen, daß das ganze Auditorium mit gespannter Aufmerksamkeit meinen Ausführungen gefolgt sei. Dies könne er aber lediglich der rednerischen Wirkung zuschreiben. Ich verstünde es eben, wie jeder Volksredner oder Wortführer, mit meinen schönen Phrasen die Hörer für eine Sache zu begeistern.

Dieses Material läßt mit aller Deutlichkeit die latenten Gedanken hervortreten, die im manifesten Trauminhalt Ausdruck finden. Wir sehen dabei, wie sich der Traum der bildlichen Elemente einer gehörten Rede bemächtigt, was ihm die Mühe erspart, abstrakte Vorstellungen ins Visuelle erst umzusetzen. Der Träumer nimmt also im Traume das Band für seine Person in Anspruch, mit dem meine Redewendung das Freudsche Werk umgab. Das läßt nur eine Auslegung zu. Die Identifizierung mit Prof. Freud dient ihm offenbar zur Erfüllung des Wunsches, mein Vortrag möge seiner Persönlichkeit und seinen Leistungen gewidmet sein. Im Traume ist er der Bewunderte, mit großartigen Fähigkeiten ausgestattete Mann, der seine befruchtenden Ideen der Welt überläßt. (Die befruchtenden Ideen — der abfließende viele Urin = Sperma.) Mich setzt er von der Würde seines Analytikers und Lehrers herab, ich darf mich aber in der bescheidenen Rolle eines guten populären Interpreten um die Würdigung seiner hohen Persönlichkeit bemühen.

Als ich dem Träumer dieses Stück der Deutung vorschlug, stellte sich bei ihm sofort die bestätigende Erinnerung ein, er habe schon am Vormittag des Tages, an dem dann der Vortrag stattfand, die Phantasievorstellung gebildet, ich werde über ihn einen Vortrag halten. Allerdings über seine Neurose, die durch ihre Eigenart wissenschaftliche Bearbeitung verdient. Der Nachttraum des Analysanden ist offenbar eine Reaktion auf meinen Vortrag; wir sehen jetzt, wie er durch eine Tagesphantasie vorbereitet wurde, die den Vortrag antizipiert hat.

Vor dieser Tagträumerei hatte der Analysand bereits den flüchtigen Gedanken, daß er einen wissenschaftlichen Vortrag

halte. Seine Auseinandersetzung mit mir anläßlich des Vortrages hat also drei Entwicklungsphasen durchlaufen. Auf der ersten Stufe befindet er sich in der Einstellung der feindseligen Rivalität; er beseitigt mich und versetzt sich an meine Stelle. Die zweite — der intensiv erlebte Tagtraum — bringt den Fortschritt von der Identifizierung zur Objektbeziehung. Er beläßt mich in meiner realen Rolle, knüpft dies aber an die Bedingung, daß ich mich mit seiner Person beschäftige, also ihn liebe. Die dritte Etappe endlich, der Nachttraum, ergibt sich durch Umbildung aus der zweiten: ich soll ihn verehrend anerkennen und bewundern, was durch eine entsprechende Erhöhung seiner und Herabsetzung meiner Person erreicht wird. Schon die Identifizierung der ersten Phase hat es auf die Anerkennung (Liebe) der Hörer abgesehen; die zweite tauscht die Liebe der Hörer für meine Liebe ein, in der dritten sichert er sich dann beides, indem er mich gleichsam als Mittler zwischen die eigene Person und die Hörerschaft einsetzt.

Der Analysand erzählt weiter, daß er sich eigentlich an der Diskussion beteiligen wollte, die sich meinem Vortrage anschloß, von diesem Vorhaben aber durch mein unliebenswürdiges Benehmen abgeschreckt wurde. Wie konnte ich nur — so lautet sein Vorwurf — die Ausführungen des einen Diskussionsredners so unerhört sarkastisch beantworten? „Man hätte ihn schonungsvoll über sein Unverständnis aufklären sollen und durfte seine Anregung nicht so kurz und gründlich abtun."

In jener Diskussion ereignete es sich wirklich, daß ich die Besprechung einer weitabführenden philosophischen Frage, die von einem Redner gestellt wurde, aus guten Gründen abgelehnt habe. Ich tat es mit einem recht harmlosen Scherze, über den der Betreffende selbst mitgelacht hat. Die kleine Szene bot also sicherlich keinen realen Anlaß zu der extremen Auffassung, die sich in den Assoziationen des Träumers ankündigt, noch weniger erklärt sie den erregten Affekt seiner Rede. Er steht also offen bar unter der Herrschaft eines unbewußten Momentes, das sich aus seinen Einfällen sofort erraten läßt. Indem er mein Gespräch mit dem Kursteilnehmer in arger Übertreibung als eine „vernichtende geistige Niederlage" desselben darstellt, faßt er mein Vorgehen unbewußt als Kastration auf und versetzt mich damit in die Rolle des Kastrators. Seine plötzliche Einschüchterung war demnach der Effekt einer unbewußten Kastrationsbefürchtung, die in ihm durch den Vorfall geweckt wurde.

Diese Aufklärungen entsprechen ganz der Erwartung, die wir zu Beginn der Deutung dem Material entnommen haben; wir merken auch, daß sich jetzt die oberste Gedankenschichte des Traumes einem klaren Zusammenhang einordnet. Der Analysand hat sich am Tage auf den passiv-libidinösen Wunsch eingestellt, daß der Arzt über seine Neurose einen Vortrag halten, d. h. ihn lieben soll. Die Ereignisse des Abends erwecken aber seine Kastrationsangst; er holt sich gleichsam aus ihnen die Bestätigung, daß er sich von diesem Vaterersatz nicht ohne weiteres lieben lassen kann, weil ihm das den Penis kosten würde. Der unerledigte Liebeswunsch des Tages regt dann die Traumbildung an, stößt aber dabei neuerlich auf die Kastrationsbefürchtung. Wir haben schon erfahren, wie es dem Traume gelingt, beiden Regungen gerecht zu werden. Er selbst (der Träumer) nimmt im Traume die Stelle des mächtigen Übertragungsvaters (richtiger: Großvaters) ein, besitzt dessen großartige Fähigkeiten (Penis), während er zugleich seinen analytischen Vater herabsetzt, also kastriert. Von entscheidender Wichtigkeit ist es nun, daß er sich dabei von dem bereits unschädlich gemachten Vater bewundern (lieben) läßt, den passiven Liebeswunsch also mit Umgehung der Kastrationsangst durchsetzt. Spricht er doch dem Analytiker nur die wissenschaftlichen Fähigkeiten ab; die Rednergabe, die der Träumer in den Dienst (Liebesdienst) seiner eigenen Person stellen kann, wird ihm belassen.

Dieses vorbewußte, vom Wachdenken herrührende Gedankenmaterial ist durchaus von zielgehemmten (zärtlichen) und sublimierten libidinösen Strebungen beherrscht. Eine direkte, sinnliche Sexualregung ist nirgends zu sehen, auch die Kastrationsdrohung tritt als „geistige Kastration“ auf sublimiertem Niveau in Erscheinung. Vielleicht ist es auf diesen Umstand zu beziehen, daß dann der unbewußte, grob sexuelle Anteil im manifesten Traume so unverhüllt zum Vorschein kommt, als wäre durch den scheinbar ganz asexuellen Charakter der traumerregenden Wünsche ihr Zusammenhang mit der grobsinnlichen Unterströmung vor der Traumzensur zur Genüge verborgen, so daß sich der Traumarbeit die Zuflucht zur symbolischen Darstellung erübrigt. Für unsere gesicherte analytische Erfahrung wird es dabei als selbstverständlich erscheinen, wenn sich der unerledigte Tagesrest an zielgehemmten und sublimierten Libidoregungen unter den Bedingungen des Schlafes aus dem Unbewußten zur sexuellen Vollströmung ergänzt. Der auf ein „Gewürdigt-werden“

gemilderte passive Liebeswunsch des Analysanden erreicht durch einen gleichgerichteten unbewußten Beitrag volle — schlafstörende und traumbildende — Stärke, hat sich aber dabei der ursprünglichen, infantilen Zielsetzung des Unbewußten zu fügen. Wie dies vor sich ging, werden wir gleich erfahren.

Greifen wir auf das erste Traumelement zurück, auf das „Eckzimmer", dessen Gedankenkreis wir bisher außer acht ließen. Ich erinnere an die Einfälle „Schlafzimmer der Eltern", „Abort", sowie an das anschließende Gedankenmaterial, das oben nur angedeutet wurde. Die Aufklärung dieses Traumstückes hat sich als besonders schwere Aufgabe erwiesen und ist auch nicht vollständig gelungen. Wir glaubten in ihm die Darstellung einer Mutterleibsphantasie erblicken zu dürfen: der Träumer befindet sich im Arbeitsraume des (analytischen) Vaters, also im Leibe der Mutter. Die Phantasie ist auf der Stufe der analen Geburtstheorie gebildet, sie erfaßt das Körperinnere der Mutter als einen mit Darminhalt gefüllten Hohlraum („Abort"). Als Absicht dieser Phantasiebildung ergab sich aus den Andeutungen des Materials der Wunsch, an Stelle der Mutter vom Vater koitiert zu werden. Was sich am Tage als Zärtlichkeitsregung angekündigt hat, bricht so im Schlafe als grobsinnliches Verlangen des Unbewußten durch, und veranlaßt den erfüllenden Traumvorgang. Allein der Traum stößt auf das Hindernis der Kastrationsangst, die ein Erlebnis des Tages geweckt hat. Wir merken, es ist derselbe traumbildende Wunsch und die nämliche störende Einwirkung, wie sie Freud in seiner klassischen Traumanalyse „Aus der Geschichte einer infantilen Neurose"[1] beschrieben hat. Dort hatte sich die Störung als unüberwindlich erwiesen, die Wunscherfüllung scheitert und der Traum läuft in einen Angsttraum aus.

Unser Fall zeigt einen anderen Ausgang. Der Sachverhalt legt uns die Vermutung nahe, daß der Traum die im Scheitern begriffene Lösung rasch fallen läßt, um es mit einer andern zu versuchen. Ich entlehne diese Auffassung den vortrefflichen Beobachtungen, die Ferenczi einmal über die Traumarbeit mitgeteilt hat.[2] Der Traum lenkt in kunstvoller Weise von einem nicht

[1] Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre, 5. Folge.

[2] „Der Traum bearbeitet den das Seelenleben gerade beschäftigenden Gedanken von allen Seiten her, läßt das eine Traumbild bei drohender Gefahr des Mißlingens der Wunscherfüllung fallen, versucht es mit einer neuen Art

gangbaren Weg auf den zum Ziele führenden ein, wobei die bereits geformten Traumstücke für die Zwecke des neuen Zusammenhanges Verwendung finden. Die unbestimmt gehaltenen Angaben des Träumers: „Ich gerate“ in das Eckzimmer, „flüchte mich dorthin oder verstecke mich dort“ scheinen ihrem ursprünglichen Sinne nach der ersten, verworfenen Traumkonzeption anzugehören, während sie dann in ihrer zweiten Bedeutung den Abbruch der Szene und den Übergang zum endlichen Traumbild darstellen. Man darf dieses Traumelement bei unserem stark narzißtischen Träumer als doppelschichtige „funktionale Symbolik“ im ursprünglichen Sinne Silberers auffassen; es veranschaulicht das Gewährenlassen des Triebbedürfnisses als sehnsüchtiges Sichverkriechen in den Mutterleib, sodann die Furcht vor den Folgen des Triebanspruches als ängstliche Flucht aus diesem Versteck.

Wie vollzieht sich nun diese Wendung des Traumes? Offenbar muß ihr eine entsprechende Umstellung des unbewußten Traumwunsches zugrunde liegen. Wir können uns den Hergang so vorstellen, daß die drohende Angstentbindung den Verzicht auf das Koitusverlangen des Unbewußten erzwingt und die Ersetzung dieser Triebregung durch die andere des Sich-beschauen-lassens herbeiführt. Nach vollzogener Zielverwandlung kann die passive Einstellung zum Vater im Traume Befriedigung finden. Immerhin hat dabei die Objektlibido etwas von ihrer Stärke eingebüßt, sie tritt ihren Rang als führender traumbildender Faktor einem mit voller Wucht einsetzenden narzißtischen Triebbedürfnis ab. Die erwachende Kastrationsbefürchtung hat den Narzißmus des Träumenden verletzt und ihre Überwindung wird jetzt zur Hauptaufgabe des Traumes. Als Überkompensation der Kastrationsangst stellt sich, wie wir bereits gesehen haben, ein förmlicher narzißtischer Jubel über den Besitz des kostbaren, mächtigen Penis ein, wahrscheinlich mit Hilfe eines Betrages von Objektlibido, das dabei aus der Vaterposition ins Ich zurückgezogen wird. Mit dem Fortschritt des Traumvorganges geht also eine partielle Regression von der Objektstufe zum Narzißmus einher.

Soweit etwa wurde das Verständnis des Traumes unmittelbar nach seiner Erzählung gefördert. In späteren Sitzungen konnten

---

der Lösung, bis es ihm endlich gelingt, eine, die beiden Instanzen des Seelenlebens kompromissuell befriedigende Wunscherfüllung zu finden“. (Über lenkbare Träume, Zentralbl. f. Psychoanalyse, 1912.)

wir dann die Deutung um ein bedeutsames Stück ergänzen, nachdem der Träumer früher zurückgehaltenes Material der Analyse preisgab. Es zeigte sich, daß der Traum eine libidinöse Objektbeziehung enthält, deren Sinn weit über das Sich-bewundern-(beschauen)-lassen hinausgeht. Die kecke Exhibition des Traumes („ich schwinge den Penis mit der Hand") erwies sich als eine Aufforderung an mich, ich möge seinen Penis liebkosen, an seinem Gliede saugen. Dies war auch der richtige Sinn der Assoziationen, die an den Namen „Leck" anknüpften, und die wir vorerst nur auf das Anale bezogen hatten. Mithin ist auch in der zweiten Traumkonzeption der passiven Liebeseinstellung zum Vater eine Identifizierung mit der Mutter zugrunde gelegt. Er befindet sich im „Leck-Zimmer" bedeutet: er ist ein Frauenzimmer, an dessen Brust geleckt, gesaugt wird. Der verworfene Traumwunsch entsprach der Formel: der Vater soll mich koitieren, wie er es mit der Mutter tat; der zweite, in Szene gesetzte lautet dann: der (kastrierte) Vater soll an meinem Penis saugen, wie ich als Kind an der Mutterbrust gesogen habe.

Das gleichzeitige Festhalten am Besitze des Penis — der „männliche Protest" — und an der femininen Einstellung der Mutteridentifizierung — wohl ein weiblicher Protest — vereinen sich hier zu einem höchst merkwürdigen Resultat. Der Träumer hat zwar sein kostbares Glied behalten, es ist aber als aktives Sexualwerkzeug entwertet, zu einem Ebenbild der Mutterbrust geworden. Gleich zu Beginn der Deutungsarbeit äußerte der Analysand, der Urin im Traume sei kein richtiger Urin gewesen, denn er hatte eine dickflüssige Konsistenz und war von eigenartiger Farbe. Ich meinte damals, der Traum hätte ein Mischgebilde aus Urin und Sperma produziert und deutete es als Sperma. Jetzt durfte die Analyse als dritten — wohl wichtigsten — Bestandteil dieser organischen Komposition die Muttermilch agnoszieren, die auch in Wirklichkeit durch einen penisförmigen Körperteil entleert wird. Was man zunächst nur als Ejakulationsakt auffassen konnte, erweist sich jetzt als ein verführerisch-anlockendes Herausspritzen von „viel, viel" — Milch.

Durch das Einfügen dieses fehlenden Stückes in die Struktur des Traumes fällt auch auf dessen vorbewußte Gedankenschicht neues Licht. Jetzt sieht man erst mit voller Klarheit, wie die höhere Geistestätigkeit des Träumers in allen Einzelheiten durch

die verdrängten libidinösen Triebansprüche beherrscht wird, deren Bewältigung sie in der Sublimierung anstrebt. Erst will der Träumer sich, seine Neurose der wissenschaftlichen Bearbeitung des Analytikers preisgeben, schrickt dann vor einer vermeintlichen Kastrationsdrohung, die er auf sein Intellekt bezieht, zurück, und führt nun seinerseits die intellektuelle Kastration am Analytiker aus, indem er ihm die wissenschaftliche Befähigung abspricht; zugleich aber beeilt er sich schmeichlerisch dessen Rednergabe („Zungenkunst") zu rühmen, als wollte er sagen: mit deinem M u n d e sollst du mich lieben. Dieser Wunsch wird dann in der Traumphantasie auf eine ganze Schar von Jüngern (= Kinder = Hörer des Kurses) ausgedehnt, sie alle sollen sich, unter der Führung des Analytikers an der von ihm gespendeten geistigen Nahrung (= Milch) satt saugen. Der Befriedigung durch das väterliche Genitale konnte er sich nicht ergeben. Zum Ersatz bietet er dem entmannten Vater die Brüste seiner Wissenschaftlichkeit, sichert sich so die passive Lust der stillenden Mutter und darf zugleich durch Identifizierung die unvergeßliche Wonne des saugenden Kindes mitgenießen. (In den Assoziationen: die Hervorhebung der gespannten Aufmerksamkeit, mit der das Auditorium meinen Ausführungen folgte.)

Ich kann es nun sehr kurz angeben, welche Bedeutung diesem Traume für die Analyse des Träumers zukommt. Der Traum ist die getreue Reproduktion eines entscheidenden Stückes seiner infantilen Sexualentwicklung und klärte den vielleicht bedeutsamsten Teil seiner Neurose auf. Ich möchte hier noch einmal den Ablauf des Traumvorganges darstellen: „Der Vater soll mich per Anum koitieren — das darf ich nicht zulassen, weil er mich dazu kastrieren müßte — ich kastriere den Vater — er soll an meinem Penis saugen". Diese Formel beschreibt vollinhaltlich den negativen Ödipuskomplex des Träumers; die Analyse konnte ihr eine Fülle früher nicht verstandenen Materials subsumieren und durfte in ihrer Verarbeitung die entscheidende therapeutische Aufgabe erblicken. Ich habe in der Traumanalyse alles beiseite gelassen, was sich auf die Lebensverhältnisse des Träumers bezog und kann auch über seine Neurose nur allgemein gehaltene Andeutungen und theoretische Konstruktionen geben. Ich verkenne es nicht, wie blaß und eindruckslos solche Abstraktionen sind, wenn man dem Leser die lebendige Wirklichkeit, die hinter ihnen steht, vor-

enthält; aber wir wissen ja, daß diesem Übel der psychoanalytischen Darstellung nicht abzuhelfen ist.

Alle Schwierigkeiten, die Kindheitsgeschichte des Analysanden aufzuhellen, haben sich aus dem Umstande ergeben, daß die Phasen seines soeben isoliert dargestellten negativen Ödipuskomplexes in Wirklichkeit mit den Manifestationen eines führenden positiven Ödipuskomplexes durchzogen waren. Ich will aus all diesen unendlich komplizierten Kreuzungen und Verquickungen beispielsweise nur ein Moment anführen. Der Wunsch, an seinem Genitale liebkost zu werden, war bei ihm ursprünglich auf ein weibliches Objekt gerichtet, auf eine Kindermagd, und wurde dann nach einer Entzweiung mit dieser, als Zielsetzung in das Liebesverhältnis zum Vater hinübergenommen.

Wir müssen hier von diesen Verwicklungen des Falles ganz absehen und wollen dafür das Endergebnis, zu dem die homosexuelle Libidoentwicklung der Kindheit führt, einer vergleichenden Betrachtung unterziehen. Und zwar ist es naheliegend, den Fall mit der von Freud beschriebenen „Infantilen Neurose" (l. c.) in Parallele zu setzen. Dort ist bekanntlich der kleine Knabe nach Verdrängung seines auf den Vater zielenden passiven Koituswunsches an einer Wolfsphobie erkrankt, die in der Befürchtung gipfelt, von diesem Vaterersatz gefressen zu werden. Seine Sexualstrebung hält also, wie Freud ausführt, in der Neurose am selben Objekt und an der nämlichen passiven Zielsetzung fest, sie ist nur regressiv vom genitalen Niveau auf die kannibalistische Stufe zurückgewichen. In unserem Falle finden wir die gleiche Konstellation: Festhalten und Herabsetzung des Objekts auf die orale Stufe bei Wahrung des passiven Triebzieles, nur wird hier die neue Einstellung ohne Neurose, gleichsam als normales Produkt der Libidoentwicklung erworben, da sie nicht zur Angst führt, sondern Lust verspricht.

Es ist leicht zu erraten, daß der so verschiedene Ausgang durch eine Verstärkung der Mutteridentifizierung bedingt ist, die sich in der Geschichte des hier geschilderten Falles nach der Verdrängung der Homosexualität hergestellt hat und deren Wiederbelebung auf neuer Basis ermöglichte. In der Wolfsphobie ist die Passivität des Sexualzieles beibehalten, aber die feminine Einstellung der Mutteridentifizierung aufgegeben — sie war ja ein Erfolg des männlichen Protestes. In unserem Falle setzt sich —

wie schon erwähnt — trotz des männlichen Protestes auch die feminine Einstellung durch, mit dem Effekt, daß das Kind nicht zu befürchten braucht, in toto vom Vater gefressen zu werden, sondern ihm ein Körperprodukt (Urin = Milch) als lustvollen Fraß überlassen kann, wie es einst die Mutter tat. In der Wolfsphobie geht die Regression auf die sadistisch-orale, in der Saugesituation auf die praeambivalent-orale Organisationsstufe zurück, im Sinne der neuerdings von Abraham eingeführten Unterscheidung.

Ich bin so ausführlich auf die Würdigung dieser Differenz eingegangen, weil in ihr ein für die spätere Geschichte des Falles entscheidendes Moment niedergelegt ist. Zwar wird auch die als frühinfantiler Säugeakt retablierte Homosexualität durch die reale Versagung der Kindheit dem Untergange verfallen, aber sie erweist sich in hohem Ausmaße sublimierungsfähig und kann später zu Mehrleistungen führen, oder neuerdings gescheitert in Neurose umschlagen. Damit wollen wir auch die infantile Sexualperiode verlassen, um ebenso fragmentarisch die Lebensschicksale kennen zu lernen, die der Herangereifte von der Pubertätszeit bis zur Analyse mitgemacht hat.

Bei sehr stark ausgeprägter bisexueller Anlage und einer bewegten Kindheit war ihm die Aufgabe gestellt, die verschiedenen Strömungen seines „vollständigen Ödipuskomplexes“ (Freud), die dazu nach mehreren Stufen der Libidoentwicklung gespalten waren, in ein möglichst einheitliches Sexualstreben zusammenzufassen. Diese Aufgabe wurde in einer verhältnismäßig einfachen Weise gelöst, aber die Neurose ließ sich nicht vermeiden. Seine mehrfach geschichtete Homosexualität wurde vollständig beiseite geschoben, er ist in seiner direkten Sexualbetätigung durchgängig heterosexuell geblieben. Die Überwindung des positiven Ödipuskomplexes ist ihm mehr-minder geglückt; er hat den Fortschritt zum realen Sexualobjekt vollzogen, und erwies sich, von geringeren Potenzstörungen abgesehen, in dem bescheidenen Ausmaße liebesfähig, den sein nicht geringer Narzißmus zugelassen hat. Ein ansehnlicher Betrag von homosexueller Libido wurde der Sublimierung zugeführt und stand ihm für soziale Verwendung zur Verfügung. An der Bewältigung dieser sublimierten Libido ist er dann in entscheidender Weise gescheitert, denn sie hat ihre Herkunft aus dem Verdrängten nicht verleugnet und versetzte

sein ganzes soziales Gehaben unter einen unerbittlichen Zwang, dessen Wesen durch die nicht überwundene negative Ödipuskonstellation festgelegt war. Das soziale Verhalten des durchschnittlichen Normalmenschen ist durch eine nicht unerhebliche Anpassungsfähigkeit ausgezeichnet, die ihm in seinen Zielsetzungen, in der Auswahl der Mittel und Wege innerhalb gewisser Grenzen eine vernünftige Rücksichtnahme auf die Verhältnisse der aktuellen Realität gestattet. In unserem Falle wird die Lebensarbeit nach einem starren und unabänderlichen „Klischee" verrichtet, das sich stets von neuem reproduziert, mag es seine Untauglichkeit noch so genügend bewiesen haben. Dadurch gestaltet sich der Fall zu dem, was nach dem Vorschlage Alexanders den Namen einer „Schicksalsneurose" verdient. Doch vergessen wir nicht: indem ich hier Hetero- und Homosexualität einer Person so reinlich voneinander scheide und ihre Neurose ganz auf die letztere beziehe, so ist das natürlich eine vergröberte Schematisierung, die sich aber durch praktische Momente rechtfertigt.

Wie ist nun dieses Klischee der Neurose geformt? Etwa so: In allen Lebenslagen orientiert sich das Verhalten des Analysanden nach einer Mannesperson, die er zum Vaterersatz erhebt. Er will im Sinne der unzerstörbaren alten Gefügigkeit sich seine Liebe sichern — eine Phase, die er meistens mit großer Geschwindigkeit durchläuft. Denn früher oder später entdeckt er mit einer Treffsicherheit, die ihre Absicht nie verfehlt, feindselige, gegen ihn gerichtete Tendenzen im Benehmen des Wahlvaters — nötigenfalls hat er sie selbst provoziert — auf die er dann mit Kastrationsbefürchtung reagiert, ganz wie wir es im Spiegelbilde seines Traumes gesehen haben. Es setzt ein leidenschaftlicher Haß mit trotziger Auflehnung gegen den Vater ein; zugleich Beginn einer eifrigen sozialen Tätigkeit, die es auf das Gewinnen von Anhängern und auf reale Erfolge absieht. Sie entspricht dem Streben nach jenem Geliebtwerden von den vielen Kleinen, das ihm das nichterreichbare Geliebtsein von dem einen Großen ersetzen soll, also der zweiten Plattform seiner femininen Einstellung. Diese Situation ist unzweifelhaft passagerer Natur, zu bleibender Existenz nicht fähig, und verrät deutlich ihr endliches Ziel. Die Liebe der Kleinen, der Erfolg, soll ihn in seiner narzißtischen Männlichkeit (im Besitze des Penis) befestigen. Wenn er den Vater überflügelt und seine Anerkennung erzwingt, so ist

dieser kastriert und als Kastrator unschädlich gemacht. Dann darf die Sehnsucht der primären femininen Einstellung Erfüllung finden, er kann sich bleibend der Liebe des Vaters hingeben, die seinen Penis nicht mehr gefährdet. Was sich so in der Neurose in gesonderte Phasen zerlegt — (Geliebtwerden durch die Kinder — Kastration des Vaters — Geliebtwerden durch den zum Kinde gemachten Vater) — erschien im Traume zu einer wunscherfüllenden Einheit verdichtet.

In der Neurose bringt er es wohlgemerkt niemals so weit; das endliche Abzielen auf die Erfüllung der Vatersehnsucht ist zwar mit Sicherheit zu konstatieren, aber er bleibt tatsächlich in der zweiten, rebellischen Einstellung stecken. Er ist nämlich in seiner Leistungsfähigkeit durch schwere Arbeitshemmungen gelähmt, die ihm den ersehnten Erfolg zu erreichen einfach nicht gestatten. Aus der zusammengesetzten Struktur dieser Hemmungen möchte ich nur das Leitmotiv hervorheben, das als Gegenströmung zur Kastrationsangst in der Gestalt eines Kastrationswunsches sein Seelenleben durchzieht. Die trotzige Auflehnung gegen den im Grunde sehnsüchtig begehrten Vater („Ich werde es Dir schon zeigen") gestaltet sich zu einer sehr ergiebigen Quelle von — meistens nicht bewußten — Schuldgefühlen, die aus einer tiefen, bedingungslos femininen Einstellung (wahrscheinlich konstitutionell) libidinisiert, eine Art masochistisch-straferfüllender Selbstkastration erzwingen, die sich in dem Verbote Ausdruck verschafft: „Du kannst es ihm nicht zeigen, Du darfst seine männliche Größe nie erreichen" — geschweige denn sie übertreffen.[1]

Wäre diese verhängnisvolle Strömung nicht am Werke, so könnte sich die libidinöse Runde — vom Vater über die Kinder zurück zum Vater — in befriedigender Weise schließen. So aber läuft die Arbeit der Neurose in ein endloses Ringen aus; Trost und Linderung

[1] Zur Korrektur dieser abkürzenden Darstellung sei hier bemerkt, daß in der Auflehnung gegen den Vater mit dem dargestellten Motiv auch die gleichsinnige Strömung aus der positiven Ödipuseinstellung zusammenwirkt; in der analytischen Arbeit verleiht sie ihr sogar meistens die oberflächliche Färbung, während das ökonomisch entscheidende homosexuelle Motiv in der Tiefe verborgen bleibt. Entsprechend verstärken sich die Schuldgefühle der Vatersehnsucht mit der Gewissensreaktion auf das Inzestverlangen nach der Mutter. Der ganze Sachverhalt zeigt in vorbildlicher Weise, wie aus den heterogenen Regungen des „vollständigen Ödipuskomplexes" einheitliche Strebungen hervorgehen.

bieten nur die perennierenden Wunschphantasien, die den real nicht erreichbaren großartigen Lebenserfolg vorwegnehmen. Diese Phantasien sind einfach gebaut und beruhen auf der Identifizierung mit großen Männern unserer Zeit (Tolstoi, Haeckel u. a. m.). Die Identifizierung mit Prof. Freud, die uns im Traume begegnete, ist das abschließende Glied einer Reihe und die ihr entsprechende Phantasie eine Neuauflage älterer Vorbilder.

Heiliges Geld in Melanesien.

Von Dr. **Géza Róheim.**

Jede Wissenschaft entwickelt allmählich ihre eigene Methode, nicht etwa auf abstrakt-logischer Grundlage, sondern aus der Empirie der stets wachsenden Materialkenntnis. In der Vorzeit der Ethnologie glaubte man, daß die auffallenden Übereinstimmungen in den Sitten weit voneinander wohnender Völker nur durch Wanderung oder Urverwandtschaft erklärt werden könnten. Dann wurde die Zahl der anzunehmenden Wanderungen so groß, die Fülle der Übereinstimmungen so verblüffend, daß man das Spiel lieber ganz aufgab. Man entdeckte so die allgemeinen Gesetze des Menschengeistes, die Elementargedanken. Aber das Material war im steten Anwachsen begriffen, es reichte jetzt schon aus, um Monographien über geschlossene Gebiete zu schreiben; neben dem Allgemeinen ließ sich auch das Spezifische, wir können auch sagen das Historische herausarbeiten. Die historische Ethnologie ist freilich noch immer keine Geschichtswissenschaft, denn sie konstruiert ja das zeitliche Nacheinander aus einem räumlichen Nebeneinander. Sie hat jedoch der rein „evolutionistischen" Ethnologie voraus, daß sie doch einige Schritte in die Tiefe gehen kann, indem sie das Nebeneinander der Erscheinungen auf engumgrenztem Gebiete zum Ausgangspunkt nimmt, während die „evolutionistische" Schule, da sie sich dieses wichtigen Hilfsmittels — es entspricht etwa der freien Assoziation in der Analyse — beraubte, zu rein aprioristischen, von einer völlig veralteten Psychologie inspirierten Schemata ihre Zuflucht nahm. Freilich droht jetzt die neue Gefahr eines geistlosen, nichts erklärenden Historizismus. Ich hoffe nun zu zeigen, wie wir mit Hilfe der historischen Ethnologie die Schicksale der Völker und sozialen Einrichtungen in ihrer gegenseitigen Bedingtheit in die Vergangenheit verfolgen und von hier aus mit Hilfe der Psychoanalyse bis zu den ur- und vor-

menschlichen Schichten herabsteigen können. In diesen Urschichten liegt aber das allen Gemeinsame, hier konvergieren die Linien, die von den verschiedensten Kulturkreisen gezogen werden, in einem Punkte und von hier aus läßt sich dann auch der Rückweg zu einer allgemeinen psychoanalytisch orientierten Ethnologie finden. Ergebnisse, die am melanesischen Material gewonnen werden, gelten zwar in vollem Maße eben nur für dieses Gebiet, deuten aber doch Möglichkeiten an, deren Anwendung auf andere Menschengruppen auch Klarheit in Verworrenes zu bringen imstande ist.

Im folgenden sei der Versuch unternommen, einige Schritte auf dem langen Wege der „Phylogenie des Geldinteresses", wie sie Ferenczi als Parallele zu seiner „Ontogenie" mit Recht fordert, vorzudringen.[1] Wir sprechen vom „heiligen Geld"[2] in Melanesien, denn das Geld heißt auf der Gazellehalbinsel tabu[3] und das bedeutet ja, wie bekannt, verboten oder heilig. Bei den Duke of York-Insulanern heißt es diwara, in Neu-Britannien tambu, in Neu-Irland aringit. Hergestellt wird es aus einer kleinen Muschelart, Nassa immersa, die in Nakanai an der Nordküste von Neu-Britannien, hauptsächlich an den Wurzeln der Mangrove-Bäume gefunden wird. In der Heimat besitzt die Muschel nur geringen Wert als Tauschobjekt, doch wandert es von Dorf zu Dorf, bis es zu den Einwohnern der Gazellen-Halbinseln, den eigentlichen Abnehmern dieses Geldes, gelangt. Einen hohen Wert erlangt das Geld aber erst, wenn es durch viele Hände gegangen und dadurch seine ursprüngliche braune Farbe eingebüßt und ein bleiches Äußere bekommen hat.[4] Aus unseren Quellen kann man sich davon überzeugen, daß es sich hier schon um eine ziemlich

[1] Siehe Ferenczi: Zur Ontogenie des Geldinteresses. Zeitschr. II. S. 512. „Es ist zu erwarten, daß die phylogenetische und kulturgeschichtliche Vergleichung des hier geschilderten individuellen Entwicklungsganges und der Entwicklung des Geldsymbols, beim Menschengeschlechte überhaupt, einen Parallelismus nachweisen wird."

[2] Hahl: Nachrichten über das Kaiser-Wilhelms-Land. 1897. 74.

[3] Vergleiche H. Schurtz: Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes 1898. 39—49. Heiliges Geld.

[4] G. Brown: Melanesians and Polynesians 1910. 294, 296. W. Powell: Unter den Kannibalen von Neu-Britannien 1884, 58. H. H. Romilly: The Western Pacific and New Guinea. 1887, 24. Danks: The shell money of New Britain. Journal of the Anthropological Institute. 1888. Andererseits findet sich auch die Angabe, daß das Geld je schwärzer, desto wertvoller ist: R. H. Codrington: The Melanesians. 1891. 323.

fortgeschrittene Form der kapitalistischen Gesellschaft handelt: hohe Zinsen, unerlaubte Schliche, plutokratischer Hochmut und auch Hochstaplertum: der gebildete Europäer wird hier wirklich, wie Mephisto in der klassischen Walpurgisnacht, sagen müssen: „Ich dacht hier lauter Unbekannte, und finde leider Nahverwandte!" Doch der melanesische Hochstapler, der „tout comme chez nous" hohe Zinsen verspricht, um dann mit dem Kapital zu verschwinden, beruft sich seinen leichtgläubigen Kunden gegenüber nicht auf seine hohen Verbindungen in Minister- oder Bankdirektorenkreisen, er findet seine Stützen in der Geisterwelt, denn Geld ist eine „Geistersache" und kann durch Geister vermehrt werden. In manchen Gegenden hat man keine Kenntnis von der Herkunft des Geldes; man glaubt, es würde den Menschen von den Geistern gebracht und behandelt es mit einer gewissen heiligen Scheu.[1] Wir haben es hier eben nur auf diesen Punkt abgesehen, wieso sich diese beiden Begriffe, das Heilige oder Verbotene und der Begriff des Geldes in Melanesien decken?

Zunächst könnte man sagen, daß Tabu oder Tambu sei ja im wesentlichen eine Einrichtung zum Schutze des Privateigentums,[2] ein Verbotszeichen gegen Diebe und daher könnte eine Verschiebung der Benennungen leicht stattfinden. Codrington sagt: „Häuptlinge pflegten ihr Geld und andere Wertsachen zu verstecken und die Stelle mit dem Tambu zu belegen (das heißt etwa unter einem Bann zu legen); jetzt, wo sich die Jugend nicht mehr um das Tambu kümmert, graben sie nach Schätzen und behalten, was sie finden."[3] Eine solche Erklärung kann uns freilich nicht befriedigen, denn Tambu ist ja nicht nur das Verbotene, sondern auch das Heilige. Des weiteren ist es, wie die Eingeborenen treffend bemerken, „eine Geistersache", es steht in engen Beziehungen zu den Geistern, das heißt zu den Seelen der Abgeschiedenen.[4] Dementsprechend steht diese Bezeichnung des Geldes als „heilig" nicht allein: auf den Salomo-

---

[1] R. Parkinson: Dreißig Jahre in der Südsee. 1907. 82, 83.

[2] Vergleiche W. H. R. Rivers: The History of Melanesian Society. 1919. II. 219, 384, 512. H. B. Guppy: The Solomon Islands and their Natives. 1887. 32.

[3] R. H. Codrington: The Melanesians. 1891. 63.

[4] „The gods being no more than deceased chiefs, the chief was regarded as a living god." R. Taylor: Te ika a Maui. 1855. 64.

inseln heißt das Geld „rongo", ein Wort, welches sonst in Ozeanien und wahrscheinlich auch auf den Salomonen heilig bedeutet.[1] Mehr noch wie im profanen Leben spielt das Geld in der Geisterwelt eine Rolle. Um Aufnahme in die verschiedenen Geheimbünde zu finden, muß man Muschelgeld erlegen und um einen Grad höher in der Hierarchie aufzusteigen, wieder Muschelgeld. Erscheint der Duk-Duk oder Tubuan bei den großen Festlichkeiten oder am Grab eines Toten, so fordert er Geld und immer wieder Geld.[2] Ebenso geht es im Totenkult zu. Man gibt dem Toten seine Schätze mit ins Grab und große Rollen von Muschelgeld werden an die Trauernden verteilt.[3] Hinzuzufügen wäre nur noch, daß

---

[1] W. H. R. Rivers: History. II. 390. Rongo im eigentlichen Sinne scheint nur das rote Muschelgeld gewesen zu sein und rot ist auch sonst die heilige Farbe. In Neuseeland finden wir Rongo personifiziert als Gottheit der Kulturpflanzen, hauptsächlich des Kumara. G. Grey: Polynesian Mythology. 1855. 9—12. J. White: Ancient History of the Maori, his Mythology and Traditions. 1889. III. 97, 108. Ed. Tregear: The Maori Polynesian Comparative Dictionary. o. J. 424. In Mangaia finden wir Tangaroa und Rongo als Zwillingskinder des Urelternpaares. Alles Rote gehört aber nicht, wie wir eigentlich erwarten würden, dem Rongo, sondern dem Tangaroa. Rongo ist ein Gott der Schatten, der schwarzen Farbe. Rot und schwarz zusammen, wäre das nicht Sadismus und Analerotik? Zumal da Rongo die Gottheit der Menschenopfer, des Krieges, einerseits, andererseits der Fülle, des Reichtums ist. Das Wort bedeutet auch „tödlicher Haß". „Kua noo Rongo i roto = tödlicher Haß erfüllte sein Herz." Als Gott der Unterwelt empfängt er Menschenopfer aber „the refuse i. e. the body when thoroughly decayed was thrown to his mother (Erdgöttin) who dwelt with Rongo in the shades in order to please her". Es mangelt auch nicht an Anknüpfungspunkten an den Ödipuskomplex, beziehungsweise den Urhordenkampf, er ist Urheber des ersten Krieges und Vater seiner Enkeln. W. W. Gill; Myths and Songs from the South Pacific. 1876. 10—19. Es ist überflüssig, diese mythologischen Tatsachen im einzelnen zu deuten, ihr Sinn und Zusammenhang mit der „Heiligkeit" des Geldes wird sich dem Leser meiner obigen Ausführungen von selbst ergeben.

[2] Vergleiche Rivers: History of Melanesian Society. 1914. I. 64, 141, 168, 169. Codrington: The Melanesians. 1891. 92. R. Parkinson: Dreißig Jahre in der Südsee. 1907. 81, 94, 579, 583, 587. H. H. Romilly: The Western Pacific and New Guinea. 1887. 32, 33. Powell: Neu-Britannien. 65, 66. J. Meier: Mythen und Erzählungen der Küstenbewohner der Gazellehalbinsel. 1909. 115. Brown: Melanesians and Polynesians. 63, 64.

[3] F. Burger: Die Küsten- und Bergvölker der Gazellehalbinsel. Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde. XII. 1913. 32. R. Thurnwald: Forschungen auf den Salomoinseln und dem Bismarck-

die Geheimbünde ganz eigentlich auf dem Totenkult fußen; die Neophyten sind „Tamate", Geister, die Masken ursprünglich wohl Schädelmasken, während die Tiergestalt des Maskenträger „totemistisch", das heißt als tierische Inkarnation der abgeschiedenen Seelen zu deuten ist.[1] Demnach vereinfacht sich das Problem zur Fragestellung; woher die engen Beziehungen zwischen Geld und Totenkult?

In einer großzügigen ethnologischen Arbeit ist es Rivers gelungen, den Nachweis zu erbringen, daß die Bevölkerung Melanesiens aus mehreren übereinandergelagerten Schichten besteht. Die zweite Einwanderung, von Rivers Kawakultur[2] genannt, kam aus Polynesien und überlagerte die eigentliche dunkelhäutige Urbevölkerung. Diese Einwanderer brachten die Geheimbünde, deren Grundlage der Totenkult war und welche die Macht besaßen, das Tabu zu verhängen, mit sich. In diesen Geheimbünden bildete sich auch das Geld aus, das heißt diese heiligen Muschelobjekte gehörten zu dem Kultinventar der Geistergesellschaften. Woher mag nun diese Rolle des Geldes im Totenkult stammen? Die Psychoanalyse hat uns daran gewöhnt, daß wir die Handlungen des Erwachsenen aus den Erlebnissen des Kindes, die Errungenschaften der Kultur aus den Urzeitereignissen der Menschheit zu verstehen suchen. Da werden wir also annehmen dürfen, daß dem Geld in den primitiven Formen des Totenkultes etwas anderes entsprochen haben wird, daß das Geld eben eine Sublimationsform,

---

Archipel. 1912. III. 47. Rivers: l. c. I. 59. Codrington: The Melanesians. 1891. 254. Parkinson: Dreißig Jahre. 94, 276. Analoges in Mikronesien. Müller-Wismar: Yap. 1917. 257. Die großen Steinplatten, die als Geld dienen, auch als von den Heroen der Urzeit herrührend geschätzt. W. H. Furness: The Island of Stone Money. 1910. 92.

[1] Vergleiche L. Frobenius: Über ozeanische Masken. Internationales Archiv für Ethnographie. 1898. XI, 163. R. H. Codrington: Melanesians. 1891. 83, 84. M. Bartels: Über Schädelmasken aus Neu-Britannien. Festschrift für Adolf Bastian. 1896. O. Finsch: Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. 1888. 31, 32. O. Reche: Der Kaiserin-Augusta-Fluß. Ergebnisse der Hamburger Südsee-Expedition 1908—1910. 1913. 362. „At Sapuna . . . after some time the skulls are exhumed and placed inside the wooden figure of a shark." H. B. Guppy: The Solomon Islands and their Natives. 1887. 53. Hauptsächlich aber Rivers: History of Melanesian Society. 1914. II. Kapitel XXIV, XXVII, XXX.

[2] Kawa: die Wurzel des Piper methysticum. Durch Kauen wird daraus ein leicht berauschendes Getränk bereitet.

ein Kulturäquivalent eines anderen Stoffes ist. Um aber zugleich auf historisch-ethnologischem Boden zu bleiben, nehmen wir die Begräbnisriten des Tui Tonga zum Ausgangspunkt für unsere weiteren Erörterungen. Denn der Tui Tonga, der heilige Häuptling der Tonga-Insulaner, ist der typische Vertreter jener Oberschichte der Kawakultur, der auch die Erscheinungen, die wir verstehen wollen, beizuordnen sind.[1] Im großen und ganzen geht es dabei zu, wie sonst bei den Begräbnissen großer Häuptlinge und wir heben nur die abweichenden Züge hervor. Am Tag des Begräbnisses werden die Trauernden kahl geschoren. Die wertvollsten Besitztümer des Tui Tonga, wie Perlen, Matten, Wallfischzähne werden ihm ins Grab mitgegeben, so daß unerhörte Schätze im Familiengrab der Tui Tonga aufgehäuft waren.[2] Am Nachmittag wird die ganze Umgebung des Grabes aufs sorgfältigste gefegt und gereinigt. Die Trompeten ertönen und es wird ein Gesang, halb in einer archaischen Form der Tongasprache und halb auf Samoanisch, gesungen. „Während dieser Zeit kommen viele Männer der Umgegend zusammen — berichtet Mariner — um eine Zeremonie auszuführen, die nicht gerade zu den sonstigen reinlichen Gewohnheiten der Eingeborenen paßt, doch es muß als ein uralter religiöser Brauch betrachtet werden.“ Die Männer entleeren sich nämlich auf dem Grab und ziehen sich dann zurück. Dies geschieht bei Nacht; am nächsten Morgen erscheinen dann die Töchter der höchsten Häuptlinge mit Körben und Muscheln, um das Grab von den Exkrementen zu reinigen und keine traut sich ihre Teilnahme an dieser Handlung der Selbsterniedrigung[3] zu verweigern. So geht dies fünfzehn Tage lang; bei Nacht wird das Grab von den Männern immer beschmutzt, am nächsten Tag von den Frauen gereinigt. Am sechzehnten Tag erscheinen die Frauen wieder, diesmal in ihren herrlichsten Gewändern, um

[1] W. H. R. Rivers: l. c. II. 493.

[2] Lauter Gegenstände, die häufig als Wertmesser, als Geld dienen. Vergleiche Schmeltz: Schnecken und Muscheln im Leben der Völker Indonesiens und Ozeaniens. 1894. Rivers: History II. 390. Mariner: An Account of the Natives of the Tonga Islands. 1827. II. 181. Codrington: l. c. 323.

[3] „Das Essen mein, Exkremente dein“ — eine neu-mecklenburgische Bittform. P. G. Peekel: Religion und Zauberei auf dem mittleren Neu-Mecklenburg. Anthropos-Bibliothek. I. 3. 1910. 66. Auf den Gilbertinseln findet sich die Sitte des Kotessens als tiefste Erniedrigung, welche selbst vor Todesstrafe zu befreien vermag. A. Krämer: Hawaii, Ostmikronesien und Samoa 1906, 336.

die schmutzige Arbeit zu verrichten, aber sie finden keinen Kot mehr, so daß sie das Fegen und Reinmachen nur andeuten. Parallel mit dem Entleeren der Exkremente geht eine andere Sitte; man verteilt große Quantitäten von verschiedenen Speisen, die dann eine Zeitlang tabuiert werden, unter den Leuten.[1] In der Psychoanalyse sind wir gewohnt, das Schmutzigmachen der kleinen Kinder in den Armen der Pflegepersonen als Liebesbeweise aufzufassen; mit diesem Stoff, welches ihm so viel Vergnügung bereitet, „bezahlt" das Kind die von der Mutter oder Amme gespendete Milch oder es gibt Kot für Milch zurück, dem organischen Vorgang entsprechend.[2] Wir hätten somit die Defäkation am Grab des göttlichen Häuptlings ähnlich aufzufassen; die Untertanen als Kinder bekunden ihre Liebe zum Häuptling als dem toten Vater. Doch eines dürfen wir nicht vergessen; der tote Häuptling nährt seine Untertanen mit verschiedenen Speisen, die dann tabuiert werden und sie erwidern ihm sein Wohlwollen mit ihren Exkrementen. Wir wissen, daß die nach dem Tode tabuierte Speise mit der Speise des Totenmahles in letzter Linie mit dem Menschenfleisch identisch ist.[3] Dann zwingt uns aber das Material zu gewissen Schlüssen, die zunächst wohl überraschend wirken. Die Brüder verzehrten den toten Vater und entleerten sich auf seinem Grab. Die Exkremente waren heilig, tabu, weil psychisch identisch mit dem Toten, der zur Speise der Lebenden geworden war. Er hatte sie nach dem Tode mit seinem heiligen Fleisch gespeist, wofür sie ihm einen ebenfalls heiligen Stoff, ihre eigenen Exkremente, zurückerstatten. Etwas ähnliches geschieht in der „kannibalistischen" Phase der Ontogenese.[4] Das Kind saugt an der Mutter Brust, sein erstes Eigentum (Stärcke), und zahlt dafür mit seinen

---

[1] Mariner: An Account of the Natives of the Tonga Islands. 1827. II. 181—185. Vergleiche „At the death of Tuitonga there is such a constant feasting for nearly a month as to threaten a future scarcity of certain kinds of provisions. To prevent which evil, a prohibition or taboo is afterwards laid upon hogs, fowls and cocoa-nuts so that nobody but great chiefs may use them for food, under pain of death". Mariner: l. c. I. 110, 111.

[2] Vergleiche Aug. Stärcke: Der Kastrationskomplex. Int. Zeitschrift für Psychoanalyse. VII. 24.

[3] Für die Beweise dieser Auffassung siehe vorläufig meine Abhandlung: Nach dem Tode des Urvaters. „Imago" IX. I. S. 83.

[4] Siehe K. Abraham: Untersuchungen über die früheste prägenitale Entwicklungsstufe der Libido. Zeitschrift. IV. 71.

Exkrementen. Die hier angenommene Identifizierung der verzehrten Leiche mit den eigenen Exkrementen dürfte wohl Befremden erwecken[1], wenn wir nicht gewisse Vorstellungen der Polynesier vor Augen hätten. Da heißt es aber in Mangaia: „er ward von den Göttern gegessen".[2] In Anaa: „ein böser Geist ißt die Toten."[3] Aber der Geist wird von den Göttern nicht bloß gegessen; er geht auch durch deren Organismus. Wenn die Götter den Geist dreimal wieder entleert hatten, war der Tote wirklich unsterblich geworden.[4] Also scheinen die Götter, das heißt die Toten früherer Geschlechter, ebenso unappetitliche Gewohnheiten zu haben wie die heutigen Seri-Indianer (siehe weiter unten), denn sie essen fortwährend ihre eigenen Exkremente. Eigentlich sind es ja die Söhne, die den Vater aufessen, und auf dem Grab defäzieren, sie projizierten aber diese Handlung auf ein vormenschliches Geschlecht, welches zu den Toten im Verhältnis der Väter steht. Die Götter, die Menschen essen, sind die Großväter, die in ihren Enkeln zurückkehren. Wenn es auch heißt, daß die Exkremente die Speise der Geister seien,[5] so läßt sich das darauf deuten, daß die Menschen eben auf dem Grabe defäzierten; aber auch so, daß Exkremente, weil aus dem gegessenen Menschenfleisch geworden, eine geisterhafte Speise sind. Sowohl die Leiche wie die Exkreta sind anorganisch werdende oder gewordene organische Substanzen, beide reizen die Riechnerven und beide sind schmutzig. Vielleicht gibt es auch bisher nicht nachgewiesene Zusammenhänge zwischen den Lebenstrieben und der Genitalerotik einerseits,[6] andererseits zwischen Todestrieb und Analerotik,[7] vielleicht ist die Identifizierung mit dem Toten in den Trauerbräuchen, welche Hand in

---

[1] Inzwischen ist aber dasselbe von K. Abraham bei Melancholikern beobachtet worden. (Berliner Kongreßvortrag.)

[2] W. W. Gill: Myths and Songs from the South Pacific. 1876. 269.

[3] R. L. Stevenson: In the South Seas. 1901. II. 28.

[4] W. Ellis: Polynesian Researches. 1830. II. 516, 517.

[5] Th. Waitz: Anthropologie der Naturvölker. VI. 328, 329. Parkinson: Dreißig Jahre in der Südsee. 1907. 387. Codrington: The Melanesiens. 280, 288.

[6] Siehe S. Freud: Jenseits des Lustprinzips. 1921.

[7] Die Ichtriebe betrachtet Freud (siehe oben) als narzißtisch modifizierte Todestriebe; gerade in dem Aufbau des Ichs (Charakter) spielt aber die Analerotik eine besonders wichtige Rolle.

Hand mit der Analerotik geht,[1] nicht nur eine Identifizierung mit dem toten Vater, sondern auch tiefer und allgemeiner eine Äußerungsform des Todestriebes. Wie dem auch sei, steht es fest, daß in der Periode nach dem Tode des Urvaters[2] eine Hemmung der genitalen und ein Vorherrschen der analen und der mit diesen eng verbundenen oralen Triebe stattfand. Wir nehmen an, daß diese Vorstufe der späteren Verdrängung ihre Libidozuschüsse teilweise aus diesen Triebkomponenten bezog, wobei die Leiche das Objekt der Gegenbesetzung abgab. Die Leute, die von der Leiche aßen, sich mit den Leichenflüssigkeiten und Exkrementen beschmierten,[3] waren dem Toten gleich tabu, d. h. heilig und schmutzig geworden und ihre Heiligkeit nahm nur ein Ende, nachdem sie sich mit Feuer und Wasser (Urethralerotik!) entheiligt, d. h. gewaschen hatten und nunmehr zur genitalen Erotik übergehen konnten.[4]

[1] Dieser Satz bezieht sich auf eine Untersuchung über Trauerbräuche, welche, mit anderen vereinigt, in Buchform publiziert werden soll.

[2] Vergleiche meinen Kongreßvortrag (Zeitschrift VIII. S. 487, 488) und die Arbeit über dieses Thema im „Imago", IX. H. 1.

[3] Besonders „taboo" ist die Latrine. E. Best: Maori Medical Lore. Journal of the Polynesian Society. XIV. 1.

[4] Tabu aus dem Totenkult abgeleitet. „Die unglücklichen Leichenfrauen Neuseelands geben uns einen Fingerzeig, der uns nach der wahren Richtung weist: das Tabu erwächst aus Furcht vor der Rache der Toten." „In keinem Falle," sagt Brown, „läßt sich die Macht des Tabu so deutlich erkennen, als in jener Anwendung und Beziehung auf die Toten." H. Schurtz: Die Tabugesetze. „Preußische Jahrbücher" LXXX. 1895. 57. „Die ganze Entstehung des Tabu läßt sich auch an jenen Warnungszeichen verfolgen, die an Pflanzungen, Fruchtbäumen und anderwärts angebracht werden. Die oben erwähnten Formen, die den Dieb mit bestimmten Krankheiten bedrohen, sind offenbar sekundär. Dagegen finden wir oft noch mit Vorliebe Figuren verwendet, die große Ähnlichkeit mit den Ahnenbildern haben, in denen die Seele des Verstorbenen oder doch ein Teil von ihr fortlebend gedacht wird. Man deutet durch diese Figuren an, daß die Bäume oder Früchte dem Geiste eines Ahnherrn gewidmet sind." Schurtz: Ebenda 59. Siehe besonders Rivers: History II. 252, 314. et pa. Nach unserer Auffassung entsteht das Taboo, die erste Hemmung „nach dem Tode des Urvaters" (siehe im „Imago" 1923), als die Urform des „nachträglichen Gehorsams" (Freud: Totem und Tabu. 1913. 133), besser gesagt das Taboo ist der gegessene Urvater als nunmehr „intrapsychisch" gewordene hemmende Macht. Über Schmutz und Lustration in den Trauerbräuchen werde ich das Material an anderer Stelle vorlegen. In der Diskussion bemerkt aber Dr. Ferenczi (Sitzung der ungarländischen Ver-

Wundt hat die Reinlichkeit überhaupt auf diese Lustrationsriten zurückgeführt.[1] Nun haben wir es ja in der Psychoanalyse oft nachweisen können, wie aus dem analerotischen Kinde durch Verdrängung ein peinlich reinlicher Erwachsener wird und so ging es auch mit der Menschheit zu. Tabu ist der Trauernde, der sich in schmutzigen Riten mit dem Toten identifiziert, und wenn die Exkremente aus der Alltagssphäre separiert und gemieden werden, entsteht die Reinlichkeit. Er ist aber „taboo" in beiden Sinnen des Wortes, weil er von den anderen gemieden werden soll und weil er selbst etwas zu tun (koitieren) vermeidet. Da er sich jetzt mit dem Vater identifiziert hat, so verteidigt er die Frau gegen seine eigenen libidinösen Anschläge, wie es der Vater getan hat, das heißt er verdrängt die Libido. Dies tut er, indem er sich mit dem faulenden Leichnam identifiziert, er ist also jetzt tabu im Sinne von „schmutzig" geworden. Wenn die Lebenstriebe sich wieder geltend machen, endet das „Tot-sein" der Trauerperiode, er wäscht sich und geht zum Weibe. Dann wäre es aber erklärt, warum, wie Rivers betont, das Tabu in Melanesien entweder direkt von den Geistern ausgeht oder von den Mitgliedern der Geheimgesellschaften, die sich mit dem Toten identifiziert haben und als Geister gelten, gehandhabt wird. Die Sitte, die Gräber besonders rein zu halten, geht wohl auch von der Verdrängung der analerotischen Totenbräuche aus.

Bei Naturvölkern, die aber doch schon eine mehr oder weniger hochentwickelte materielle Kultur besitzen, haben die Söhne nach dem Tode des Vaters zweierlei zu erwarten: die Frau und die Erbschaft. Je höher wir in der Kulturentwicklung aufsteigen, um so mehr wird der Zusammenhang zwischen dem Tod des Vaters und dem Besitzergreifen des Weibes durch die Exogamie gelockert und dafür tritt die Erbschaft stärker hervor. Diese besteht teilweise

---

einigung 1923. I. 5), die verunreinigende Wirkung des Taboo sei mit dem Hinweis auf die Fäulnisstoffe in den Trauergebräuchen nicht erklärt; die Frage sei eben, warum jene Stoffe als „unrein" empfunden worden wären. Antwort: Die Abweisung der analen Lustformen gehe wahrscheinlich von den Lebenstrieben (Genitalerotik) aus. In dem Ritus spiegelt sich übrigens der „amphimiktische" Aufbau der Genitalerotik (Ferenczi: Versuch einer Genitaltheorie. Zeitschrift VIII. S. 479), erst die anale, dann die urethrale und als Verquickung die genitale Phase.

[1] W. Wundt: Völkerpsychologie. II. 2. 1906. S. 322. Vergleiche J. Goldziher: Wasser als Dämonen abwehrendes Mittel A. R. W. XIII. 20.

aus Gegenständen, die als symbolische Stellvertreter der Frau angesehen werden müssen: Haus, Feld und Hof. Auf der Stufe, welche der Bodenwirtschaft vorausgeht, spielen diese jedoch keine Rolle, es handelt sich nur um persönliche Gebrauchsgegenstände, Waffen und Werkzeuge. Nun sind aber diese schon längst in der Völkerkunde als „Organprojektionen" erkannt worden. „Organprojektion ist das Versetzen des inneren Mechanismus in die Außenwelt, wo derselbe sichtbar, phänomenal wird und in seiner rein mechanischen Gestalt aufgefaßt, vervollkommnet und so das Mittel einer stets klareren Erkenntnis wie auch einer stets fortschreitenden Krafterhöhung werden kann."[1] Die Telegraphendrähte sind unbewußte Nachbildungen des Nervensystems, die Camera obscura ein Auge, das Klavier ein Gehörorgan.[2] Und ebenso auf primitiver Stufe; im Speer erblicken wir eine Verlängerung des Armes, der Faustkeil ist eine unmittelbare Verstärkung und Wiederholung der Faust, die Keule eine Kombination beider, die Kleiderhülle eine Doublette der natürlichen Hülle.

Wir machen nun den Versuch, die Lücke zwischen der organischen und der supraorganischen Entwicklung zu überbrücken, indem wir auf die bedeutende Rolle zunächst des tierischen, dann aber auch des menschlichen Körpers bei der Herstellung dieser Gebrauchsgegenstände hinweisen. „Der Indianer hat ja in Wahrheit — sagt Karl von den Steinen — die wichtigsten Teile seiner Kultur von den Personen erhalten, die wir heute Tiere nennen und ihnen muß er sie noch heute wegnehmen. Zähne, Knochen, Klauen, Muscheln sind seine Werkzeuge, ohne die er weder Waffe, noch Haus, noch Gerät herstellen könnte. Er verdankt, was er leisten kann, dem Piranya, dem Hundsfisch, dem Affen, dem Kapiwara, dem Aguti usw."[3] Von den Tieren stammen die Werkzeuge her, Tiere werden als Personen, d. h. als Menschen betrachtet. Tiere sind Totems, das Totem ein Vatersymbol. Gab es vielleicht eine Zeit, in welcher die menschliche Leiche die Hauptstoffe des Kulturfortschrittes, die ersten

[1] L. Noiré: Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. 1880, 52. Vergl. E. Kapp: Grundlinien einer Philosophie der Technik, 1877. S. Ferenczi: Zur Psychogenese der Mechanik. „Imago", V., 398.

[2] Noiré: ebenda 56—58.

[3] K. von den Steinen: Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens. 1887, 309.

Etappen der überorganischen Entwicklung lieferte? Vom australischen Standpunkte betrachtet, erscheint dies nicht unwahrscheinlich. Hier wird aus dem Schädel ein Trinkbecher, aus Arm- und Beinknochen werden gefährliche magische Waffen, die Haut wird ausgespannt und getrocknet, früher vielleicht über die eigene Haut als zweite Hülle verwendet.[1] Das Haar wird zu Schnüren, Netztaschen verarbeitet, Menschenblut ist ein Getränk und Klebestoff, Menschenfett ein magisches Mittel, Menschenfleisch eine Speise.[2] Hier bedeutet die Leiche selbst einen Besitz, ein Eigentum, eine Erbschaft. Die Söhne, die den Vater töteten, hatten zweierlei Vorteile zu erwarten: seine Leiche und die Weiber der Horde. In der Leiche als Gegenstand der Gegenbesetzung[3] erblicken wir aber das Prototyp aller jener Gegenstände, die später die Summe der materiellen Kultur ausmachen. Zuerst erfolgt die Introjektion des gegessenen Vaters, dadurch die Selbstverdopplung in der Außenwelt[4]: Der Arm wird doppelt so stark, wenn er durch den Arm des Vaters verstärkt ist. Hat man schon gelernt, einen menschlichen Armknochen in der Hand zu halten, so wird es schon leichter verständlich, wenn man sich mit einem hölzernen Substitut begnügt. In der schwankenden Stellungnahme zwischen dem Verdrängten (das Weib) und der Gegenbesetzung (die Leiche des Vaters) erblicken wir aber die beiden Pole, um die sich die Gesellschaft dreht; das Eigentum und das Weib. Wäre es vielleicht möglich, noch weiter zu gehen und auch den Handel als Güteraustausch auf seinen organischen Prototyp im menschlichen Stoffwechsel zurückführen?

Um darauf antworten zu können, wollen wir einiges aus den Gebräuchen eines sehr primitiven Stammes der kalifornischen Indianer anführen. „Es ist unmöglich, ausführlich über die Nahrungs-

[1] Vergleiche das einschlägige Material in meinen unveröffentlichten Arbeiten „Australian Totemism", „The Pointing Bone".

[2] Siehe die bekannten Werke von Howitt, Spencer und Gillen, W. E. Roth.

[3] In der Trauerperiode identifiziert man sich oral und durch Berührung mit der Leiche und entsagt dem Weibe; d. h. Libido wird der Mutter entzogen und zur Besetzung der väterlichen Leiche verwendet.

[4] Siehe die Abhandlung von Ferenczi: Zur Psychogenese der Mechanik. „Imago", V., 398.

verhältnisse dieses Stammes (der Seri) zu berichten, ohne auf die Sitte der systematischen Skatophagie einzugehen, welche außer der ökonomischen auch noch eine religiöse Seite hat. In seiner einfachsten Form kommt diese Sitte bei der Tuna-Ernte vor: die Früchte werden in unerhörten Mengen verzehrt und nur unvollkommen verdaut. Die Kerne haben nämlich eine harte Schale und sind in solchem Zustand in den Exkrementen erhalten. Nach der Ernte werden die Exkremente getrocknet und dann (wie die Mesquite-Bohnen) in Körben gesiebt; das Produkt wird dann gegessen und dies nennen sie die zweite Ernte. Dies ist auch die einzige Form, in der sich die Seri-Indianer Vorräte beilegen und kann auch als der Anfang betrachtet werden, aus dem sich ein Gefühl für Sparsamkeit und Wirtschaft allmählich entwickelt".[1] Diese Bemerkungen des amerikanischen Ethnologen Mc Gee dürften dem Psychoanalytiker nichts Neues sagen; wissen wir ja längst, daß die Sparsamkeit aus der Lust des Kindes an dem Zurückhalten seiner Faeces abzuleiten ist. Hier finden wir nun ein Volk, welches sich Vorräte tatsächlich in der Form von Exkrementen ansammelt, d. h. in der Wirtschaft noch kaum über das organisch Gegebene fortgeschritten ist. Daß es sich aber nicht um eine Erscheinung handelt, die rein wirtschaftlichen Gründen, etwa der besonderen Beschaffenheit der Tuna-Frucht seine Entstehung verdankt, beweist die Tatsache, daß dieser zweimal verzehrten Speise besondere Kräfte zugeschrieben werden. „Diese ekelhafte Art, sich zu ernähren," sagt Mc Gee, „steht in irgend einem dunklen Zusammenhang mit den Totengebräuchen des Stammes. An den Begräbnisplätzen der Seri finden wir überall große Haufen getrockneter Exkremente, welche in Muscheln sorgsam aufbewahrt sind."[2] Bei den Seri finden wir also in engem Anschluß an dem Grabkult eine Wirtschaftsform, die sich unmittelbar an dem organisch Gegebenen anlehnt, und bei den Tonganern, daß sie an dem Grabe ihres göttlichen Häuptlings Speise erhalten und dafür Exkremente hergeben. Aus einer vergleichenden Betrachtung der Speisenverbote in den Trauerbräuchen einerseits, des Totenschmauses andererseits ergibt sich aber, daß die Speise, die am Grab verzehrt wird, ursprünglich der Tote selbst ist. Die Brüder, die den Vater gegessen hatten, regre-

[1] McGee: The Seri Indians. XVII. Report. Bureau Am. Ethn. 209, 210.
[2] McGee: l. c. 211—213. Siehe auch ebenda 291, 292.

dierten auf die Stufe des „ontogenetischen" Kannibalismus, indem sie den gegessenen Vater mit der geliebten Mutter der infantilen Urzeit, die ja auch ihre Kinder mit ihrem eigenen Leib speiste, identifizierten. Dann wäre die Umwandlung der Nahrung in Exkremente das Prototyp des Geldverkehrs, indem Nahrungsmittel und andere Güter auf der einen Seite der Muttermilch, das Geld, das man dafür gibt, aber den Fäkalien des Kindes entsprechen würden.

Wir haben einen weiten Umweg vom Historischen ins Prähistorische gemacht, hoffentlich um nun der Lösung unserer eigentlichen Aufgabe, der Entstehung des heiligen Geldes in Melanesien, gewachsen zu sein. Bei den Moanus werden am zweiten Totenfest die Rippen des Toten unter seinen Verwandten verteilt und gleichzeitig auch Geld.[1] Ursprünglich waren es wohl die Lebenden, die dem Toten „Geld" (Exkremente) für seinen Körper brachten, dann aber auch der Tote, der den Lebenden seine faulende Leiche, d. h. Verwesungsstoff, Exkremente gibt. Eine eigenartige Form des Opfers, auf den Banksinseln oloolo genannt, wird wahrscheinlich aus dem Totenkult stammen. Es besteht darin, daß Geldrollen auf den Steinen der Vui niedergelegt werden, um von ihnen irgendwelche Vorteile zu erhalten.[2] Nun nennt Codrington diese Vui zwar „Geister", d. h. Naturgeister im Gegensatz zu den Seelen,[3] aber Rivers hat gezeigt, daß es sich um die Toten jener melanesischen Bevölkerung handelt, die vor der Kawa-Kultur im Lande ansässig war.[4] Die Kawa-Kultur stammt aber

---

[1] Parkinson: Dreißig Jahre. 405.

[2] „He gets money and scatters it about the stone." Codrington: l. c. 140. Genau wie sonst das Geld, heißen diese Steine, denen Geld geopfert wird, „rongo", d. h. heilig. Codrington: l. c. 181. (Steingeld in Mikronesien und auf den Neu-Hebriden! R. Andree: Ethnographische Parallelen und Vergleiche. 1878. 230—233.)

[3] Codrington: l. c. 123.

[4] Rivers: l. c. II. 249, 414, 429. Sie fürchten die Trommel. Codrington: l. c. 171. (Ein Bestandteil der Kawa-Kultur) „Some vui have turned into stones; some in the sea are men of old time turned into stones". „Some stones above the waterfall are called dwellers in the land, the native people of the stream". Codrington: l. c. 182, 183. Im Grunde genommen, findet auch Codrington „the nature of a vui and of a soul

sicher aus Polynesien und da das Geld eine Hauptrolle in den Geheimgesellschaften spielt, die eben als Vertreter der Kawa-Kultur anzusehen sind, werden wir es auch zu dem Inventar der Kawa-Kultur rechnen müssen. Die polynesischen Einwanderer fürchteten die magischen Künste der Eingeborenen und noch mehr die Macht ihrer Toten, sie streuten also Geld auf die Grabsteine der Vui, um diese Geister zu bestechen. (Rivers.) Aber die Sitte des Geldstreuens auf das Grab oder das Vorbild dieser Sitte müssen sie doch aus ihrer Urheimat mitgebracht haben. Nun hebt Rivers mit Recht hervor, daß der Tui Tonga der Vertreter der spezifischen Kawa-Kulturströmung ist[1] und gerade bei seinem Begräbnis finden sich die schon erwähnten abweichenden Züge, die sonst im Totenkult der Tonganer fehlen. Am Grab des Tui Tonga defäziert man — dies war also eine Sitte der Kawa-Leute. In Melanesien streuen nun eben diese Einwanderer Geld auf den Grabstein: hier läßt sich einmal die von der Psychoanalyse entdeckte Entstehung des Geldes historisch nachweisen.

Wir haben die Rolle des Geldes in den Riten der Geheimgesellschaften bereits flüchtig erwähnt. „Zunächst hat der Tubuan das Recht, Strafen aufzuerlegen, die in der Regel in Zahlung von Tabu bestehen und von ihm in Person einkassiert werden.“ Andere zahlen dem Tubuan, damit er ihr Eigentum schütze oder, wenn er eine Maskenvorstellung gibt.[2] Von diesen Geheimgesellschaften wissen wir aber eines mit vollkommener Sicherheit; ihre Mitglieder nennen sich Geister und erscheinen den Außenstehenden als Stellvertreter der Toten.[3] Gibt man also dem Dukduk Geld, ist es dasselbe, wie wenn man Geld ins Grab legt oder auf den Vui-Stein streut. Nun läßt es sich aber auch nachweisen, daß die Riten der Geheimgesellschaften sich aus dem Totenkult entwickelt haben und gerade weil diese Geheimgesellschaften auch die Träger des Tabu sind, schien es uns möglich, die Verdrängung einerseits, die „beschmutzende“ Eigenschaft des Tabu andererseits, aus dem Totenkult in der Urhorde abzuleiten. An dem melanesischen Geld ist aber sein Name wohl das Merkwürdigste; es wird mit Namen

---

is the same“ „I have known a native of Mota writing of his inward feelings to speak of his vui (l. c. 249).“

[1] Vergleiche Rivers: l. c. II. 433, 436, 595.

[2] Parkinson: l. c. 590, 591.

[3] Parkinson: l. c. 570. Rivers: II. l. c. 205.

belegt, die „heilig", „verboten" bedeuten (tambu, rongo), Geld wird also wohl etwas gewesen sein, was ursprünglich nicht als Tauschmittel zwischen den Lebenden galt, sondern in dem Tauschverkehr zwischen dem Lebenden und dem Toten eine Rolle spielte und als Entgelt der heiligen Opfermahlzeit erschien. Aber die Einwohner der Gazelle-Halbinsel entheben uns der Notwendigkeit, erst auf mühsamem Weg Theorien über den Ursprung des Geldes aufzustellen, indem sie, die es sicher besser wissen müssen, uns die Sache selbst erzählen.

Es war einmal ein kleiner Knabe, der von seinen Eltern zu essen verlangte. Sie sagten ihm: „Iß deine Exkremente und die der Kinder, mit denen du immer spielst." Tödlich gekränkt geht er fort und wird von einem Baumstamm auf den Rücken genommen. Sie kommen in ein fremdes Land; dort hüpfte ein Huhn auf dem Strande herum. Dann fragte das Huhn den redenden Baumstamm: „Wo kommt denn dieser Mensch her?" Der Baumstamm antwortet: „Es verlangte ihn nach dem Auswurf des Meeres hier in Nakanai." Mit dreißig Körben voll Muschelgeld gehen sie zurück in die Heimat des Knaben, dort ist aber schon das Totengerüst und das Totenopfer für den Knaben fertiggestellt. Durch die riesigen Ausgaben an Muschelgeld sind die Eltern zu Bettlern geworden, er gibt ihnen alles zurück und wird ein reicher Mann. Seitdem „tragen wir alle großes Verlangen nach dem Auswurf der See in Nakanai".[1]

Die Eltern verweigern dem Knaben die Speise, er mag Exkremente essen, und er tut dies wirklich, wenn auch in sublimierter Form,[2] indem er an seinem eigenen Begräbnis erscheint und die Auswürfe des Meeres bringt. Umgeordnet und in der Längstvergangenheit sollte es heißen, die Brüder haben den toten Vater gegessen (in der Sage, in negativer Form: die Eltern verweigern die Speise, d. h. sich selbst) und auf der Leichenstätte defäziert. Ursprünglich war der Vater Held der Geschichte, hier erscheint sie vom Sohnesstandpunkt umgedichtet. Der Vater ist derjenige, der stirbt, und indem er gegessen wird und sich in dem Magen des Sohnes in Exkremente verwandelt, bringt er

[1] Jos. Meier: Mythen und Erzählungen der Küstenbewohner der Gazelle-Halbinsel. Anthropos-Bibliothek I. 1. 1909. 95—105.

[2] Wenn bei dem Tode nicht genügend Tabu verteilt wurde, dann reißt der Geist im Jenseits dem Toten die Hinterbacken ab. Parkinson: l. c. 79.

Exkremente, später die Exkremente des Meeres[1] (Muscheln) aus dem Geisterreiche.

Der „heilige" Charakter des Geldes ist ein verräterisches Zeichen, es kann nur von den Eltern-Imagines, phylogenetisch vom gegessenen Vater, ontogenetisch von der gegessenen Mutter herstammen. Und nun kommen wir darauf, daß wir dies auch in unserer unmittelbaren Umgebung hätten entdecken können und es wäre uns die Mühe einer melanesischen Reise erspart geblieben. Auf jeder Münze findet sich das Bild des Königs, des Landesvaters, er gibt sich in diesen Münzen den Untertanen stückweise hin. Historisch scheinen aber andere Vertreter der Vaterreihe, nämlich die Götter in dieser Rolle die Vorläufer der Könige gewesen zu sein. „Die Götter waren die ersten Kapitalisten in Griechenland, ihre Tempel die ersten Geldinstitute.[2] Alles hellenische Geld ist sakral, das Münzfeld heiliger Boden, einem Tempelhause gleich, welches ohne schwere Versündigung von keinem Sterblichen bewohnt werden darf, und nirgends trat der Unterschied zwischen Hellenen und Barbarensitte handgreiflicher zutage, als wenn man auf ausländischem Gelde die Gestalten des Großkönigs und seiner Satrapen erblickt, während bei den Hellenen auch die eigenwilligsten Tyrannen es nicht wagten, sich mit ihrer Person vorzudrängen."[3] Es ist dann aber eine schöne Bestätigung unserer Auffassung, wenn Curtius weiterhin ausführt, „daß das älteste europäische Geld ein Symbol trägt, durch welches die zum heiligen Besitz der Aphrodite gehörigen Gegenstände gekennzeichnet zu werden pflegten, denn in ihren Tempelinstituten hatten die hölzernen Fußbänke die Gestalt von Schildkröten und die Göttin selbst wurde auf dem Rücken des Tieres abgebildet".[4] Die griechische Aphrodite ist aber nur eine hellenisierte Form der Ischtar-Astarte-Kybele — der „Großen Mutter" des alten Orients. Und aus ihrem Kultus stammt das Geld! — wie das Kind an der Mutterbrust saugt und dafür mit Exkrementen „bezahlt". Curtius weist auch darauf hin, daß die Bedeutung des Geldes in dem Kult der Aphrodite-Ischtar

---

[1] Über die Sitte, die Toten ins Meer zu versenken. Parkinson: l. c. 483. Rivers: l. c. II. 269—272.

[2] Curtius: Über den religiösen Charakter der griechischen Münzen. Monatsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften. 1869. 466.

[3] Curtius: l. c. 471.

[4] Curtius: l. c. 474.

eng mit der Erotik verknüpft war;[1] Mädchen werden im Heiligtum der Muttergöttin von Fremden entjungfert und das Geld, welches sie dafür erhalten, wird der Aphrodite geheiligt.[2]

Es bleibt uns nur ein kleiner Nachtrag übrig. Von jeher standen sich zwei Auffassungen des Opfers gegenüber: die nüchtern-rationalistische des Geschenkes um des Tausches willen „do ut des" und die „mystische" der oralen Kommunion.

Indem wir nun auch die libidinöse Wurzel der ersten Opferart aufgedeckt haben, wird es uns möglich, beiden Theorien gerecht zu werden. Auf oralem Wege identifiziert sich das Kind mit der Mutter, die Brüder der Urhorde mit dem getöteten Vater, andererseits „opfert" das Kind der Mutter auch seine Fäzes, als Geschenk, als Bezahlung für empfangene Gaben,[3] um wieder neue Gaben zu erhalten. Auf den Steingräben der Vui streut man Geld. Bei den Kabi und Wakka steigt ein Zauberer zum Zauberer höchsten Grades empor, indem er dem Regenbogengeist die Quarzkristalle, die sich in seinem Inneren befinden, hingibt und dafür von diesem „bukkur" den magischen Strick (Nabelschnursymbol?) erhält.[4] Wir glauben daher die infantile Wurzel des Tausch- und Geschenkopfers in der analen, die des Identifikationsopfers in der oralen Tätigkeit des Säuglings aufdecken zu können.

---

[1] Idem: l. c. 468.

[2] Herodot: I. 199. Strabo: XVI. 1. 20. In den entsprechenden Festen zu Byblos gaben die Frauen den Männern, mit denen sie Umgang gepflogen hatten, einen Phallos .... zum deutlichen Beweis dessen, daß dem Geschenk in diesem Zusammenhang nicht bloß eine ökonomische Bedeutung zukommt. Siehe die Quellen bei Ch. Vellay: Le Culte et les Fêtes d'Adonis-Thammouz. Annales du Musée Guimet. XVI. 1904. 95, 130.

[3] Der „Geldgeist" Nopitu, der tanzend Geld aus sich herausstreut, setzt sich als Kind auf die Knie der Frauen, um von ihnen wiedergeboren zu werden. Codrington: l. c. 154.

[4] J. Mathew: Two Representative Tribes of Queensland. 1910. 171. Über die exkrementelle Bedeutung des Quarzkristalles siehe meine Arbeit: „Nach dem Tode des Urvaters." "Imago," 1923, S. 101.

Der junge Spiritist.

Ein psychoanalytisches Lebensbild.

Von Dr. **Géza Szilágyi.**

I.

Vor etwa drei Jahren machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der in einem größeren Amte als Archivar beschäftigt war. Sein Äußeres schien so merkwürdig, daß er recht gut als Modell einer Statue der Askese hätte dienen können. Der Körper war erschreckend mager, das durchgeistigte Antlitz auffallend blaß, die Augen darin unstet herumschweifend. Schon auf den ersten Blick zog seine sonderbare Erscheinung unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich. Ich befragte seinen Chef, wer denn dieser junge Mann sei, und als ich sein Erstaunen merkte, begründete ich meine Neugierde:

„Die obere Partie seines Schädels, beiläufig bis zur Nase, ist edel geformt. Etwas nicht Alltägliches kennzeichnet diesen Kopf."

Der Chef lachte spöttisch:

„Ihr Schriftsteller schnüffelt immer nach etwas Außerordentlichem. In diesem edlen Schädel wohnt nur die Dummheit, oder, wenn es Ihnen besser gefällt, die Narrheit."

Ich ließ nicht ab, sondern forschte weiter:

„Und worin manifestiert sich diese Dummheit oder Narretei?"

Worauf ich sofort eine genaue Definition erhielt:

„Er ist ein Spiritist und ein Weiberfeind dazu. Statt seine Arbeit gewissenhaft zu verrichten, befaßt er sich damit, jene seiner Kollegen, die sich überhaupt mit ihm ins Gespräch einlassen, teils für den Spiritismus zu gewinnen, teils zu Weiberhassern zu machen. Freilich, Erfolge sind dem Manne nicht beschieden! Die ihn ernst nehmen, finden ihn ekelhaft, und die anderen lachen ihn aus."

Diese seltsame Mischung von Spiritismus und Weiberhaß bei einem Manne erregte mein Interesse. Ich kenne mehrere Spiritisten, die keineswegs zum Weiberhasse neigen, und eher Musterbeispiele eines normalen, kräftigen sexuellen Lebens bieten. Ich ließ mir den jungen Mann, den wir Valentin nennen wollen, vorstellen und versuchte sein Vertrauen dadurch zu gewinnen, daß ich vom Spiritismus zu sprechen begann. Fürs erste wollte er nicht auftauen, doch als er sah, daß er keinen spiritistischen Autor und kein spiritistisches Werk nennen konnte, von dem ich nicht einiges wußte, und als er bemerkte, daß ich ihm sehr aufmerksam zuhöre, wurde er zugänglicher. Damit war ich vorläufig zufrieden.

Später hatte ich Wochen hindurch fast täglich in seinem Amte zu tun. Ich versäumte niemals, ihn, wenn auch nur auf einige Minuten, aufzusuchen und lud ihn bei Gelegenheit ein, mich zu besuchen, was seiner überaus entwickelten Eitelkeit schmeichelte. Er war sich nämlich bewußt, ein Original zu sein, und ich erklärte ihm, daß er der Wissenschaft einen Dienst leiste, wenn er mir sein ganzes Seelenleben enthülle. Nach längerem Widerstand konnte ich ihn endlich zu einem Besuch bewegen. Von einer den strengeren Anforderungen entsprechenden Psychoanalyse konnte hierbei leider keine Rede sein. Doch erreichte ich schließlich, daß er mich etwa neunmal in meiner Wohnung besuchte und dort zumindest je eine Stunde verweilte. Zwischen den einzelnen Besuchen verstrichen manchmal nur Tage, manchmal aber Wochen. Um keinen Preis konnte ich ihn bewegen, die in der analytischen Behandlung vorgeschriebene Liegepositur einzunehmen. Er saß mir gegenüber in einem Lehnstuhl. Auf meine Aufforderung hin sprach er zunächst über alles, was ihm einfiel. Später, als ich einzelne Lücken seines Vortrages ergänzen wollte, richtete ich besondere Fragen an ihn. Die Aussprache ging nicht immer glatt vonstatten, manchmal ergriff ihn eine unbeschreibliche Aufregung. Er schrie wild auf, dann verfiel er in ein Schluchzen, um bald zu verstummen und wollte nicht mehr fortfahren. Hie und da sprang er vom Lehnstuhl auf, rannte und hüpfte im Zimmer herum. Einigemale hieb er, während er sprach, mit der Faust auf das vor ihm stehende Tischchen. Außer diesen zwanglosen Gesprächen, in denen womöglich immer nur Valentin zu Worte kam, ließ ich mir manchmal auch seine Träume erzählen

— er tat es nicht gerne — einigemal aber ließ ich ihn auch auf einzelne Reizworte assoziieren.

Auf einmal blieb er aus. Seither traf ich ihn zwar öfter, doch war er zur Fortsetzung der Besuche nicht mehr zu bewegen. Das gewiß sehr lückenhafte, aber vielleicht nicht ganz uninteressante Material, das ich aus ihm, wie er meinte, „herausgequält" habe, versuche ich im folgenden zusammenzufassen.

II.

Valentin ist ein kleiner Beamter mit einem winzigen Wirkungskreise, geringen Aufgaben, mäßigem Gehalt. Dessenungeachtet trägt er ein auch dem Fremden auffallendes gesteigertes Selbstgefühl zur Schau und läßt in unverhohlener Weise vor aller Welt das Bewußtsein einer höheren, wichtigen Mission durchscheinen. Er ist überzeugt, daß er, wiewohl er es nicht mit Namen nennt, ein Evangelium zu verkünden hat. Er fühlt sich — dies erklärt er offen — als Bannerträger des Kampfes gegen die Sinnlichkeit. Den wichtigsten Teil dieses seines Feldzuges aber bildet eine spezielle Propaganda für Enthaarung des Leibes. Seine Ideen verbreitet er unter dem, wie er es heißt, „untertänigen Volke", nämlich dem männlichen und weiblichen Dienstpersonal seines Amtes sowie in den Reihen seiner Beamtenkollegen, ferner unter den Straßenmädchen. Es kümmert ihn wenig, daß man ihn verlacht, roh zurückweist, oder einen ausgemachten Narren nennt. Dieses gehört zu seiner Mission; man muß für die Gerechtigkeit leiden, und das Hohngelächter, das ihn trifft, ist in seinen Augen Christi Dornenkrone gleich.

Auf Grund seiner vor der Öffentlichkeit propagatorisch abgegebenen Erklärungen, wie auch seinen mir im Privatverkehr anvertrauten Mitteilungen folgend, kann ich sein Programm beiläufig so zusammenfassen:

Die Sinnlichkeit ist die größte und gefährlichste Schwäche der Seele. Ihre schrecklichste Offenbarung aber ist der Koitus. Gott will, daß die Menschen, sanften Geschwistern gleich, keusch nebeneinander leben sollen. Im Laufe der gesellschaftlichen Evolution werden die Menschen endlich das Verruchte der Sinnlichkeit einsehen und die fleischliche Vermischung aufgeben. Ich machte den Einwurf, daß dies das Aussterben der Menschheit nach sich ziehen würde. Wenn ja, entgegnet er, würde nichts daran liegen;

es ist aber auch möglich, daß die Enthaltung vom Koitus eine andere Art der Fortpflanzung entwickeln könnte. Theoretisch kann und soll man alles wissen, damit der Mensch sich vor dem Bösen um so besser hüte, in der Praxis aber ist nicht einmal die geringste Unzucht erlaubt. Valentin wertet die Menschen danach, in welchem Maße bei ihnen die Sinnlichkeit abgestorben ist. Diesbezüglich kennt er eine prozentuelle Gradation. In ihm selbst stecken nur mehr höchstens drei Prozent Sinnlichkeit. Es gibt aber leider sehr viele Menschen, deren Sinnlichkeit selbst hundert Prozent übertrifft. Die Vervollkommnung der Menschen besteht darin, daß sie die etwa mit zur Welt gebrachte oder infolge einer dummen und unsittlichen Erziehung in sie verpflanzte Sinnlichkeit stufenweise herabmindern, bis sie auf ein annähernd zwei- bis dreiprozentiges Minimum gelangen. Eines der Mittel der Befreiung von der Sinnlichkeit ist die Enthaarung, worunter in erster Reihe die Entfernung der Genitalbehaarung zu verstehen ist. An seinem eigenen Körper verwendete er das Epilationsmittel einer Berliner Firma, welches er trotz seiner Kostspieligkeit ständig benützt. Es gelang ihm auch, wie er mir zeigte, die Behaarung seiner Achselhöhlen, der Brust und Geschlechtsteile zu entfernen, die allerorten, wie er zugab, nur schwach entwickelt war. Die Behaarung ist, seiner Auffassung gemäß, der Ausdruck und auch das Werkzeug der Sinnlichkeit. Die Verminderung, richtiger die Ausrottung der Behaarung, ist also ein Weg zur Minderung und Ausrottung der Sinnlichkeit. Valentin ist sozusagen mit Leidenschaft ein persönlicher Feind der Behaarung, gegen die er nicht nur vor Männern, sondern auch vor Frauen wütend losgeht. Wenn er von der Behaarung, besonders von der Genitalbehaarung spricht, wird sein sonst erschreckend blasses Gesicht purpurrot. Er wackelt mit dem Kopf, er zittert krampfhaft an Händen und Füßen, es übermannt ihn eine derartige Schwäche, daß er sich setzen muß, um einer ihm drohenden Ohnmacht zu entrinnen.

In freien Stunden war er aber nicht nur ein Bekämpfer der Sinnlichkeit und ein Prediger der Enthaarung, sondern auch ein eifriger Spiritist: ein Sprech- und Schreibmedium, das an den Séancen eines Budapester spiritistischen Zirkels regelmäßig teilnahm. Er ist ein fixer Stenograph und besitzt unter den Budapester Spiritisten die ganz vereinzelte Eigenschaft, daß er all das, was ihm als Sprechmedium im Trancezustande von den „Geistern“

eingegeben wird, sofort selbst stenographisch niederschreibt, so daß er eigentlich zur gleichen Zeit Sprech- und Schreibmedium ist. Außerdem benützt er seine stenographischen Kenntnisse auch dazu, um in den Séancen die sogenannten Geistergespräche anderer Sprechmedien wörtlich aufzuzeichnen. Er spricht auch vom Spiritismus, doch weniger als von der Sinnlichkeit, die für ihn einen unerschöpflichen Gesprächsstoff bedeutet. Er rühmt sich leidenschaftlich seiner Keuschheit, dieses Gott und Christus gefälligen geistigen und körperlichen Zustandes, den er jedermann beredt empfiehlt. Es gibt aber Zeiten, wo er häßliche und grobsexuelle Ausdrücke gebraucht und flucht. Darüber zur Rede gestellt, erklärt er, daß sich jetzt nicht sein wahres Ich äußere, da er ein Doppel-Ich besitzt. Manchmal entschuldigt er sich damit, daß aus ihm niedrige, unreine Geister reden. Wenn von der Verteidigung der Keuschheit und von dem Feldzug gegen die Sinnlichkeit die Rede ist, bedient er sich eines auffallend großen Wortschatzes und zeigt eine lebhafte Dialektik. Im übrigen überragen weder seine Intelligenz, noch sein Wissen eine niedrige Stufe, im allgemeinen besitzt er sogar eine schwere Auffassungsgabe und ein langsames Begriffsvermögen. Manchmal sind seine Worte durch eine an Dementia praecox paranoides (Paraphrenie) gemahnende Affektiertheit, Maniriertheit, Gekünsteltheit charakterisiert, die auch seine Bewegungen kennzeichnen. Wichtigtuerisch, einen übertriebenen Ernst zur Schau tragend, vergeistigten Angesichtes bringt er, ihm augenscheinlich heilige, Fremden aber lächerliche Dinge vor. Was er spricht, wird manchmal von unmotiviert lebhaften Bewegungen, grundlos erregten Gesten begleitet. Seine Stimme wird zuweilen, ohne daß der Inhalt des Gesagten dies erklärlich machte, zu einem süßlich-neckischen Gelispel. Manchmal kräuseln sich seine Lippen auffällig, plötzlich verzerrt sich sein Gesicht und er läßt ein zu seinen überspannten Worten gar nicht passendes, unbändig meckerndes Gelächter erschallen.

III.

Was bedeutet bei Valentin der Kampf gegen die Sinnlichkeit, was steckt hinter dieser fanatischen Behaarungsfeindschaft? Hören wir vorerst an, was Valentin, der von der Psychoanalyse keine blasse Ahnung hat und nicht einmal den Namen Freud kennt, selbst darüber denkt. Er gibt zunächst seine Meinungen in einem

kunterbunten Durcheinander ab. Ich wollte mir die Sache erleichtern und bat ihn, mir eine Autobiographie zu übergeben. Nach langer Überredung schrieb er etwa zwölf Seiten nieder, die sich hauptsächlich auf seine Schulzeit bezogen und mit vielen populären, spiritistischen Werken entnommenen Phrasen gespickt waren. Was mich am meisten interessiert hätte, nämlich über sein Verhältnis zu seinen Eltern, über sein Geschlechtsleben usw. etwas zu erfahren, darüber schwieg er sich gründlich aus. Alles mußte ich im Laufe unserer Gespräche, die vielfachen Hindernisse seines Widerstandes bekämpfend, im wahren Sinne des Wortes aus ihm herauslocken. Meine Technik bestand darin, daß ich ihn reden ließ, wie es ihm beliebte. Manchmal aber, wenn sein Redestrom sich ins Uferlose verlor, versuchte ich ihn mit einigen Fragen, die das suggestive Element gänzlich entbehrten, in jene Richtung zu lenken, die ich für zweckmäßig hielt. Später begann sich bei ihm eine gewisse Übertragung zu entwickeln. Er spielte darauf an, daß ich ihn an seinen Vater erinnere, er erklärte, daß er zu mir ein solches Vertrauen hege, wie nur seinerzeit zu seinem verstorbenen Vater. Dies machte ihn dann gesprächiger und erleichterte, wie er es nannte, das „wissenschaftliche Interview". Die durcheinandergewürfelten, jeder Ordnung ermangelnden und manchmal in langwierige Wiederholungen eingeschachtelten Daten versuche ich im folgenden zwar nicht in ein gewisses System zu bringen, da dies ja schon ein tendenziöses Vorgehen wäre, sondern bloß in einer logischen Reihenfolge vorzutragen:

Seine Mutter liebte ihn nicht, um so mehr sein Vater. Dieser konnte über jede einzelne Bewegung des Kindes herzlich lachen und freute sich außerordentlich, als er in ihm die große, starke Liebe zu Gott entdeckte. Angeblich zeigte sich dieses Gefühl schon im Wickelkinde, als es den in der Zimmerecke aufgestellten Hausaltar mit der Marienfigur wahrnahm. Sein Auge war stets auf den Altar gerichtet. Wenn sich jemand vor ihn stellte, um den Altar zu verdecken, begann das Knäblein zu weinen und schrie derart, daß man es bis im siebenten Zimmer hören konnte. Jetzt werde ich auf Grund meiner stenographischen Aufzeichnungen wörtlich zitieren: „Meine Mutter liebte die Religiosität, die sich in mir von Anbeginn auf außerordentliche Weise kundgab, keineswegs und haßte mich sehr wegen meines absonderlichen Betragens. Ich bemerkte die Antipathie meiner Mutter, die mich sehr

schmerzte, so daß ich oft darüber weinte. Einmal, ich mag zwei Jahre alt gewesen sein, wollte sie mich aus dem Bette heben. Ich wurde sehr böse, weil ich überaus schamhaft war. Ich versetzte ihr einen Stoß, worauf sie so zornig wurde, daß sie mich beinahe an die Wand geschleudert hätte. Meine Mutter hat mich nie geküßt. Dies beruht auf dem geistigen Gesetz der Zahl 7. Ich wurde nämlich im siebenten Jahre der Ehe meiner Eltern geboren. Bis dahin hatten sie keine Kinder. Diejenigen Familien, in die Gott seine gefallenen Geister zur Strafe oder zur Prüfung schickt, fallen immer unter der Regel, daß bei ihnen im siebenten Jahre ein Kind geboren wird. Mutter und Kind stehen sich in diesen Familien als zwei grundverschiedene Geistigkeiten gegenüber, so daß zwischen ihnen von Liebe und Verständnis keine Rede sein kann. In meinem ganzen Leben war ich der Mutter ein Fremder. Wir küßten uns niemals, wir sprechen nur selten miteinander. Gott verzeihe mir die Sünde, daß ich über meine Mutter zu urteilen wage. Sie aber lebte inmitten einer schrecklichen Geistesfinsternis. Sie ist eine große Anhängerin der Materie. Sie kennt die geistigen Wahrheiten nur vom Hörensagen, kann sie aber nicht befolgen."

*

Valentin liebte also angeblich seine Mutter nicht. Seinen Vater betete er an; er schwärmte für ihn, er bewunderte den Menschen, den Gelehrten, den Meister der Stenographie. Unendlich liebte er seine Großmutter sowie die Schwester seiner Mutter, seine Tante und deren Mann, seinen Onkel. Wenn ihn seine Mutter, was überaus selten geschah, in den Schoß nahm, begann er immer wütend zu weinen. Wenn aber seine Tante, sein Onkel oder sein Vater desgleichen taten, beruhigte er sich dann, wenn er vorher geweint hatte. Zwischen ihm und seiner Mutter bestand schon von seinem vierten Jahre an ein derart arges Verhältnis, daß sie ihn im Zorn — noch heute erinnert er sich daran — immer an die Wand schleudern wollte. Einmal hätte sie das wirklich getan, doch damals befreite zum Glück die gerade ins Zimmer eintretende Tante das verzweifelt heulende Kind aus den Händen der tobenden Mutter. Wenn dann der Vater nach Hause kam und das Geschehene erfuhr, nahm er das Kind in seine Arme und liebkoste es lange. Valentin pflegte bei solchen Gelegenheiten auf die Hose des Vaters zu urinieren. Dies tat er übrigens auch

mit anderen Männern, so z. B. mit seinem Onkel. (Als er dies erzählte, erklärte er mir, ich möge ihm verzeihen, er sei ein undankbares, freches Schwein, aber er möchte auch auf mich urinieren!) Sein Vater, der Professor der Stenographie war, imponierte dem kleinen Kinde sehr, als er ihm die stenographischen „Sigel" und Abbreviaturen zeigte. Das Schreiben und das Lesen lernte er vom Vater, dem er dafür überaus dankbar war.

Den größten Teil seiner Kindheit, bis etwa zur Beendigung seines vierten Lebensjahres, verbrachte er im Schlafzimmer seiner Eltern. Während der ersten zwei Jahre lag er, angeblich auf den Rat eines Kinderarztes, ständig im Bette. Valentin beteuert fortwährend, daß er sich genau an die Zeit seiner Kindheit erinnere und daß seine Eltern die Richtigkeit seiner Erinnerungen bestätigten. Er will sich auch der Erklärung des Arztes erinnern, wonach er sich zu rasch entwickle, und wenn er früh zu gehen beginne, seine Füße verkrümmen würden. Deshalb lag er im weißen Kinderbette, das oben gerundet und zu beiden Seiten mit einem verschiebbaren Netz versehen war, gleichsam eine von allem Feindlichen beschützende Höhle bildend. Im Bette liegend fühlte er sich sozusagen in den Armen einer ihn beschirmenden wahren Mutter.

Der allzu ängstliche Vater hieß Valentin auf keine Bäume klettern, verbot ihm das Turnen, auch durfte er kein Messer in die Hand nehmen. Seine Antipathie gegen die Behaarung erwachte in ihm, als er vier Jahre alt war. Sein Vater behütete ihn so wachsam, daß er auch nach Vollendung seines zweiten Jahres, da er schon das Bett verlassen konnte, sich ständig im Schlafzimmer seiner Eltern aufhalten mußte. Dort konnte er oft seine Mutter beobachten, wenn sie ihr Hemd wechselte. Mit Erstaunen nahm er wahr, daß sie am Bauche unten behaart ist. Er erschrak sehr, und um nichts zu sehen, steckte er seinen Kopf unter die Decke. Später konnte er noch öfter diese Behaarung erblicken, die ihn jedesmal mit immer stärkerem Ekel und wachsender Angst erfüllte.[1]

---

[1] Dem Kundigen wird es nicht entgehen, daß hier der Kastrationskomplex in den Vordergrund tritt. Das Erblicken der weiblichen Schamhaare kann eigentlich als Entdeckung eines Penismangels bei der Mutter gedeutet werden, wobei die Behaarung etwa als Vernarbung der Kastrationswunde aufzufassen wäre.

Eines der größten Ereignisse seiner Kindheit, die „Feuersbrunst", erlebte er als achtjähriges Schulkind. Sie wohnten in einer neubezogenen Wohnung, die elektrische Beleuchtung war noch nicht installiert und man mußte sich mit Kerzen behelfen. In dem einen Zimmer las der Knabe, im anderen wusch sich die Mutter. Er hörte das Plätschern und schlich neugierig zur Türe, die nur angelehnt war. Durch den Spalt sah er, wie seine Mutter, über ein Lavoir kauernd, sich dort wusch, wo er seinerzeit im Schlafzimmer jene erschreckende Behaarung wahrgenommen hatte. Der alte Ekel und die einstige Furcht übermannten ihn auch jetzt. Rechts und links vom Lavoir standen zwei große, brennende Kerzen. Die sich ungeschickt bewegende Mutter warf die Kerzen um, deren Flammen die vom Bett herabhängende lange Spitzendecke anzündeten. Die entsetzte Mutter sprang auf und begann vor Schreck die brennende Decke hin und her zu zerren, wodurch das Feuer noch mehr angefacht wurde. Im anderen Zimmer schrie Valentin, außer sich, denn sein erster Gedanke war, daß die Behaarung verbrennen werde. Darauf verlor er das Bewußtsein. Als er zu sich kam, war sein Vater schon zu Hause, die in der Nachbarschaft wohnende Tante und der Onkel aber standen inmitten des raucherfüllten Zimmers und bemühten sich, das Feuer zu löschen. Während der ganzen Zeit stand Valentin erstarrt, wortlos, einem Lebendigtoten gleich an den Türpfosten gelehnt. Er konnte sich nicht bewegen, keinen Schritt tun, keinen Laut von sich geben. Noch heute, wenn er an die Behaarung denkt, erwacht in ihm die Vorstellung des Feuers und er sieht und durchlebt von neuem die ganze Szene, die er mir sozusagen schauspielerisch reproduziert.

Als Elementarschüler mied er die Gesellschaft der Knaben und fühlte sich mehr zu den kleinen Mädchen hingezogen. Er setzte bei ihnen voraus, daß sie dort nicht behaart seien, wo es seine Mutter war, und hievon konnte er sich durch Zufall wiederholt überzeugen. In der Schule interessierten ihn hauptsächlich Arithmetik, Geographie und Religionslehre. Er pflegte mit Vorliebe zu zeichnen und zu malen. Mit zehn Jahren kam er ins Gymnasium, wo er nur mittelmäßig lernte. Von seinem Onkel bekam er allerlei Hefte mystischen Inhaltes, die er eifrig las. Da seine Eltern verarmten, konnte er nach Absolvierung der vierten Gymnasialklasse seine Studien nicht mehr fortsetzen.

Mit fünfzehn Jahren mußte er sich nach einem Broterwerb umsehen. Damals begann ihn die Frage der Behaarung wieder zu beunruhigen. Er bemerkte an sich, daß seine Geschlechtsteile eine Behaarung bekamen, die ihn mit Schmerz, Ekel und Furcht erfüllte. Um diese Zeit brachte ihn ein Protektor seiner Familie in eine große Fabrik, in deren kommerzieller Abteilung er als Aushilfsregistrator angestellt wurde. Dort fing er an, sich eingehender mit dem Spiritismus zu befassen, dessen Elemente ihm aus den vom Onkel erhaltenen Heften schon bekannt waren. Der Zufall führte ihn überdies in die Nähe eines hervorragenden Spiritisten, dem er seine Seele enthüllte und seine Furcht vor der Behaarung gestand. Der Spiritist erteilte ihm ausführliche geschlechtliche Aufklärung und erklärte ihm, daß die Genitalbehaarung ein Attribut des geschlechtlich entwickelten Menschen sei. Damals entstand in ihm der Gedanke, daß man sich vor der Behaarung nicht nur fürchten, sondern gegen sie auch kämpfen müsse. Wie er dies anzustellen habe, darüber war er sich noch nicht im klaren. Der Spiritist entdeckte in Valentin ein Medium und führte ihn bei den Séancen ein. Binnen kurzer Zeit machte er im Spiritismus und in der Telepathie große Fortschritte. Auf Einflüsterung der Geister beschloß er, seine Keuschheit dauernd zu bewahren.

In der Fabrik ereignete sich ein Vorfall, der auf ihn ähnlich wirkte, wie die schon erwähnte Feuersbrunst vor acht Jahren. In einer Abteilung der Fabrik, wohin er aus der kommerziellen Abteilung Botschaften zu übermitteln hatte, arbeiteten dreihundert hübsche, junge Arbeiterinnen. Sie kannten seine Prinzipienreiterei, da er vor ihnen weder seinen Spiritismus, noch sein Keuschheitsprogramm verbarg. Er behauptet, daß sie auf ihn, vielleicht gerade wegen seiner Keuschheit, die sie reizte, ein Auge geworfen hätten. Da er darauf nicht reagierte, verschworen sie sich gegen ihn — dies erzählt er noch jetzt vor Zorn bebend — um ihn seiner Keuschheit zu berauben. Es trafen sich aber ein-zwei bessere Mädchen, die ihn brieflich warnten, auf der Hut zu sein. Er beschloß hierauf, am anderen Tage ein großes Messer zu sich zu nehmen, um sich gegen die schamlosen Mädchen zu verteidigen. Als er gegen Mittag die Maschinenabteilung passieren mußte, warfen sich an die zehn Mädchen auf ihn und wollten ihn zu Boden reißen. Er jedoch biß um sich und teilte Faustschläge aus, worauf die Mädchen flüchteten. Er lief sodann schnurstracks zu

seinem Chef, der ihn ein Rindvieh nannte und verlachte. Dies war ihm ein Grund mehr, vor einem erneuten Angriff sich besser zu schützen. Zu Hause nahm er deshalb ein zweischneidiges Papiermesser zu sich, womit ihn sein Vater beschenkt hatte, und verbarg es in der Hosentasche. Einige Tage verliefen ruhig. Als er jedoch wieder eine Botschaft in die Maschinenabteilung zu tragen hatte, stürzten sich die Mädchen auf ihn und warfen ihn zu Boden, bevor er das Messer aus seiner Hosentasche hervorholen konnte. Dem einen mutwilligen Mädchen gelang es, Valentin auf den Scheitel zu küssen. (Infolgedessen ließ er sich innerhalb zweier Wochen dreimal den Kopf kahl scheren.) Die Wut über diesen Kuß verlieh ihm solche Kraft, daß er vom Boden aufspringen und seine Bedränger abschütteln konnte. Er zog das Messer und zückte es wütend gegen die Mädchen. Es gelang ihm, derjenigen, die ihn auf das Haar geküßt hatte, das Papiermesser in die Schulter zu stoßen. Das Mädchen fiel ohnmächtig hin, die übrigen liefen entsetzt auseinander, er aber konnte sich noch lange nicht beruhigen und verfolgte sie geraume Zeit mit dem blutigen Messer.

Vor den Fabriksdirektor gerufen, verteidigte Valentin sich damit, daß er aus Notwehr gehandelt habe. Er wurde zwar nicht entlassen, aber in eine andere Abteilung versetzt, wo es ihm so schlecht ging, daß er den Posten bald danach freiwillig verließ.

Hierauf geriet er in verschiedene Stellungen, doch immer nur auf kurze Zeit. Überall begann er zu predigen, meistens — Christi Beispiel nacheifernd — armen Austrägern und Dienstmägden. Er predigte von Gott, von der Religion, vom Spiritismus, von der Keuschheit und immer eifriger von der Gefährlichkeit und Schädlichkeit der Behaarung. Viele nannten ihn einen Narren, dies focht ihn aber nicht an. Manche schalten ihn ein Schwein, was ihn schon schmerzte, da er vom Bewußtsein seiner beispiellosen Reinheit durchdrungen war. Man nannte ihn einen Weiberfeind. Während der mit mir gepflogenen Gespräche protestierte er mehrmals heftig gegen diese Behauptung. Er sei ein Feind der Behaarung, nicht aber ein Weiberfeind. Wenn die Weiber nicht behaart wären, wären sie auch nicht sinnlich, dann aber könnte er mit ihnen sehr gut auskommen. Mit jenen Weibern, die ihre Behaarung entfernen, die sich daher von einem großen Ansporn zur Sinnlichkeit befreien, könnte er auch Freundschaft schließen. Wie sollte er die Weiber

hassen, da er ja selber eher ein Weib sein möchte als ein Mann! Er ist bestrebt, seinen eigenen Körper dem durch ihn konstruierten weiblichen Ideal, der enthaarten Weiblichkeit, möglichst anzupassen. Er liebt es auch, Frauenschuhe mit hohen Absätzen zu tragen. Deshalb ist sein Gang viel zierlicher und leichter als in den ekelhaft unförmigen Männerschuhen. Er trägt Frauenstrümpfe, Damenhöschen und Nachthemden bis zum Knöchel reichend. Dies alles läßt er nach selbst gezeichneten Schnittmustern von einer ihm seit lange bekannten Näherin verfertigen. Er badet jeden zweiten Tag in dem großen Kautschuklavoir seines vor vier Jahren verstorbenen Vaters. Vor anderthalb Jahren gelang es ihm mit Hilfe einer Adresse, die er auch seinem Vater verdankt, „sich von all der ekelhaften Behaarung zu befreien, vor der sich dem reinen keuschen Menschen unbedingt der Magen umdrehen muß“. Sein sehr bescheidenes Schnurrbärtchen konnte er nicht ganz ausrotten, doch gelang es ihm nach vieler Mühe, seine übrigen Körperteile zu enthaaren. Er bestellte aus Deutschland ein flüssiges Enthaarungsmittel, das ihn sehr zufrieden stellte. Vom Gesichtspunkt der Schönheit der Haut formte er seinen Körper zu einem weiblichen um. Er erklärte mir wörtlich: „Mein Körper ist von einer weiblichen Sanftheit, Reinheit, Weichheit und Rundlichkeit. Was meine Denkart, Auffassung, Empfindsamkeit, Religiosität anbelangt, was meinen Geschmack betrifft, bin ich Weib. Vom Schuh aufwärts ist meine ganze Unterkleidung die eines Weibes. Von neun Uhr abends bis sieben Uhr morgens bin ich ein Mädchen, und zwar, dies ist äußerst wichtig, ein Mädchen ohne Behaarung. Von sieben Uhr morgens bis neun Uhr abends bin ich notgedrungen und aus Heuchelei ein Mann. Wenn ich meine Männlichkeit, die sich in meinem winzigen Schnurrbärtchen noch ein wenig manifestiert, ganz ausgerottet habe, werde ich ganz vergessen können, daß ich einst ein Mann gewesen bin.“ Hier ist zu bemerken, daß er aus Damenstoffen verfertigte Krawatten benützt. Vom Frühjahr an trägt er frauenhaft ausgeschnittene Blusen, da er es für schön findet, wenn man seine unbehaarte Brust zeigen kann.

„Ich will,“ so erklärte er mir in ekstatisch glücklichem Tone, „mir selbst und der Welt beweisen, daß der Eigentümer einer mädchenhaften Seele in gewisser Hinsicht auch körperlich zum Weibe werden kann.“ Und er fügt hinzu: „In der letzten Zeit

bemerke ich an mir etwas Seltsames, dessen ich mich freue. Obwohl ich immer sehr mäßig esse, beginnt sich meine Brust in abnormalem Maße zu entwickeln. Ich werde bestrebt sein, an mir den Busen eines fünfzehn- bis sechzehnjährigen Mädchens zu entwickeln. Wenn ich dann selber die Reize des Weibes besitzen werde, so bin ich ihnen gegenüber gänzlich gefeit. Wenn ich ihnen gleichen werde, brauche ich nicht zu befürchten, daß sie mich bei meiner Sinnlichkeit fassen werden, dann bin ich ihnen gegenüber vor jeder Schwäche geschützt. Ich kann dann also dasselbe erreichen, wie sie." Dieser letzte Satz wird von ihm noch öfters wiederholt. Er will auch sein Haar wachsen und es blond werden lassen. (Seine Mutter war in jungen Jahren blond und konnte, wie er erzählte, mit ihren Haaren beim Vater alles erreichen. Wie ersichtlich, meint er eigentlich auch das zu erreichen, was die Mutter beim Vater erreichte.)

Es scheint aber, daß Valentin mit der Entwicklung seines Busens noch immer nicht zufrieden ist. Ich las einen Brief von ihm, der wegen ungenügender Adresse aus Wien als unbestellbar zurückkam. In diesem Brief schrieb er einem Wiener kosmetischen Institut, man möge ihm ein Mittel zur Entwicklung des Busens einsenden. Er wolle nämlich seinen schwach entwickelten Busen üppiger gestalten. (Den Brief unterzeichnete er mit dem Namen einer seiner weiblichen Bekannten.)

*

Ich will nun, soweit es mir auf Grund der recht mühselig ermittelten Daten möglich ist, sein Geschlechtsleben im allgemeinen schildern. Bis zu seinem einundzwanzigsten Lebensjahre hatte er niemals koitiert. Auch hat er nie daran gedacht, es zu tun, denn er empfand Ekel davor. Er sagt, man müsse wahnsinnig sein, um in ein Loch hineinzukriechen, von wo ... Ich rede ihm zu, fortzufahren. Der Ekel schüttelt ihn, er kann kein Wort herausbringen. Ich setze selber fort, was wirklich nicht schwer ist: „Von wo wir herausgekommen sind, nicht wahr?" Er antwortete hierauf, daß er in seinem Magen und in seiner Kehle einen großen Druck verspüre, den er übrigens jedesmal hat, wenn man mit ihm über den Beischlaf redet. Übrigens ist er der Meinung, daß jeder Koitus so etwas wie eine Art von Inzest sei. „Wenn ich, Gott behüte, jemals doch in die Lage käme, so etwas zu tun, müßte ich immer daran denken, daß Vater und Mutter dasselbe getan haben und

da hätte ich gewiß das Gefühl, daß ich es mit ihnen zusammen täte. Das ist es, was ich unter Blutschande verstehe.“ Diese Gelegenheit benütze ich zur Frage, ob es wohl vorgekommen sei, daß er den Koitus seiner Eltern belauschen konnte. Er antwortete weder mit Ja noch mit Nein. Er sagte nur, daß er zwei Jahre lang fortwährend im Schlafzimmer seiner Eltern im Bette lag, weitere zwei Jahre hindurch aber nur die Nächte dort verbrachte. Ich versuchte eine positive Antwort aus ihm herauszubringen, doch auf seinem Gesichte erscheint der Ausdruck des Ekels und er bittet mich, ihn mit dieser Frage nicht weiter zu quälen.

Onanie will er nie getrieben haben. Sowie er davon spricht, verurteilt er sie mit augenscheinlicher Heftigkeit. Er leugnet jedoch nicht, beiläufig vierhundertmal in Versuchung gewesen zu sein, es zu tun. Jedesmal aber glaubte er, die mahnende Stimme des Vaters zu hören, er versank in ein inbrünstiges Gebet, sein Widerstand erwachte und er konnte der Verlockung widerstehen. Das Gebet ist nämlich seiner Ansicht nach eine an den Vater (Gottvater) gerichtete Rede, in der die Dankbarkeit, warme Liebe und leidenschaftliche Schwärmerei ihm gegenüber zum Ausdruck gelangen.

Die Versuchung, welche von den lauernden bösen Geistern ausgeht, bedroht ihn meistens von links oder, wie er sagte, von linker Hand. Hier ist zu bemerken, daß der kleine Finger der linken Hand Valentins immer ein wenig gekrümmt ist. Er meint, dies sei — infolge der Strafe Gottes — ein Hindernis für ihn. „Was für ein Hindernis?“ frage ich. Er antwortet: „Damit ich nicht geigen könne. Das Musiktalent war bei mir überaus früh entwickelt. Gott wollte nicht, daß ich es vor einer bestimmten Zeit entfalte. Deshalb krümmte er mir den Finger.“[1]

Er zählt dann die beim Onanisten auftretenden Symptome auf: sie sind nervös, leicht erregbar, ihr Blick schweift in die Ferne, sie stottern und sprechen verwirrt, manchmal begreifen sie die einfachsten Dinge nicht. Als ich ihn aufmerksam mache, daß dies eigentlich auch seine Symptome wären, protestiert er dagegen

[1] Wenn wir an Stelle des Musiktalentes die sexuelle Fähigkeit setzen, deren allzu frühe Entfaltung Gott gleichfalls nicht will, ist das Rätsel der Lähmung gelöst. Das seelische Verbot wird durch die körperliche Lähmung effektuiert.

und erzählt, daß man ihn als fünfzehnjährigen Knaben auf Wunsch seiner Mutter im Budapester Kriminalpädagogischen Institut untersucht habe. Eine alte Ärztin fragte ihn, ob er mit Frauen oder mit sich selbst in ein intimes Verhältnis getreten sei. Er antwortete aufschreiend, daß er es nicht der Mühe wert finde, auf solche unsinnige Fragen zu antworten. Dies muß er auch mir gegenüber wiederholen. Er onaniere nicht, noch koitiere er, doch manchmal fühle er den Zwang, Unflätigkeiten zu sagen und hie und da träume er auch solche Dinge. Dies habe ich bei ihm oft beobachtet. Ich sah, daß sich sein Gesicht plötzlich verdüsterte und daß er, wie geistesabwesend, die schmutzigsten Flüche und die unflätigsten Beschimpfungen hervorstieß. Einer seiner ständig wiederkehrenden Lieblingsausdrücke war: „Hurenmutter, stinkende Hurenmutter!" Als ich ihn fragte, wie dieses Benehmen mit seiner vielgepriesenen Keuschheit vereinbar sei, entschuldigt er sich damit, daß nicht sein wahres, aus himmlischen Höhen stammendes Ich so spreche, sondern sein anderes, böses, den Höllentiefen entsprungenes Ich.

Pollutionen hatte er angeblich nie gehabt. Er ist stolz darauf, niemals Samen verloren zu haben. Aller Samen sammle sich ihm im Kopfe, wo schöne Gedanken daraus werden. Dies ist augenscheinlich eine materialistisch ausgedrückte Art der Sublimierung.[1]

In seinen Träumen spielen sexuelle Dinge oft eine Rolle. Wie er auf Grund der spiritistischen Lehre meint, ist der Traum nichts anderes, als der freie Austritt des Geistes aus dem Körper während des Ausruhens der körperlichen Organe. Der Geist kann aber nicht nach Belieben hin und her irren, da ihn ein unzerreißbarer magnetischer Faden, der verbindende Fluidfaden, mit dem Körper verknüpft. Wenn sich der Geist weit entfernt, zieht er den Fluidfaden weit mit sich, der es nicht gestattet, daß sich der Geist endgültig vom Körper trenne. Nach der Auffassung der Spiritisten sind alle Träume Wahr-Träume, prophetische Träume, da der während des Traumes aus dem Körper tretende Geist alle jene Ereignisse durchwandert, die der Mensch in den folgenden Tagen oder Wochen durchmachen wird. Nach meiner Ansicht sind aber Valentins Träume keineswegs prophetische, sondern eher verräterische Träume. Betrachten wir nur einige dieser Träume. „Es kommt manchmal

[1] Etwas Ähnliches dachten sich auch die alten Jesuiten, nach deren Auffassung das nicht verwendete Sperma in das Blut zurückkehrt und das Gehirn befruchtet.

vor“ — ich zitiere ihn jetzt wörtlich — „daß ich während des Traumes schrecklich aufgeregt werde, und .... ich kann es kaum aussprechen .... Onanie anwende, was ich im wachen Zustand niemals tue.“ Oder ein anderer Traum: „Ich wollte im Traume mit einem Mädchen in Verbindung treten. Obwohl wir nebeneinander lagen, konnte ich das sogenannte Häutchen nicht durchstoßen.“ Die Träume sind so klar und aufrichtig, wie die eines kleinen Kindes. Er brachte mir manchmal Träume, aber nicht gerne, da ihn eine Art von spiritistischem Gelöbnis zum Geheimhalten seiner Träume verpflichte. Übrigens erzählte er bloß diese Träume und konnte zu den einzelnen Traumstücken keine Einfälle bringen. Doch boten auch diese Träume einige typische Traumsymbole, so daß sie von diesem Gesichtspunkte einen gewissen Wert besitzen.

Hier folgt ein ziemlich durchsichtiger Traum: „Ich befinde mich auf der Straße und als ich vorwärts schreite, beginne ich mich plötzlich zu erheben; ich fliege immer höher über die Häuser hinweg, nahe zum Himmel. Auf einmal umschließt meine Hand ein unsichtbarer Geisterarm und beginnt mich zu leiten.“ Dem Kenner der Traumsymbolik ist es klar, was das Fliegen bedeutet. Valentin bringt zum Traum keine Assoziationen, doch auf die Frage, wessen Arm der Geisterarm wohl sein mag, antwortet er nach sehr langem Zögern, daß es der Arm seines verstorbenen Vaters sei. In einem anderen Traum fliegt er gleichfalls. Plötzlich bemerkt er mit Entsetzen, daß von seinem linken Fuße (vergessen wir nicht, daß die Versuchung bei ihm von links, „von linkerhand“ kommt) der Schuh und der Strumpf fehlen. Sein Entsetzen steigert sich noch mehr, als er entdeckt, daß plötzlich auch sein linker Fuß verschwunden ist. Dann fliegt er zur Erde zurück und hört, wie ihn eine Geisterstimme tröstet: „Laß gut sein, Bruder, ich werde dir alles ersetzen, was du verloren hast.“ Zu diesem Traum bringt er nur eine einzige Assoziation, nämlich die, daß die Geisterstimme die seines Vaters war. Der Traum ist aber auch ohne Assoziationen klar genug. Der linke Fuß, der erst unbedeckt bleibt, sodann verschwindet, ist der Penis. Dessen Verschwinden hängt mit Kastrationsphantasien zusammen, welche Auffassung auch durch den Trost des Geistes bestärkt wird: „Ich werde dir alles ersetzen, was du verloren hast.“ Das heißt: „Wenn du deinen Penis verlierend mit deiner Mutter identisch wirst, kann ich mit dir koitieren,

und während dieses Koitus bekommst du mit meinem väterlichen Penis das, was du infolge der Kastration verloren hast."

Den typischen Exhibitionistentraum vom nackten Fuße und fehlenden Schuhe und Strumpfe träumt er oft: „Vom Fuße gingen mir Schuh und Strumpf verloren. Ich ließ den nackten Fuß von der Sonne bescheinen. Dann ging ich auf die Wanderschaft, und kam in einen finsteren Wald, wo ich nicht einmal einen Schritt weit sah. Es schien mir, als ob ich irgendwo eingesperrt wäre, ich fühlte, daß aus den Blättern der Bäume Oxygen hervorströmt. Es war sehr angenehm, doch konnte ich gar nichts sehen."

Der nackte Fuß im finsteren Walde ist ein durchsichtiges Symbol. Valentin bringt zwei sehr verräterische Assoziationen zum Traum: „Behaarungszentrum ... Hurenmutter." Dann erschrickt er und ruft: „Gott verzeih' mir, daß ich über andere zu urteilen wage." Diesen Traum ergänzt, gleichsam die Kehrseite der Medaille beleuchtend, folgender Traum: Ein Amtskollege, den Valentin homosexueller Gefühle verdächtigt, greift ihn rücklings mit einem Messer an und davon wird sein Hemd ganz blutig. Dieses Messer sieht jenem zweischneidigen Papiermesser ähnlich, das Valentin von seinem verstorbenen Vater zum Geschenk erhielt. Das Messer symbolisiert also den Penis seines Vaters. Valentin ist also in seinen Träumen keineswegs der Jüngling ohne jede Sinnlichkeit, für den er sich wachend und bewußtermaßen hält.

Hier wäre es am Platz, über seinen stark entwickelten Narzißmus zu berichten. Er behauptet, sich auf das Zeugnis seiner Eltern und Verwandten berufend, daß er bei seiner Geburt ein selten starkes und stämmiges Kind gewesen sei. Nach seiner Ansicht mußte er deshalb bis zum dritten Lebensjahre dauernd im Bette liegen, weil er ein überentwickeltes Kind war, dem das Gehen hätte schaden können. Wahrscheinlich ist das Gegenteil richtig; er mag ein unentwickeltes, rachitisches Kind gewesen sein. Er erzählt, daß er als kleines Kind sofort zu weinen begann, so wie er sich nur in geringstem Maße beschmutzte, und so lange strampelte, bis man ihn gründlich reinigte. Er rühmt sich auch, obwohl er alles mögliche essen mußte, einen beispiellos kräftigen Magen zu besitzen und trotz aller Entbehrungen, die er durchmachte, baumstark geblieben zu sein. (Wenn man ihn ansieht, hat man den Eindruck eines völlig kraftlosen und degenerierten Menschen.)

In seinem sechzehnten Jahre wußte er schon schrecklich viel, was er damals noch gar nicht wissen hätte können, da er es nicht erlernt hatte. Im Kriminalpädagogischen Institute stellte man fest, daß er geistig überentwickelt sei. (Es ist aber wahrscheinlich, daß man sich dort vom Gegenteil überzeugte.) Man bestaunte sein übermäßiges Wissen, das er nicht Büchern entnahm, sondern größtenteils durch Träume, Einflüsterungen der Geister und im Zustande der durch Mediumnität hervorgerufenen Trance erwarb.

Bei anderer Gelegenheit erwähnte er: „Wenn ich wirklich Weib sein und gebären könnte, würde ich kein Kind produzieren, wie jedes andere Weib, sondern schöne Blumen. Wer sich trotz der Materie in so eine Höhe erheben konnte, wie ich, wer sich mit seinem Geiste so in die Nähe des ewigen Vaters aufschwingen konnte, dessen ganzes Wesen wird beschwingt (sein Gang ist ungeschlacht, schwerfällig), dessen Gesicht wird fein und sanft (er sieht eher einfältig aus), aus einem solchen Menschen sind alle rohen männlichen Züge ausgemerzt. Wenn ich für einen Augenblick meine Augen schließe, dann erblicke ich auch ohne Mediumnität die idealschönen Formen und die reine Keuschheit meines Innern."

Ein anderesmal brüstet er sich: „Seit meinem zwölften Jahre bin ich der göttlichen Gabe, der besonderen höheren Gnade teilhaft, daß ich die sich vor mir auftürmenden Hindernisse, sowie die Zahl, Macht, Kraft und Pläne meiner gegen mich anstürmenden Feinde im Wege von Eingebungen und Träumen im voraus feststellen kann." Dies ist schon ein Übergang zur narzißtischen Allmacht der Gedanken, die sich bei ihm unter anderem in der sogenannten Mediumnität offenbart. Es pflegt vorzukommen, daß ihm einzelne Gegenstände entschwinden und dann auf wundersame Weise zurückkehren. Es verschwindet ein Schlüssel, den er dann in einem versperrten Schrank entdeckt. Er führt dies auf die ihm entströmende mächtige magnetische Kraft zurück. Diese Ausstrahlung, sein körperlicher Magnetismus, ist fähig, physische Phänomene hervorzurufen, von denen er aber erst nachträglich Kenntnis erhält.

Sein Spiritismus ist von Sinnlichkeit erfüllt. Ich gehe jetzt zu diesen Manifestationen seines Spiritismus über, besser gesagt, seiner spiritistischen Theorien, die während unserer Gespräche zu-

tage traten. Valentin kennt zwei Arten des Magnetismus: den „anziehenden Magnetismus“ und den „elektrischen Magnetismus“. Der „anziehende Magnetismus“ — achten wir auf die Worte! — besitzt eine drohende, starre, harte, elastische, rohe Kraft, vor der die bösen Geister Hals über Kopf flüchten, wie der eingeschüchterte Hase vor der Flinte des Jägers. Dieser „anziehende Magnetismus“ ist der Magnetismus der Wahrheit, der väterliche Magnetismus, mit dessen Hilfe man sich zu Gott erhebt. Der andere Magnetismus ist der warme, prickelnde, kitzelnde, elektrische Magnetismus, der weibliche Magnetismus, der sich von der Materie nicht loslösen und die Erde nicht verlassen kann. Die Erde selbst ist von reinem elektrischem Magnetismus durchflutet.

Es ist offenkundig, daß diese zwei Arten des Magnetismus das männliche und das weibliche Prinzip vertreten: der eine den Penis, der andere die Vagina. Valentin stellt sich aber noch außer den beiden Prinzipien der Geschlechtlichkeit irgendwelchen Hermaphroditismus vor, denn er meint: „Das ewige Licht bildet eine einzige einheitliche magnetische Masse. Sobald aber Magnetismus durch die vielen Sphären des ewigen Lichtes filtriert auf die Erde herabgelangt, spaltet er sich in zwei Arten: den ‚anziehenden‘ und den ‚elektrischen Magnetismus‘.“

Während er dies vorträgt, wird er äußerst unruhig. Er behauptet, nicht zu wissen, was er spricht; er meint fortwährend Geisteseingebungen zu hören und muß unter ihrem Zwange Satz für Satz so wiederholen, wie er es hört. Er erklärt, daß ihn dies überaus erschöpfe, was auch sein Äußeres verrät.

Wenn ein Geist sich verkörpert, fällt er durch einen feurigen Reif. Er meint, daß der feurige Reif mit dem Behaarungszentrum identisch sei, worunter er offenbar das weibliche Genitale versteht. Sein eigener Geist lebte in einer Sphäre, die um zwei Grade höher gelegen ist als die Erde. Da er sich aber versündigte, mußte er zur Strafe durch den feurigen Reif auf die Erde herabfallen, wo er jetzt weilt. (Das heißt, er konnte nicht im mütterlichen Uterus bleiben, sondern mußte geboren werden.)

Was ist diese höhere Sphäre? Hören wir die diesbezüglichen Darlegungen Valentins an, die er vor mir nicht in Trance, sondern auf Eingebungen produziert. (Trance ist der vergeistigte Zustand der Mediumnität. Eingebungen aber kommen zustande, wenn Valentin die Geisterstimmen hört. Je weiter sie herkommen, desto

besser hört er sie.) Er sagt folgendes: „Mein Geist lebte einst fern von den entsetzlichen Schrecknissen des Lebens an einem Orte, wo sich nicht gefallene, sondern Gott etwas näherstehende Geister aufhielten. Mein Geist mußte in diesem schöneren, ruhigeren, seligeren Dasein Gott gegenüber irgendein Verbrechen begangen haben, denn er wurde zur Strafe durch einen feurigen Reif hinabgestoßen, um so geboren zu werden, wie ein gefallener Geist. Dieses Hinabfallen aber erfüllt den Geist mit Entsetzen, so daß er, alle seine Sünden bereuend, sich wieder dahin zurücksehnt, wo er einst weilte.“ (Aus dem mütterlichen Uterus durch die heiße Vagina zur Welt gekommen, sehnt er sich wieder in den Uterus zurück.)

Er glaubt an die Reinkarnation und ist fest überzeugt, daß er in alten Zeiten, vielleicht im XI. Jahrhundert schon gelebt habe. Wieso er das weiß? Er ist Medium und die Medien werden gar oft von den Geistern durch die sogenannte Vergangenheit geleitet, d. h. es wird ihnen Gelegenheit geboten, in ihrer Erinnerung alle Momente ihres verflossenen Lebens, die imposanten und unbedeutenden in gleicher Weise wieder zu erleben. Von wo weiß er dies? „Ich erinnere mich, daß ich schon mehrmals aus mir selbst herausgetreten bin. Ich sitze z. B. hier und gerate in den Kreis des ‚anziehenden Magnetismus‘.“ (Dies bedeutet bekanntlich das männliche Prinzip.) „Ich fasse mich an und trete aus mir heraus. Ein Geisterarm ergreift mich und führt mich durch die Vergangenheit. Wenn ich dann in meinen Körper zurückkehre, erinnere ich mich eine Zeitlang an gar nichts. Später aber sehe ich nach und nach viele Bilder der Erinnerung.“

Wie oft er eigentlich in der Vergangenheit gelebt hat, kann er mir nicht mitteilen. Er kann mir nur soviel verraten, daß er im XI. Jahrhundert ein äußerst leidenschaftliches Weib gewesen. Er war damals sehr schön, wie es seine Mutter in jüngeren Jahren gewesen sein mag. Auch war er damals sehr reich und entfaltete großen Putz. Er liebte die Musik und sang Lieder zur Laute. Später ergriff ihn die geschlechtliche Leidenschaft derart, daß er zur feilen Straßendirne wurde. Es mag ein Andenken dieser Zeit sein, daß aus ihm manchmal böse, schmutzige Geister reden. Bei solcher Gelegenheit umzingelt ihn der „elektrische Magnetismus“ (der ihm das weibliche Prinzip bedeutet), dessen Wellen ihn mächtig drückend überfluten, so daß er gezwungen ist, Unflätigkeiten zu reden. Die schmutzigen Geister diktieren ihm

manchmal Verse. Ich war Zeuge, wie er einmal zur Schreibmaschine lief und ein solches Gedicht niederschrieb. Es war schlechtgereimtes, holpriges Zeug. Er ließ mich kaum einen Blick darauf werfen und zerriß schnell das Papier. Die ersten zwei Zeilen lauteten: „Ich hatt' ein Lieb, die mir ihr Loch versagte." Der Refrain aber hörte sich so an: „Hurenmutter, Hurenmutter!" Ich glaube folgern zu dürfen, daß das Liebchen, das sein Loch versagte, die Mutter war.

Haarlosigkeit ist gleichfalls eine Erscheinung aus einer höheren Sphäre, in welcher die absolute Reinheit und Sittlichkeit, die gänzliche Entfernung von der Materie und der vollständige Ekel vor ihr herrscht. In dieser Sphäre kennt man keine Behaarung. Das Trachten nach Haarlosigkeit bedeutet also den Wunsch, jenen Bewohnern der höheren Sphäre gleich zu sein. Die Behaarung ist die Verkörperung des Materialismus, in ihr steckt der meiste elektrische Magnetismus. Valentin empfindet Ekel vor diesen Dingen, er möchte sie daher loswerden. (Die Behaarung vertritt das weibliche Genitale, sie repräsentiert — pars pro toto — die Mutter; der große starke Ekel ist die Reaktionsbildung auf die große, starke Sehnsucht.)

Er versuchte auch unter den Nichtspiritisten, besonders unter Frauen Propaganda für die Enthaarung zu machen. (Die behaarte Frau ist mit der Mutter identisch, zu der er sich unbewußt hingezogen fühlt, bewußtermaßen aber sich vor ihr fürchtet. Die enthaarte Frau ist mit der Mutter nicht identisch, daher kann er ihr sich leichter nähern.) Nach seinem eigenen Geständnis verstehen ihn 99·8 Prozent der Frauen nicht; er wird von ihnen verlacht oder mit Grobheiten traktiert, bloß bei 0·2 Prozent hat er Erfolg mit seiner Propaganda. Dieser Mißerfolg läßt ihn aber nicht verzagen, seine Mission fortzusetzen, da dies, wie er es aus den Eingebungen der Geister weiß, der Wille Gott-Vaters ist. Gott gab ihm deshalb die Sprache, damit er den Vater verherrliche und den Menschen wohltue. Mit der Enthaarung aber, die eines der Hauptmittel der Befreiung von der Tiefenwelt des elektrischen Magnetismus ist, läßt er den Menschen Schönes, Gutes, Edles zuteil werden. Um seine Rede eindrucksvoller zu gestalten, zeigt er den enthaarten Arm (denken wir an den Traum, in dem der Geisterarm den Penis seines Vaters darstellte), diesen reinen Musterarm. Er machte aber die Erfahrung, daß das Aufzeigen

dieses reinen Armes bei vielen Frauen, die er für seine Ideen gewinnen wollte, eine riesige sexuelle Erregung hervorrief. „Diese Dämchen“ (er schüttelt sich vor Ekel) „machten sich fürwahr verabscheuungswert.“ (Er zuckt mehrere Male zusammen.) „Sie konnten mich in solchen Zorn versetzen, daß ich sie, obwohl ich Weibern gegenüberstand, gerne in die Brust gestoßen hätte. Wenn mein Bestreben, mich weiblich umzugestalten, erfolgreich sein wird, werde ich von ganz anderer Art sein, da ich unbehaart sein werde.“

Die Enthaarung ist für ihn gleichzeitig ein Mittel, den unangenehmen Gerüchen zu entrinnen, die eine Eigenheit der Menschen, beziehungsweise der menschlichen Weiber sind, wogegen die Geister der anderen Sphären keinen Geruch haben. Es ist zu bemerken, daß Valentin beim Betreten des Zimmers wie ein Hund herumschnuppert. Die Flucht vor dem Geruch, genauer vor dem Geruch des weiblichen Genitales, ist eigentlich ein Kampf gegen den Wunsch, diesen Geruch, d. h. die Quelle dieses Geruches aufzusuchen.

IV.

Schlußfolgerungen.

Indem ich versuche, das vorliegende Material kritisch zusammenzufassen, will ich zunächst den hervorstechendsten Charakterzug des Falles, der zweifelsohne als Schizophrenie anzusprechen ist, in aller Kürze hervorheben. Er betrifft die Rolle des Unbewußten, das hier in fast unverstellter Weise die Dominante des Seelenlebens geblieben ist und sich in allen Äußerungen des jungen Mannes triebhaft kundtut! Was bei der Hysterie nur mit Mühe aus der Verkapselung der Symptome und Verdrängungen herausgeholt werden kann, liegt hier offen zutage. Von einem vorherrschend gebliebenen Narzißmus erfüllt, lebt Valentin noch heute im Paradiese der Infantilität.

Was seinen Geschlechtscharakter anlangt, kulminiert er in der Identifizierung, die nach Freud eine wichtige Vorstufe der endgültigen Objektwahl bedeutet. Die Ansätze zur letzteren fehlen hier ebenso wenig, wie in anderen Fällen von Schizophrenie, doch schwankt die Gefühlsbindung unentschieden zwischen beiden Elternteilen. Auch die Identifizierung selbst wird nicht konsequent durchgehalten; in seinen libidinösen Strebungen dünkt er sich bald

Mann (Vater), bald Weib (Mutter). Immerhin ist zu beobachten, daß sein stark entwickelter Narzißmus ihn mehr in die Rolle des Weibes drängt, damit er sich den Mann (Vater) als Liebesobjekt erwählen kann. Durch welche Umstände diese Einstellung erfolgt ist, läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit aus dem vorgebrachten Erinnerungsmaterial entnehmen. Die frühzeitige Beobachtung des weiblichen Genitales — maskiert durch die „Haargeschichte" — daran der Penismangel aufgefallen sein wird, muß die Objektbeziehung zur Mutter im tiefsten erschüttert haben. Von dieser höheren Entwicklungsstufe der Libido (Ödipuskomplex) wurde er auf eine niedrigere zurückgeworfen. Die ihm adäquate Lösung fand er, als er sich mit dem aufgegebenen Objekt identifizierte. Spuren anderer Lösungsmöglichkeiten sind immerhin bei ihm nachweisbar.

Überhaupt erweist sich seine Sexualorganisation als äußerst locker und wir finden die einzelnen Partialtriebe (Schau- und Zeigelust, Grausamkeitstrieb usw.) recht selbständig nebeneinander „dem Lusterwerb zustrebend" (Freud).

Ich will mich nicht im Theoretischen verlieren und komme auf jene Abneigung Valentins gegenüber der Behaarung zurück, worin sich das Pathologische seines Falles am klarsten manifestiert. Was bedeutet nun diese Abneigung?

Die Behaarung, welche er zum erstenmal am Genitale seiner Mutter erblickte (wahrscheinlich nicht ganz zufällig, sondern als Befriedigung einer unbewußten Schaulust), diese Behaarung vertritt das Genitale der Mutter selbst und im weiteren das Genitale aller Weiber. Später entwickelte sich infolge der starken Verdrängung reaktionsweise die Furcht vor dem Inzest, die ihn in die auf den Vater gerichtete Homosexualität drängt, sowie das Bestreben zur Selbstbestrafung der Schaulust. Die Enthaarung steht im unbewußten und symbolischen Dienste dieser Tendenzen. Einerseits befriedigt er damit seinen Sadismus, der dem Rachewunsch seiner im Kindesalter erlittenen Enttäuschung entsprang, andererseits macht er es sich möglich, dem Vater gegenüber die Stelle der Mutter einzunehmen. Außerdem bedeutet die Enthaarung, die ja auch eine symbolische Kastration ist, eine Ahndung des Inzestwunsches und der kindlichen Schaulust. Wenn er demnach seine eigene Behaarung austilgt, bestraft er sich masochistisch für den verpönten Antrieb, seine Mutter zu belauschen, und wenn er

andere, in erster Reihe Weiber, enthaaren will, befriedigt er zugleich seinen verdrängten und unbewußt gewordenen Sadismus. Die Furcht vor der Behaarung ist eine Furcht vor der Mutter, beziehungsweise eine Furcht vor dem weiblichen Genitale. Einerseits erhöht er mit der Enthaarung sich selbst und die Weiber, da er der Meinung ist — hier wirkt sein Narzißmus nach — daß der Behaarungsmangel etwas Edleres, Schöneres und Reineres bedeutet; andererseits erniedrigt er sie, da er sie verstümmelt. Seine Mutter besaß eine Behaarung, er dagegen ist enthaart. Durch diese Eigenheit will er der Mutter gegenüber eine Superiorität erwerben und sie dadurch aus der Gunst des Vaters verdrängen. (Daß sein Vater schon seit Jahren tot ist, ändert an der Sache nichts, da er ihn, auf Grund seiner spiritistischen Auffassung, als existent empfindet.) Die bewußt aus allerlei pseudo-rationalistischen, hygienischen, ästhetischen und religiösen Gründen erfolgte Enthaarung ist also nichts anderes als eine mit Selbstbestrafung verknüpfte unbewußte Flucht vor dem mütterlichen Genitale, mit dem er sich infolge der homosexuellen Fixierung an den Vater unbewußt indentifiziert.

Sein Trancezustand dient dazu, die Halluzinationen zu verdecken, beziehungsweise den manifesten Ausbruch der Halluzinationen zu verhindern. In diesem Zustande, in den er zweimal auch in meiner Gegenwart verfiel, vereinigt er sich mit Gott-Vater, das heißt ohne theologische Floskel, mit seinem Vater. Der Zustand, dessen Zeuge ich sein konnte, begann damit, daß Valentin vorerst ein Krachen der im Zimmer befindlichen Möbel hörte, woraus er die Stimme seines Vaters zu vernehmen glaubte. Hierauf übermannte ihn eine Art von leichter Ohnmacht, verbunden mit kleinen Zuckungen. Dieser Zustand währte nicht länger als drei, vier Minuten und nachher bot Valentin das Bild einer eher angenehmen Erschöpfung.

In der Trance wird er in eine andere, höhere Sphäre entrückt, wo er fern von der Mutter und an Stelle der Mutter mit dem Vater zusammen verweilen kann. In diesem Zustand erfolgt der Kompromiß zwischen dem Wunsch und der Wunschverdrängung. Die Trance ist in Wirklichkeit eine halluzinatorische Wunscherfüllung, deren wahrer Charakter ihm jedoch nicht bewußt wird. Hier erfolgt die Korrektur der Realität: die im Leben verdrängten Wünsche, sowohl die heterosexuell-inzestuösen als auch die homosexuellen,

kann er in der Trance ausleben. Sie bietet ihm zugleich eine Ersatzbefriedigung für die Onanie, wie auch für den Koitus, welche beide er in der Realität meidet und bekämpft. Im Leben ist er genötigt, das Realitätsprinzip zu befolgen, in der Trance — im Spiritistendialekt: in einer anderen Sphäre — kann er ungehemmt dem Lustprinzip huldigen. Die Effemination, die er, wiewohl in Unkenntnis der wahren homosexuellen Motive, bewußt anstrebt, aber vollständig nicht verwirklicht, da er ja seinen Penis nicht loswerden kann, diese Effemination erreicht er in der Trance, wo er erfährt, daß er im XI. Jahrhundert Weib gewesen ist, also identisch mit der Mutter ist. Diese vollständige Identifizierung könnte er im Leben nicht vollziehen und wagt es nicht, wohl aber in der Trance.

Er sündigt eigentlich, wenn er sich danach sehnt, neben dem Vater den Platz der Mutter einzunehmen. Diese Sünde projiziert er jedoch im Wege der Trance in eine frühere Existenz, und was bei ihm ins Bewußtsein gelangt, ist der weniger unerträgliche Gedanke, daß er im XI. Jahrhundert sündigte, als er ein Straßenmädchen war, das sich mit großen Herren fleischlich vereinigte. Im Wege der Trance erlebt er also in einer fernen Vergangenheit und in einer anderen Sphäre, was hienieden ein anderer Mensch in der Neurose erlebt. Die Gefühle und Stimmungen der Trance verschwinden auch nachher nicht spurlos und sichern ihm eine gewisse Euphorie. Dieser Zustand bietet also mehr Befriedigung als der Traum, worin die Wunscherfüllung gleichsam verzerrt erscheint. In ihm allein, der den unmittelbaren Tagträumen näher steht, findet Valentin einen ausgiebigen, der Verantwortlichkeit und der Strafe entbehrenden Schadenersatz für die Askese, der er im Leben huldigt, durch die aber eine überwuchernde Sexualität deutlich durchschlägt.

Im Trancezustand — hiemit gelange ich zum Schluß meiner notgedrungen fragmentarischen Ausführungen — steht Valentin auch der Jungfrau Maria am nächsten, für die er im Leben nur als Mitglied einer Marienkongregation schwärmen darf. In der Wirklichkeit, um seine eigenen Worte zu zitieren, ist er ein armer Hurenbalg, d. h. der Balg einer Hure. Im Trancezustand aber kehrt er in die Vergangenheit zurück, u. zw. als Straßenhure, gleichzeitig als Hurenmutter seiner selbst. In diesem Zustand erreicht er zugleich eine — seiner Meinung nach zukünftig wohl

allgemeine — Sphäre, in welcher nur mehr unbehaarte Engel leben. In deren Mitte thront die Jungfrau Maria — sie auch unbehaart — mit seinem verstorbenen, also himmlischen Vater geschlechtlich vereinigt. Gleichwie er in der Vergangenheit Hurenmutter und Hurenbalg in einem war, wird er durch diesen Beischlaf zur Jungfrau Maria und gleichzeitig zum Gottessohn, also zu Christus, der mit dem Evangelium der unbehaarten Keuschheit die Welt erlöst. Eine größere Seligkeit auf Erden ist nicht zu erreichen. Valentin, der im Zustande der wiederkehrenden Trancen ein dem Lustprinzip huldigendes Leben verbringt, kann, aus solchem Taumel erwachend, in seliger Einfalt immer wieder die dürftige Anpassung an das Realitätsprinzip weiter versuchen.

Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen von Dr. Sándor Ferenczi.

1. *Spiritismus.* Gyógyászat, 1899.

2. *Uterus didelphys.* Terhesség az egyik uterusban. (Gravidität des einen Uterus.) Gyógyászat, 1899.

3. *Öntudat, Fejlődés.* (Bewußtsein, Entwicklung.) Gyógyászat, 1900.

4. *A morphium alkalmazása öreg embereknél.* (Die Anwendung des Morphins bei älteren Personen.) Gyógyászat, 1900.

5. *Két téves kórisme.* (Zwei Fehldiagnosen.) Gyógyászat, 1900.

6. *A menstruatio magyarázatának ujabb kisérlete.* (Ein neuer Erklärungsversuch der Menstruation.) Gyógyászat, 1900.

7. *Bradycardia senilis.* Gyógyászat, 1900.

8. *Olvasmány és egészség.* (Lektüre und Gesundheit.) Egészségügyi lapok, 1901.

9. *A szerelem a tudományban.* (Die Liebe in der Wissenschaft.) Gyógyászat, 1901.

10. *A jobboldali agyfélteke gócmegbetegeaése. Agytályog.* (Herderkrankung der rechten Hemisphäre. Hirnabszeß.) Orvosi Hetilap, 1901.

11. *Coordinált és assimilált elmebetegségekről.* (Über koordinierte und assimilierte Geisteskrankheiten.) Vortrag in der neurologischen Sektion des königlichen Ärztevereines in Budapest, 1901.

12. *A térdtünet viselkedéséről epileptikus rohamok alatt.* (Das Verhalten des Kniephänomens im epileptischen Anfall.) Orvosi Hetilap, 1901.

13. *Apoplexiás roham sikeres gyógykezelése.* (Geglückte Therapie eines apoplektischen Anfalles.) Gyógyászat, 1901.

14. *Homosexualitas feminina.* Gyógyászat, 1902.

15. *Az agykéreg érzőterületéről.* (Über die sensorische Region der Großhirnrinde.) Orvosi Hetilap, 1902.

16. *Tébolyodottságról.* (Über Paranoia.) Gyógyászat, 1902.

17. *Csigolyalob idegszövődményei.* (Nervenkomplikationen bei einer Wirbelentzündung.) Gyógyászat, 1902.

18. *Neuritissel szövődött tabes.* (Tabes dorsalis mit Neuritiskomplikation.) Gyógyászat, 1903.

19. *Bromismus és arsenicismus.* (Bromismus und Arsenizismus.) Gyógyászat, 1903.

20. *A kórházi segédorvosi intézményről.* (Über die Organisation des assistenz-ärztlichen Dienstes in den Spitälern.) Gyógyászat, 1903.

21. *A hipnózis gyógyitó értékéről.* (Über den therapeutischen Wert der Hypnose.) Gyógyászat, 1904.

22. *Lázas betegséghez társult labyrinth-bántalom.* (Fiebererkrankung mit anschließender Labyrinth-Affektion.) Gyógyászat, 1904.

23. *A villamosság mint gyógyszer.* (Die Elektrizität als Heilfaktor.) Gyógyászat, 1904.

24. *Az arteriosclerosist kisérő ideges tünetekről.* (Über die nervösen Begleitsymptome der Arteriosklerose.) Gyógyászat, 1905.

25. *A korai arteriosclerosisról.* (Über die frühzeitige Arteriosklerose.) Gyógyászat, 1905.

26. *A neurastheniáról.* (Über die Neurasthenie.) Vortrag auf dem III. Landeskongreß ungarischer Irrenärzte. Gyógyászat, 1905.

27. *Gyógyitás hipnotikus suggestióval.* (Behandlung mit hypnotischer Suggestion.) Gyógyászat, 1906.

28. *Sexualis átmeneti fokozatokról.* (Über sexuelle Zwischenstufen.) Gyógyászat, 1906.

29. *Balesetbiztositási tapasztalatok.* (Erfahrungen bei Unfallversicherungen.) Gyógyászat, 1907.

30. *Analytische Deutung und Behandlung der psychosexuellen Impotenz des Mannes.* Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift X. Jahrgang 1908.

31. *A mániás-depressiv elmezavar suggestiv világitásban.* (Das manisch-depressive Irresein in subjektiver Beleuchtung.) Gyógyászat, 1908. Referiert im Zentralblatt für Psychoanalyse, 1910.

32. *A neurosisok Freud tanának megvilágitásában és a psychoanalysis.* (Die Neurosen im Lichte der Freudschen Lehren und die Psychoanalyse.) Gyógyászat, 1908.

33. *Sorozatos előadások az ideg- és elmekórtan köréből.* (Vortragszyklus über Nerven- und Geisteskrankheiten im Budapester Ärztlichen Verein.) Gyógyászat, 1909.

34. *Introjektion und Übertragung.* Jahrbuch für Psychoanalyse, 1909. Dasselbe in englischer Übersetzung, London, 1912.

35. *Die psychologische Analyse der Träume.* Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift, 1910.

36. *Psychoanalyse und Pädagogik.* (Referat über einen Vortrag am Salzburger Kongreß.) Zentralblatt für Psychoanalyse, 1910.

37. *Referat über die Notwendigkeit eines engeren Zusammenschlusses der Anhänger der Freudschen Lehre und Vorschläge zur Gründung einer ständigen internationalen Organisation.* (Referat einer Rede am zweiten — Nürnberger — psychoanalytischen Kongreß.) Zentralblatt für Psychoanalyse, 1910.

38. *Reizung der analen erogenen Zone als auslösende Ursache der Paranoia.* Zentralbatt, 1911.

39. *Über obscöne Worte.* Zentralblatt, 1911.

40. *Anatole France als Analytiker.* Zentralblatt, 1911.

41. *Az élc és a komikum lélektana.* (Psychologie des Witzes und der Komik.) Gyógyászat, 1911.

42. *A pszichoanalitikusok szervezkedése.* (Zur Organisation der Psychoanalytiker.) Gyógyászat, 1911.

43. *Über die Rolle der Homosexualität in der Pathogenese der Paranoia.* Jahrbuch für Psychoanalyse, 1912. Dasselbe ungarisch im Gyógyászat, 1911.

44. *Alkohol und Neurosen.* (Antwort auf die Kritik von Prof. E. Bleuler.) Jahrbuch, 1912.

45. *Über lenkbare Träume.* Zentralblatt, 1912.

46. *Zur Begriffsbestimmung der Introjektion.* Zentralblatt, 1912.

47. *Über passagère Symptombildung während der Analyse.* Zentralblatt, 1912.

48. *Ein Fall von „déjà vu".* Zentralblatt, 1912.

49. *Zur Genealogie des Feigenblattes.* Zentralblatt, 1912.

50. *Metaphysik — Metapsychologie.* Zentralblatt, 1912.

51. *Paracelsus an die Ärzte.* Zentralblatt, 1912.

52. *Goethe über den Realitätswert der Phantasie beim Dichter.* Zentralblatt, 1912.

53. *Dr. S. Lindner.* Zentralblatt, 1912.

54. *Symbolische Darstellung des Lust- und Realitätsprinzips im Ödipus-Mythus.* Imago, 1912.

55. *Philosophie und Psychoanalyse.* Bemerkungen zu einem Aufsatze des Prof. J. J. Putnam. Imago, 1912.

56. *Ein treffendes Bild des Unbewußten.* Zentralblatt, 1913.

57. *Zähmung eines wilden Pferdes.* Zentralblatt, 1913.

58. *Wem erzählt man seine Träume?* Zentralblatt, 1913.

59. *Zur Genese des Jus primae noctis.* Zentralblatt, 1913.

60. *Liebault über die Rolle des Unbewußten bei psychischen Krankheitszuständen.* Zentralblatt, 1913.

61. *Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes.* Zeitschrift für Psychoanalyse, 1913.

62. *Zum Thema „Großvaterkomplex".* Zeitschrift, 1913.

63. *Ein kleiner Hahnemann.* Zeitschrift, 1913.

64. *Zur Ontogenese der Symbole.* Zeitschrift, 1913.

65. *Infantile Vorstellungen über das weibliche Genitalorgan.* Zeitschrift, 1913.

66. *Kindliche Vorstellung von der Verdauung.* Zeitschrift, 1913.

67. *Ursache der Verschlossenheit bei einem Kinde.* Zeitschrift, 1913.

68. *Ein passagères Symptom.* Position während der Kur. Zeitschrift, 1913.

69. *Zwanghaftes Etymologisieren.* Zeitschrift, 1913.

70. *Parästhesien der Genitalgegend bei Impotenz.* Zeitschrift, 1913.

71. *Zur Augensymbolik.* Zeitschrift, 1913.

72. *Zur Symbolik der Bettwäsche.* Zeitschrift, 1913.

73. *Der Drachenflieger als Erektionssymbol.* Zeitschrift, 1913.

74. *Der Flatus, ein Vorrecht der Erwachsenen.* Zeitschrift, 1913.

75. *Aus der Psychologie von Hermann Lotze.* Imago, 1913.

76. *Az idegkórtanban értékesithető néhány megfigyelés a szemen.* (Neurologisch verwertbare Beobachtungen am Auge.) Orvosi Hetilap, 1913.

77. *Einige klinische Beobachtungen bei der Paranoia und Paraphrenie.* Zeitschrift, 1914.

78. *Zur Nosologie der männlichen Homosexualität.* Zeitschrift, 1914.

79. *Zur Ontogenie des Geldinteresses.* Zeitschrift, 1914.

80. *Reiben der Augen, ein Onanieersatz.* Zeitschrift, 1914.

81. *Angst vor Zigarrenrauchen.* Zeitschrift, 1914.

82. *Zwangsneurose und Frömmigkeit.* Zeitschrift, 1914.

83. *Schwindelempfindung zum Schlusse der Analysenstunde.* Zeitschrift, 1914.

84. *Einschlafen des Patienten während der Analyse.* Zeitschrift, 1914.

85. *Zur psychischen Wirkung des Sonnenbades.* Zeitschrift, 1914.

86. *Diskontinuierliche Analysen.* Zeitschrift, 1914.

87. *Das Vergessen eines Symptomes und seine Aufklärung im Traume.* Zeitschrift, 1914.

88. *Ungeziefer als Symbol der Schwangerschaft.* Zeitschrift, 1914.

89. *Über verschämte Hände.* Zeitschrift, 1914.

90. *Referat über die allgemeine Neurosenlehre.* (In dem „Berichte über die Fortschritte der Psychoanalyse in den Jahren 1909 bis 1913".) Jahrbuch, 1914. Dasselbe ungarisch im Gyógyászat, 1916.

91. *Psychogene Anomalien der Stimmlage.* Zeitschrift, 1915.

92. *Analyse von Gleichnissen.* Zeitschrift, 1915.

93. *Über vermeintliche Fehlhandlungen.* Zeitschrift, 1915.

94. *Der Traum vom Okklusivpessar.* Zeitschrift, 1915.

95. *Die wissenschaftliche Bedeutung von Freuds Sexualtheorie.* Zeitschrift, 1915.

96. *„Nonum prematur in annum."* Zeitschrift, 1915.

97. *Die psychiatrische Schule von Bordeaux über die Psychoanalyse.* Zeitschrift, 1915.

98. *Über zwei Typen der Kriegsneurose.* Zeitschrift, 1916.

99. *Mischgebilde von erotischen und Charakterzügen.* Zeitschrift, 1916.

100. *Affektvertauschung im Traume.* Zeitschrift, 1916.

101. *Sinnreiche Variante des Schuhsymbols der Vagina.* Zeitschrift, 1916.

102. *Schweigen ist Gold.* Zeitschrift, 1916.

103. *Pollution ohne orgastischen Traum und Orgasmus im Traume ohne Pollution.* Zeitschrift, 1917.

104. *Von Krankheits- oder Pathoneurosen.* Zeitschrift, 1917.

105. *Träume der Ahnungslosen.* Zeitschrift, 1917.

106. *Psychische Folgen einer Kastration im Kindesalter.* Zeitschrift, 1917.

107. *Symmetrischer Berührungszwang.* Zeitschrift, 1917.

108. *Pecunia olet.* Zeitschrift, 1917.

109. *Ostwald über die Psychoanalyse.* Zeitschrift, 1917.

110. *A „friss levegő" és a „jó levegő" üditő és gyógyitó hatása.* (Die erfrischende und heilende Wirkung von „frischer Luft" und „guter Luft".) Gyógyászat, 1918.

111. *Technische Schwierigkeiten einer Hysterieanalyse.* Zeitschrift, 1919.

112. *Zur psychoanalytischen Technik.* Zeitschrift, 1919.

113. *Denken und Muskelinnervation.* Zeitschrift, 1919.

114. *Die Nacktheit als Schreckmittel.* Zeitschrift, 1919.

115. *Sonntagsneurosen.* Zeitschrift, 1919.

116. *Ekel vor dem Frühstück.* Zeitschrift, 1919.

117. *Cornelia, die Mutter der Gracchen.* Zeitschrift, 1919.

118. *Zur Frage der Beeinflussung des Patienten in der Psychoanalyse.* Zeitschrift, 1919.

119. *Zur Psychogenese der Mechanik.* Imago, 1919.

120. *Hysterie und Pathoneurosen.* Internationale psychoanalytische Bibliothek Nr. II. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Leipzig und Wien, 1919.

Enthält die oben angeführten Nr. 98, 104, 111 und ferner: *Hysterische Materialisationphänomene. Erklärungsversuch einiger hysterischer Stigmata. Die Psychoanalyse eines Falles von hysterischer Hypochondrie.*

121. *Nachtrag zur Psychogenese der Mechanik.* Imago, 1920.

122. *Psychoanalytische Betrachtungen über den Tic.* Zeitschrift, 1921.

123. *Weiterer Ausbau der aktiven Technik in der Psychoanalyse.* Zeitschrift, 1921.

124. *Die Symbolik der Brücke.* Zeitschrift, 1921.

125. *Zur Psychoanalyse der paralytischen Geistesstörung* (mit Dr. Stefan Hollós). Beihefte der Internat. Zeitschrift f. Psychoanalyse. Nr. V. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Leipzig, Wien und Zürich 1922.

126. *Populäre Vorträge über Psychoanalyse.* Internationale psychoanalytische Bibliothek Nr. XIII. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Leipzig, Wien und Zürich, 1922.

Enthält die oben angeführten Nr. 27, 32, 33, 35, 40, 41, 54, 55, 57, 95, 105, 119, 121 und ferner: *Ein Vortrag für Richter und Staatsanwälte. Psychoanalyse und Kriminologie. Glaube, Unglaube und Überzeugung.*

127. *Die Psyche ein Hemmungsorgan.* Zeitschrift, 1922.

128. *Der individualpsychologische Fortschritt in Freuds „Massenpsychologie und Ich-Analyse".* Zeitschrift, 1922.

129. *Soziale Gesichtspunkte bei Psychoanalysen..* Zeitschrift, 1922.

130. *Die Brückensymbolik und die Don Juan-Legende.* Zeitschrift, 1922.

131. *Versuch einer Genitaltheorie.* (Autoreferat des Berliner Kongreßvortrages.) Zeitschrift, 1922.

132. *Erfahrungen und Beispiele aus der analytischen Praxis.* Zeitschrift, 1923. (Ptyalismus bei Oralerotik. Die Söhne der „Schneider". Die „Materialisation" beim globus hystericus. Aufmerken bei der Traumerzählung. Das Grauen beim Kratzen am Glas etc. Zur Symbolik des Medusenhauptes. Lampenfieber und narzißtische Selbstbeobachtung. Ein „analer Hohlpenis" bei der Frau. Waschzwang und Masturbation.)

*

Eine Anzahl der angeführten klinischen Abhandlungen ist in der Übersetzung von Ernest *Jones* in englischer Sprache erschienen unter dem Titel:

133. *Contributions to Psychoanalysis.*

*

Alle in deutscher Sprache veröffentlichten Aufsätze sind auch in ungarischer Sprache — zu fünf Bänden vereinigt — erschienen, sämtliche im Verlage von Manó Dick:

134. *Lélekelemzés.* (Psychoanalyse.)

135. *Lelki problémák a pszichoanalizis megvilágitásában.* (Psychische Probleme im Lichte der Psychoanalyse.)

136. *Ideges tünetek keletkezése és eltünése.* (Entstehung und Vergehen nervöser Symptome.)

137. *A hisztéria és a pathoneurozisok.* (Hysterie und Pathoneurosen.)

138. *A Psychoanalysis haladása.* (Der Fortschritt der Psychoanalyse.)

Zum Verständnis der Libidoentwicklung im Heilungsvorgang

Von Dr. **Otto Rank**

I.

Die psychische Potenz[1]

Die psychoanalytische Behandlung jeder Neurose bringt ein Stück Befreiung verdrängter, bezw. infantil fixierter Libido mit sich, die teilweise dazu dient, das verkümmerte Sexualleben des Patienten auf die Stufe des realen erwachsenen Genitalprimats zu heben; andernteils soll die befreite Libido auf dem Wege der Sublimierung in unschädlicher, womöglich sozialer Weise verarbeitet und so neuerdings besser gebunden werden.

Der erste Vorgang wird sich gewiß bei der psychischen oder wie man besser sagen sollte neurotischen Impotenz am deutlichsten, sozusagen handgreiflich verfolgen lassen, da ja hier mit der ersten Aufgabe, der Libidobefreiung, zugleich das therapeutische Ziel der Analyse erreicht ist. Aber es bedarf gerade nicht dieser gewissermaßen aktuellen Psychoneurose, deren Symptombildung sich auf das eigentliche Exekutiv- und Befriedigungsorgan der Libido, das Genitale, beschränkt, um den Prozeß der Libidobefreiung und -verarbeitung, der das Wesen jeder Analyse ausmacht, zu studieren. In jeder Psychoneurose handelt es sich ja

---

[1] Erweiterung einer kurzen Mitteilung in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung (16. März 1921).

Bei der Korrektur: Obwohl ich heute Verschiedenes, namentlich in diesem I. Abschnitt, anders aufgefaßt und formuliert hätte, glaube ich doch, daß auch die Ausführungen, so wie sie vor zirka 1½ Jahren niedergeschrieben wurden, im Ganzen ihren Wert behalten, namentlich wenn man die ergänzenden Gesichtspunkte des später hinzugefügten II. Abschnittes sowie die inzwischen im „Trauma der Geburt“ (s. bes. S. 7) dargelegten Grundanschauungen hinzunimmt. (Der Verfasser)

in gewissem Sinne um eine „psychische“ Impotenz, d. h. um ein Verweilen der Libido auf infantiler Entwicklungsstufe, ob sich dies nun im Regredieren zu einem Konversionssymptom, im Überbau von zwanghaften Hemmungen oder in der Verschiebung auf perverse Handlungen und Phantasien — einschließlich der Masturbation — äußern mag.

Wenn ich also von einer psychischen Potenz spreche, so meine ich damit weniger den Gegensatz zur sogenannten psychischen Impotenz, was ja die Potenz schlechthin bedeutete, sondern möchte versuchen, damit einen abgrenzbaren Tatbestand der Libidoentwicklung zu umschreiben, der uns nicht nur im Heilungsvorgang jeder Psychoanalyse entgegentritt, sondern auch im normalen Liebesleben eine entscheidende Rolle spielt. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, scheint mir der Begriff der „psychischen Potenz“ für das Verständnis gewisser Züge des normalen Liebeslebens ebenso brauchbar wie zur teilweisen Erhellung der vielfach noch dunkeln Vorgänge beim Abschluß einer Psychoanalyse.

Ich möchte diese Auffassung an einzelnen ausgewählten Beispielen verdeutlichen, wobei ich mich zunächst auf Material von Männern beschränke und die entsprechenden Libidovorgänge beim Weibe weiteren Untersuchungen vorbehalte (siehe z. T. Abschnitt II über Idealbildung und Objektwahl).

1.

Aus der Analyse einer in dreieinhalb Monaten geheilten Impotenz eines Mannes, bei dem die organische Therapie versagt hatte. Als junger Mann hatte er, gegen den Willen der Eltern, ein Mädchen von gutem Hause aus Liebe geheiratet; dieser Ehe entstammte ein Kind. Bei dem unter tragischen Umständen erfolgten Tod eines seiner besten Freunde erfährt er, daß seine Frau ein Liebesverhältnis mit diesem unterhalten hatte und läßt sich sofort scheiden. Es zeigt sich, daß er an dem unglücklichen Ausgang dieser Ehe nicht so unschuldig war, wie er selbst glauben mochte. Er hatte selbst, wie dies so häufig vorkommt, den Freund in sein Eheleben hineingezogen und das Verhältnis unbewußt begünstigt, um so ein Stück seiner Libido „homosexuell“ zu befriedigen. In einer tieferen Schichte der Identifizierung mit dem Freund und Verführer befriedigte er aber eigentlich die seiner neurotischen Einstellung zugrunde

liegende verdrängte Ödipusphantasie, indem er im Freund die infantile Wunschsituation des Eindringens in eine Ehe miterlebt, wobei der Umstand, daß dies seine eigene Ehe war, ihm endlich noch ermöglicht, in seiner Person auch die Vaterrolle des „geschädigten Dritten" (Freud) zu verkörpern. Patient repräsentiert so einen der typischen Fälle, wo sich die neurotische Konstellation (zwangsneurotischer Typus) unter Vermeidung von Symptomen in einem unglücklichen Eheleben durchsetzt. Er weiß das infantile Betrogensein vom Weibe (Mutterenttäuschung) in der Ehe zu wiederholen, findet aber zunächst noch den normalen Ausweg, seine (feminine) Libido vom Manne abzuziehen und in Nachahmung der untreuen Frau (Mutter) nun seinerseits sein Liebesleben nach dem Don Juan-Typus einzustellen. In den Jahren nach Lösung seiner Ehe war sein Liebesleben der Herabsetzung und Entwertung des Weibes gewidmet; er ließ die Frauen nur als Sexualobjekte gelten, mit der Rationalisierung, daß sie doch ohnehin alle untreu seien. So wurde er zum sexuellen Zyniker. Dann lernt er ein Mädchen aus gut bürgerlicher Familie kennen, die sich in ihn verliebt und die er auf Anraten seines intimen Jugendfreundes, mit dem er seit frühester Kindheit untrennbar zusammenlebt, wie er sagt „aus Sympathie" heiratet.[1] Aber nicht, ohne sie vorher zu warnen, daß er „gefährlich" sei; sie werde es vielleicht bereuen.

Schon daraus ist ersichtlich, daß seine zweite Heirat der neurotischen Rache am Weibe dienen soll, die er an der ersten Frau nicht befriedigt hatte, und tatsächlich ist seine zweite Ehe von Anfang an eigentlich unglücklich, besonders für die Frau, die er auf jede Weise vernachlässigt, quält und entwertet. Er übt coitus interruptus und versagt der Frau das gewünschte Kind. Während auf diese Weise seine Rachetendenzen zum Teil befriedigt werden, leidet die Frau offensichtlich darunter und macht auch bald kein Hehl daraus. Dadurch wird sein Schuldgefühl geweckt und verstärkt, das er nun immer deutlicher auf die Frau zu projizieren versucht. Um sie so schuldig zu machen wie es die erste und deren Urbild, die Mutter, war, ist er genötigt, unbewußterweise seine infantile Einstellung („Komplexe") zu

[1] Eigentlich heiratet er sie, wie sich herausstellt, eher als Ersatz für den Freund, der ihn bis dahin „mütterlich" betreut hatte, ihn aber nun verlassen will.

mobilisieren, wobei wie gewöhnlich die Kastrationsangst im Vordergrunde steht, die durch ein Kindheitserlebnis fixiert scheint.[1]

Das Weib ist böse, will ihn psychisch (Junggesellenwunsch) und physisch binden, das heißt, versucht seinen Penis festzuhalten, für sich zu behalten, ihn zu kastrieren *(Vagina dentata)*. Daher seine Angst vor dem vollen Sexualakt, die Übung des coitus interruptus, das rasche Zurückziehen und seine komplexbetonte Ablehnung des Kindes, das im Unbewußten mit dem in der Frau zurückgehaltenen Penis identifiziert wird. Diese Angst vor dem Weibe[2] kompensiert er nun durch seine feminine Einstellung zum Manne (Mutteridentifizierung), andererseits befriedigt er in der sexuellen Enttäuschung der Frau seine Rachegelüste, straft sich aber endlich in dem unvermeidlichen Ausgang dieses immer mehr gesteigerten Konfliktes, in der Impotenz, mit dem Verlust der eigenen sexuellen Genußfähigkeit (dem Penis).

Aus dem ganzen Ensemble dieses komplizierten unbewußten Konfliktes möchte ich zur weiteren Orientierung einen Zug heraus-

---

[1] Diese Fixierung wird durch ein Kastrationstrauma erleichtert. Patient war, obwohl jüdischer Abstammung, nicht beschnitten worden, weil sein älterer Bruder bei der Zirkumzision zu viel Blut verloren hatte. Als die Erinnerung daran in der Analyse auftaucht, will Patient seinen ganzen Kastrationskomplex auf die ständige infantile Angst zurückführen, daß er doch noch später so wie der Bruder beschnitten werden könnte. Es ergibt sich aber, daß der Zusammenhang nicht so einfach gewesen sein kann. Sein späteres Verhältnis zum Bruder sowie andere infantile Erinnerungen weisen deutlich darauf hin, daß er die Beschneidung (des Vaters und Bruders) als Vorzug der Älteren, Erwachsenen betrachtete, von dem er ausgeschlossen war, und daß er infolgedessen die Beschneidung gewünscht haben mußte.

Aus seinem dritten Lebensjahre pflegte seine Mutter eine Szene zu erzählen, wo der kleine Knabe ausgelassen im Bett herumgesprungen war und gelacht hatte. Auf die Frage des Vaters, warum er so lustig sei, habe er geantwortet: „Ich freue mich, weil ich ein Jud bin!" Er erklärt das: „Ich hatte gehört, der Vater sei ein Jude und dachte, daß muß was Besonderes sein!"

Bei Gelegenheit dieser Erzählungen aus seiner Kindheit fällt ihm plötzlich ungeheuer plastisch eine Szene aus etwa dem sechsten Lebensjahr ein, wo ihm das Glied des Vaters beim Bade (im Wasser!) zu klein erschienen war.

Die Tatsache, daß er unbeschnitten war, hinderte somit seine Identifizierung mit dem Vater und verstärkte sozusagen psychisch seine feminine Einstellung, da dies körperlich unterblieben war. Andererseits fürchtet er durch den Koitus (Vateridentifizierung) auch in puncto Kastration dem Vater gleich zu werden (Strafe).

[2] Siehe jetzt dazu des Verfassers: Das Trauma der Geburt, 1924.

heben, den man vielleicht am besten als die männliche Parallele zu dem von Freud beschriebenen „Tabu der Virginität“[1] bezeichnen könnte. Die Frau, die den Penis in sich aufnimmt, ihn also scheinbar desselben berauben will, muß bestraft werden. Dabei zeigt Patient die von Freud erwähnte „Erstlingsangst“ deutlich in der Form ausgeprägt, daß er, der eigentlich dem Typus des Don Juan entsprach, schon lange vor seiner eigentlichen Impotenz, meist den ersten Koitus mit einem neuen Liebesobjekt nicht ausführen konnte. Er kannte, wie er sich in der Analyse ausdrückte, die neue Vagina — und wie zu ergänzen, ihre Gefahren — noch nicht. Aus dieser Angst erklärt sich auch die Ausübung perverser Akte, besonders des Cunnilingus, wobei er sich als den Beißenden (nicht Gebissenen) fühlen konnte, was letzten Endes auf die orale Befriedigung an der Mutter zurückgeht.

Der Ausbruch seiner eigentlichen Impotenz erfolgte nach etwa zweijähriger Dauer der zweiten Ehe, in Nachwirkung von Konflikten mit der Frau, die ihm schließlich offen erklärte, sie fühle, daß er sie nicht möge und deshalb schlecht behandle. Er mußte das zugeben, aber dieses Stückchen analytische Aufklärung brachte sein Gebäude von Rationalisierungen ins Wanken und von da an entwickelte sich, wie er selbst sagte, allmählich die Impotenz; wie die Analyse bald zeigen konnte, als letztes, wirksamstes Mittel der Rache, das einerseits die Frau vollständig entwertet (selbst als Sexualobjekt), andererseits seinem mächtigen Schuldgefühl in der Selbstbestrafung Ausdruck gibt. Jetzt ist er selbst kastriert, Weib, und straft in sich selbst zugleich die schuldige (erste) Frau (Mutter). Mit der Impotenz gibt er natürlich unbewußt zu, daß er schuldig ist an der schlechten Ehe und beginnt infolgedessen in typischer Weise der Frau gegenüber rücksichtsvoll und zärtlich zu werden. Er quält sie jetzt nur noch (unbewußt) durch die Impotenz, durch die sie sich aber nicht gequält fühlt, offenbar, weil sie sie mit richtigem Instinkt als das auffaßt, was sie ist: als ein — wenn auch mißglückter — Versuch der inneren Lösung des Angst-Schuldproblems. Die Analyse setzte dann diesen neurotischen Heilungsversuch konsequent und mit besserem Erfolg fort.

Aus der Endphase der Analyse ist der nachstehende Heilungsvorgang zu rekonstruieren. Während Patient im Anfang der Analyse

[1] Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre, IV. Folge, 1918, S. 229 ff.

die typischen Versagungsträume auf Grund der störenden Männer (Vater-Übertragung) hatte („Störungsträume"), ist er jetzt im Traum mit der Darstellung und Abwehr seiner feminin-passiven Einstellung zum Analytiker (Vater) beschäftigt.

Nachdem er mich eines abends angerufen hatte, ob er nicht sein Notizbuch bei mir vergessen habe (Selbstkastration, Geheimnis, Libido, Geschenk, Kind), erzählt er am Morgen in der Stunde von einer schlechten Nacht, in der er wieder einen seiner Magen-Darmanfälle hatte, aber so intensiv wie noch nie. Die genaue Schilderung dieses Anfalles erkennt er selbst schon während seiner Erzählung als unzweideutige (anale) Entbindungsphantasie, mit der er die feminin-passive Rolle im libidinösen Sinne zu akzeptieren sucht (Kindschenken). Nach dem Anfall, in dem er fortwährend auf den „erlösenden Flatus" gewartet hatte, schläft er ein und träumt, daß er mit jemand kämpft; sie halten einander mit der rechten Hand fest und suchen sich mit Dschiu-Dschidsu-Griffen unterzukriegen. Schließlich siegt er, zum erstenmal seit er sich erinnern kann (wie er hinzufügt), während er früher immer unterlegen war („Lähmung im Traume" gehabt hatte). Unmittelbar nach dem Traume erwacht er mit einer mächtigen Erektion, „so stark wie noch nie" und so plötzlich wie selten, die auch beim Gedanken an den Sexualakt mit seiner Frau blieb. Dieser Traum zeigt also den Weg zur Potenz, und zwar deutlich durch Einarbeitung verdrängt gewesener femininer (Übertragungs-) Libido in die heterosexuelle Abfuhrsphäre. In der Entbindungsphantasie ist er das Weib (Mutter), das dem Vater ein Kind schenkt; im Traum protestiert er gegen diese Einstellung und ist selbst der starke Mann (Vater), der Potente (der das Kind zeugt).[1]

Vorläufig allerdings nur im Traume. In Wirklichkeit versucht er den Koitus gar nicht, will ihn nicht versuchen, bis er nicht ganz „gesund" ist. Die Potenz, könnte man sagen, ist zu „psychisch", ist noch zu unmittelbar in der Übertragungs- und Widerstands-Situation verankert. Mit der fortschreitenden Lösung der Übertragung werden seine Erektionen (auch nachts) immer zahlreicher und intensiver und halten auch stets dem Gedanken an den ehe-

[1] Das weitere, analytische Verständnis des Traumes ergab sich erst aus einem zweiten ähnlichen Traum, dessen Deutung weiter unten folgt (S. 442).

lichen Sexualverkehr besser stand. Seine wirkliche Potenz erlangt er endlich unter den gleichen psychischen Bedingungen, die wir vorhin als den „Weg zur Potenz“ beschrieben haben. Für einen bestimmten Abend, nach etwa dreimonatiger Analyse, nimmt er sich Koitus vor, ist aber natürlich impotent, da dies ja eine Probe für den Erfolg der Analyse darstellen sollte. Nachts hatte er wieder den „femininen“ Anfall, einen „Wirbel von 60 Träumen“, wie er sagt, und erwacht am Morgen mit einer Erektion. Ruft seine Frau, die er auf sich legen läßt, mit der Motivierung, „die Erektion durch den Transport nicht zu verlieren“, und ist glücklich, als es geht. Nachher sagt er: „Na! kann der Doktor etwas!“

Hier zeigt sich vollkommen klar, was wir unter der „psychischen“ Natur der Potenz verstehen. Denn körperlich war er abends bereits ebenso potent wie am Morgen,[1] er mußte sich aber sozusagen erst potentia aus dem femininen Libido-Reservoir schöpfen und in der Identifizierung mit dem Analytiker vermännlichen. Die Erledigung der Übertragung und damit zugleich die Wandlung von der femininen in die maskuline Einstellung erfolgt also durch Identifizierung mit dem Analytiker (Vater), durch das psychische Vaterwerden, das ihn ein Kind zeugen anstatt gebären läßt, wobei er im Sinne der sublimierten Wiedergeburtsphantasie selbst das (vom Analytiker) gezeugte (geistige) Kind ist. Den Koitus hat eigentlich der Analytiker vollzogen, was auch erklärt, daß Patient erst am Morgen, bevor er in die Analyse geht, und in der analytischen Stellung (feminine Rückenlage) potent ist.

Nächsten Tag hatte er bereits in normaler Stellung, und zwar abends, verkehrt. In der Nacht darauf wieder Anfall, aber bedeutend leichter. Wird dann allmählich, wie er sagt, „herrisch“ (in der Sexualität) wie nie zuvor, rationalisiert seine Vorsichten nicht mehr damit, der Frau beim Sexualakt weh zu tun, sondern macht sich nichts daraus, was andererseits einem Rest seiner Rache entspricht.

Mit Erlangung seiner vollen Potenz beginnt er die Übertragung und im weiteren Verlauf die Analyse zu entwerten und schließlich seine eigene Geschichte zu bagatellisieren, indem er sie

[1] Den naheliegenden Gedanken an die morgendliche Wassersteife hat der Patient später als Widerstand gebracht, der dartun sollte, daß die Erektionen kein Erfolg der Analyse seien, da sie nicht kämen, wann er sie wollte.

ohne Scheu weiter erzählt. Etwa vierzehn Tage vor Abschluß der Analyse hat er nach normalem Abendkoitus einen Traum, daß sein verstorbener Freund, der ihn betrogen hatte, im Duell oder durch einen Dritten oder im Felde verletzt worden sei. Nur der Schlußakt dieses Dramas sei ihm in Erinnerung: Ich komme in eine Hütte, er lag in den letzten Zügen und ich stand hoch aufgerichtet vor seinem Bett. Der Kontrast zwischen ihm, dem Verwundeten, und mir, dem Gesunden, ist mir besonders aufgefallen." Dieser Traum stellt, wie der frühere (S. 440), wieder den Sieg über einen männlichen Partner dar und weist auf die Überwindung des traumatischen Anlasses hin, dessen Verdrängung letztlich den Anstoß zur Impotenz gegeben hatte. Er befriedigt die Rache und den Triumph über den Gegner an entsprechenderer Stelle, nämlich am männlichen Konkurrenten (Ödipussituation) anstatt an der Frau, indem er zugleich damit die Übertragung erledigt (der Freund, der ihn wieder betrogen) und sich gesund erklärt. „Ich stand hoch aufgerichtet" heißt im libidinösen Sinne: Ich bin potent, bin sozusagen ganz Penis, ganz Libido, auf deren femininen Anteil der verwundete (kastrierte) Mann im Bett hinweist, mit dem sich Patient auch als Unterlegener in der Analyse im Sinne der infantilen Wunscherfüllung identifizieren kann.

Die gleichen „Komplexe", die seine Impotenz verursacht hatten, werden jetzt also psychisch in den Dienst der Potenz gestellt. So macht der Patient erst eine Hyperpotenz durch, ehe er zur normalen psychischen Potenz gelangen kann.[1] Diese wohl noch „neurotisch" zu wertende Hyperpotenz (siehe Fall 2) wird im analytischen Heilungsmechanismus zunächst als Symptom sozusagen neu produziert.

Der Heilungsmechanismus selbst beruht auf der Identifizierung mit dem Analytiker, die dem Patienten durch Befreiung vom (neurotischen) Schuldgefühl, das heißt durch Auflösung der auf die Mutter bezüglichen Angst, ermöglicht wird. Diese Verwandlung von Angst in Libido —

[1] Patient ist seit der Analyse in der Ehe potent geblieben und hat bereits Kinder von der zweiten Frau.

die auch die Symptome zum Verschwinden bringt — wird durch Abfuhr der fälschlich gegen das Weib gerichteten Rache am Manne (Übertragung) herbeigeführt. Diese Affektbefriedigung am unrichtigen Objekt (zitiert von Freud: Das Ich und das Es, S. 56) ist für die Verdrängungsarbeit im Dienste der Ichtendenzen charakteristisch; sie ist aber ein Resultat der Verschiebung, darf als solches nur als Symptom genommen werden und nicht als Movens, wie dies Adler auf Grund seiner Leugnung der Libido als einer entscheidenden Triebkraft getan hat. Denn, wie man sieht, handelt es sich im Heilungsmechanismus darum, die sekundäre Ichrache (am Weibe) auf die primäre Libidorache (am Manne) zurückzuführen. Die primäre Rache heißen wir eine Libidorache, weil sie aus dem Ödipuskomplex stammt, von dort her vollverständlich wird und beide Seiten desselben (auch die feminine Einstellung zum Vater, nicht nur die Abwehr dagegen) umfaßt. Es fällt hier von der Libidotheorie ein aufschlußreiches Licht auf den sogenannten „Kampf der Geschlechter", der sich als Erklärungsprinzip völlig unzureichend erweist, während er ein interessantes Symptom für tiefreichende, vielleicht sogar biologisch zu begründende Verdrängungsvorgänge darstellt. Die primäre Rache am Mann, die der Neurotiker regelmäßig an sich selbst statt am Vater vollzieht (Straftendenz der Symptome), wird ihm in der Übertragungssituation ermöglicht, somit das Schuldgefühl genommen, die davon belastete (verdrängte) Libido frei, die sich nunmehr in Identifizierung mit dem Vater als psychische Potenz, die an Stelle der Symptome getreten ist, manifestiert. Unter der aus der analytischen Übertragungslösung folgenden normalen Potenz verstehen wir dann die volle Libidobefriedigungsmöglichkeit ohne Schuldgefühl und Angstentbindung auf Grund einer weder verdrängten noch zu weitgehenden Identifizierung mit dem Vater.

2.

Eine solche Hyperpotenz ist aber auch als wirkliches, nicht bloß „passagères" Symptom möglich, wenn das Schuldgefühl des Patienten anderwärts neurotisch verankert ist, wie z. B. bei einem jungen Mann in den Zwanzigerjahren, der an schwerer Zwangsneurose leidet und in Zusammenhang damit an einer neurotischen Potenzsteigerung, das heißt einer unbefriedigbaren Libido, die sich in ständigem Verkehr mit Prostituierten und außerdem in

gehäufter Masturbation äußert. Das Zwangsmäßige seiner Libidoansprüche, unter denen er leidet, wird am besten durch einen Ausspruch in der Analyse charakterisiert: „Es sollte so sein: den ganzen Tag koitieren, bis zur Analyse und dann nachher wieder den ganzen Tag!“ Analytisch äußert sich in dem Ausspruch seine ungeheure Übertragungslibido und die heterosexuelle Abwehr dagegen, dynamisch die „homosexuelle“ Motivierung der Unbefriedigbarkeit, die in seinem Sexualleben darin zum Ausdruck kommt, daß er mehrmals in der Woche Prostituierte aufsuchen muß, den Sexualakt meist öfters wiederholt, und dann noch manchmal vor dem Einschlafen, oft am Morgen danach, masturbieren muß.[1]

Der Koitus am entwerteten heterosexuellen Objekt fordert bei ihm eine libidinöse Ergänzung in der Befriedigung am überschätzten Objekt, dem narzißtisch betonten Ich, an dem er seine bisexuelle Ödipuseinstellung gleichzeitig befriedigt.[2]

In seiner Analyse handelt es sich, im Gegensatz zum vorigen Fall, darum, seine aus infantilen („perversen“) Quellen übermäßig gespeiste und an das entwertete Mutterobjekt fixierte Libido auf das Normalmaß zu reduzieren und den Überschuß auf dem Wege der Sublimierung seinem gestörten Berufsleben zuzuführen. Während Fall 1 den Weg zur Potenz aus der Erledigung der Rache am Mann (statt am Weib) findet, versucht dieser Patient das im aktuellen Sexualleben, indem er gegen seine unbewußte feminine Einstellung mit Hyperpotenz reagiert. Charakteristisch für das neurotische Mißlingen dieser Absicht ist folgendes Erlebnis des Patienten. Einer Prostituierten, die den Wunsch hatte, oben zu liegen, gibt er nach heftigem Sträuben nach. Beim Beginn des Aktes hatte er einen Moment lang den „unsinnigen“ Gedanken: Wie ist es möglich, daß ich sie per anum koitiere, da müßte sie ja unten liegen! Obwohl der Koitus dann doch befriedigend war, erwacht Patient nachts mit einer heftigen Erektion, die man

---

[1] Die Masturbation als Symptom der „psychischen Potenz“, das heißt einer unbefriedigbaren neurotischen Libidosteigerung, ist das für die Frau typische Abfuhrzeichen für die teilweise Befreiung der an die Mutter fixierten Libido in der Analyse.

[2] Er liebt es, bei der Masturbation, die öfters auch auf dem Klosett stattfindet (feminin-anal), seine „weiche, polsterige Haut zu streicheln“, was auf infantile Eindrücke an der Mutterbrust zurückgeht, die bei Patienten eine ganz besondere Bedeutung hatte, da er übermäßig lange gestillt worden war.

als Auflehnung gegen die weibliche Rolle betrachten könnte. Dann mußte er masturbieren, und zwar vor einem weiblichen Bild mit der Vorstellung, recht männlich zu sein. Hinter diesem manifesten „männlichen Protest" im Sinne Adlers steckt aber, genau wie im vorigen Fall, ein gutes Stück femininer Libidobefriedigung, da er ja in der Masturbation auch das Weib repräsentiert (das Anschauen des weiblichen Bildes unterstützt seine Identifizierung mit dem Weib). Es zeigt sich übrigens auch hier, wie bei der Analyse der Homosexualität, daß auch im Masturbationsakt unbewußterweise nicht Mann und Weib, sondern Mutter und Kind dargestellt wird.

Beweisend für diese Natur seines Libidokonfliktes ist das folgende Traumstück: ... Ich bin mit meinem Freunde P. wie zu einem Bureau gegangen. Dort stand eine hohe, große Frau (ein Weib) wie eine allegorische Figur, eine Göttin, die plötzlich einen Schnurrbart bekam und aussah wie ein General. Dann habe ich P. koitiert — er hatte eine Vagina — und zwar zwei- bis dreimal, hatte aber keine Pollution (ich weiß nicht ob deshalb, weil ich steril geworden bin).[1] Aus der Deutung sei nur hervorgehoben, daß es sich um seinen bisexuellen Ödipuskomplex handelt (Göttin — mit Schnurrbart — und General). Patient ist zugleich in der Vateridentifizierung aktiv-männlich (koitiert), aber auch in der Identifizierung mit dem kastrierten Freund passiv-feminin, dem Vater gegenüber. P. ist eigentlich der Freund seines älteren Bruders, auf den Patient seine Vaterrivalität transponiert hat (was übrigens der Traum deutlich zeigt). Den Abend vor dem Traum hatte er mit P. verbracht und besuchte dann (wie er selbst bemerkt, als Reaktion auf die homosexuelle Libido) eine Prostituierte, mit der er den Sexualakt zweimal ausführte; ein drittesmal weigerte sie sich. Bei der Traumerzählung bemerkt er: „Ich weiß nicht, ob ich noch ein drittesmal wollte." Am Morgen nach dem Traume hat er jedenfalls masturbiert, weil er, wie er sagte, abends vorher nur zweimal

[1] Dieser Gedanke hängt bewußt mit seinem sexuellen Leichtsinn zusammen; da er sich so bedenkenlos den Infektionsmöglichkeiten aussetzt, kann man an der zugrundeliegenden Selbstbestrafungstendenz kaum zweifeln; unbewußt entspricht die Sterilitätsphantasie einer Ablehnung der Vateridentifizierung (aus Schuldgefühl).

koitieren konnte. Er mußte es tun, denn — wie er hinzufügt — „drei ist die Zahl meines älteren Bruders“,[1] mit dem er sich also (an Vaters Stelle) identifiziert. Und zwar deswegen, weil der Bruder im Leben und in der Liebe erfolgreich ist, also für den Patienten die Überwindung seiner infantilen Fixierungen, das „Ideal“ bedeutet. Die zwei- bis dreimalige Wiederholung des Sexualaktes im Traume entspricht also seiner Identifizierungstendenz mit dem Bruder (Vater). Noch deutlicher wird die psychische Grundlage seiner Potenz in der Identifizierung durch die weitere Bemerkung: „Wenn ich mich zum erstenmal in ein Mädchen verlieben werde und sie in mich, dann werde ich sie sechsmal koitieren!“ Diese Zahl stammt daher, daß sein Bruder ihm vor längerer Zeit mitgeteilt hatte, er habe sich in ein Mädchen verliebt und habe in der ersten Nacht den Geschlechtsakt sechsmal ausgeführt. Die reale Schwierigkeit dieser Identifizierung umgeht Patient, indem er statt des Sexualaktes die Sexualobjekte (Prostituierte) vervielfacht, also die bestimmte Zahl der Sexualakte in eine unendliche Reihe von Sexualobjekten auflöst.

Die zwangsmäßige (neurotische) Potenz des Patienten stammt also aus dem zu krampfhaften Festhalten an der unbewußten Identifizierung mit der Vaterfigur (Bruder), während Fall 1 an der Hemmung der Vateridentifizierung aus dem Schuldgefühl impotent geworden war. Ein einziges Mal im Verlaufe der Analyse erwies sich dieser — allerdings an falscher Stelle — überpotente junge Mann auch als impotent. Er war nach der analytischen Aufklärung des Widerstandes gegen die (feminine) Akzeptierung der Analyse zu seinem Freunde und von dort ins Bordell gegangen. Vor dem Tore war er mit einem jungen Manne zusammengetroffen, der gemeinsam mit ihm hinaufging, so daß die Mädchen den Eindruck hatten, sie seien Freunde. Patient hatte bald ein Mädchen gefunden, die ihm sagte, sein „Freund“ könne sich mit ihrer Freundin unterhalten, was Patient dem anderen sogleich mitteilte, wobei er sich in der stolzen Rolle eines Kupplers fühlte. Jedoch

[1] Seit früher Kindheit hatte Patient als mittlerer von drei Brüdern die Gewohnheit, seine Brüder mit Ziffern zu bezeichnen: als Nr. 2 und Nr. 3 (Patient selbst war Nr. 4), was mit abergläubischen Beseitigungs- und Geburtswünschen zusammenhängt. (Man vergleiche dazu die Vorstellung bei den Australiern, wo man die Zahl seiner Kinder nicht nennen darf, weil sie sonst sterben. Nach Róheim: Das Selbst. Imago, 1921.)

der andere erwiderte, er sei eigentlich auch nicht wegen der Mädchen gekommen, sondern nur, um sich mal den „Betrieb" anzusehen. Patient entgegnete, er sei ehrlich genug zu sagen, er sei wegen der Mädchen gekommen, die er brauche. Zugleich dachte er aber, in Erinnerung an einen Witz: Wenn er nicht wegen der Mädchen gekommen ist, dann ist er wegen des Mannes gekommen. Der Sexualakt verläuft genußlos, mit ejaculatio praecox und bei allen weiteren Versuchen bleibt Patient vollständig impotent. Er erzählt am nächsten Tage, er habe es vergeblich mit allen (perversen) Reizungen versucht, nur an den Coitus per anum habe er nicht gedacht (er gebraucht dabei ein vulgäres Wort, das auch Homosexualität bedeutet). Patient spielte also dem anderen Manne gegenüber die feminine Rolle, andererseits bestätigt er unbewußterweise in seinem Symptom, daß auch er nicht wegen der Mädchen, sondern zur Befriedigung der homosexuellen Libido gekommen sei, indem er sich mit dem jungen Manne identifiziert.[1] Die passiv-feminine Einstellung zur Vater- (beziehungsweise Bruder-) Imago bewirkt aber hier ebenso seine psychische Impotenz wie die aktive Identifizierung mit der Vaterimago (Bruder) sonst seine enorme psychische Potenz bedingt.

Die Darstellung und Erledigung seiner femininen Einstellung zeigt der vorletzte Traum seiner sich über viele Monate erstreckenden Analyse: „Ich war nackt im Wasser und bin untergetaucht, weil ich meine Hose nicht finden konnte. Dann war ich als dicker Falstaff draußen und jemand klagte mich an, daß ich meiner Schwester etwas getan habe. Er drohte mit der Polizei und ich flüchte in eine Art Zirkus oder Gefängnis, wo ich dann als ich selbst bin und mir sage: Was wollen die Leute von mir, ich habe ja gar nichts getan. Trotzdem werde ich verhaftet und vor den Polizeichef gebracht, den ich frage, was man denn von mir will! Er sagt, er wird es schon machen (und mir helfen). Dann sagt er, ich soll warten (und das war an einem Teich mit Goldfischen)."

---

[1] Vergleiche dazu die Ausführungen von Boehm über die homosexuelle Komponente des Bordellbesuches. Zeitschrift, VII, 1921, S. 79 ff.

Ohne im einzelnen auf die Deutung einzugehen, sei nur bemerkt, daß es sich wieder um den typischen Geburtstraum in der analytischen Endphase handelt, in dem Patient einerseits als Weib dem Vater ein Kind, andererseits sich selbst als neuen (gesunden) Menschen (wieder-) gebiert. Falstaff, der bramarbasierende Mann mit dem dicken Bauch, ist Symbol für beide Strömungen. Im zweiten Teil des Traumes hat Patient den Bauch schon verloren und ist wieder er selbst (Geburt). Schwester hat er nie gehabt; doch ist er selbst (von drei Geschwistern) „die Schwester", der Feminine, der als Weib aus dem Wasser kommt (geboren wird); andererseits hat er mit der phantasierten Schwester (Mutterersatz, was ja alle seine Frauen letzten Endes sind) das Kind gezeugt (ihr etwas getan), was sein Schuldbewußtsein bedingt (Polizei-Analyse), das er dem Vater (Analytiker) gegenüber hat und mit der Libido beschwichtigen will („er wird mir helfen").

3.

Während es sich im ersten Falle lediglich um eine psychische Impotenz, im zweiten dagegen um eine ausgesprochene Zwangsneurose mit neurotischer Überpotenz handelte, wähle ich als drittes Beispiel wieder einen beruflich voll leistungsfähigen Mann von normaler, d. h. eher unterwertiger, aber doch subjektiv befriedigender Potenz, den hartnäckige Schlaflosigkeit und Depressionszustände in die Analyse geführt hatten. Aus dem sehr interessanten Verlauf der kurzen, aber erfolgreichen Analyse hebe ich nur die unser Thema betreffenden Einsichten hervor. Patient, der das gewöhnliche heterosexuelle Liebesleben des unverheirateten jungen Mannes führte, kompliziert durch einige homosexuelle Attentate von seiten Erwachsener, die er in der Jugend über sich hatte ergehen lassen, gibt während der Analyse von selbst den Sexualverkehr auf, obwohl er dazu reichlich Gelegenheit hätte: offenbar im Zusammenhang mit seiner in der Übertragung mobilisierten femininen Libido, die, seinem Ödipuskomplex vorgelagert, ihm teilweise als „homosexuelle" (bisexuelle) Gefühlsrichtung bewußt ist.

Nach mehr als zweimonatiger Analyse, in der hinter dem Symptom der Homosexualität die infantile Einstellung aus dem Ödipuskomplex bloßgelegt worden war, beginnt Patient von Morgenerektionen (mit Harndrang) zu erzählen, die ihn wecken. Das erstemal im Zusammenhang mit einem Traum am Morgen,

nachdem er uriniert hatte und nochmals eingeschlafen war. „Ich gehe aufs Klosett. Ein alter Mann kommt hinein und greift nach meinem Penis.“ Patient deutet den Traum selbst auf (homosexuelle) Übertragung (Vaterimago). Bei weiterer Analyse taucht Schuldgefühl auf, das auf den Ödipuskomplex zurückgeht und sich in Kastrationsangst äußert. Das Greifen nach dem Penis hat dann den Sinn der Versicherung seines Vorhandenseins: Der Vater (Analytiker) gestattet ihm die Sexualität.[1] Daß dieser Traum die Beruhigung seiner Kastrationsangst enthält, zeigt sich nun darin, daß Patient nach dieser Aufklärung erzählt, sein Vater, der oft lange Reisen unternommen hatte, sei bei seiner Beschneidung nicht zugegen gewesen.[2] In der Analyse des Patienten hat daher ein anderes Kastrationstrauma — man möchte im Hinblick auf die beiden ersten Fälle sagen, als kompensatorische Deckerinnerung — eine große Rolle gespielt. Im Alter von etwa drei bis vier Jahren war er Zeuge der Beschneidung eines Knaben aus der Verwandtschaft gewesen; der Mann, das Messer, das Blut waren ihm als unauslöschliche Eindrücke geblieben. Als er später einmal im Gymnasium das Glied eines unbeschnittenen Knaben sah, dachte er, es sei so klein, weil es nicht beschnitten sei. Ein unlogischer Gedanke, wie er jetzt sagt, der nur aus dem unbewußten Kastrationswunsch der femininen Einstellung zum Vater verständlich wird und zugleich die Kompensationsphantasie enthält (durch Beschneiden wird der Penis größer).

Aus der Traumanalyse ergab sich, daß er auf die Morgenerektion mit Schuldgefühl reagiert hatte, das aus dem Kastrationskomplex stammt, das heißt, daß die Erektion hier der Verleugnung der Kastration dient, während in Fall 1 die Kastrationsangst die Erektion verhinderte. Beim Beginn der Übertragungslösung träumt Patient von einer riesenhaften Brücke, die sich wie ein Messer in der Mitte öffnet (Kastration — Geburt) und erwacht auch aus diesem Traum mit Erektion.

---

[1] Dies ist übrigens auch der unbewußte Sinn des Erduldens seiner homosexuellen Attentate von seiten älterer Männer: der Vater gestattet, ja fordert die (von ihm sonst verbotene) Libidobefriedigung.

[2] Diese Zeit ohne den Vater ist auch die selige Urzeit seiner Ödipusphantasie geblieben. Ihre Vorzeitigkeit (Rückprojektion) im Zusammenhang mit der Abwesenheit des Vaters hat wohl die Intensität seiner Fixierung an die Mutter verstärkt, sicher aber deren spätere neurotische Verdrängung bewirkt.

Gegen Ende der Analyse, die im ganzen dreiundeinhalb Monate gedauert hatte, stellen sich die Erektionen auch bei Tage ein. So habe er, als ihn nachmittags im Badezimmer das Dienstmädchen zufällig mit der Hand am Rücken berührte, sofort eine mächtige Erektion bekommen, was früher nie so leicht vorgekommen sei. Im Anschluß daran sei der Wunsch zu masturbieren aufgetaucht, um die quälende Erektion wegzuschaffen. Dabei ist neben der Verknüpfung von Masturbation — Herunterreißen — und Kastration wieder die Mutterlibido im Spiel. Als ihn am selben Abend in Gesellschaft eine bekannte Dame scherzhaft am Ohr zupft, erregt ihn dies wieder in ungewohnter Weise; er dachte dabei, die benimmt sich wie ein Dienstmädchen. Das Verständnis eröffnen uns früher erzählte Erinnerungen von den Liebkosungen der Mutter, die bis ins erwachsene Alter hinein in Streicheln am Rücken, am Ohr und über die Haare fortbestanden und der Schlaflosigkeit eine infantile Dauerfixierung verliehen hatten, indem Patient so jede Nacht die Mutter an sein Bett rufen und ihn liebkosen (einschläfern) lassen konnte. Wir erkennen also in den Erektionen die Äußerung der befreiten Mutterlibido am erniedrigten Sexualobjekt[1]. Parallel mit dieser „regressiven" Libidoentwicklung produziert Patient von seiner starken Idealbildung aus Koitusphantasien mit ichgerechten Ersatz-(Mutter-)Objekten (verheirateten Frauen seines Bekanntenkreises usw.), die schließlich in einen bewußten Heiratswunsch auslaufen.

In den Phantasien identifiziert er sich einerseits mit dem Analytiker (wie Fall 1), andererseits phantasiert er das weibliche Sexualobjekt an seine Stelle, und zwar zuerst in meinem Behandlungszimmer auf meinem Sofa in flacher Rückenlage (siehe Fall 1);[2]

---

[1] Dieser Zusammenhang ergibt sich auch aus einem (Impotenz-) Traum (-Bruchstück), wo er in Begleitung der Schwester durch ein berüchtigtes Stadtviertel geht, in dem zwei Männer daher kommen, in der Absicht, ihn zu necken. Er dachte, sie hätten es auf die Schwester abgesehen, aber der eine von ihnen macht des Patienten Hose auf, nimmt den Penis in die Hand und steckt ihn in den Mund. „Er sagte dabei zu mir, ich hätte keine Erektion. — Ich sagte: Oh ja, ich habe eine! Ich hatte aber doch keine!" (Orale Befriedigung: zwei Männer-Testikel-Brüste).

[2] Früher hatte er, von seinem ersten Sexualakt her, den er in Identifizierung mit dem Bruder am gleichen Objekt ausübte, eine andere Stellung der Frau bevorzugt und diese auch in seinen späteren Masturbationsphantasien festgehalten.

später verlegt er dann diese phantasierten Szenen in sein eigenes Zimmer. Im Zusammenhang damit verwandelten sich seine (homosexuellen) Störungsträume in heterosexuelle, das heißt er verweist jetzt den eintretenden Männern, ihn beim Sexualakt zu stören, während er sie früher sozusagen herbeigerufen hatte (wie Fall 1; in beiden Fällen geschah dies auch in Wirklichkeit). Auch wird bald in den Phantasien der Sexualakt wiederholt ausgeführt, was früher nie der Fall war und deutlich auf die Potenzsteigerung hinweist, welche sowohl durch Befreiung der Mutterlibido als auch durch Überleitung der sie neurotisch ersetzenden femininen Libido („Homosexualität") bewirkt wird. Bald danach träumt Patient, der am Anfang der Analyse nur scheinbar homosexuelle Angstträume hatte, daß er das Dienstmädchen koitiere: „mit Lustgefühl, aber ohne Erektion", wie ihm scheint. Abends vorher hatte er ihr wirklich eine sexuelle Andeutung gemacht. Der Traum bringt neben dieser libidinösen Bewertung des erniedrigten Objektes in einer vorhergehenden Szene die Entwertung der Mutter, die er alt und krank sieht. Nächsten Tag hat er wieder (feminine) Kastrationsträume, aus denen er wieder mit Erektion erwacht. Dem eben wirklich eintretenden Mädchen gegenüber macht er einen sexuellen Annäherungsversuch, sie wehrt ihn aber mit dem Hinweis auf ihre Menstruation ab. Er ist entsetzt, sofort fällt ihm „Kastration" ein und — seine Erektion wird stärker. Hier wird deren Charakter als Verleugnung der Kastration (aus der Identifizierung mit dem Weib) wieder deutlich.

Eine Woche endlich vor dem festgesetzten Ende der Analyse versucht er am Nachmittag das Mädchen in seinem Zimmer zu koitieren, ist aber nicht recht erfolgreich. Wie er sagt, einerseits weil sie zu eng sei, andererseits weil sie fürchten mußten, überrascht zu werden (Schuldgefühl-Situation). Abends im Badezimmer wurde der Versuch wiederholt, aber wieder nicht mit Erfolg. In der Nacht schließlich, als das Mädchen z u i h m ins Bett k a m (siehe die analoge Muttersituation in Fall 1), ging es ohneweiters. Nach dem Koitus konnte er lange nicht einschlafen — seine „nervöse" Schlaflosigkeit war bereits geschwunden, er konnte jetzt nur gelegentlich nicht schlafen, und zwar aus unverdrängter, unbefriedigter Libido. Er dachte an Homosexualität und Perversionen und wunderte sich, daß es so etwas überhaupt gebe. Obwohl dieser Akt nicht voll befriedigend sein konnte, war

er sozusagen doch eigentlich der erste vollwertige Sexualakt des bereits durch mehrere „Verhältnisse" hindurchgegangenen Patienten. Die Unbefriedigung aus der Hyperpotenz äußerte sich noch darin, daß Patient nach dem Koitus noch Erektion hatte und auch am Morgen — nach einem unbefriedigenden symbolischen Defloration straum, der sich auf die Mutter bezog (Geburtstraum) — wieder mit Erektion erwachte. Aus dem manifesten Kastrationstraum der nächsten Nacht — in dem er die infantile Beschneidungsszene reproduziert — ergibt sich, daß er die Defloration mit der Kastration, sich also mit dem Mädchen identifiziert (was schon bei der Menstruation klar war). Auch aus diesem Traum erwacht er wieder mit Erektion. Nach dem diesem Traum vorangegangenen Koitus, der ihm jetzt zum Bedürfnis geworden ist, war die Erektion bereits schwach und verschwand bald post coitum, während sie ante kräftig blieb.

Nachstehend gebe ich den eben erwähnten Traum aus einer der letzten Stunden wieder, weil er seine ganze Libido-Entwicklung und -Situation deutlich zeigt: „Ich habe an einem Kinde eine Operation am Unterleib vorgenommen. Beim Vernähen der Wunde benahm sich mein Assistent ungeschickt, ich schickte ihn weg, um es allein zu machen. In einem unbemerkten Moment erhob sich aber das Kind vom Tisch und stand auf, so daß die ganze offene Wunde wieder klaffte. Ich legte es mit Mühe wieder nieder, um die Wunde zu vernähen. Dann fragte ich, ob es sich an etwas (aus der Narkose) erinnern könnte und sagte etwas vom Wiederbewußtmachenkönnen."

Aus den Assoziationen ergibt sich zunächst die aktuelle Bedeutung der Defloration des Mädchens, mit dem er sich auf Grund der femininen Einstellung identifiziert, und seiner Gedanken an eventuelle Folgen (Vernähen, Kind). Der im Traum wiederholten infantilen Kastrationssituation entspricht seine alte feminine Wunschphantasie, dem Vater ein Kind zu schenken (Geburtsdarstellung). Analytisch stellt er in infantiler Symbolik seine Identifizierung mit dem Vater (Analytiker, Operateur) dar: er bekommt nicht mehr das Kind, er will es selbst machen; er ist auch nicht mehr das neugeborene (operierte) Kind, sondern der Vater (Arzt, Operateur).

Auch hier also die gleiche libidinöse Endsituation, wobei infolge der stärker narzißtischen Reaktion des Patienten allerdings deutlicher wird, in welcher Weise die Identifizierungstendenz in den Dienst der Ichidealbildung gestellt wird.[1] Die Übertragung wird ersetzt durch eine den Analytiker (Vater) introjizierende Phantasiebildung, wobei die Identifizierung nur so weit zugelassen wird, als zur Ablösung bei gleichzeitiger Neubildung des Ichideals notwendig ist. Eine weitergehende Identifizierung, die ja wieder neurotisch wäre, verhindert der Narzißmus als Grenzwächter des Individuellen, das nichts Fremdes annehmen will, und als Differenzierungsfaktor (im Sinne Freuds).

* * *

Ehe wir zum Abschluß noch einen flüchtigen Blick auf die Äußerungen der „psychischen Potenz" im normalen Liebesleben werfen, wollen wir das Gemeinsame dieser Fälle zusammenfassen, von denen jeder eine besondere Seite des zu umschreibenden Tatbestandes beleuchtet. Es handelt sich dabei um eine im Ödipuskomplex manifestierte Entwicklung der infantilen Libido, die statt des geforderten Endausganges im normalen heterosexuellen Eheleben zu individuell und sozial verschiedenwertigen Störungen führt, welche von ausgesprochen neurotischer bis zu sozialer Symptombildung (Perversion, Homosexualität, Dissozialität) schwanken. In der Analyse erfolgt die Korrektur dieser Abweichungen durch die bekannte Wiederaufrollung des in erster Instanz verlorenen Entwicklungsprozesses, wobei die neurotische Identität von Kläger und Angeklagten durch ökonomischere Rollenverteilung auf die zwei ursprünglichen Partner bewußterweise aufgelöst und damit an Stelle der mißglückten Verdrängung aus Schuldgefühl (Angst) die Verurteilung im Sinne Freuds gesetzt werden kann. Zur weiteren Freisprechung vom Schuldbewußtsein folgt dann die Entwertung des ganzen Verfahrens selbst, die mit einer entsprechenden Bewertung des eigenen Ich abschließt.

Die seelischen Kosten dieser Revision trägt die Libido des Patienten, in dem Sinne, daß er auf einen Teil ihrer Befriedigung in der alten Form verzichten lernen muß. Der Patient holt die in

[1] Über die Idealbildungsvorgänge im Heilungsprozeß siehe die folgenden Ausführungen (II).

der Kindheit versäumte Einordnung seiner im sozialen Leben unbrauchbaren Triebkomponenten nach, indem er seine (feminine) Einstellung zum Vater (Homosexualität, Kastrationskomplex, Geburtsphantasie) im normalen Sinne erledigt und aus der analytischen Situation (Übertragung) die Fähigkeit zur vollen Vateridentifizierung gewinnt, die zur Ausfüllung seiner männlichen Rolle notwendig ist. Bei der ähnlich entwicklungsgehemmten Frau (Neurose, Perversion) handelt es sich in der gleichen Libidoschichte um einen ihrer Pubertätsentwicklung analogen Verzicht auf ein Stück Männlichkeit, also psychologisch um die volle Identifizierung mit der Mutter (auch als Geschlechtswesen), der die volle Akzeptierung der „Kastration" parallel gehen muß. Es ist dann in der Analyse das Stück versäumte Entwicklung nachzuholen, das Freud als infantile Wendung des kleinen Mädchens vom Peniswunsch zum Kinderwunsch beschrieben hat.[1] Wünscht sich da das Mädchen statt des Penis das Kind, so besteht der entsprechende Entwicklungsschub beim Manne darin, daß er statt des Kindes den Penis wünscht (bejaht). Darin ist, wie unsere Fälle zeigen sollten, auch das beschlossen, was mit dem Begriff der „psychischen Potenz" umschrieben worden ist.

Eine Frage von allgemeinerem Interesse wäre dann die Aufarbeitung dieser in Neurose und Perversion mißglückten Entwicklungsaufgaben im normalen Liebes- und Sexualleben. Nach den analytischen Erfahrungen ist zu erwarten, daß dies auch dort auf dem Wege der Identifizierung erfolgen wird, und zwar der gegenseitigen Identifizierung, als welche wir ja den Zustand der Verliebtheit nach Freud auffassen müssen.[2] Die Frau befriedigt so ihren infantilen Wunsch nach dem Penis im Koitus, ebenso der Mann seinen Wunsch nach dem Kind, und in dieser gegenseitigen

[1] „Das Tabu der Virginität". Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre, IV. Folge, 1918, S. 246. Dortselbst findet sich auch der Hinweis auf die tiefere theoretische Fundierung dieser Auffassung im Triebleben sowie ihrer Abgrenzung gegen den „männlichen Protest" Adlers, der hier — wie leicht ersichtlich — nicht als Erklärungsprinzip, sondern als Symptom der verdrängten Infantillibido betrachtet und demgemäß als „neurotische Rachetendenz" oder als „Männlichkeitskomplex" des Mannes analysiert wird. Der Unterschied läßt sich am kürzesten so formulieren, daß fürs Unbewußte, mit dem sich die Analyse beschäftigt, Femininität—Mutteridentifizierung und Männlichkeit-Vateridentifizierung heißt.

[2] Siehe: Massenpsychologie und Ichanalyse, 1921.

Identifizierung allein ist die volle gegenseitige Libidobefriedigung gewährleistet, die über die bloß körperliche Sexualbefriedigung hinausgeht, in der übrigens auch das Zusammentreffen des Orgasmus im Sinne der gegenseitigen Identifizierung bedeutsam ist.

Zugleich erkennen wir aber auch, wie in den abstrus scheinenden unbewußten Motiven der neurotischen Symptombildung ein guter Sinn steckt, der nur aus einer sozusagen irregeleiteten oder besser gesagt zu weit getriebenen Identifizierung verkannt wird. Die die Impotenz begründende Angst unseres ersten Patienten vor dem Weib entspricht einem ähnlich intuitiven Erraten eines richtigen psychischen Sachverhalts, wie dies Freud für das Tabu der Virginität dargelegt hat. Auf Grund der zu weit getriebenen Identifizierung mit der Mutter nimmt Patient diesen normalen Wunsch der Frau, den Penis als Kind in sich einzubeziehen, gleichsam unbewußt wahr; was wir ihm in seinem Symptom, der Impotenz, analytisch zeigen, ist die Tatsache, daß dies durch Projektion seiner eigenen femininen Libidoeinstellung erfolgt.[1] Die neurotische Frau gelangt auf demselben Weg der zu weitgehenden Identifizierung mit dem Mann[2] entweder schon im Verlaufe der infantilen Entwicklung zu hysterischen Symptomen, welche die libidinöse Funktion der Genitalien verleugnen und auf andere — sozusagen bisexuelle — Organe verschieben; oder sie produziert später auf der Stufe des erwachsenen Sexuallebens bei sozial geforderter Genitalfunktion (Heirat usw.) Anästhesie, Vaginismus und ähnliche als aktualneurotisch zu wertende Symptome, die der Rache am Manne zu entsprechen scheinen, wie die psychische Impotenz der Rache am Weibe (Fall 1). Diese Rache erweist sich aber auch bei der Frau als eine verschobene, sie gilt ursprünglich auch dem gleichgeschlechtlichen Konkurrenten aus der Ödipussituation, der Mutter, wie der Verlauf der Psychoanalyse solcher Fälle unzweideutig lehrt. Fall 1 beschließt seine Erledigung der Analyse mit der Rache am Manne, während sein Symptom der unzweckmäßigen Rache am Weibe dienen sollte, aber die neurotische Rache an sich selbst bewirkte; Fall 2 führt konstant im Leben

[1] Im Falle 1 ist es besonders deutlich zu beobachten gewesen, wie auch die Frau seine unbewußte Einstellung ihr gegenüber intuitiv erraten und ihm teilweise direkt bewußt gemacht hatte. Darauf hatte er ja mit der Impotenz reagiert (siehe S. 439.)

[2] Über das Motiv vergleiche jetzt: Das Trauma der Geburt (Sexualität).

einen neurotischen Kampf gegen Vater und Bruder, entwertet aber das Weib statt des gehaßten Mannes, an den er libidinös fixiert bleibt; Fall 3 endlich, dessen jahrelange Angstträume vom Tode der Mutter sich im Laufe der Analyse in solche vom Tode des Vaters verwandelten, ist ein treffendes Beispiel für diesen umgewerteten Ödipuskomplex und die Triebfeder dafür: das verdrängte mütterliche Angst- und Schuldgefühl.[1]

4.

Ich möchte hier ein viertes, allerdings nicht analysiertes Beispiel von ausgesprochener Hyperpotenz ohne neurotische oder soziale Selbstschädigung einschalten, das die Ausführungen vom Standpunkt des sogenannten normalen Liebeslebens illustrieren soll. Es handelt sich um einen mir persönlich bekannt gewordenen typischen Don Juan, dessen abnorme Potenz sich schon bei näherem Zusehen als stark komplex-bedingt im Sinne unserer Ausführungen erwies. Von einer Analyse war bei dem im Leben und in der Liebe erfolgreichen Menschen keine Rede. Er war in der Wahl seiner Sexualobjekte zwar nicht sehr, aber immerhin so wählerisch, daß von einem rein organischen Bedürfnis nach täglicher — oft mehrmaliger — Sexualbefriedigung abgesehen werden konnte. Auch gehörte für ihn die Erorberung unbedingt dazu, nicht so der geschädigte Dritte, den er im Gegenteil nur als unvermeidlich hinnahm, wo er ihm nicht ausweichen konnte. Je schwerer eine Frau zugänglich schien, desto eher schien sie ihm auch das Fehlen dieses Dritten, des Konkurrenten, zu gewährleisten und ihn damit von dem Gefühl der „Schädigung“ zu entlasten. Prostituierte verabscheute er daher, machte aber eigentlich jede Frau gewissermaßen selbst zur Dirne, indem er sie zum bloßen Sexualobjekt erniedrigte und menschlich entwertete. Dieser Entwertungsprozeß selbst machte, ganz im Stile des echten Don Juan, einen Teil seiner Libidobefriedigung aus. Dazu brauchte er immer, womöglich täglich, neue Sexualobjekte, die er nach der Verführung (in irgendeiner Form) bald fallen ließ und wechselte. Sein ganzes intellektuelles

[1] Ähnlich verhält es sich mit der Psychologie der am Vater fixierten Prostituierten, dieser weiblichen „Don Juan-Typen“, welche sich in Betrug und Schädigung des Mannes nicht genug tun können, sich aber dabei eigentlich an den Frauen rächen, denen diese Männer gehören. Letzten Endes entwerten sie, wie der Neurotiker, in ihrem Tun sich selbst und ihr glücklicheres Vorbild, die Mutter.

Leben spielte sich sozusagen daneben in intensiven Freundschaften mit etwa Gleichaltrigen (Kameraden) ab, von denen er stets Freundschaftsbeweise forderte und die er teilweise in seine zahlreichen, oft tragisch endenden Liebesgeschichten einweihte. So kam auch ich zur näheren Kenntnis seines Sexuallebens und als er mein analytisches Interesse daran bemerkte, stellte er mir drei für ihn typische, perennierende Träume zur Verfügung, die auch ohne eigentliche Analyse tief in sein unterwühltes Triebleben hineinleuchten und zeigen, daß seine enorme Potenz und Libidobedürftigkeit auf dem uns bekannten Boden ruhen.

Erster Traum: „Sehr häufig verrichte ich im Traume Ekelhaftes, und zwar meistens im Halbdunkel auf einer Bank sitzend, neben mir viele Bekannte. Unter meinem Sitz befindet sich ein Loch. Während der ganzen Zeit des Gespräches, sowohl mit den Nebensitzenden als auch, wie es sehr häufig vorkommt, mit Vorübergehenden, verrichte ich in einem fort (meine Notdurft) und habe folgendes Gefühl dabei: 1. Ekel, daß man es überhaupt tun muß (auch im Leben); 2. das Gefühl der Zufriedenheit, daß meine Nachbarsleute und die Vorübergehenden es nicht sehen, weil meine Kleider vorne so kunstvoll geordnet sind; 3. nicht immer, aber sehr oft das Gefühl der Erhabenheit über alle: keiner könnte mir das nachtun. (Im Gegensatz zu dieser Empfindung machen es in einer Reihe von Träumen alle meine Nachbarn in unabsehbarer Reihenfolge.) Immer aber bin ich derjenige, der durch einen äußeren Umstand gezwungen wird, sich zu erheben. Gewöhnlich geschieht das in der Aufforderung eines der Vorübergehenden, mitzukommen oder ein interessantes Dokument zu zeigen. Ich erhebe mich vorwärtsgebeugt, um Papiere aus der Tasche zu nehmen und beginne mit großer Feierlichkeit oder Umständlichkeit mich mit dem Papier abzuwischen. Ich spreche noch einige Worte, habe aber das Gefühl, daß in diesem Fall fast mein Hinterteil gesehen wird. In diesem Moment überkommt mich direkt eine Verzweiflung, daß meine ganze Freude, die Täuschung meiner Erhabenheit durchschaut ist. Ich sehe verdutzte Gesichter, schäme mich riesig und erwache. Diesen Traum habe ich seit Jahren, aber

er ist jetzt quälend geworden, seit mich ein Weib dadurch vom Koitus abgestoßen hat (Impotenz?), daß sie vorher in meiner Gegenwart urinierte."

In Anbetracht der Tatsache, daß der Träumer selbst in Gegenwart anderer nie urinieren konnte, was er besonders hervorhebt, erhält sein exhibitionistischer Defäkationstraum besondere Bedeutung. Offenbar identifizierte er sich selbst mit der in Gegenwart anderer urinierenden Frau und versagte in dieser femininen Einstellung (Kastration). Das Nicht-urinieren-können in Gegenwart anderer zeigte auch Fall 3, und zwar ganz unzweideutig mit der Kastrationsangst verbunden.[1] (Siehe seinen Traum, wo er in Gegenwart des Vaters urinierte.) Charakteristisch genug bemerkt unser Träumer, es habe ihn zur Mitteilung des Traumes die Tatsache veranlaßt, daß ihm zuletzt die Schwester im Traum zugeschaut habe und er von der Aufzeichnung die Befreiung der peinlichen Wiederholung des Traumes erhoffe.[2]

Aber auch der stark verdrängte Exhibitionismus hängt, wie oben erwähnt, innig mit dem Kastrationskomplex zusammen und der Träumer ist daher stolz darauf, daß seine Kleider vorne so kunstvoll geordnet sind, daß man nichts sehen kann, während zugleich hinten alles zu sehen ist, das heißt, daß nichts da ist (Femininität). Er selbst erklärt natürlich seine Exhibitionsscheu aus einem angeborenen Schamgefühl, dessen er sich schon aus der frühen Kinderzeit erinnere, wo er als kleiner Knabe mit dem Vater baden sollte.[3] Auf Grund dieser frühinfantilen Verdrängung, die er zum Charakterzug entwickelt hat, entspricht seiner heterosexuell-schamlosen Reihenbildung im Leben die feminin-anale Exhibitionsscham im Traum, die zu einer überlegenen Konkurrenz des eigenen Ich im Sinne der Heroenbildung (Ablehnung der Identifizierung) ausgewertet ist (das macht ihm keiner nach!).[4]

---

[1] Ähnlich stehen die Urethralstörungen der Frau mit dem Penisneid in Verbindung.

[2] Das heißt, der mit der Aufdeckung dieser inzestuösen Wurzel verbundene Unlustcharakter ist offenbar stärker als der Lustgewinn des Traumes geworden. Nun kann er den Traum selbst auch „zeigen" und ihn vielleicht so los werden; ob dies auch tatsächlich der Fall war, kann ich mangels späterer Nachrichten von ihm nicht sagen.

[3] Auch hier wieder die gleiche „traumatische" Deckerinnerung.

[4] Siehe dazu meine Abhandlung: Die Don Juan-Gestalt. Imago VIII, 1922.

Diese Einstellung verrät deutlich ein zweiter, gleichfalls perennierender, exhibitionistisch eingekleideter Flugtraum, in dem der Träumer deutlich mit seiner „psychischen" Potenz protzt: „Oft fliege ich im Traume vor zahlreichen Zuschauern und bin sehr stolz darauf, daß mir das niemand nachmachen kann. Ich befinde mich dabei meist im Zimmer und gehe gleichsam, nur wenige Schritte über dem Boden, durch die Luft. Immer sind meine Freunde auch dabei. Einer von den Zuschauern macht dann gewöhnlich eine abfällige Bemerkung über meine Leistung, etwa: ja, ein-, zweimal im Zimmer auf und ab zu fliegen ist keine Kunst. Ich mache darauf eine verächtliche Handbewegung und sage: Lächerlich! Ich kann es auch sieben- bis achtmal machen und mache es ihnen vor. Darauf allgemeines Beifallsklatschen und ich erwache mit Lustgefühl."

Auch hier kommt der unterdrückte Exhibitionismus deutlich zum Durchbruch; in Wirklichkeit kann er nicht nur vor anderen nicht koitieren, sondern eigentlich nur im Dunkeln (siehe das Halbdunkel des ersten Traumes), so daß ihn nicht einmal die Frau sieht. Beweisend für den reaktiven Charakter seiner starken Potenz ist deren Steigerung auf Grund der Selbstkritik (Ichideal), wie sie im manifesten Inhalt des Traumes direkt zum Ausdruck kommt.

Einen dritten, sozusagen jüngeren typischen Traum hat er erst seit dem einige Jahre vor der Erzählung dieser beiden, schon lange wiederkehrenden Träume erfolgten Tod seines besten Freundes. In diesem Traumtypus, dessen Text er nicht wörtlich fixiert hatte, erscheint ihm regelmäßig sein (verstorbener) Freund wieder, um ihn zu trösten. Hinter der manifesten „Homosexualität" dieser Träume steckt sein tiefes Schuldgefühl aus dem Ödipuskomplex (siehe den Traum von der Schwester). Erst nach dem Tode des Freundes nahm sein vorher schon wenig gehemmtes Sexualleben die geschilderten Züge des donjuanesken Zwangscharakters an. Der Tod des Freundes hatte offenbar bei ihm die bisher ängstlich gemiedenen Schädigungsabsichten gegen den Dritten (Vater—Bruder) belebt und er ließ sich im Traum regelmäßig durch die Wiederkehr des Freundes versichern, daß er ihn nicht beseitigt habe (Trosttraum).

So ergeben diese drei typischen Träume des Normalen, ja in manchen Punkten Übernormalen, den Grundriß seiner libidinösen Struktur, aus der sein Charakter und sein Sexualleben sich nach den analytisch erforschten Gesetzmäßigkeiten entwickelt.

* * *

In den weitgespannten Rahmen der „normalen" Erledigung der Libidoentwicklung gehört auch ein ganzer Teil der ars amandi, ja sogar die Übung antikonzeptioneller Praktiken erweist sich in solchen Fällen davon mitbestimmt, wo die rationellen Momente unzureichend sind, wie beispielsweise in unserem ersten Falle, der dies selbst einsieht. Das Präservativ wird in der unbewußten Phantasie zu dem zweiten geopferten (Ersatz-)Penis, der zwar in die Mutter eindringt, aber die Befruchtung und damit die Geburt verhindert; der coitus interruptus schützt vor der gefürchteten Rückkehr zur Mutter (Kind); die Versagung des gewünschten Kindes ist komplexbedingt im Sinne unserer Ausführungen über die feminine Einstellung, die Mutteridentifizierung und die Geburtsphantasie. Aber auch eine Anzahl mehr minder aktueller Störungen der Sexualfunktion, wie der (psychische) Aspermatismus, der nach Beobachtungen von Blum (Wien) oft mit gehäuften nächtlichen Pollutionen einhergeht, vielleicht auch der Priapismus sowie sonstige, analytisch bereits verständliche Sexualstörungen gehören hierher; ähnlich determiniert erweist sich aber, wie in Fall 2, die konsequent leichtsinnige Ignorierung aller Schutzmittel, wo sie rationell am Platze wären.

So entsprechen die neurotischen Störungen der Genitalfunktion bei beiden Geschlechtern Libidoentwicklungen, welche die infantile Neurosenbildung mehr oder weniger erfolgreich vermieden haben. Es sind Neurosen, deren Symptombildung sich nach der Aufrichtung des Genitalprimates an diesem erwachsenen Libidozentrum etabliert. Natürlich spielen in ihnen neben den aktuellen Einflüssen (Aktualneurosen) die infantilen Komplexe — wie überall — mit, und es ist nicht zu verwundern, wenn man als psychischen Kern der aktualneurotischen Angst infantile Angst findet,[1] die zum mißbräuchlichen Sexualverkehr veranlaßt hatte. Aber bei diesen Menschen hat sich eben die infantile Angst in diesem Stück ihres aktuellen Sexuallebens erhalten und hätte

[1] Siehe gleichfalls: Das Trauma der Geburt („Die infantile Angst").

ohne diesen aktuellen Mißbrauch nie zu Störungen geführt. Denn innerhalb der weiten Grenzen des Normalen können all die disparaten Strebungen, die wir in der Neurose isoliert auf Befriedigung ausgehen sehen, unter teilweisem Verzicht auf ihre volle Durchsetzung befriedigt werden.

Nur kurz sei schließlich darauf hingewiesen, daß die zur normalen Erledigung der Libidokonflikte notwendige Einstellung zum Liebesobjekt auch jeweils ganz bestimmte Eigenschaften desselben voraussetzt, die Freud in einzelnen Typen von „Liebesbedingungen" scharf umschrieben hat. Unsere Fälle haben gezeigt, daß diese Bedingungen ebenso potent wie impotent machen können, je nach dem Grade der Identifizierung oder der Stärke ihrer Ablehnung in der Idealbildung (siehe diese). Jedenfalls aber bilden sie einen integrierenden Bestandteil des Sexuallebens der Kulturmenschheit, das ja auf einem rein psychischen Faktor, der Liebe, aufgebaut ist, deren Sonderbarkeiten und Rätsel uns die Psychoanalyse als Niederschlag der vorzeitlichen Elternbindung („Ödipuskomplex") mit all ihren seelischen Verdrängungsfolgen verstehen lehrte.

II.

Idealbildung und Objektwahl

Um die für den Heilungsvorgang ebenso wichtigen Vorgänge im Ich zu verstehen, gehen wir am besten von dem bereits aufgezeigten und verständlich gemachten Mechanismus der Identifizierung mit dem Analytiker aus. Von diesem Gesichtspunkte können wir den analytischen Prozeß beschreiben als Wiederholung der alten infantilen Objektwahl (in der Übertragung), die infolge Versagung wieder in eine neurotische Identifizierung auszugehen droht, aber nunmehr durch Zuhilfenahme bewußter Ichstrebungen von einer neuen, zweckmäßigeren Idealbildung und einer daraus resultierenden Objektwahl abgelöst wird. Dazu muß der Neurotiker auf seine mitgebrachten Idealisierungen, die entweder zu hochgespannt oder unzureichend sind, verzichten und wieder auf die ursprüngliche Ur-Objektwahl regredieren, um zu einer neuen, nicht bloß ichgerechten, sondern auch libidinös realisierbaren Befriedigungsmöglichkeit zu gelangen. Dabei kann man sowohl an der Auflösung der alten, wie in der Bildung der neuen Ichideale den Prozeß der Idealbildung, beziehungsweise

Sublimierung, in seinem wesentlichen Verhältnis zur Objektwahl und zur Identifizierung studieren;[1] das heißt aber den Mechanismus der Idealbildung aus der aufgegebenen Objektwahl und der daraus folgenden Identifizierung verstehen.

Das günstigste Material zum Studium dieser Verhältnisse, besonders der Objektwahl, scheint mir die gleichzeitige Analyse von Ehepaaren durch denselben Analytiker, weil man da Gelegenheit hat, die Objektwahl auch in ihrer unmittelbaren Auswirkung zu überblicken, während das Übertragungsverhältnis allein doch nur Einblick in die Mechanismen gestattet. Der glückliche Zufall hat mir in den letzten Jahren einige solcher Doppelanalysen ermöglicht, die ich übrigens in Fällen von Eheschwierigkeiten und -Konflikten für die einzig richtige, wenn auch nicht gerade bequemste Art der Behandlung halte.

Beispiel: Herr X. heiratet seine Frau in folgender Situation: Er hat eine starke Neigung aus der Kindheit für eine Freundin seiner Schwester mitgebracht, als offenkundigen libidinösen Ersatz derselben. Diese Jugendliebe, die später durch das Interesse für andere gleichnamige junge Mädchen teilweise abgelöst wurde, ist von X. im Sinne der inzestuösen Abwehr „idealisiert" worden, so daß er schließlich immer die Gelegenheit zur Eroberung dieser „unerreichbaren" Liebesobjekte versäumte und sie anderen überlassen mußte. Dieser Verzicht ist deutlich auf einer starken Vaterangst aufgebaut, die X. durch unbewußte feminine Unterwerfung, also Identifizierung mit der Mutter, libidinös zu kompensieren suchte. Seine spätere Frau gehörte ursprünglich auch der Reihe idealisierter, das heißt unerreichbar gemachter Inzestobjekte an; nicht nur weil er sie seit vielen Jahren kannte, ohne einen deutlichen Schritt der Annäherung gemacht zu haben, sondern auch weil die äußere Situation dies begünstigte, indem seine zukünftige Frau, seit einer Reihe von Jahren vaterlos,[2] der Pflege ihrer

[1] Inzwischen sind diese Verhältnisse in Freuds: Das Ich und das Es (1923) theoretisch geklärt worden. Die folgenden Ausführungen, deren Material vorwiegend aus dem Winter 1922 stammt, wollen die Mechanismen vom praktischen Standpunkt des Heilungsvorganges betrachten und verständlich machen. Wir sehen dabei natürlich auch von der metapsychologischen Bedeutung des Ichideals (Über-Ich), das Freud zuletzt im Sinne eines psychischen Systems gebraucht, ab.

[2] Charakteristischerweise hatte die erste intimere Annäherung von seiner Seite auch erst nach dem Tode ihres Vaters begonnen.

kranken Mutter lebte, was für ihn das „ideale“ Verhältnis im Elternhause — Zusammenleben mit der Mutter bei Ausschluß des Vaters — bedeutete. Da treten Umstände ein, welche die Situation so verändern, daß sie die libidinöse Objektwahl von beiden Seiten ermöglichen, während bis dahin sie für ihn nur eine „ideale“ Tochter (Schwester), er für sie das Ideal des keuschen jungen Mannes gewesen war, der ihren um einige Jahre älteren Lieblingsbruder vertrat, den sie selbst als ihr „Ideal“ bezeichnete, da er so „mütterlich“ gewesen sei. Er verfällt in eine rätselhafte Krankheit, die sich nachträglich in der Analyse als Versuch darstellte, die Sympathien und das Interesse seines strengen, verschlossenen Vaters zu gewinnen, was aber nicht gelang. Um dieselbe Zeit stirbt ihre Mutter nach jahrelangem Leiden und kurze Zeit darauf schreibt sie dem nach Teilnahme hungernden Mann einen freundlich tröstenden Brief, der sie schließlich dauernd zusammenführt.

Der Mechanismus dieser Objektwahl ist analytisch leicht verständlich: Sie wendet sich ihm als direktem Ersatz des eben verlorenen Mutterobjektes zu[1] und pflegt ihn weiter, wie sie es bisher mit der Mutter getan hatte, bis er tatsächlich genesen ist (womit sie allerdings gleichzeitig im Sinne ihres Ideals eine alte Schuld am Vater gutmacht, den sie viele Jahre früher nicht hatte pflegen und retten können). Er ist imstande, die ideale Schwester (Tochter) jetzt doch zum Liebesobjekt zu nehmen, weil sie frei geworden ist; die Analyse seiner ganzen Libidoentwicklung zeigt aber, in welch merkwürdigem Sinne dies zu verstehen ist, denn sie läßt keinen Zweifel, daß die Frau für ihn unbewußt einen Vaterersatz darstellt, in ähnlich unbewußter Motivierung wie er für sie einen Mutterersatz. Er heiratet sie nämlich n a c h d e m

[1] Auch in einem anderen Falle erinnerte eine Frau in der Analyse, daß sowohl ihr Mann, an den sie auch nach der Trennung noch stark fixiert geblieben war, wie auch sein Nachfolger, genau die Augen der Mutter und ihre Gesichtszüge hatten. Auch sie hatte also im geliebten Manne ein Mutterobjekt gefunden, dem sie als Kamerad („männlich“) zur Seite stand, während sie die Mutteridentifizierung mittels neurotischer Symptombildung heftigst ablehnte. — Übrigens zeigen alle Frauen, die pathologisch an den Mann fixiert sind und darum die Analyse aufsuchen, ausnahmslos die starke Mutterfixierung, die in ihrer Verschiebung auf den Mann der im vorigen Abschnitt behandelten Verschiebung der Rache auf das andersgeschlechtliche Objekt entspricht.

Die allgemeine Bedeutung dieser sonderbaren Züge des Sexuallebens versuchte ich in meiner Arbeit: Das Trauma der Geburt, verständlich zu machen.

Tode ihrer Mutter, was im Sinne seines verdrängten Ödipuskomplexes dem Freiwerden des Vaters entspricht.

Diese Auffassung ergab sich unzweifelhaft aus der Analyse dieser sonderbaren Objektwahl und den daraus folgenden Eheschwierigkeiten, die dabei durch einen weitgehenden Ausgleich der Konflikte zwischen Objekt und Ichideal sowohl im einzelnen Ehepartner als auch gegeneinander beseitigt wurden. Das Kernproblem bildete wie gewöhnlich das Kind, nach dessen Geburt die Frau frigid wird, beim Manne die in der Pubertät hervorgetretenen homosexuellen Anwandlungen wieder stärker werden. Das Kind spielt deswegen psychisch diese bedeutsame Rolle, weil es die Frau, deren ganzes Leben seit dem Tod des Vaters in der Identifizierung mit diesem verlorenen Objekt aufgegangen war (sie vertrat auch äußerlich den Vater in der Führung des Hauses), zur realen Identifizierung mit der Mutter drängt, welche vom Schuldbewußtsein abgelehnt wird. Für den Mann bedeutet das Kind die volle Vateridentifizierung, der er sich durch die feminin-passive Identifizierung mit der Mutter gerade entzogen hatte, und zu der er ebenso aus der Situation des realen Vaterseins mächtig gedrängt wird. Bei einer solchen unbewußt gleichgeschlechtlichen Objektwahl des Ehepartners, die namentlich für die Frau typisch zu sein scheint, muß es natürlich früher oder später, sozusagen bei Entdeckung des wirklichen Geschlechts (im infantilen Sinne) zu Schwierigkeiten oder Konflikten im Eheleben kommen. Charakteristisch dafür ist das bekannte fortwährende Kritisieren oder Erziehenwollen im Sinne eines mitgebrachten oder angestrebten Ideals.[1] Die Frau schildert dies, indem sie in der Analyse erklärt: „Er nimmt mich nicht so wie ich bin; er will mich so haben wie er sich denkt, daß ich sein soll. Er hat eine Art Idealbild von seiner Frau. Sein Ideal ist aber keineswegs das seiner Mutter oder Schwester!“ Der Mann selbst verrät durch seine Rechtfertigung das Vorbild seines Ideals, wenn er erklärend meint, er kritisiere sie so, weil er gewohnt war, den Vater immer zu kritisieren! Diese Einstellung, die zu fortwährenden Konflikten führt, ist aber ohne Analyse nicht korrigierbar, weil dieses Kritisieren und Idealisieren für den Mann ein Stück

[1] Der Hauptwiderstand in der Analyse solcher Fälle ergibt sich aus der getäuschten Hoffnung, der Partner werde durch die Analyse im Sinne des gewünschten Ideals verändert (erzogen) werden.

infantile Wiederholung des Vaterverhältnisses und also ein Stück libidinöser Befriedigung bedeutet. So erwiderte er auf ihren gelegentlich gereizten Vorschlag, eine seinem Ideal entsprechende Frau zu nehmen, daß er keine andere als sie wolle. Sie selbst beklagt an sich, daß sie ihrem Manne die Gefühle, die sie für ihn habe, nie recht zeigen könne;[1] offenbar weil es einem anderen Objekt — der hilflosen Mutter oder dem hilflosen Baby — gilt, die Vaterfigur aber mit von der Mutter her verschobenem Angst-, bezw. sexuellem Schuldgefühl besetzt ist (Frigidität).

Ihre Objektlibido hat sich folgendermaßen entwickelt: Als Kind erinnert sie den Wunsch „Doktor" zu sein, wenn sie ein Mann wäre, der sich in den Wunsch, wenigstens einen Arzt zu heiraten, verwandelte. Hier zeigt sich die Objektwahl vom Ichideal bestimmt, was uns noch beschäftigen wird; andererseits zeigt sich dieses Ichideal aus libidinösen Tendenzen (Sexualneugierde — Kinderproblem) entwickelt. Sie erzählt, daß sie, wie jedes Mädchen, ihr männliches Ideal hatte, dem aber ihr Gatte gar nicht entsprochen habe. Denn ihr Ideal sei ein sehr männlicher Typus gewesen (der raucht, trinkt, viel außer Haus geht etc.),[2] während ihr Mann das Gegenteil davon war. Sie habe ihn aber geheiratet, weil sie fühlte, daß sie mit einem „häuslichen" Manne glücklicher sein würde als mit ihrem Ideal, das sie jetzt haßt; trotzdem kann sie es auch nicht leiden, wenn ihr Mann seine häuslichen Tugenden allzu deutlich zeigt. Diese Divergenz zwischen Liebesideal und tatsächlicher Wahl ist geradezu typisch; da sie so oft bedauert wird, wollen wir nicht versäumen, hervorzuheben, daß sie das Wesen der normalen, realisierbaren Objektwahl auszumachen scheint, die zwischen primitivem Objekt und Ideal die Mitte hält, das heißt ein Kompromiß schließt, nämlich die Objektwahl. Im Falle der Neurose wird der Konflikt zwischen Libidoobjekt und Ichideal manifest. Der „häusliche" Mann, mit dem allein sie glücklich sein kann, repräsentiert

[1] Brieflich sei es möglich; offenbar weil da die Phantasie nicht von der Wahrnehmung des realen Objektes gestört wird. — So hatte sie ihm den eingangs erwähnten Trostbrief offenbar auch aus ihrer eigenen verzweifelten und trostbedürftigen Stimmung nach dem Tod der Mutter geschrieben.

[2] Dieser habe aber nicht ihrem Vater entsprochen, der nie ihr „Ideal" war; im Gegenteil hätte sie sich immer gewundert, wie die Mutter ihn hatte heiraten können. Natürlich beweist diese eifersüchtige Ödipusphantasie erst recht ihre Idealbildung nach d e m Vater, der die Mutter nicht geheiratet hat (Bruder).

ihr einerseits das geliebte Mutterobjekt, erinnert sie aber andererseits daran, daß sich ihre eigene Ödipuslibido in der Identifizierung mit der „häuslichen" Mutter, die zum „Ideal" der braven Tochter führte, begnügen muß. Im frühen Ideal des robusten Mannes lebte die infantile Vaterimago fort, gleichzeitig aber auch ein Stück ihres alten Ichideals aus dem Wunsch, ein Bub zu sein. Gerade dieses auf der Identifizierung mit dem Knaben (Bruder) beruhende männliche (väterliche) Ichideal des Mädchens beeinflußt späterhin die Objektwahl des Weibes im Sinne der ursprünglichen Mutterbindung (Eindringenwollen als Mann-Bub:Vaterbindung).

Der Frigidität liegen in diesem, wie in allen anderen Fällen, stark verdrängte Vergewaltigungsphantasien zugrunde, deren Analyse zeigt, daß dieselben den Niederschlag einer Identifizierung mit dem aktiv (in die Mutter) eindringenden Mann (Vater) darstellen, welche Identifizierung den manifesten Charakter dieser meist irgendwie „männlichen" Frauen ausmacht. So erklärt sich die Divergenz zwischen dem Ideal und dem gewählten Objekt bei diesen Frauen aus der beinahe physiologischen Spaltung ihres Ich, dessen manifester, aktiver (libidinöser) Teil den schwachen „mütterlichen" Mann als Objekt wählt, während ihre feminine Geschlechtsrolle in der Mutteridentifizierung den starken „Vater" ersehnt, mit dem sie sich teilweise libidinös identifizieren kann.[1]

Aus dem feineren Studium der Objektwahl können wir also versuchen, die Ausgänge in die Idealbildung zu verstehen. Die ursprüngliche Objektliebe gilt bei Knaben wie Mädchen dem ersten Objekt, das die libidinösen und Ichinteressen in gleicher Weise befriedigt, der Mutter. Für den Mann bleibt bekanntlich auch späterhin die definitive Objektwahl normalerweise an einen Mutterersatz gebunden, während seine Idealbildung aus gleichgeschlechtlichen Quellen gespeist wird, die letzten Endes der Vateridentifizierung entstammen. Wesentlich komplizierter liegen die Verhältnisse bei der Frau, die das erste Objekt, die Mutter, in der Regel nur aufzugeben und zugunsten des Mannes zu vertauschen imstande ist, um den Preis einer mehr oder weniger

[1] Die Härte und Grausamkeit des Über-Ich, von der Freud spricht (Das Ich und das Es), wird letzten Endes aus dieser Libidoentwicklung verständlich, die bei der Frau besonders durchsichtig ist. In dieser engen Verknüpfung der höchsten Idealbildungstendenzen mit den tiefsten biologischen Vorgängen liegen alle Probleme der Neurosenlehre beschlossen.

weitgehenden Identifizierung mit dem Manne (Vater), die in pathologischen Fällen die Symptome des sogenannten „Männlichkeitskomplexes“ schafft. Normalerweise wird diese Identifizierung — ähnlich wie beim Manne — vom Ich in Form einer Idealbildung aufgearbeitet, die also bei der Frau meist das andere Geschlecht — nicht wie beim Mann das gleiche — betrifft. Ein weiterer Unterschied von der Entwicklung des Mannes besteht dann darin, daß dieses andersgeschlechtliche Ichideal der Frau nicht als solches bestehen bleiben kann, sondern späterhin zum Zwecke der normalen Sexualbefriedigung, und zwar mittels Identifizierung, in libidinöse Objektbesetzung rückverwandelt werden muß.

An dieser Entwicklung der weiblichen Libidoeinstellung wird klar, daß die spätere definitive Objektwahl schon nicht mehr als direkter Ersatz des ursprünglichen Libidoobjektes erfolgt, sondern vermittels der inzwischen eingesetzten Idealbildung, die sich in die reine Objektwahl einmengt, und eigentlich wahrscheinlich überhaupt erst das ermöglicht, was wir normale Objektwahl beim Erwachsenen nennen. Es ist dies eine Objektwahl, welche imstande ist, sowohl auf die ursprünglichen Objekte selbst, wie auf den direkten (eventuell entwerteten) Ersatz derselben zu verzichten und die Libido auf solche vom Ich nicht nur gutgeheißene, sondern dasselbe auch weitgehend (narzißtisch) befriedigende Objekte zu verschieben. Während also die definitive sexuelle Objektwahl beim Manne im Einklang mit seiner frühesten infantilen Libidobindung erfolgt, erfährt bei der Frau diese Entwicklungslinie eine mehrfache Knickung und Brechung, die wesentlich durch das Aufgeben des ersten Libidoobjektes, der Mutter, und der Hinwendung zum Manne als definitivem Sexualobjekt, bedingt ist. Bei diesem Wechsel des Objektes, der, wie geschildert, mittels der Identifizierung und Idealbildung vor sich geht, bleibt dem Weib ein gutes Stück narzißtischer Libido am eigenen Ich haften; dies erklärt zum Teil auch ihre passive Rolle in der Objektwahl: denn sie sucht den Mann nicht so sehr (aktiv) als Objekt ihrer infantilen Libido, wie sie ihn als Erfüllung ihres infantilen (männlichen) Ichideals akzeptiert, mit dem sie sich nun wieder — wie in der Kindheit mit Vater und Bruder — identifizieren kann. Durch diese nach dem infantilen Ichideal erfolgende Objektwahl wird die Frau aber gleichzeitig sexuell auf die Mutteridentifizierung zurückgeworfen, die sie in der

Abwehr der Ödipuslibido auf dem Wege der Vateridentifizierung verleugnet hatte. Diese Mutteridentifizierung wird bei der Frau in der Regel erst durch das physiologische Mutterwerden hergestellt, das dann über das Kind zu einer neuen Objektwahl, Identifizierung (Namengebung!) und (narzißtischen) Idealbildung führt, die alle vom neuen Objekt, dem Kinde, ausgehen.

Es ist klar, daß dieser komplizierte Entwicklungs- und Angleichungsprozeß in den verschiedensten Stadien Störungen ausgesetzt ist, die je nach ihrem Grad und ihrer Lokalisierung zu Schwierigkeiten im Sexualleben oder zu ausgesprochen neurotischen Symptomen führen können. Die Analyse zeigt uns dann, daß es auch in der relativ geradlinigen männlichen Objektwahl ähnliche Schwierigkeiten wie bei der Frau geben kann. Sei es daß, wie bei den Sexualstörungen (Impotenz = Frigidität), die Objektwahl *zu stark* unter dem Einfluß des Ichideals erfolgt, sei es, wie bei der neurotischen Sexualablehnung, daß das Ich sich im Sinne der Idealbildung *nicht genügend* von der ursprünglichen Objektfixierung an die Mutter losgelöst hatte und so überhaupt keiner richtigen Objektwahl im Leben fähig wird. Im ersten Falle muß das Ich in der Analyse die allzuhoch gespannte Idealisierung des Urobjekts soweit entwerten lernen, um es als Sexualobjekt nehmen zu können; im zweiten Falle muß der in der infantilen Libidofixierung stecken gebliebene Prozeß der Idealbildung analytisch im Sinne der Anpassung soweit fortgeführt werden, daß es dem Ich möglich wird, an Stelle der alten verdrängten, nunmehr ichgerechte Ersatzobjekte zu wählen.

In der Analyse wird also mittels der Übertragung bei beiden Geschlechtern und jeder Art von Störung die alte auf die Mutter gerichtete Urlibido befreit, um teilweise der Aufrichtung eines neuen Ichideals (aus der Übertragung) zu dienen, mittels dessen dann die normale Objektwahl (über das Symptom der „psychischen Potenz") des anderen Geschlechtes erfolgen kann. Die Befreiung der Urlibido erfolgt je nach Art der Störung entweder durch Aufdeckung des verdrängten Schuldgefühls hinter der manifesten Angst, wie bei der Hysterie und den Angstneurosen oder, wie bei den Neurosen vom narzißtischen Typus (Zwangsneurose, Melancholie), durch Rückverwandlung des manifesten Schuldbewußtseins in die verdrängte Angst und die Lösung der dadurch „geschützten" Libido.

Haben wir so als Material der Idealbildung mit Freud die infantilen Elternobjekte erkannt, die mit dem Ich als dem anderen primären Objekt zum „Ideal" verschmolzen werden, so ergibt sich als Form der Idealbildung, wie wir sie in der Analyse studieren können, die Phantasie oder der Tagtraum. Die Analyse der typischen Phantasiebildungen (Familienroman, Rettungsidee usw.) zeigt deutlich, inwieferne sie als ein Niederschlag des Idealbildungsprozesses aufgefaßt werden können. Die reine Wunschphantasie macht das ursprüngliche Libidoobjekt sogar noch in stark idealisierter Gestalt erreichbar (Kaiser, Kaiserin, Held), was in zahllosen Übergängen zur Heroenbildung und dichterischen Schöpfung führt, während die reine Idealbildung gerade von der Unerreichbarkeit des Objektes und der daraus folgenden Identifizierung ihren Ausgang nimmt. Die Wunschphantasie hat das Festhalten des Objektes um jeden Preis zum Zwecke, die Idealbildung setzt den Verzicht darauf und die Verdrängung voraus. Die Wunschphantasie ermöglicht so eigentlich die reine Idealbildung, indem sie deren asketischen Charakter korrigiert und kompensiert: das unerreichbare Objekt wird doch erreichbar, sei es in der Erhöhung selbst oder indem das erhöhte Objekt in der Phantasie erniedrigt wird (Masturbationsphantasie). Die Phantasie stellt so die ursprüngliche Identität zwischen dem verdrängten (verworfenen) und idealisierten Objekt im Ich wieder her.

Der günstige Fall, daß sich diese libidinösen Anteile an der definitiven Objektwahl, statt in Phantasien auszuleben, realisieren können, tritt normalerweise in den von Freud geschilderten „Liebesbedingungen" in Erscheinung. Diese betreffen je nachdem körperliche oder seelische Merkmale oder Eigenschaften des Objektes, ebenso häufig aber die Wiederherstellung alter Situationen (Dreieck usw.). Charakteristischerweise sind sie zunächst für den Mann festgestellt worden und betreffen, wie zu erwarten, sein Verhältnis zur Mutter als Libidoobjekt, ob es sich nun um die Eroberung der Unfreien, die Rettung der Gefallenen, die Hochschätzung (bezw. Vermeidung) der Unberührten und ähnliches handelt.[1] Die jeweilige „Bedingung", die — wahrscheinlich in allen Fällen — die Liebeswahl bestimmt und ermöglicht, entspricht dem

[1] Siehe Freud: Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens. (Kleine Schriften IV, S. 200 ff.)

alten libidinösen Zuschuß, ohne den die Wahl auf Grund des Ichideals allein unschmackhaft würde. Wie also die Idealbildung aus der Libidoentziehung des Objektes folgt, so wird die Objektwahl wieder nur durch Hinzufügung eines Teiles des ursprünglich entzogenen Libidobeitrages ermöglicht.

Der eigentliche Mechanismus der Idealbildung, die vom Ich ausgeht, entspricht einer Partialverdrängung mit kompensatorischer Ersatzbildung, wie Freud ihn vor vielen Jahren für den Fetischismus bereits festgestellt hatte. Es kann im Sinne seiner späteren Ausführungen („Das Ich und das Es") hinzugefügt werden, daß an Stelle der verdrängten Objektbesetzung ein entsprechendes Stück Ichbesetzung tritt, und zwar auf dem Wege der Identifizierung, wobei das narzißtische Ideal, das besonders bei der Frau eine große Rolle spielt, sich teilweise an Stelle des aufgegebenen Objektes setzt. Die Idealbildung macht so, im Sinne Freuds, den Verzicht auf das Objekt — ebenso aber auch die unbefriedigende Identifizierung damit — von Seite des Ich möglich; die an das alte Objekt erinnernde „Liebesbedingung" macht das Idealobjekt wieder libidinös akzeptabel. Die Idealbildung ist also eine Form der Libidoabwehr (Verzicht), bezw. der ichgerechten Befriedigungsanpassung, die in der normalen Objektwahl aus dem Ödipuskomplex eine entscheidende Rolle spielt und im Falle von neurotischen oder sexuellen Störungen nach der einen oder anderen Seite extrem entwickelt ist (hypertrophiert oder atrophiert). Die Analyse hat die in der Übertragung reproduzierte infantile Objektwahl und Identifizierung aus der Versagung mittels Bewußtmachung in eine neue zweckentsprechende Idealbildung überzuführen, welche imstande ist, die aus der Verdrängung befreite Libido an erreichbaren Ersatzobjekten Befriedigung finden zu lassen.

Diese im Laufe der Analyse in der Übertragung wiederholte narzißtische Idealbildung muß schließlich, neben dem Urphänomen der Mutterlibido, in der Endphase der Kur vom Analytiker gelöst und für die Realübertragung verfügbar gemacht werden. So ist die Objektwahl auf Grund der neuen Idealbildung das zweite Stück Therapie, das sich an die Befreiung der verdrängten Urlibido anschließen muß. In dem der Objektwahl vorausgehenden Prozeß der Idealbildung, die oft als Widerstand gegen die psychische Potenz auftritt, erfolgt eine teilweise Sublimierung der Libido,

die darin besteht, daß auf die infantilen Objekte zugunsten der ichgerechten und realisierbaren verzichtet wird.

Die so häufig aufgeworfene Frage nach dem Unterschied zwischen „Übertragung“ und „Liebe“ läßt sich vom Standpunkt der Libidotheorie nur so beantworten, daß die Übertragung eigentlich eine reinere s. z. s. konzentrierte Form der Liebe darstellt, während das, was wir „Liebe“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennen, eine von Seiten des Ich durch die Idealbildung verdünnte Form der Urlibido ist, die wir rein nur in der Übertragung und der sogenannten „echten Liebe“ zu sehen bekommen. Daher sind diese lediglich auf der Mutterbindung beruhenden Äußerungsformen der Liebe auch monogam, während die Ansprüche des Ichideals meist nur auf polygamem Wege befriedigt werden können (Don Juan).

Im alltäglichen Geschlechts- und Liebesleben findet, entsprechend diesen analytisch erkannten Mechanismen, eine wiederholte und ständig fortgesetzte gegenseitige Anpassungsleistung statt. Dem physiologischen „Kampf der Geschlechter“ vor und im Sexualakt entspricht auf psychischem Gebiet — der Liebe — ein ständiger gegenseitiger Ausgleich der Interferenz von Libidoobjekt und Ichideal, welche letzten Endes darauf zurückgeht, daß nicht nur in allen Formen „perverser“ Libidobefriedigung, sondern ebenso in der normalen Geschlechtsliebe, die Partner nur bewußt Mann und Frau darstellen, unbewußt aber eigentlich immer Mutter und Kind spielen. Die biologische Ergänzung der beiden Geschlechter muß ihr psychologisches Gegenstück in einem Zusammentreffen der beiden Libidoideale oder in der gegenseitigen Anpassung an diese finden, welche der Aufgabe der Anpassung des Ich an die Realität in nichts an Schwierigkeit und Bedeutung nachsteht.

Zur Genese und Dynamik des Erfinderwahns.[1]

Von Dr. **A. Kielholz**, Königsfelden, Schweiz.

Im Mittelpunkt des paranoiden Systems des Görlitzer Schusters Jakob Böhme steht das centrum naturae oder Naturrad, aus sieben Quell- oder Saftgeistern sich zusammensetzend und im ganzen Kosmos sich auswirkend, eine Projektion des psychischen Prozesses des Autors in die Schöpfung mit unverkennbarer sexueller Symbolik. Von drei dieser Saftgeister, Mercurius, Sal und Sulphur, die der Mystiker aus des Paracelsus Naturphilosophie übernommen, haben wir seinerzeit[2] den ersten, den Mercurius (gleich Quecksilber) als ein Bild der beweglichen, lebendigen Natur gedeutet, die durch den harten Stachel erzeugt wird, den zweiten, Sal, als die scharfe sexuelle Begierde und den dritten, Sulphur, als die Angst des Weibes vor dem Wüten und Brechen des Stachels.

Bei den Erklärungen eines in Königsfelden versorgten paranoiden Erfinders, namens König, wurden wir neuerdings auf diese Bedeutung des Quecksilbers aufmerksam. Alle seine Konstruktionen, die er als selbsttätige Kraftentwicklungs- und Gewichtsregulierungsapparate, Perpetueno mobilletes bezeichnete und die meist aus zwei gleichartigen, mit einander verkuppelten Teilen bestanden, zeichneten sich dadurch aus, daß die treibende Kraft durch kugelförmige, paarige Gewichte geliefert wurde. Diese Gewichte enthielten Hohlräume oder standen mit solchen röhrenförmiger Art in Verbindung. Darin fand sich das leichtflüssige Blei oder Quecksilber. Die naheliegende Deutung, daß es sich dabei um eine symbolische Darstellung der Testes und des daraus fließenden Spermas, der

---

[1] Vortrag, gehalten am VII. Internationalen psychoanalytischen Kongreß zu Berlin, 27. September 1922.

[2] Kielholz. Jakob Böhme. Ein pathographischer Beitrag zur Psychologie der Mystik. Schriften zur angewandten Seelenkunde, XVII. H., S. 23.

Natur, wie er es bezeichnete, handelte, konnte aber bei diesem Manne nicht genügen, um die Entstehung seiner Maschinen völlig zu klären. Als seine erste und wichtigste Erfindung bezeichnete er ein Velo, das lediglich durch das Gewicht des Fahrers ohne Tretapparat bewegt werde. Nun hat der Kranke von seiner Knabenzeit her ein durch Unfall verkürztes, atrophisches Bein. Seine Verkrüppelung erweckte den Wunsch, die erschwerte Lokomotion durch wunderbare Apparate zu kompensieren, sie verhinderte auch die natürliche Annäherung ans andere Geschlecht und verstärkte so die homosexuelle Komponente seiner Libido. Die Eindrücke einer Seefahrt nach Amerika, wohin er als junger Mensch spediert wurde und während welcher offenbar die erste stärkere Introversion statthatte, wahnhafte Erlebnisse in langedauernder Strafhaft, wo die Wärter mit einem Lichtapparat bei ihm Geblütsaufwallungen erzeugt haben sollten, damit ihm die Natur auslaufe, kamen in einzelnen Teilen seiner Erfindungen deutlich zum Ausdrucke. Kurz, in diesen spiegelte sich seine ganze Lebensgeschichte. Er wollte Maschinen machen, die seine Krüppelhaftigkeit überwinden, in denen er sicher über Land und Wasser und durch die Luft fahren konnte und durch welche seine verkümmerte sexuelle Potenz vertausendfacht würde und ewig in Tätigkeit bliebe. Bei einem zweiten Kranken, Birkler, wurden wir auf eine weitere wichtige Komponente des Erfinderwahns, die kaum jemals gänzlich fehlt, aufmerksam, die analerotische. Der Mann war mit achtundvierzig Jahren wegen Diebstahls von Gerüstbrettern, von denen er einen großen Haufen in seiner Stube aufgespeichert hatte, um einen von ihm konstruierten Laufkran zu errichten, inhaftiert worden. Das gleiche Delikt führte zwölf Jahre später zu seiner dauernden Internierung. Er erwies sich mit seinem Eigensinn, seiner Sammelwut, die sich auf Abfälle und Gerümpel konzentrierte, und seinem Geiz, seiner pedantischen Nörgelei und Hypochondrie als Musterbeispiel eines Analerotikers, der infolge starker Belastung von beiden Eltern her und durch ungünstige Einflüsse während der Kindheit stark introvertiert und schließlich schizophren geworden war. Dem ersten Begutachter fielen an seinen Erfindungen vorwiegend die Züge des Schwachsinns auf, die ihn an infantile Produktionen erinnerten, während wir heute diese Betätigungen direkt als eine Regression zu solch infantilen Spielereien auffassen. Alle seine Apparate, die er patentieren und

zum Wohle der Menschheit verwirklichen wollte, gewinnen einen organischen Zusammenhang als Symbole und Projektionen seiner Analerotik. So der Laufkran, mit dem er, ohne sich von seinem Platze zu rühren, gefüllte Säcke voll Lederabfälle mit einem Zuge entleeren wollte. Es wird unnötig sein, genauer auszuführen, warum er sein weiteres Interesse einem Briefordner mit nicht durchlochtem Papier weihte, an welchem Ort die Boden- und Wändeputzmaschine, welche die Größe eines Stuhles haben sollte und der Schuhputzapparat, der mit einem Hebel von Hand bedient werden konnte, mit großer Wahrscheinlichkeit die Stätte ihrer Entstehung hatten. Die Beobachtung seiner Hausleute, daß er stets halbe Stunden lang auf dem Abort zubrachte, sollte auch einem Skeptiker die Augen öffnen und ebenso ein Traum, an den er sich aus der Kindheit her lebhaft erinnerte und in dem ihm der verstorbene Vater auf dem Wege zum Klosett drohend entgegentrat. Und schließlich fügte sich seine epochemachende Erfindung, ein Jahrzehnt vor dem Weltkriege entstanden, durch welche er das Vaterland vermittelst Bomben mit einem giftigen Gas vor seinen Feinden schützen wollte, trefflich in die Kette seiner Produktionen.

Eine dritte Kranke, die Modistin Luise B., eröffnete den Reigen ihrer Erfindungen, die sie alle auf kleine, unscheinbare Papierfetzchen zeichnete, ebenfalls mit Modellen, die sich auf die Defäkation beziehen. So betraf ihre erste Erfindung, in schlaflosen Nächten ersonnen, einen geruchlosen Nachtstuhl mit Klappe. Dann konstruierte sie eine Reformhose für unreinliche Patienten mit einer Klappe über den Damm. Im übrigen regredierte die Kranke die sich bis zur Zeit der Klimax die Erfüllung realer erotischer Wünsche versagt gesehen hatte, in ihrer Psychose zu infantilen Phantasien und Spielereien, die zuerst in Träumen, dann in Form von scheinbar harmlosen Verbesserungen und Erfindungen von Gebrauchsgegenständen Gestalt annahmen und die zum Hauptobjekt in vielfachen Variationen das membrum virile hatten, das sehnsüchtig vermißte Glied, an welches Erinnerungen aus frühester Jugend mit Neid und Furcht beladen anknüpften. Ausgelöst wurde diese Phallussymbolik durch den Tod eines geliebten älteren Bruders, der während ihrer Internierung als verblödeter Katatoniker in derselben Anstalt starb. Sie, die fromme Katholikin, verlangte von den Ärzten, daß dessen Leiche exhumiert und nach besonderer

Methode konserviert werde durch Anstreichen vermittelst eines Malerpinsels mit einer stark ätzenden Flüssigkeit, einer Art Chlorkalk, Eisenvitriol, Salzsäure, die ein Chemiker zusammensetzen müßte. Diesen Prozeß, den sie Karbonisation benannte, beschrieb sie mit eigentümlich lüsternem Lächeln. Daneben sollte auch dem Leichnam mit der gleichen Flüssigkeit ein Klistier appliziert werden, um die Verwesung von innen zu verhindern. Einmal zeichnete sie einen vorn zugespitzten Sporn, der, in Mannesgröße, in der Mitte gewölbt, vorn zugespitzt, aus rötlich-rosa Zement in einem Bachbett angebracht werden sollte, um bei Hochwasser herunterkommende Baumstämme und ähnliche Gegenstände abzuleiten, um eine Zerstörung des Bachbettes zu verhüten. Sie hatte davon geträumt, daß sie über einen solchen Sporn in gefährlicher unangenehm-angenehmer Weise hinuntergerutscht sei, so daß sie nachher zerzauste Haare hatte und sie ein Schauer überkam. Unten sei eine artige, einfach gekleidete Frau in einer Schürze gestanden, die sie mit den Worten empfing: „Wie kommen Sie da hinunter, das ist nicht ein praktikabler Weg.“ Wir versuchten nachträglich von der Kranken Assoziationen zu besserer Deutung des Traumes zu erhalten, die eintretenden, schizophrenen Sperrungen verhinderten aber jede Produktion weiteren Materials. Der im Traum dargestellte Vorgang dürfte wohl außer dem Inzest mit dem Vater eine Wiedergeburtsphantasie verhüllen, wobei die Schürzenträgerin als Hebamme ihre kritischen Bemerkungen macht.

Bei einer vierten Erfinderin, Lina Maler, sind die hier nur vermuteten Zusammenhänge zur drastischen Wirklichkeit geworden.[1] Eine erblich belastete, in schwül-sektiererischem Milieu aufgewachsene Tochter war neurotisch erkrankt, als sie sich eine lange dauernde Liebschaft plötzlich versagt hatte. Die Regression zur Inzestliebe führte sie darauf zum sexuellen Verkehr mit einem Bruder, dem ein Kind entsproß, und zum Bau eines religiösen Wahnsystems, um sich im Konflikt mit der bestehenden Moral zu rechtfertigen. Ihre Erfindung, die sie später im Modell hatte ausführen lassen, bestand in einem Gestell von der Form einer Granate, aus Bambusrohren, mit Vorhängen bekleidet und bestimmt, Kinderwagen, Laufstuhl und Wiege zu ersetzen. Durch Schnüre, die an der Spitze der

[1] Der Fall ist ausführlich dargestellt in der Publikation: Dr. A. Wedekind, Kasuistik der psychischen Infektionen. Journal für Psychologie und Neurologie, Bd. 22 und 23, 1917.

Gestelle zusammenlaufen und dort durch drei Ringe angezogen werden können, kann die Lagerstätte des Kindes, die sich sonst in der Mitte befindet, in die Höhe bewegt werden und dadurch wird der in der unteren Hälfte des Korbes befindliche, aus Netzwerk geflochtene Laufstuhl frei, an dessen Boden ein Gefäß zum Auffangen von Urin und Stuhl angebracht ist. Der Laufstuhl soll die Kinder vor dem Herausfallen schützen. Die Idee zu der Erfindung hatte sie bekommen, als sie zur Erholung von ihrem Nervenleiden sich bei einer verheirateten Schwester aufhielt und deren Kinder überwachen mußte. Die einzelnen Teile seien ihr jeweilen im Traume offenbart worden, also von Gott.

Ihre Erfindung war nun für sie vor allem der symbolische Ausdruck ihres religiösen Wahnsystems und man würde sich deren Deutung allzu einfach und zu leicht machen, wenn man das Ganze lediglich als Phallus betrachten wollte. Unzweifelhaft lieferte ja dieser mit seinen Funktionen das Grundschema. Aber wie sie bei ihren Erklärungen vom männlichen Glied auf den Satan, den Versucher, kam, dann auf ihren Bruder Jakob, der ihr gegenüber den Versucher machte und damit auf ihre von den Menschen verabscheute und doch gottgewollte Ehe, so bedeutete ihr auch ihre Erfindung die Arche Noah, welche die ganze Schöpfung enthält, oben den dritten Himmel und darunter die drei Weltreiche; sie bedeutet ferner die Ehe zwischen dem harten Männlichen (den Bambusstäben) und dem weichen Weiblichen (der Lagerstätte des Kindes). Die Spitze mit den drei Ringen erinnerte sie an den Prokuristen, der an der Spitze des Geschäftes stand, in dem sie früher arbeitete und der ihre Liebe zuerst hervorlockte, dann sie verleugnete, wie König Juda die Thamar. Und weil der Apparat für sie ihre Haupterlebnisse verdichtet enthielt, konzentrierte sich darauf so viel Affekt, daß sie glaubte, damit imstande zu sein, den Satan zu erlösen, so den Konflikt zwischen diesem und Gott aus der Welt zu schaffen und den gänzlichen Frieden zu erzeugen.

An diesen Apparat, den die Erfinderin Kinderballon benannte, erinnerte mich ein scherzhaftes Geschenk, das mir von einer Patientin namens Bauer gemacht wurde, kurz, bevor sie unsere Anstalt gebessert verließ, und das sie selbst aus einer defekten Glühbirne angefertigt hatte. Sie wandelte dieselbe durch Strickarbeit in einen Ballon um, den sie mit Wimpeln und Wappen schmückte und mit einem zierlichen, bebarteten Männchen bemannte, das unter jedem

Arm ein Geldsäcklein trug. Am Boden des Ballons befanden sich zudem mehrere Säcklein Sandballast. Über die Bedeutung ihres Ballongeschenkes berichtete sie, es sei das ihre Idee und Erfindung. Der Luftschiffer sollte ihren lieben Mann selig darstellen, wie sie ihn seit ihrem letzten Zusammenleben in Erinnerung hatte mit seinen schwarzen Schnurr- und Bockbärtchen, welch letzteres er ihr zuliebe trug, weil sie es an ihm so gern gesehen habe als Familienvater und wie es auch ihr lieber Vater selig getragen habe. Bei der Luftschifferarbeit habe sie einmal den Gedanken gehabt, wenn es nur in Wirklichkeit ihr lieber Mann selig wäre, der sie in einem richtigen Ballon in ein anderes Land führen würde und nicht mehr zurück zu der verhaßten Schwiegermutter, in deren verhexte Hütte. Die beiden Geldsäcke habe sie ihm unter dem Arm geschoben, weil sie sich sagte, daß solche Luftschiffer wohl nicht ohne Geld herumfliegen, damit sie, wenn sie landen, damit versehen seien.

Sie hat also die Bedeutung ihres Geschenkes klar und hübsch ausgedrückt als symbolische Erfüllung des Wunsches, mit dem Mann der rauhen Wirklichkeit zu entfliehen und ein neues, schönes Leben zu beginnen. Wenn wir dabei der Bedeutung der Flugträume gedenken, so brauchen wir die sexuelle Symbolik des Spielzeuges nicht näher zu beleuchten. Die Hochzeitsreisen im Flugzeug sind wohl nicht ohne Grund so rasch Mode geworden!

Groddeck hat in seiner neuesten Abhandlung über den Symbolisierungszwang[1] die Glühbirne als Phallusgleichnis erwähnt. Nun denkt sie sich selbst in dem aus der Glühbirne hergestellten Ballon aufsteigend hinein. Die beiden Geldbeutel, die ihr lieber Mann selig unter den Armen trägt und mit denen sie beide in in einem fremden Lande doch versehen sein müßten, sind als symbolische Darstellung des männlichen Samens mit seinem zweiteiligen Behälter zu deuten. Die Erinnerung an die im Turm eingesperrte Danaë, die vom Göttervater Zeus vermittelst eines Goldregens ergötzt wurde, ist naheliegend, besonders wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Männchen mit seinem Bärtchen von seiner Schöpferin ausdrücklich als Reminiszenz an ihren Vater bezeichnet wird. Wir haben erfahren, daß sie von ihrem Mann die gleiche Barttracht forderte, die jener trug, und erkennen daraus

[1] Imago, J. VII., H. 1., S. 76.

unschwer, daß sie ein Vaterimago geheiratet hat und daß bei ihr eine starke Bindung an ihren Erzeuger bestanden haben muß. Frau Bauer hat ferner darauf hingewiesen, daß die übrigen Säcke im Ballon als Sandballast aufzufassen seien. Kommt darin vielleicht die analerotische Komponente zum Vorschein, die ja auch sonst im Charakter der Hausfrau nicht fehlt? Sie wurde als sehr exakt geschildert und ihre Psychose wurde erstmals ausgelöst durch die physische und moralische Unsauberkeit von betrunkenen Schornsteinfegern, die ihre Wohnung beschmutzten. Während der Krankheit war sie gegen den Mann, der als Lokomotivführer ebenfalls ein rußiges Handwerk betrieb, beständig sehr feindselig eingestellt, und erst unmittelbar nach seinem Tod hatte ihr Leiden sich zu bessern angefangen.

Bei dem Erfinder Messer geht die Vorliebe für Maschinen auf die ersten Kinderjahre zurück, wo er sich damit vergnügte, das Räderwerk alter Schwarzwälderuhren auseinanderzunehmen. Wir wissen aus der Analyse von ähnlichen Kinderspielen, daß dahinter die sexuelle Neugier nach dem Bau des menschlichen Körpers, besonders des Mutterleibes steckt. Seine früheste Erinnerung ist die lustbetonte an warme Bäder, in die er von der Mutter gesteckt wurde, wenn er sich mit seinen Exkrementen beschmutzt hatte; seine erste und einzig patentierte Erfindung, ein hydraulischer Widder, dessen Prinzip ein im Wasser schräg auf und ab bewegter Trichter, durch den die Flüssigkeit im Strahl emporsteigt. Wahrscheinlich hat ihm seine Mutter im Bad zum Zeitvertreib einen solchen Trichter zugesteckt. Dazu kommt das Spiel mit dem eigenen, Strahlen erzeugenden Genitale. Daran knüpfen später Projekte von gigantischen, das Meer überbrückenden Schiffen und Eisenbahnen. Sicher ist auch die Pilgerfahrt übers Meer zum heiligen Grab, die der Mann später unternommen hat, von diesen Reminiszenzen mit determiniert. Seine Liebschaften, die meist junge Mädchen betrafen, blieben auffallend platonisch. Eine von ihrem Mann geschiedene Geliebte mit mehreren unehelichen Knaben, bei der er den früheren Gatten durch seine Potenz zu überbieten versprach, und an die er das sonderbare Ansinnen stellte, an ihren Brüsten saugen zu dürfen, wie er das bei seiner Mutter getan zu haben sich mit Vergnügen erinnerte, ist sicher als Mutterimago anzusprechen. Sie sollte nach seiner Behauptung das einzige Weib sein, mit dem er sexuell verkehrte. Das Ver-

hältnis erwies sich somit als Inzest und die eigenartige Todesart, mit der er sich bedachte und seine Umgebung in Schrecken versetzte, indem er eine Dynamitpatrone in seinem Munde explodieren lassen wollte, könnte als Selbstbestrafung dafür, d. h. als eine nach oben verlegte Kastration erklärt werden. Aus dem Ödipuskomplex läßt sich auch der von ihm begangene Mordversuch an einem Fabriksnachtwächter, dem er den Schlüssel zum Kassenschrank raubte, deuten. Während der zwölfjährigen Haftstrafe, die ihm dies Verbrechen eingetragen hatte, war sein Erfinderwahn ausgebrochen. Indem er sich durchs Zellenfenster in ein in der Nähe beobachtetes Bauernmädchen verliebte, fühlte er einen warmen Strom vom Herzen zum Kopfe fließen, eine himmlische Stimme sprach ihm das weichste Herz der Welt zu, weich wie ein Milchfluß, und er erfand darauf Apparate mit feuerloser Dampfheizung, mit besonderen elektrischen Strömen, die sowohl Licht als Wärme spendeten, bei denen durch den elektrischen Strom das Quecksilber in den Röhren erwärmt und ausgedehnt und durch den Luftstrom eines Ventilators wieder abgekühlt und zum Fallen gebracht, also ein Perpetuum mobile in Gang gesetzt wurde. Sie sehen auch hier, wie eng die Erfindungsphantasie mit dem ganzen Wahnsystem im Zusammenhang steht und ihre Wurzel im Sexuellen hat. Eine Sonderstellung nimmt bei Messer die Erfindung eines kugelförmigen Einradvelos mit einem darin sitzenden Knaben oder Manne, der es durch seine Rumpfbewegungen und sein Gewicht in Bewegung setzen kann, insofern ein, als hier nicht das väterliche Genitale, sondern die Gebärmutter mit ihrem beweglichen Inhalt wohl den Ausgangspunkt der Idee geliefert hat. Der Knabe, der die Herkunft seiner ihm zahlreich nachfolgenden Geschwister und glücklichen Konkurrenten an der beneideten mütterlichen Milchquelle sicher erriet, wünschte sich als Häftling an diesen Ort wunschlosen Glückes zurück.

Der letzte Erfinder endlich, Moor, zeichnete ein Perpetuum mobile von Zylinderform, bestehend aus sechs zu zwei Paaren angeordneten Walzen, die durch Stahlfedern aneinandergepreßt und in Rotation gesetzt werden sollten. Für große Kraft befinde sich zudem an der Basis eine aus zwei kugelförmigen Bomben bestehende Luftpreßvorrichtung. Aus der recht konfusen Beschreibung ist hervorzuheben, daß der Apparat an jedem Rad,

auch an jedem Velo angebracht werden könne, daß er in jeder Lage wirksam sei, daß der Mechanismus aus sogenannten kreislaufend zusammenhängenden Kraftpolypen bestehe. Außer Rolle, Wellrad und Schraube komme bei dem System auch endloser Keil, Hebelarm und schiefe Ebene zur Anwendung, was man bei den bisher konstruierten Maschinen unterlassen habe. Bei dem Hebelsystem sei der Weg der Kraftübertragung eine Schlangenlinie. Jeder Kraftempfänger sei auch ein Kraftabgeber. Alle diese Linien verlaufen auch in entgegengesetzter Richtung, weil selbstverständlich zwei benachbarte, ineinander wirkende Bestandteile wie Ruder sich drehen. Die Grundidee, den Überwindungspunkt für den Kreislauf zu finden, liege in der von ihm gefundenen Quadratur des Kreises, welches Problem man bisher vergeblich zu lösen versucht habe usw. Er erklärte, er habe in Gedanken ein Wagenrad auf dem steif ausgestreckten Arm hängen gesehen und dabei die Idee bekommen, es müßte auf jeden Punkt des Rades ein solcher Hebel wie sein steifer Arm wirken, damit es dauernd im Gang bleibe. Es ist wohl kaum zweifelhaft, daß wir in dem steif ausgestreckten Arm, dem Grundgedanken der Erfindung, eine Verlegung nach oben vor uns haben.

Dem in Exzessen aller Art, nicht zum wenigsten in Venere, vorzeitig gealterten und impotent gewordenen Manne sollte das beständig kraftabgebende, aus sechs Walzen zusammengekuppelte zylindrische Perpetuum mobile die geschwundene Potenz ersetzen. Die beiden Bomben mit komprimierter Luft an der Basis des Apparates erinnern uns einerseits an die kraftspendenden, kugelförmigen Gewichte des Erfinders König, andererseits an die Giftgasbomben Birklers. Es fehlt somit auch hier der analerotische Zusatz nicht. Darauf, daß das Interesse für geometrische Probleme, wie die Quadratur des Zirkels, aus sexuellen Quellen gespeist wird, ist in der psychoanalytischen Literatur schon mehrfach hingewiesen worden.

Wenn wir die kurz skizzierten sieben Fälle unserer Erfinder vergleichend zusammenstellen, so nimmt der zweite, Birkler, mit seinem stark ausgesprochenen analerotischen Charakter, der uns auch die Erklärung für seine Erfindungen liefert, eine gewisse Sonderstellung ein. Aber auch bei anderen fehlt ein starkes Interesse für die Exkremente nicht: Luise B. beginnt den Reigen ihrer Verbesserungsvorschläge mit einem geruchlosen Nachtstuhl und

einer Reformhose für unreinliche Kranke; Lina Maler erklärt das Gefäß zum Aufsaugen für Urin und Stuhl für eine Hauptsache und den wichtigsten Punkt an ihrem Kinderballon; Frau Bauer sondert ihre Ballastsäcke in solche mit Geld und solche mit Sand; Moor hat an der Basis seines Apparates Bomben mit komprimierter Luft.

Nur in einem Fall, beim Einradvelo Messers, führt uns die Deutung auf den mütterlichen Uterus als Ausgangspunkt der Konstruktion zurück.

Sonst werden uns vorwiegend Maschinen vorgeführt, die in erster Linie als Darstellungen des männlichen Genitales aufzufassen sind. Sind es bei König hauptsächlich die Testes, die in den überall vertretenen Gewichten seinen Maschinen Kraft verleihen, so haben wir es bei dem Quecksilberröhrenperpetuum Messers und dem aus Walzen zusammengekuppelten Zylinder Moors wohl ebenso sicher mit einer symbolischen Darstellung des membrum virile zu tun wie bei dem Sporn im Bachbett der Luise B., dem übermannsgroßen Kinderballon Lina Malers und dem Glühbirnenballon Frau Bauers. Wenn wir aus der Größe dieser Bildungen den Schluß ziehen, daß er der Penis des Vaters ist, der die Phantasie erregt und beschäftigt hat, so sind wir auch dazu durch die sicher nachgewiesenen inzestuösen Bindungen der betreffenden Kranken vollauf berechtigt. Halten wir ferner zusammen, daß sich Luise B. mit der Verbesserung von Aufzügen beschäftigt hat, daß sich im Kinderballon der Lina Maler eine Art Aufzug für die Kinder befindet, daß König von einem elektrischen Aufzug im Hohlraum der Strafanstaltsmauer fabuliert und daß Frau Bauer sich selbst zu dem Männchen in dem Ballon aufsteigend hineinphantasiert, so erinnert dieser gemeinsame Mechanismus an die sogenannten Spermatozoenträume, über welche Silberer[1] berichtet hat, die in Parallele zu setzen seien mit den Vorstellungen primitiver Zeitalter von der Beschaffenheit des Samens, der aus kleinen Menschlein bestehen soll, die im erigierten Glied emporsteigen. Er schreibt diesen Vaterleibsphantasien als Hauptbedeutung den Wunsch zu, das gegenwärtige Leben los zu sein, d. h. noch in jener Zeit sich befinden, wo das Leben in dieser Form noch nicht vorhanden war.

---

[1] Jahrbuch für psychoanalytische Forschungen, Bd. IV, S. 141.

Alle Erfindertätigkeit, auch die sogenannte normale, tendiert nun zur sei es auch noch so partiellen Verbesserung und Erneuerung der bestehenden Lebensverhältnisse. Die an unseren Wahnkranken festgestellten Mechanismen haben unzweifelhaft auch für die erfolgreichen, nicht paranoiden Erfinder Geltung. Wir erinnern beispielsweise an die Form von Zeppelins starrem und Parsevals halbstarrem Lenkballon. Diese glücklicheren Genossen unserer Schizophrenen unterscheiden sich von diesen vor allem dadurch, daß es ihnen gelang, ihre Ideen mit rastloser Energie zu verwirklichen.

Wie beim ausgewachsenen Fötus der Zusammenhang mit der Mutter nur noch durch die Nabelschnur besteht und auch dieser schließlich überflüssig wird, wenn die völlige Reife erreicht ist, so läßt sich bei diesen gelungenen Erfindungen die innige Verbindung mit dem übrigen Ideenkomplex ihrer Schöpfer am Ende nicht mehr nachweisen, während das bei den halb ausgereiften Früchten unserer kranken, paranoiden Gehirne noch leicht möglich ist. In diesen Föten spiegelt sich oft die ganze Vergangenheit mit ihren Haupterlebnissen deutlich wieder.

Es ist sicher kein Zufall, daß die zwei einzigen unserer Erfinder, die ihre Phantasien zu verwirklichen vermochten, Lina Maler und Rosa Bauer, auch den vollen Anschluß an die Realität des Lebens wieder gewonnen haben. In anderer Weise versuchte ihn Messer zu erlangen, indem er resolut alle seine Erfindungen als „Bruch“ erklärte, d. h. zu dem reduzierte, was sie ursprünglich waren, zu Hirngespinnsten.

Wir dürfen daraus unseres Erachtens auch für gesunde und neurotische Projektenmacher einen therapeutischen Wink folgern, nämlich den, daß es auch für diese zwei Wege zweckmäßiger Erledigung gibt: den aktiven, stärkenden der Verwirklichung und den passiven, aber oft einzig möglichen des Verzichtes. Sache des Psychagogen wird es sein, aus Veranlagung und Kräftezustand die Chancen des einen oder anderen zu ermessen.

Sie haben gehört, daß die Mehrzahl unserer Erfinder mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen ist und kürzere oder längere Haftstrafen erlitten hat. Bei den einen ist während dieser der Erfinderwahn ausgebrochen, bei den andern hat der Drang, die Erfindungen zu verwirklichen, zu betrügerischen oder diebischen Delikten und damit zur Inhaftierung geführt. Jene hat die Einsamkeit und das Schweigegebot gezwungen, hinabzusteigen in die

Tiefen des eigenen Ichs und da scheinbar längst begrabene Jugendträume zu neuem Leben zu erwecken, bei diesen haben sich solchen Träumen soviele Erlebnisse von frühester Kindheit an assimiliert und hat sich darauf soviel Affekt konzentriert, daß überwertige Wahngebilde entstanden, neben denen die Realität mit ihren Forderungen verblaßte und vernachlässigt wurde.

Und diese Ähnlichkeit unserer Erfinder mit anderen Verächtern der Wirklichkeit, mit den Mystikern, führt uns wieder zum Ausgangspunkt unseres Themas zurück, zum centrum naturae oder Naturrad Jakob Böhmes, das sich in Ewigkeit dreht im beständigen Inqualieren der sieben Saftgeister und so den ganzen Kosmos in Bewegung hält. Ist das nicht auch ein Perpetuum mobile, wie diejenigen unserer sieben Paranoiden auf sexueller Symbolik basierend? Und wenn wir einen Unterschied zwischen den beiden Typen statuieren wollen, so ist es der, daß der vorwiegend aktive Erfinder das schaffen möchte, was der mehr passive Mystiker nur zu schauen begehrt: Die Genitalien seiner Erzeuger in allmächtiger Tätigkeit begriffen!

Wir resümieren:

Die Produkte der schizophrenen Erfinder erweisen sich als Teile ihres Wahnsystems, wie dieses auf unerledigten psychosexuellen Konflikten basierend. Sie lassen sich als Regressionen auf infantile Zeugungs- und Geburtstheorien analysieren, die nach Freud[1] zu einer Zeit gebildet werden, wo das Kernproblem noch unverdrängt ist. (Über Psychoanalyse. Fünf Vorlesungen. 4. Auflage, S. 52.) Dementsprechend sind inzestuöse Bindungen oft ausgesprochen. Die Gestalt und Funktion des väterlichen Genitales sind bevorzugtes Objekt. Gewisse Einzelheiten verraten verstärkte analerotische Interessen.

Die Erfindungen stehen in symbolischer Beziehung zu affektbetonten Erlebnissen aus dem ganzen Leben des Erfinders. Daher rührt ihre überwertige Bedeutung für diesen und der starke Drang zu ihrer Verwirklichung, der selbst vor kriminellen Handlungen nicht zurückschreckt.

Experimentelle Studien zur Psychoanalyse.[1]

Von Dozent **Dr. Felix Deutsch** (Wien).

Meine Herren! An einer Stelle seiner Vorlesungen über Psychoanalyse hebt Freud hervor, die Psychoanalyse sei eine Wissenschaft, deren Bestimmung es ist, einst auf ihr organisches Fundament gestellt zu werden. Unternimmt man den Versuch, diese Aufgabe auf Grund der bekannten Tatsachen zu lösen, so stößt man auf unübersteigbare Schwierigkeiten, die nur durch Spekulation überwunden werden können. Man merkt bald, daß auf beiden Seiten der Boden noch nicht reif ist, um diese Verbindung herzustellen und muß sich bescheiden, erst Stück um Stück mühselig herbeizuschaffen, die das Fundament bilden sollen.

Wir sehen nun drei Möglichkeiten vor uns, diesem Endziel experimentell näherzukommen und ihm gewissermaßen vorzubauen. Zum ersten, indem man organische Veränderungen in den innersekretorischen Drüsen setzt, vor allem in den Generationsorganen, und die Folgeerscheinungen auf die Gesamtpersönlichkeit studiert, die vorher nach analytischen Grundsätzen festgestellt worden war. Die ersten Ansätze und Gelegenheiten dazu haben sich durch die von Steinach inaugurierten Verjüngungsversuche und die Hodenimplantationsversuche Lichtensterns ergeben. Bei diesen Eingriffen in den Sexualstoffwechsel könnten die resultierenden Veränderungen im Libidohaushalt mit den übrigen veränderten Einstellungen zu den Sexualobjekten mit Recht mit den gesetzten organischen Veränderungen in Einklang gebracht werden. Dieser aussichtsreiche Weg ist, wie wir am letzten Kongreß gehört haben, von Dr. Federn beschritten worden. Wie

[1] Vorgetragen in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 31. Jänner 1923.

weit dieser Weg psychoanalytischen Erkenntnissen förderlich sein wird, kann erst die Zukunft lehren. Die zweite Möglichkeit, dem zukünftigen Ziel näherzukommen, liegt in der Richtung, die durch die Arbeit Ferenczis und Hollós' über die Psychoanalyse der paralytischen Geistesstörung gewiesen wurde.[1] Hier können die bekannten Veränderungen im Zentralnervensystem mit den körperlichen Begleitsymptomen und die psychoanalytisch aufgeklärten psychischen und geistigen Störungen in einen kausalen Zusammenhang gebracht werden. Auch dieser Weg bringt uns dem früher erwähnten Ziele näher. Ein Seitenweg führt zu einem Arbeitsfelde, auf dem indirekt derselbe Endzweck erreicht werden wird. Das ist die Analyse organischer Krankheiten. Die dritte Möglichkeit, um experimentell das Problem zu fördern, scheint nun darin gelegen, nicht organische, sondern psychische Veränderungen zu setzen und die organischen und psychischen Folgeerscheinungen festzustellen. Wieso ich zur Ansicht komme, daß dieser Weg überhaupt Aussicht auf Erfolg verspricht, soll später ausgeführt werden. Im folgenden soll jedoch nur ein kleiner Ausschnitt aus den Ergebnissen derartiger Versuche mitgeteilt und dabei weniger Gewicht auf die Darlegung der Veränderungen im organischen gelegt werden. Vielmehr sollen einige bekannte psychische Mechanismen illustriert werden.

Bevor ich auf diese nicht gleich verständliche Wahl der Methode eingehe, soll von vornherein festgestellt werden, daß die folgenden Ausführungen scheinbar von dem klaren, erprobten Weg der klassischen Psychoanalyse abweichen. Das kommt aber daher daß die Untersuchungen, die hier mitgeteilt werden sollen, einer Arbeit über psychophysische Kreislaufmechanismen[2] entnommen sind und daher ursprünglich nicht für diesen Kreis bestimmt waren, daß aber die Art der Ergebnisse mich verleitet hat, einen Teil derselben hier auf gut Glück als analytische Kunstprodukte vorzubringen.

Die Rekonstruktion des psychischen Aufbaues organischer Störungen, gleichgültig, ob es sich um organische Krankheiten

---

[1] Beiheft V dieser Zeitschrift. (Internat. Psychoanalytischer Verlag, 1922.)

[2] Deutsch und Kauf: Psychophysische Kreislaufstudien, II. Mitteilung. Über die Ursachen der Kreislaufstörungen bei Herzneurosen. Zeitschrift für experimentelle Pathologie, 1923.

oder „Organneurosen“ handelt — denn jede organische Krankheit ist doch schließlich eine Neurose im kleinen — zeigt immer wieder, daß die Entstehung der organischen Symptome wie auch der Sinn und die Absicht dieser Symptome denselben psychischen Quellen entspricht, wie die psychischen Symptome einer Neurose, und daß jene letzten Endes ebenso auf eine Libidostörung zurückzuführen sind wie die letzteren. „Die Darstellung des Beweises für die Absicht der Symptome kann nun,“ wie von Freud an einer Stelle seiner Vorlesungen über Psychoanalyse beklagt wird, „nicht leicht erbracht werden; da müsse die eigene Erfahrung dafür eintreten oder der Glaube, der sich in diesem Punkte auf die übereinstimmenden Angaben aller Psychoanalytiker berufen könne.“ Dazu will sich nun die Mehrzahl der zu Belehrenden nicht gerne bequemen. Wie man aber immer, wenn man nachgiebig ist, vom eigenen Weg abweichen muß, so führt der Versuch, eine solche Belehrung anschaulich vorzunehmen, auf Abwege — zur Hypnose. Die eigentliche Psychoanalyse hat zwar erst mit dem Verzicht auf die Hilfe der Hypnose eingesetzt und dadurch so klare Erkenntnisse erzielt; dennoch war zu erwarten, daß auf diesem Wege vielleicht Neues für die Psychoanalyse sich ergeben wird.

Bei dem Vorsatz nun, den Sinn der organischen Symptome, „die Eindrücke und Erlebnisse, von denen sie ausgehen und die Absichten, denen sie dienen,“ zu veranschaulichen, erschien es mir am leichtesten, das „Woher“ der Symptome ad oculos zu demonstrieren.

Das „Woher“ eines Symptoms läßt sich nun in Eindrücke auflösen, die notwendigerweise einmal bewußt waren und seither durch Vergessen unbewußt geworden sind. Es war also notwendig, Eindrücke einwirken und wieder vergessen zu lassen. Dazu gab es nun keine andere Methode als die Hypnose. Die Symptombildung konnte man dabei ruhig der Versuchsperson überlassen; denn bei jedem Erlebnis, das nicht bewältigt werden kann, wird ein Teil ins Organische konvertiert. Welches Organ sich zu Worte melden wird, war ja durch die vorhandene Organbereitschaft von selbst vorher bestimmt.

Ich suggerierte also der Versuchsperson ein eindrucksvolles Erlebnis in der Hypnose, z. B. einem Mediziner, der kurz vorher bei der Histologieprüfung durchgefallen war, er sei wieder beim

Rigorosum, er solle den histologischen Bau des Haares schildern, er habe jedoch keine Ahnung, bitte den Prüfer um eine zweite Frage, die ihm dieser verweigere, worauf er unbarmherzig wieder durchgefallen sei. Darauf wird vollkommenes Vergessen des Ereignisses suggeriert, jedoch der posthypnotische Auftrag gegeben, auf ein bestimmtes Zeichen das zu empfinden, was das Medium, natürlich ohne mein Wissen, während der Prüfung in der Hypnose empfunden habe. Die Empfindung, die reproduziert werden sollte, entsprach also keiner Suggestion, sondern ist als das Resultat eines endopsychischen Prozesses zu werten, für den das Erlebnis den Anlaß bildete. Das suggerierte Erlebnis ist, anders ausgedrückt, etwa einem psychischen Implantate zu vergleichen, dessen Einheilung, Einwirkung auf die Umgebung, Veränderung oder Ausstoßung beobachtet wird. Wurde nun im Wachen das verabredete Zeichen gegeben, z. B. die scheinbar unabsichtliche Benützung eines Taschentuches, so wurde der Pseudoprüfungskandidat unruhig, griff sich an den Kopf und klagte über heftige Kopfschmerzen. Jedesmal, wenn das Zeichen erschien, traten die Kopfschmerzen auf und verschwanden wieder mit der Entfernung des Zeichens. Dabei konnte die Versuchsperson keine Auskunft geben, warum er die Beschwerden empfinde. Ein anderes Medium ließ ich z. B. in der Hypnose erleben, wie sie sich frisch und fröhlich auf einem Ausflug befinde; plötzlich breche ein Gewitter aus, Stockfinsternis trete ein, Regen überrasche sie, Donner, Blitz rings um sie. Sie suche sich vergeblich zurechtzufinden und verirre sich im Walde. Schließlich geht natürlich alles wieder gut aus. Im Wachen war nun folgende Reaktion: Das Zeichen. Darauf greift die Patientin zum Herzen. Auf Befragen gibt sie an, einen Schmerz in der Herzgegend zu verspüren. Diese Empfindung müsse sie schon einmal gehabt haben, aber sie könne sich nicht erinnern bei welcher Gelegenheit. Ein solches déjà senti, wie man es nennen könnte, ein Ausbleiben der Erinnerung bei gleichzeitiger Organempfindung, kann auch sonst zuweilen beobachtet werden. Es ist ohne Zweifel ein Analogon zum déjà vu. Nur handelt es sich beim déjà vu eigentlich nicht um eine Empfindung, sondern, wie Freud bemerkt, eher um ein Urteil, und zwar ein Erkennungsurteil. Solche körperliche Empfindungen wecken nun oft ein Erinnerungsgefühl, das der eintretenden Erinnerung vorausgehen kann, das sogar geradezu zum Auftreten gewisser

Erinnerungen notwendig ist. Es gibt Menschen, bei denen, wenn sie sich gegen auftauchende Erinnerungen wehren, wenn sie verdrängen, wenn sie das Bewußtwerden einer unbewußten Phantasie verhindern, organische Sensationen auftreten, die dann als Dauersymptome festgehalten werden können. Ein großer Teil von Krankheitssymptomen ist ursprünglich dieser Natur. Aber nicht auf diese soll hier angespielt werden. Gewiß haben die meisten Erinnerungen visuellen Charakter, doch gibt es ebenso Auditifs und Moteurs. Ich kenne einige Menschen, deren Erinnerungen oft von Geruchssensationen begleitet, ja durch diese erleichtert werden.

Bei dieser Patientin, bei der die Herzempfindung an Stelle der Erinnerung auftrat, war nun nicht nachzuweisen, ob sie wirklich während des suggerierten Erlebnisses irgendwelche Sensationen in der Herzgegend gehabt hatte, da sie darüber in der Hypnose keine Auskunft gegeben hatte. Das déjà senti hielt jedoch nicht lange an. Aber nicht weil die Erinnerung an das Erlebnis auftauchte, sondern es wurden von dem Medium verschiedene andere Ereignisse angegeben, in denen sie solche Empfindungen gehabt haben will. Wie weit solchen Angaben im allgemeinen überhaupt Glauben beizumessen ist, wie weit es sich dabei um einen Verschiebungs- und Entstellungsprozeß handelt, wie schnell dieser Prozeß vor sich geht, darauf soll noch später eingegangen werden.

Nun war an diesen Empfindungen noch etwas anderes Auffälliges. Sie äußerten sich wohl zeitweilig nur im Körperlichen, sei es in Kopfschmerzen oder Herzsensationen oder Leibschmerzen mit deutlichem Darmkollern. Sie waren jedoch fast immer von einer sichtbaren Unruhe und Erregung begleitet. Steigerten sich diese psychischen Sensationen bis zur Angst oder Unheimlichkeit, so blieben dann die Angaben über körperliche Symptome aus.

Wie war es nun mit dieser Angst bestellt? Der Auftrag hatte z. B. gelautet: „Wenn ich mein Taschentuch herausziehe, werden Sie dasselbe empfinden, wie während des Erlebnisses, werden aber vom Erlebnis nichts erinnern können.“ Ich habe also das nachgeahmt, was im wirklichen Leben mit affektvollen Erlebnissen vor sich geht. Die Erlebnisse, die nicht oder nicht genügend abreagiert werden, werden vergessen, unterliegen der Verdrängung und der zu ihnen gehörige Affekt wird in Angst umgewandelt.

Wenn ich also das Erlebnis nicht erinnern, jedoch die dabei vorhandenen Empfindungen bewußt werden ließ, so nahm ich selbst die Abspaltung des Affektes vor. Nun könnte man meinen, daß die bei dem gegebenen Zeichen auftretende Angst das Maß des bei dem Erlebnis gebildeten Affektes wiedergeben würde. Beobachtete man nun das Medium während des Angsterlebnisses in Hypnose, wobei die Veränderungen an den Gefäßen und am Herz registriert wurden, so mußte man erstaunt sein, um wie viel größer die Angst — nicht in der Hypnose — sondern im Wachen bei der Exposition des Taschentuches war. Die Angst, die sich hier entwickelte und die sich mit der Dauer der Einwirkung des erblickten Taschentuches immer mehr steigerte, war nicht mehr die Angst, die das Individuum bei dem angstvollen Erlebnisse erlebt hatte, sondern diese Angst hatte die gesamte Angstbereitschaft mobilisiert, die je nach der psychischen Konstitution sich manchmal bis zum Angstanfall steigerte. Über das Motiv der Angst konnten die Untersuchungspersonen natürlich keine Auskunft geben. Es war nur erstaunlich, wie selbst die schwerste Angst mit einem Schlag verschwand, wenn das Taschentuch wieder eingesteckt wurde.

Nur nebenbei möchte ich hinzufügen, daß die Medien auch darüber sich keine Rechenschaft geben konnten, daß es jedesmal das Taschentuch war, — dem sie übrigens keine besondere Aufmerksamkeit schenkten, — das ihre Angst initiierte. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß der Zusammenhang zwischen dem Anblick des Taschentuches und der vorhandenen Angst den Untersuchungspersonen bewußt war. Nur lehnten sie es bewußt ab, eine Verbindung mit einem so nebensächlichen Umstand anzunehmen. Genau so wie im Leben die Patienten mit nervösen Organstörungen gewöhnlich angeben, es seien die nebensächlichsten Umstände, die ihre Beschwerden auslösen: ein an einem unrichtigen Ort liegender Gegenstand, ein hingeworfenes Wort, kurz alles, was an die verdrängte Erinnerung rührt, ob es nun ursprünglich im Zusammenhang mit dem Erlebnis war oder auch nicht. Ebenso erwies es sich im Experiment als irrelevant, ob ein Taschentuch, das später die Empfindungen ekphorierte, im Erlebnis eine Rolle gespielt hatte.

Im Intervall nun benahmen sich die Versuchspersonen nicht nur nicht ängstlich, sondern vollkommen ruhig, ich möchte sagen

ganz unneurotisch. Man könnte sich nur wundern, wieviel Restangst im scheinbar unneurotischesten Menschen vorhanden ist.

Einem solchen Angstdurchbruch, wie er in diesen Versuchen durch den Anblick des Taschentuches ermöglicht und demonstriert werden kann, verdanken eine Unmenge von Krankheitssymptomen ihre Entstehung, nur werden von den Patienten Ursache und Wirkung meist verwechselt. Sie meinen, sie hätten den angstvollen Zustand infolge der Krankheit, inzwischen haben sie die Krankheit infolge der Angst, natürlich cum grano salis. Daß es gelingen kann, so mächtige Angstentwicklungen, die keineswegs dem Erlebnis äquivalent sind, im hypnotischen Experiment hervorzurufen, dürfte dadurch erklärlich sein, daß man durch die infantile Einstellung zum Hypnotiseur, die ja die Voraussetzung des Gelingens der Hypnose ist, eher den Quellen der Angst näher kommt und ihre Mobilisierung erleichtert.

Weniger analytisch wie rein medizinisch ist es nun interessant, daß in gewissen Fällen der posthypnotische Auftrag scheinbar nicht angenommen worden war. Jedoch, wie sich bald herausstellte, nur scheinbar. Denn in diesen Fällen stellten sich die Veränderungen in der Herztätigkeit genau so prompt für den objektiven Nachweis ein, wie während des Erlebnisses, wenn auch die Patienten selbst auf Befragen angaben, keine Angst zu empfinden. Sie wurde gewissermaßen unterdrückt, wobei auch scheinbar die Veränderungen am Herzen nicht empfunden wurden.

Ich möchte mich nun einem anderen Punkte zuwenden. Es ist allgemein analytische Ansicht, daß, wenn ein verdrängtes und vergessenes Erlebnis richtig und vollkommen erinnert und entsprechend abreagiert werden kann, kein Anlaß zur Symptombildung aus dem Verdrängten im Unbewußten mehr vorhanden ist, daß also damit das Symptom verschwinden müßte. Daraus ergibt sich ja auch als therapeutische Notwendigkeit, die Erinnerung der verdrängten Erlebnisse möglichst zu fördern.

Bevor ich nun die Versuche einer Nachahmung eines solchen Erinnerungsprozesses anführe, glaube ich vorher einem Einwand begegnen zu müssen, der sich von selbst aufdrängt, daß nämlich das Erlebnis in der Hypnose eigentlich nicht wörtlich als vergessen gilt, da es ja jederzeit mit Erlaubnis des Hypnotiseurs erinnert werden kann, daß es sich also nicht im Unbewußten befinde, sondern daß nur die Assoziationskette, die zur Erinnerung führt, durch die

suggerierte Vorstellung des Nichterinnernkönnens unterbrochen ist, daß also das Erlebnis die Bewußtseinsfähigkeit vollkommen beibehalten habe, es sich also höchstens im Vorbewußten befinde.

Nun konnte schon Bernheim zeigen, daß die Erinnerung eines Ereignisses in der Hypnose meist nur stückweise vor sich geht, was darauf hinweist, daß die Anteile des suggerierten Erlebnisses einer Bearbeitung unterliegen, die unabhängig vom Einfluß des Hypnotiseurs vor sich geht. Es läßt sich nun nachweisen, daß an dem Erlebnis ebenso der Prozeß der Entstellung, Verdichtung und Verschiebung vor sich geht, wie im wachen Zustande, ja daß dieser Prozeß mit einer Schnelligkeit vor sich geht, den man an den Erlebnissen des Wachzustandes kaum verfolgen kann. Ja, man kann das implantierte Erlebnis gar nicht rasch genug dem Vorstellungsleben des Individuums entreißen, ohne den Zersetzungsprozeß an den affektwirksamen Gebilden verhindern zu können. Man muß geradezu besondere Maßregeln ergreifen, um das unveränderte Substrat des Erlebnisses wiederzugewinnen, man muß das Erlebnis förmlich mit Schutzsuggestionen umgeben, um es gegen die psychischen Abwehrkräfte zu schützen, die die nicht ichgerechten Anteile des Erlebnisses ins Unbewußte verschleppen wollen. Es ist also der vorerwähnte Einwand nur zum geringen Teile stichhältig, denn der Prozeß, der im hypnotischen Zustande zum Vergessen führt, ist mit allen seinen Folgeerscheinungen fast identisch mit dem im wachen Zustande.

Kehren wir nun zum Ausgangspunkt zurück. Es wurde also der Versuchsperson der posthypnotische Auftrag gegeben, vorerst beim Anblick des Taschentuches wieder nur erinnerungslose Empfindungen des Erlebnisses zu reproduzieren, dann aber beim Fallenlassen des Tuches volle Erinnerungsfähigkeit für das Erlebnis zu besitzen.

Ich hatte also z. B. folgende Suggestion gegeben: Einen Patienten, von dem ich wußte, daß in der Gefangenschaft an ihm eine Operation seiner Hämorrhoiden vorgenommen worden war, ließ ich in der Hypnose die ganze Operation, die ehemals ohne Narkose vorgenommen worden war, wieder erleben: wie er am Operationstisch liege, alle Vorbereitungen mit den Instrumenten mitansehe, wie der Operateur den glühenden Thermokauter anlege, den Knoten entferne und die Nähte setze. Während des Erlebnisses waren deutliche, wenn auch mäßige, objektive Zeichen der angstvollen Erregung am Herzen nachzuweisen. Nach dem Erwachen trat

auf das gegebene Zeichen geringe Unruhe mit Herzsymptomen auf. Nun wurde das Taschentuch fallen gelassen. Sofort prompte Erinnerung ohne besondere Angst, das heißt der Patient gibt auf Befragen, was er jetzt denke, an, es falle ihm die Operation in der Gefangenschaft ein, die er dann ruhig erzählt. Bei neuerlicher Exposition des Tuches bleiben richtig die psychischen und organischen Symptome aus. Das wäre der einfachste Fall. Keineswegs der gewöhnliche. Suggeriert man nämlich ein bereits einmal wirklich erlebtes, wenn auch ursprünglich mit Angst einhergegangenes Ereignis, das aber bereits vollkommen bewußt und genügend abreagiert ist, so sind sowohl die posthypnotischen Reaktionen unausgiebig, als auch keine besondere Notwendigkeit einer Abwehr gegen die Erinnerung gegeben. Es erfolgt dieselbe auch gewöhnlich fast affektlos.

Anders stellt sich die Sache dar, wenn einerseits das Erlebnis neuartig ist, andererseits an gewisse Komplexe rührt. Besondere Erfolge konnte man sich daher versprechen, wenn man aus analytischer Überlegung die Erlebnisse möglichst unheimlich gestaltete, also an infantile Komplexe, an den Kastrationskomplex rührte, wenn man eventuell im Erleben Beziehungen zum Tode, zur Allmacht der Gedanken anklingen ließ.

Schon bei der Patientin, der das Walderlebnis suggeriert wurde, war eine Variante im Erinnern zu bemerken. Beim Fallenlassen des Taschentuches meint sie lächelnd, sie erinnere sich an einen Ausflug nach K r i e g l a c h, auf dem sie sich beim Erdbeerenpflücken verirrt hatte und infolge eines Gewitters fast nicht nach Hause gefunden hätte. Damals erkannte ich noch nicht die Erinnerungstäuschung, sondern war überzeugt, ich hätte zufällig ein wirkliches Erlebnis suggeriert, was ja bei der Alltäglichkeit des Erlebnisses nicht unmöglich gewesen wäre. Erst später erkannte ich, daß hier die ersten Spuren der Entstellung aufgetreten waren. Auch in diesem Falle erfolgte übrigens die Erinnerung spielend und nach der neuerlichen Exposition des Taschentuches blieben psychische und organische Störungen aus.

Lehrreicher verlief schon der nächste Versuch. Von einer Patientin wußte ich, daß sie eine besonders zärtliche Bindung an die Mutter hatte, daß sie sich um sie immer ängstlich besorgt zeigte, andererseits auch die Mutter die schon erwachsene Tochter nicht aus den Augen ließ. Ich suggerierte also einen gemeinsamen

Ausflug. Sie, die Tochter sei vorausgeeilt. Plötzlich an einer Wegkreuzung blicke sie zurück und sehe die Mutter nicht. Sie eile zurück, finde sich jedoch nicht zurecht; sie glaube, die Mutter ängstlich rufen zu hören; wieder bricht Gewitter, Finsternis, Blitz und Donner herein, sie stolpere, falle, suche sich zu erheben, doch habe sie sich am Fuß verletzt, so daß sie nur mit Mühe gehen könne; im Dunkel glaube sie mit einem Male einen Schatten neben sich zu bemerken, vor dem sie zu entkommen trachte, dabei verliere sie ihre Tasche und das Taschentuch, sie eile zurück, um das Taschentuch zu suchen, da raschle es im Gebüsch, sie wende sich nach einer anderen Richtung, gerate noch mehr vom Wege ab, bis sie plötzlich eine Lichtung sehe, der sie zueile. Inzwischen läßt das Gewitter nach, sie erreicht die Lichtung und sieht mit Freuden auf der anderen Seite aus dem Walde die Mutter kommen. Nach dem Erwachen beim Herausziehen des Taschentuches, wie erwartet, heftigste Angstreaktion mit Herzbeklemmung — bedeutend heftiger als in der Hypnose — die sich mit der Dauer der Exposition beträchtlich steigert. Nun wird das Tuch fallen gelassen. Es tritt die Erinnerung an einen Ausflug mit einer Gesellschaft ein, die sie auch namentlich nennen kann. Weiter nichts. Das Taschentuch wird wieder fallen gelassen. Nun erinnert sie sich, daß damals ein Gewitter gewesen sei, daß sie ein Taschentuch verloren habe, auch schließlich, daß sie die Gesellschaft verloren, aber später wieder gefunden habe. Alles dies fällt ihr nur allmählich ein, stockend, zögernd, mit großer Unruhe. Mehr erinnert sie sich auch vorläufig nicht trotz Wiederholung des Zeichens. Nun trat folgende Merkwürdigkeit auf. Als nach dieser partiellen Erinnerung das Taschentuch — ohne Fallenlassen desselben — also das ursprüngliche Zeichen, gegeben wurde, trat heftigstes Angstgefühl, Herzklopfen und Darmunruhe auf, für die wieder keine Ursache angegeben werden konnte. Auch die bisherige Erinnerung, die ich ihr neuerlich ins Gedächtnis rief, wurde nachträglich doch nur als ein möglicher Zusammenhang mit der Angst akzeptiert. Jedoch auch beim neuerlichen Versuch war wieder nur das unbestimmte Angstgefühl vorhanden. Erst allmählich, bei hartnäckiger Wiederholung des Erinnerungszeichens, belebte sich die Erinnerungsspur. Zuerst meinte sie, sie müsse schon nach Hause, die Mutter warte. Dann drückt sie ihre Verwunderung aus, daß sie zu erzählen vergessen habe, daß die Mutter beim Ausflug

mit gewesen sei und schließlich bricht die ganze Erinnerung durch mit vielen Details, die sie dem Erlebnis hinzufügt. Der gewöhnliche Taschentuchversuch löste hierauf keine Reaktion mehr aus.

Suchte ich nun dem Verdrängungsversuch bei einer anderen Patientin mit ähnlichem Erlebnisinhalt vorzubeugen, indem ich den strikten posthypnotischen Auftrag gab, es werde der Patientin vollkommen unmöglich sein, auf das gegebene Zeichen nicht zu erinnern, es werde die ganze Erinnerung, voll und ganz, sofort, mit einem Male auftreten, sobald das Taschentuch zu Boden falle, so erfolgte auch wirklich bei der ersten Anregung durch das Experiment die unveränderte Erinnerung, aber sie wurde hastig, wie automatisch, ohne Affekt, ich möchte sagen, unverdaut wiedergegeben. Die Angstreaktionen auf den Anblick des Taschentuches blieben aber auch nachträglich vollkommen in gleicher Intensität aufrecht, als hätte sie nichts erinnert.

Es läßt sich das nur damit vergleichen, wenn man zum Beispiel einer neurotischen Patientin mit starkem Ödipuskomplex in der ersten Stunde sagen würde, sie habe ihre Symptome, weil sie in den Vater verliebt sei oder der Mutter den Tod wünsche. Die Symptome würden sich wahrscheinlich nicht um ein Haar bessern. Aber auch bei einer Aktualneurose bringt die Mitteilung des auslösenden aktuellen Erlebnisses für den Patienten nicht den geringsten Vorteil, wenn die Erinnerung nicht auf geregelten assoziativen Wegen vor sich geht. Solange nicht das verdrängte Material aus dem Unbewußten mit auftaucht, solange muß die Erinnerung ohne Einfluß auf die Symptome bleiben. Daher kann man mit Gewißheit annehmen, daß wenn mit einer Erinnerung das mit Sicherheit zugehörige Symptom nicht mitschwindet, wichtige Anteile sich noch in der Verdrängung befinden, natürlich abgesehen von anderen Gründen, die nicht hieher gehören, wie zum Beispiel das sogenannte „Leergehen" der Symptome.

Welcher Mittel sich oft das Unbewußte bedient um die Verdrängung zu schützen, respektive nicht preiszugeben, kann eine Beobachtung beleuchten, die ich bei einem anderen Erinnerungsversuch machen konnte, die ich ausführlicher schildern möchte.

Eine Patientin, die ich seit vielen Jahren kenne und die wegen Basedow und Magenblutung auf nachgewiesen neurotischer Grundlage in Behandlung gestanden war, die aber später außer neurotischen Herzbeschwerden keine psychoneurotischen Symptome

gezeigt hatte, wurde ebenfalls zu den Versuchen herangezogen. Ich wußte von der Patientin, die in prekären Wohnungsverhältnissen lebte, daß ihre siebzig Jahre alte Mutter, die bisher in Jugoslawien war, bei ihr seit kurzem wohne, weil die anderen Kinder sie nicht behalten wollten, wodurch der Patientin noch mehr räumliche Schwierigkeiten erwuchsen. Darob gab es oft Streit mit dem Manne, mit dem sie ohnedies nicht glücklich lebte.

Die Suggestion lautete: „Es ist Abend, Sie sind ganz allein zu Hause. Sie legen sich zu Bett. Es wird zehn Uhr, Sie löschen das Licht aus. Da klopft es an die Türe. Sie rufen zur Türe. Es antwortet eine unbekannte Männerstimme, er bringt eine Nachricht von der Mutter. Sie öffnen ihm. Sie gehen zur Türe, öffnen einen Spalt. Da zwängt sich der Mann bei der Türe herein. Vor Ihnen steht ein schwarz gekleideter, schöner Mann. Er sagt: „Ich komme aus Jugoslawien von der Mutter, die schwer erkrankt ist. Sie müssen gleich mit mir fahren, sonst kommen Sie zu spät; die Mutter könnte bis dahin schon gestorben sein. Ziehen Sie sich rasch an!“ Sie ziehen sich zitternd an, fragen, was denn eigentlich der Mutter fehle. Der Mann antwortet aber nicht darauf, meint nur, Sie sollen sich beeilen. Sie nehmen noch das Täschchen, wollen etwas Geld einstecken. Der Mann nimmt Sie aber bei der Hand und zieht Sie zur Türe. Sie sagen, Sie möchten noch Ihr Taschentuch nehmen. Er aber läßt nicht los, zerrt Sie noch weiter zur Türe. Sie wehren sich; da will er Ihnen das Täschchen entreißen. Sie rufen; Sie raufen um das Täschchen. Da, im letzten Moment kommt Ihr Mann gerade zur Türe. Der fremde Mann ist verschwunden. Sie sind froh und glücklich, gerettet zu sein, und erzählen Ihrem Mann das Abenteuer.“

Darauf folgen dieselben posthypnotischen Suggestionen wie in den früheren Fällen.

Ich brauche wohl nicht auf die Wunscherfüllungen hinzuweisen, die teils eindeutig, teils symbolisch in dem Erlebnis enthalten sind und die in den unbewußten Phantasien des Mediums wohl zu vermuten waren. Es war vorauszusehen, daß die Erinnerung nicht glatt vor sich gehen werde.

Auf die Exposition des Taschentuches erfolgen Klagen über Schmerzen in der Herzgegend; bei Wiederholung sagt sie, es se ihr unheimlich, sie habe Angst, Symptome, die beim Einstecken des Tuches glatt verschwinden. Nun wird das Taschentuch fallen

gelassen. Da erfolgt plötzlich eine Art hysterischer Anfall. Heftige Zuckungen der Glieder und des Kopfes. Die Erinnerung aber geht in Form einer Halluzination vor sich. Etwa folgendermaßen: Sie blickt zur Türe. „Hat es nicht geklopft? Ja, komm' schon! Bist schon da. Ich will nicht! Geh' weg. Die Mutter?" Da die Erregung heftig ist, stecke ich das Taschentuch ein. Patientin beruhigt sich. Darauf fragt sie, was das jetzt war, es sei ihr wie im Traum gewesen. Der Versuch wird dann fortgesetzt: Es tritt eine neuerliche Halluzination auf, aus der man entnehmen kann, daß sie glaubt, ihr Mann stehe neben ihr, der sie fragt, ob der andere schon weg sei. Im übrigen äußert sich die Abwehr gegen die auftauchende Erinnerung mehr in einer motorischen Entladung. Nach mehrmaligem Fallenlassen des Taschentuches ist dann alles vorüber und auch beim gewöhnlichen Reizversuch klingen rasch die organischen Symptome und die Angstgefühle ab. Alles erschien der Patientin nachher wie im Traum. An den Anfall konnte sie sich nicht genau erinnern. Nur, es sei ihr gewesen, als ob jemand geklopft hätte und hätte ihr die Nachricht gebracht, daß die Mutter krank sei. Sie fragt sogar nachträglich, ob nicht gerade ihr Mann hier gewesen sei. Bevor dann die volle Erinnerung auftritt, bringt sie Deckerinnerungen an zwei Todesfälle aus der letzten Zeit von ihr nahestehenden Personen, über die sie sich seinerzeit sehr aufgeregt hätte.

Ich glaubte diesen Fall hier ausführlicher anführen zu müssen, weil er eine experimentelle Illustration zur Genese des hysterischen Anfalles und der Halluzination liefert.

Damit bin ich am Schlusse angelangt. Ich möchte bemerken, daß es nur Illustrationen zur Psychoanalyse sind, die hier vorgetragen wurden. Die Untersuchungen sollten ursprünglich auch nur dem Zwecke dienen, einer nicht vorgebildeten Hörerschaft die Mechanismen zu demonstrieren, die bei der Entwicklung der Organneurosen mitspielen und gleichzeitig den Hörern, respektive Lesern einen Fingerzeig geben, welche ausschlaggebende Rolle das Unbewußte bei der Entstehung dieser Erkrankungen bildet. Ob die hier mitgeteilten Experimente die Möglichkeit bieten, das in der Einleitung erwähnte Problem irgendwie zu fördern, muß dagegen dahingestellt bleiben.

Mitteilungen.

Bemerkungen über Transvestitismus.[1]

Von Dr. med. **Felix Boehm**, Berlin.

Bei der Gründung der Poliklinik der Berliner Psychoanalytischen Vereinigung hegte ich lebhafte Zweifel, ob es möglich sein würde, Patienten durch eine psychoanalytische Behandlung zu heilen, wenn man sie nicht täglich und zudem jedesmal weniger als eine Stunde sprechen würde, da doch Analysen unserer Patienten, welche wir täglich eine Stunde bei uns sehen, eine so überaus lange Zeit bis zu ihrer Beendigung brauchen. Es freut mich nun von einem poliklinisch behandelten Patienten berichten zu können, welcher nach 102 Sitzungen, welche im Durchschnitt weniger als dreiviertel Stunden gedauert und nur jeden zweiten Tag stattgefunden hatten, auf seinen Wunsch mit meinem Einverständnis geheilt entlassen worden ist. Sein Leiden hat der 33jährige Patient auf meinen Wunsch in einem ausführlichen schriftlichen Bericht geschildert, welchen ich ohne jede Abänderung bringe:

„Schon im frühesten Kindesalter wendeten sich meine Blicke dem weiblichen Geschlecht zu. Es reizte mich, wenn junge Damen die Röcke rafften, wie überhaupt jeder Griff nach der Hinterpartie. Ganz besonderen Eindruck machte bei mir das Züchtigen mittels eines Rohrstockes auf das Gesäß. Diese Züchtigungsmethode wurde in meiner Schule in ausgiebigstem Maße angewendet. Auch ich mußte diese Strafe des öfteren erleiden. Wenn andere Knaben darüber anscheinend stillschweigend hinweggingen, so überkam mich ein Gefühl von Scham, Neid und Haß. Ich schämte mich vor dem weiblichen Geschlecht, ärgerte mich, daß die Mädchen nicht aufs Gesäß gezüchtigt wurden. Ich haßte das Lehrpersonal, insbesondere das weibliche, weil dieses auch uns Knaben auf das Gesäß schlug. Später dann machte ich die Wahrnehmung, daß die Mädchen eine stärkere Hinterpartie hatten, und es ärgerte mich um so mehr, daß dieselben nicht diese Züchtigungsmethode über sich ergehen lassen brauchten. Der Ärger hierüber fand insofern dauernde Nahrung, weil meine Erziehung ganz in den Händen meiner Mutter und meiner um fünf Jahre älteren Schwester lag. Letztere schien sich in der Rolle einer Erzieherin

[1] Nach einem am 30. Juni 1921 in der Berliner Psychoanalytischen Vereinigung gehaltenen Vortrag.

sehr wohl zu fühlen. Sie übte solchen Einfluß auf mich aus, daß ich ihr willenlos parierte. Wenn ich nun schon in der Schule das Gefühl hatte, daß Mädchen den Jungens viel voraus hatten, beziehungsweise in vieler Hinsicht Vorteile, so bestätigte sich das nach meiner Schulentlassung. Auch hier wieder ärgerte es mich, daß junge Mädchen gleich nach der Konfirmation in einer ganz anderen Atmosphäre leben und ihnen in bezug auf Kleidung, Umgang eine ganz andere Behandlung zuteil wurde, als gleichaltrigen Knaben. Ich war dann auch zufrieden, daß meine Eltern davon Abstand nahmen, mich ins Bureau zu schicken. Der Gedanke, daß ich hier einige Jahre ältere Mädchen oder schließlich sogar Gleichaltrige bedienen müßte, machte mich innerlich rasend. Ich mied somit das weibliche Geschlecht, sogar später, da andere junge Leute schon eine Braut hatten. Obwohl ich nun einen gewißen Haß auf junge Damen hatte, sah ich doch nach ihnen. Ich freute mich über ein hübsches Mädelgesicht, schön frisierten Kopf, gute Manieren, Koketterie und hätte so ein Weib an mich drücken und küssen mögen. Aber leider mußte ich empfinden, daß mich alles dieses nicht reizt, wenn nicht derartige junge Damen gute moderne Kleidung, insbesondere enge Röcke trugen. Es bildeten sich nun Phantasien, in denen solche junge Mädchen, mit einem Rohrstock bewaffnet, Knaben und Jünglinge auf das Gesäß schlugen. Durch diese Phantasien stellten sich zuerst Erektionen, dann Pollutionen ein. Später, als ich durch „Belehrung“ die Onanie kennen lernte, frönte ich derselben fast täglich. Ich suchte die Einsamkeit, benutzte jede Gelegenheit des Alleinseins. Dann bekleidete ich mich mit den Röcken meiner Schwester, raffte die Kleider, sah mir Modenblätter an, kasteite mich selbst auf das Gesäß und onanierte. Die furchtbaren seelischen Erregungen, die Angst, bei dieser Prozedur von meinen Angehörigen einmal überrascht zu werden, steigerte meine Nervosität fast bis zum Wahnsinn. So mußte ich damit brechen; nur ungern, jedoch ich tröstete mich in der Phantasie es billiger zu haben. Wenige Versuche, mich sexuell natürlich zu betätigen, scheiterten. In diesen Phantasien zeigte sich das Weib nur als Herrscherin. Der Krieg tat hierin auch sein übriges, indem die Frau an Stelle des Mannes trat und es fügte sich oft, daß die Frau, beziehungsweise das Mädchen, Vorgesetzte der hiergebliebenen Männer wurde. Es brachte mich jedoch nichts mehr in Erregung, wie ein Zeitungsbericht vor ungefähr einem Jahrzehnt. Darin wurden die skandalösen Zustände in der Zwangserziehungsanstalt Mielczin geschildert. Hier wurden die Zöglinge bei den geringsten Vergehen von Aufsehern, ja sogar von den Anstaltsgeistlichen bestialisch geschlagen. Über 50 Hiebe mit einem Male, bis zu 200 Hieben an einem Tage. So lauteten die fettgedruckten Überschriften der einzelnen Abschnitte. Und dies alles oft in Gegenwart der Anstaltsschwestern. Es herrschte am Erscheinungstage dieses Berichtes großes Hallo in Berlin. Ich selbst nahm mit gemischten Gefühlen hiervon Notiz. Einesteils weidete ich mich, andernteils empörte ich mich an diesen Vorgängen. Was in meinem Seelenleben vorging, daß auch dieser Artikel von dem weiblichen Geschlecht gelesen wurde, wie ich dies in der Straßenbahn wahrnahm, vermögen Worte nicht zu schildern. An diesen Begebenheiten fanden meine Phantasien reichliche Nahrung. Im Geiste befand ich mich in

dieser Anstalt. Die männlichen ‚Erzieher' sehe ich durch weibliche ersetzt. Sehe Klassenzimmer mit Zöglingen von 12 bis 18 Jahren, unterrichtet von jungen Damen im Alter von 16 bis 25 Jahren in eleganter, raffinierter, enger Kleidung, insbesondere der Röcke, schön frisiertem Kopf, hohen Stiefelabsätzen, üppigem Busen, echt weiblichen Bewegungen, kokett, ironisch, höhnisch. Diese Weiber üben einen nicht zu bekämpfenden Terror auf die Zöglinge aus. Insbesondere wenden sie die im Eingange meiner Ausführungen erwähnten Züchtigungsmethode an. Während die Zöglinge mit ihrem behiebten Gesäß schmerzerfüllt sich auf die harte Bank niedersetzen, nehmen die Lehrerinnen mit ihrem wohlgenährten, gepflegten Körper auf einem Kissen Platz. Die Zöglinge sind unterernährt. Mitunter dürfen letztere ihren Platz nicht einnehmen, sondern müssen nach erlittener Strafe frei stehend mit nach vorn zusammengefaßten Händen die Schmerzen ertragen, um zu verhindern, daß sie durch Bewegung oder Reiben des betreffenden Körperteils sich Linderung verschaffen. Größere Vergehen, wie Desertation, Aufreizung und dergleichen werden mit Disziplinarstrafen geahndet — 25 Hiebe — vom Anstaltsdirektor zu genehmigen. Diese Strafen werden im Beisein des gesamten weiblichen Lehrpersonals in hierzu besonders eingerichteten Räumen vollstreckt." Soweit der Bericht des Patienten.

In bezug auf seine Perversion habe ich hinzuzufügen, daß er die Verkleidung Jahre hindurch sehr häufig vorgenommen hatte; über sein Sexualleben ist noch folgendes nachzutragen: er hatte nie den Koitus ausgeführt, niemals, außer beim masturbatorischen Akt, eine sexuelle Erregung in der Form einer Erektion verspürt, auch nicht in den Armen seiner Braut, mit welcher er seit fünf Jahren verlobt war und mit welcher er vor ungefähr zwei Jahren mehrere Nächte zusammen geschlafen hatte. Die Zahl seiner Damenbekanntschaften war eine auffallend geringe; doch zeigte die Analyse daß er, ohne es zu wissen, in den letzten Jahren neben seiner Braut mehrmals in stattliche Frauen heftig verliebt gewesen war, ohne gewagt zu haben, sich ihnen zu nähern. Im allgemeinen hat er aber fast ausschließlich mit Männern verkehrt. Eine Zeitlang war er sogenannter „dienender Bruder" einer Frau-maurerloge. In bezug auf seinen Körper bot er einen auffallend engen Brustkorb und ein ungewöhnlich kleines Herz, ausgesprochene Schweißhände, einen spärlichen Haarwuchs und eine etwas hohe Stimme, auch war er ungewöhnlich schlecht ernährt.

Der fast ausschließliche Verkehr mit Männern ließ an latente homosexuelle Empfindungen denken; in der Analyse spielte die Homosexualität eine große Rolle; der Patient bestürmte mich gleich in den ersten Stunden mit heftigen Bitten, ihm doch immer wieder zu versichern, daß er nicht homosexuell sei, was er immer befürchtet habe; nichts sei ihm so eklig als der Gedanke an Homosexualität, auch aus Büchern habe er sich mit großer Befriedigung darüber vergewissert, daß er nicht homosexuell sei; dabei war er unter anderem auch an eine Streitschrift einer Frau, einer Laiin, gegen die Homosexuellen geraten; in derselben waren schwer glaubliche, angebliche Bedenken der Wortführer der Homosexuellen gegen den Umgang mit Frauen aufgezählt und zu zerstreuen gesucht, z. B. daß sie aus den Achselhöhlen

röchen, daß ihre Brüste stänken, ganz zu schweigen von dem Abscheu vor dem Genitale, — Bedenken, welche mein Patient sich charakteristischerweise ganz zu eigen gemacht hatte. Für die stark entwickelte homosexuelle Komponente seines Wesens spricht es auch, daß in seinen Träumen größtenteils, und im Beginn der Analyse fast nur Männer eine Rolle spielten.

Wenn wir uns den von dem Patienten selbst beschriebenen Geschlechtsakt betrachten, so finden wir außer der Verkleidung das masochistische und das autoerotische Moment stark betont; zu seinem Autoerotismus möchte ich bemerken, daß Patient sich stets nur selbst befriedigt hatte, weder zu Männern noch zu Frauen sexuelle Beziehungen gehabt hatte, auch sonst ziemlich isoliert dagestanden und nie eine engere Freundschaft, mit Ausnahme seiner Braut, gehabt hatte. Aufs engste im Zusammenhang mit dieser Erscheinung standen seine analerotischen Charakterzüge: er hatte es z. B. stets auf Grund bewußter Überlegungen und Berechnungen vorgezogen, sich für dasselbe Geld, welches Kollegen von ihm mit einem Mädchen im Café ausgaben, eine bestimmte Anzahl von Zigarren zu kaufen.

Selbstverständlich hatte er auch Schundschriften gegen die Onanie gelesen und dauernd vergeblich einen schweren seelischen Kampf gegen dieselbe geführt, war daher ständig deprimiert; ich glaube seine Unterernährung mit Recht mit dieser Depression in Zusammenhang bringen zu dürfen.

Ich komme nun auf das masochistische Moment des vom Patienten beschriebenen Sexualaktes zu sprechen. Aus Freuds Arbeit: „Ein Kind wird geschlagen“[1] wissen wir, daß der Masochismus als Umbildung aus einem ursprünglichen Sadismus entsteht.

Es nimmt uns daher nicht wunder, daß unser Patient sadistische Neigungen hatte; sehr bald zeigte es sich nämlich, daß er von anderen Phantasien nicht berichtet hatte, nämlich von den Phantasien, kokett angezogene Frauen mit einem Rohrstock auf das Gesäß zu schlagen, daß aber diese Phantasien ebenso häufig waren wie die masochistischen, natürlich auch in der Form, daß andere Männer Frauen schlügen, daß Mädchen in Instituten von Erziehern gezüchtigt würden.

Hinter diesen Frauen, welche ihn schlugen, beziehungsweise welche er schlug, verbargen sich die beiden Tyranninen seines Lebens: seine Mutter und seine ungefähr fünf Jahre ältere Schwester (andere Geschwister hat Patient nicht gehabt).

Die Mutter war eine ausgesprochen virile Frau, welche den nachgiebigen Mann vollkommen unterjocht hatte, so daß er eine Reihe von weiblichen Beschäftigungen ausführen mußte. Der Vater war Jahre hindurch „dienender Bruder“ einer Freimaurerloge gewesen. Zu ähnlichen Beschäftigungen hatte die Mutter den Patienten erzogen: er mußte bis jetzt am Morgen die Milch holen, die Fußböden waschen, was er, wie er voller Stolz berichtete, viel besser konnte als eine bezahlte Zugehfrau; er mußte Vorhänge anmachen, Staub wischen, Kaffee mahlen und kochen usf. Auf der anderen Seite verbot ihm die Mutter alle Spiele mit Knaben im Hof und auf der Straße;

[1] Intern. Zeitschr. f. Psa., V, 8.

dabei sekundierte ihr die Schwester, welcher die Mutter einen Teil der Erziehung übertragen hatte, so daß er geradezu aufatmete, als die Schwester nach ihrer Konfirmation in ein Geschäft eintrat; eine Erinnerung, auf welche er erst im Laufe der Behandlung kam, während er zu Beginn derselben der Schwester dankbar war für alle Liebe und Mühe; es hatte sich aber sehr bald gezeigt, in welch gespannten Beziehungen er zu seiner Schwester stand, welche in unverhüllter Eifersucht seine Braut überall zu schädigen versuchte. Dasselbe läßt sich über seine Beziehungen zu seiner Mutter sagen, welche die Braut auf Schritt und Tritt verfolgte; die Mutter hatte es veranlaßt, daß er seit dem vor wenigen Jahren erfolgten Tode des Vaters mit ihr in einem Zimmer schlief; auch hatte ihn die Mutter gelobt, weil er sich nicht mit Mädchen abgab; ihn oft vor den Folgen des außerehelichen Verkehrs gewarnt und oft über seine Verliebtheit geschimpft, wenn er den Versuch gemacht hatte, mit seiner Braut allein zu sein. Noch während der Behandlung machte ihm die Mutter jedesmal Vorwürfe und unterwarf ihn einem genauen Verhör, wenn er vom Dienst einige Minuten später nach Hause kam, als sie erwartet hatte.

Sein frühestes bemerkenswertes Erlebnis, an welches er sich selbst nicht zu erinnern vermocht hatte, sondern welches ihm erzählt worden war, das er aber mit so viel Affekt erzählte, wie wenn er es noch ganz frisch in der Erinnerung hätte, war folgendes: Da er mit eineinhalb Jahren noch in die Hosen defäcierte, gab eine Freundin der Mutter dieser den Rat, ihn derartig zu verhauen, daß er diese Züchtigung sein Leben lang nicht vergessen würde, was dann auch mit seltener Brutalität von der Mutter vorgenommen worden sein soll; — ein Vorfall, welcher für die Entwicklung seiner späteren Analerotik und seiner Schlagephantasien von Bedeutung gewesen sein kann.

Während zu Beginn der Behandlung sein unterdrückter Haß gegen seine Mutter und Schwester und seine Liebe zum Vater eine große Rolle spielten — was wohl ein allgemeiner Zug der Homosexuellen sein dürfte — begann sich nach kurzer Zeit in einer großen Anzahl von Träumen, in denen verhaßte Vorgesetzte eine Rolle spielten, sein Haß gegen mich und seinen Vater zu zeigen, d. h. sein normaler Ödipuskomplex, welcher aber hauptsächlich aus seiner Einstellung mir und seinen Vorgesetzten gegenüber erschlossen wurde, ohne daß die entsprechenden frühen Kindheitserinnerungen aufgedeckt worden wären.

Nach einiger Zeit der Behandlung veränderten sich die Phantasien des Patienten beim onanistischen Akt in der Richtung, daß er nicht mehr von ewig wechselnden Frauengestalten auf das Gesäß geschlagen wurde, sondern zu seinem großen Erstaunen von seiner Braut, einem sanften, ihm ergebenen, jüngeren Mädchen aus im Vergleich zu ihm untergeordneten sozialen Kreisen, von sympathischem Äußern; dieses Mädchen hatte er allmählich zu bestimmen vermocht, ihr Äußeres so zu verändern, daß sie dem Typus der ihn prügelnden Frauen ähnlich geworden war; auch tyrannisierte und beherrschte er sie vollkommen. Sein ganzes Verhalten ihr gegenüber war also ein direkt entgegengesetztes zu dem, wie es in seinen onanistischen Phantasien zum Ausdruck kam: also in Wirklichkeit sadistische Betätigung seinerseits einem Mädchen gegenüber, in sexuellen Phantasien masochistisches Erleben durch dasselbe Mädchen.

Ich hatte dem Patienten zu Beginn der Behandlung durchaus keine schnelle Heilung in Aussicht gestellt, ihm von einer baldigen Heirat abgeraten; trotzdem beharrte er auf seinem Plan, bald heiraten zu wollen, da er es seiner Braut versprochen hatte und die Bekannten und Verwandten von diesem Plan wußten. Trotz meines Abratens überraschte er mich nach einiger Zeit mit der Mitteilung, daß er nach wenigen Monaten heiraten wolle; er begann mit großem Eifer alle Hochzeitsvorbereitungen zu treffen, wobei er unter Überwindung großer Schwierigkeiten ein neues Schlafzimmer anschaffte (also von den Betten der Eltern absah). Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er wohl längere Zeit hindurch ohne eheliche Vereinigung würde leben müssen. Zu meinem Erstaunen teilte er mir mehrere Tage nach der Hochzeit in der 101. Sitzung freudestrahlend folgendes mit: in der Hochzeitsnacht bekam er zu seiner Überraschung eine starke, langandauernde Erektion, so daß ihm sein Glied zu groß für ein Eindringen in die Scheide vorkam; trotzdem versuchte er in der folgenden Nacht eine Entjungferung, welche ihm ohne Schwierigkeiten gelang; ebenso der folgende Koitus, welcher ihm viel Freude machte; in der folgenden Woche verlebte er die denkbar glücklichsten Flittertage, wobei er die größte Freude nicht bloß im normalen Koitus ohne jede Perversion, sondern auch im Austausch von gegenseitigen Zärtlichkeiten empfand. Alle Bedenken gegen das weibliche Geschlecht, wie z. B., daß die Brüste stinken würden, hatten sich zu seinem großen Erstaunen als unwahr herausgestellt. Ebenso waren seine seelischen Relationen zu seiner Frau für ihn sehr beglückende; die Mutter hatte er stark in den Hintergrund gedrängt. Nach der zweiten Sitzung nach der Hochzeit entließ ich ihn glückstrahlend mit außerordentlich gehobenem Selbstgefühl; letzteres schon deshalb, weil er nun im Kreise der Kameraden nicht mehr zu heucheln brauchte, daß er den Koitus kenne. Die früheren von ihm zur Probe hervorgerufenen Phantasien wirkten zu seinem großen Erstaunen absolut nicht mehr erregend.

Eine eingehende Analyse seines Charakters hatte nicht stattgefunden; nur einmal machte ich ihn auf seine drei analen Charakterzüge aufmerksam, welche er mit süßsaurer Miene zugab. Ich habe von einer eingehenden Analyse seines Charakters abgesehen, weil eine solche ganz sicher außerordentlich lange gedauert hätte und er ja auch nichts anderes verlangt hatte, als von seiner Perversion geheilt zu werden. Die tiefen Schichten seines Unbewußten, wie z. B. infantile Geburtstheorien, blieben unberührt.

Soweit ich sehe, handelt es sich um einen Fall von latenter passiver Homosexualität mit ausgesprochener masochistischer Tendenz; hinter letzterer war ein starker, auf das schwesterliche, im Grunde genommen auf das mütterliche Gesäß gerichteter Sadismus versteckt: weil er die Mutter und Schwester nicht schlagen konnte, schlug er sich selbst im Kleide der Schwester.

Aus der Literatur über Transvestitismus ist mir nur das Werk von Magnus Hirschfeld: „Die Transvestiten (Eine Untersuchung über den erotischen Verkleidungstrieb)“[1] bekannt. Während der von mir geschilderte Fall deutliche Züge von passiver Homosexualität zeigte, betont Hirschfeld,

[1] Erschienen bei Alfred Pulvermacher, Berlin, 1910.

daß es sich meist um Individuen handelt, welche homosexuelle Empfindungen vollkommen leugnen. Zwischen dem Verkleidungstrieb und der Homosexualität bestünden nur . . . Beziehungen. Aber dieser Trieb sei ein Symptom einer selbständigen Varietät des Geschlechtslebens. Jedoch sagt Stekel in seiner Besprechung[1] des Hirschfeldschen Werkes mit Recht: „. . . Ich glaube aus dieser flüchtigen Umschau ergibt sich schon ein Material, das für Homosexualität spricht und zur genauen psychoanalytischen Durchforschung der Fälle auffordert." Als Beleg für diese Ansicht bringe ich einen Auszug noch aus einer Krankengeschichte aus Hirschfelds Buch:

„Von Haus aus vermögend, war er nach Paris gegangen, wo er alsbald als ‚Comtesse de Paradeda' die Rolle einer sehr eleganten jungen Dame spielte. Er gründete sich einen vornehmen Hausstand, hielt sich Dienerschaft, Equipage, sah viele Gäste bei sich, ohne daß jemand sein wahres Geschlecht ahnte. Da ereilte ihn sein Schicksal, indem er sich leidenschaftlich in einen schlichten deutschen Lehrer verliebte. Dieser war von der gewinnenden, geistsprühenden Art, vielleicht auch von dem Reichtum und der Liebe der Komtesse angezogen und verlobte sich schließlich mit ihr. Als er nach seiner Heimatstadt zurückkehrte, folgte sie (d. h. die angebliche ‚Comtesse de P.') ihm . . . Ihre Leidenschaft zu dem Lehrer nahm immer heftigere Formen an, sie ließ ihn nicht aus den Augen, verfolgte ihn mit grenzenloser Eifersucht und drohte, sie würde ihn töten, falls er das Verlöbnis lösen würde. Als er sich tatsächlich zurückzog, versuchte sie mit Gewalt in seine Wohnung einzudringen." So viel über die homosexuelle Triebkomponente der Transvestiten.

Der Sexualakt meines Patienten aus der Poliklinik bestand in einer Verkleidung und in einem masochistischen Akt. Wenn ich die von Hirschfeld beschriebenen siebzehn Fälle auf Masochismus hin ansehe, so findet sich zunächst wenig, was ja nicht verwunderlich ist, da es sich fast ausschließlich um oberflächliche Berichte von Patienten handelt, welche nur vom Gesichtspunkte der Verkleidungsneigung verfaßt worden sind. Immerhin findet sich bei sorgfältiger Lektüre eine überraschend große Menge von masochistischen Zügen bei den Fällen: I, II, III, IV, V, VI, XI, XII und XVII. Als Beispiel bringe ich einen kurzen Auszug aus der Krankengeschichte des Falles II:

„Ich fand öfters Gelegenheit, heimlich Damenkleider anzulegen und versuchte, mir die Ohrläppchen zu durchstechen. In meiner Einfalt ließ ich aber den frischgestochenen Wundkanal immer wieder zuheilen; ich schärfte mir daher die Haken der Ohrringe an und stieß mir solchergestalt die Ohrläppchen immer wieder von neuem durch, was ich wohl einige hundertmal getan haben muß. Weit entfernt, dies als Schmerz zu empfinden, verspürte ich stets ein derartiges Wohlgefühl dabei, daß ich mir einzig deswegen die Ohrläppchen durchstach, auch wenn ich keine Ohrringe zur Hand hatte" . . . „wobei es mir schmeichelte, wenn sie, d. h. die Mädchen, meine Ohrlöcher bemerkten und mir manchmal ihre Ohrringe hineinhängten. Dies ist für mich einer der höchsten Wollustmomente."

---

[1] „Zentralblatt", I. 1/2. Diese Besprechung Stekels ist, soweit mir bekannt, bis jetzt die einzige Arbeit über diese Perversion in der psychoanalytischen Literatur geblieben.

Diese Zahl von masochistischen Zügen der nicht auf diesen Zug hin befragten Patienten läßt mich zu der Annahme kommen, daß der Masochismus ein sehr häufiger Zug der Transvestiten ist. Dafür spricht auch die ungemein starke Schnürung der von Hirschfeld abgebildeten Transvestiten.

Was bedeutet nun Masochismus im Zusammenhang mit dieser Perversion? Ich glaube, ich kann das am deutlichsten machen, wenn ich einige Masochisten aus meiner Praxis schildere, bei welchen der Verkleidungstrieb nur wenig oder gar nicht ausgebildet ist:

Ein vierundzwanzigjähriger Patient war ausgesprochener Masochist, dem Leben gegenüber vollkommen passiv, fühlte sich ununterbrochen durch alle Menschen und Zustände „vergewaltigt". Mehrere Versuche zu koitieren bewiesen ihm seine vollkommene Impotenz. Wenn er onanierte, stellte er sich vor einen großen Spiegel und betrachtete seine rechte Wange mit verschiedenen Phantasien, in denen er sich als Mädchen fühlte; von diesen gebe ich folgende an:

„Ich bin ein hübsches junges Mädchen und werde von einem jungen Leutnant in Uniform mit den Knien festgehalten und mit den Armen umschlungen, so daß ich mich nicht rühren kann und in Intervallen auf die Wange geküßt."

Er bedurfte also des komplizierten Verkleidungsapparates nicht, um sich in die Rolle eines Mädchens, das von einem Manne vergewaltigt wird, hineinzuträumen. Zu Beginn der Analyse war seine „früheste" Kindheitserinnerung aus dem Alter von ungefähr sechs Jahren: er betritt am Morgen das Schlafzimmer der Eltern in der Weise, daß sein Vater zuerst seine rechte Wange erblicken kann; der Vater lächelt und sagte, „der Max hat heute aber frische Wangen!" Patient fühlte sich furchtbar beschämt und faßte den Ausspruch des Vaters in der Erinnerung als „Vergewaltigung" auf. Die Analyse ergab, daß er seine Wangen unbewußt mit einem weiblichen Genitale verglichen und das Lächeln des Vaters als begehrlich und lüstern aufgefaßt hatte; weiterhin, daß er ursprünglich die Mutter zärtlich geliebt, den Vater stark gehaßt hatte. Weil er später den Kampf mit dem Vater um die Mutter nicht mehr aufrechterhalten konnte, hatte er sich in eine passiv-homosexuelle und zugleich feminine Einstellung dem Vater gegenüber zurückgezogen, in welcher Vergewaltigungsphantasien eine große Rolle spielten. Eines Tages erzählte er mir folgendes: „Wenn ich ein hübsches Mädchen in Begleitung eines anderen Mannes sehe, begehre ich es besonders intensiv; da ich nicht imstande bin, es dem Manne abspenstig es zu machen, tritt in solchen Fällen bei mir der starke Wunsch auf, mit der Phantasie zu onanieren, daß ich dieses Mädchen bin, welches von dem Begleiter vergewaltigt wird." Es ist wahrscheinlich, daß die Phantasie, vom Vater vergewaltigt zu werden, auf dieselbe Weise zustande gekommen ist.

Ein anderer, ausgesprochen passiv-homosexuell empfindender Patient schildert mir seine jahrelang ausgeübte masochistische Betätigung folgendermaßen: „Ich lege mich auf das Bett (gewöhnlich das Bett der Mutter), entblöße das Gesäß bis auf das Hemd und schlage mit der flachen Hand oder einem Gegenstande, z. B. einer Bürste darauf, — immer spielen neue Eindrücke eine Rolle, ich fühle an meinen Gesäßteilen die Gesäßteile eines polnischen Mädchens (die Mutter stammte aus Polen), dann hebe ich das Hemd, etwa wie einen

Frauenrock, hoch; — schlage wieder, bemühe mich, auf das Gesäß zurückzuschauen, ob es rot ist, berühre es mit den Händen; besonders gefällt es mir wenn meine Haut glatt ist; zuweilen legte ich mich über einen Stuhl oder vor einen Spiegel, um die rote Färbung (welche ihn in späteren Einfällen an das weibliche Genitale erinnerte) besser zu sehen; bemühe mich, diesen Akt zu verlängern; schließlich schlage ich noch einigemal stärker. Ich empfinde Vergnügen und Schmerz zugleich; es erfolgt ein Samenausfluß."

Nach einer mehrtägigen Pause in der Analyse teilte er mir mit, daß er sich schriftlich zu analysieren versucht hatte; aus dem mitgebrachten Schriftstück teile ich folgende Bruchstücke mit:

„Teufel, ich will, daß man mich peitscht, die S . . . (eine Polin; ich erwähnte schon, daß die Mutter aus Polen stammt) peitscht mich, sie befiehlt unbarmherzig: ‚Lege dich hin, laß die Hosen herunter!' und peitscht mich; ich habe eine Erektion, aber ich hatte noch etwas anderes; jenes Weib schlagen? Die Schwarze? so daß mir das Gesäß zu schmerzen anfange und ich jeden Hieb so spüre, daß mein Gesäß mir schmerzte, die S . . . will ich auch peitschen, aber nicht so, Mutter. . . Über die S . . . will ich nicht grübeln, sie hatte im Traum (von der vergangenen Nacht) eine Bluse an, in tiefem Dekolleté, mit breiter, etwas rötlicher Brust, es schien eine Mannesbrust zu sein, etwa die eines Matrosen (Erinnerungen an Bordelle seiner Vaterstadt besuchende Matrosen spielten eine große Rolle bei ihm, hier erscheint die Mutter als Mann); auf den Schultern eine kleine Warze, wie bei meiner Mutter. Der Kleidung nach zu urteilen, eine Hure: ihr Gesicht ähnelt dem meiner Mutter; ich will sie küssen, sie gefällt mir und doch will ich nicht, heiraten, küssen, peitschen, sie mich, ich sie, die Photographie der Mutter hat auch diese zerwühlten Haare. . . Sie auf die Knie legen und daß sie so stehen und bitten soll, daß das Vergnügen länger dauert, — ich habe eine Erektion; eins, ein roter Striemen, zwei, sie schreit, ich schlage, — ein roter Strich noch, noch, das drittemal (die Erektion steigert sich) mit der Peitsche stärker, das Gesäß ist rot, sie windet sich, will herunter (eine Polin), ich halte sie, peitsche, schlage mit den Fäusten, den Stiefeln, küsse die Schultern, peitsche ad infinitum auch die Seitenpartien, sie umdrehen und koitieren, wo ist die Vagina? Diese Frau bin ich. Ich habe weibliche Züge."

Aus diesen Phantasien geht deutlich hervor, daß der Patient neben seinem Masochismus sehr starke sadistische Tendenzen hatte, daß diese sadistischen Tendenzen sich gegen die Mutter richteten, und daß die Mutter dazwischen in den Phantasien männliche Züge trug. Diese Phantasie ergänzte er nach einiger Zeit durch folgenden Einfall: „Zuweilen taucht in mir der Wunsch auf, das Gesäß einer Frau mit beiden Händen fest anzupacken; da ich mir diesen Wunsch nicht erfüllen kann, packe ich mich mit beiden Händen am eigenen Gesäß." Die weitere Analyse zeigte, daß es ihm unmöglich gewesen war, an die Existenz einer Vagina zu glauben, daß er sich infolgedessen einen Verkehr nur als coitus per anum vorgestellt hatte, daß das Schlagen auf das Gesäß den Koitus in der Phantasie ersetzen mußte; weiter, daß er ursprünglich die Tendenz gehabt hatte, die Mutter auf das Gesäß zu schlagen; — — in seiner zu Beginn der Analyse bewußten „frühesten" Kindheitserinnerung steht er

zusammen mit seiner Mutter nackt im Bade und versetzt ihr einen leichten Schlag auf das Gesäß, — — daß dieser Wunsch sich in den Wunsch verwandelt hatte, sich von der Mutter oder einer Ersatzperson derselben auf das eigene Gesäß schlagen zu lassen und daß er, da dieser letztere Wunsch von niemandem wie früher von den Mägden in seiner Kindheit, ausgeführt werden konnte, begonnen hatte, sich selbst auf das Gesäß zu schlagen, wobei er schlagende und geschlagene Person vereinigte.

Ich will versuchen, das Problem des Masochismus an einem weiblichen Fall zu beleuchten: eine ausgesprochen homosexuelle Frau kneift sich beim masturbatorischen Akt mit den Fingernägeln in die Schamlippen oder kratzt sich dieselben wund, und durchlebt dabei die Erinnerung an zwei Szenen, in denen sie als acht bis zehnjähriges Mädchen von ihrer Mutter mit einem Stock auf das entblößte Gesäß geschlagen worden ist. Bis zur Analyse und nach längerer Zeit derselben ging sie jeden Morgen in das Schlafzimmer, in dem die Mutter mit einem erwachsenen Bruder schlief, legte sich zur Mutter ins Bett und begann sie zu liebkosen. In der Analyse erkannte sie in dem Stock den im Unbewußten mit außerordentlicher Zähigkeit festgehaltenen Penis der Mutter, in der Züchtigung einen homosexuellen Akt. Hinter dem Interesse für die Mutter verbarg sich das Interesse für den verachteten Vater. Mit der fortschreitenden Analyse verwandelten sich ihre Masturbationsphantasien auf dem Umwege über andere Phantasien allmählich in die Phantasie von mir (dem Vaterersatz), koitiert zu werden, d. h. ihre Phantasie zu Beginn der Analyse war von einer Phantasie ausgegangen, welche den inzestuösen Verkehr mit dem andersgeschlechtlichen Elternteil zum Inhalt gehabt hatte.

Nach dieser Abschweifung auf das Gebiet des bei den Transvestiten eine große Rolle spielenden Masochismus kehre ich zu meinem Ausgangspunkt zurück und schildere noch einen Patienten mit ausgesprochener, jahrelang betätigter Verkleidungsneigung.

Derselbe hatte im Alter von fast vierzig Jahren noch nie den Koitus ausgeübt. Er schildert mir den mit einer Erektion begleiteten, vor einem Spiegel vorgenommenen Akt seiner Verkleidung in der Weise, daß das Anlegen des Korsetts, das Schließen aller Haken desselben, das Anlegen der engen Strumpfbänder, das Schließen aller Druckknöpfe, Haken und Knöpfe ihn besonders interessierten und erregten.

Zu Beginn der Analyse war seine frühere bewußte Erinnerung folgende: „Eines Abends, als die Eltern weggegangen waren, bat ich das Dienstmädchen, mir eines ihrer Kleider anzuziehen. Sie ging darauf ein und steckte mich in ein Kleid aus dunkelblauem bedruckten Kattun; das Kleid hatte eine lange Reihe Perlmutterknöpfe. Ich hatte ein wohliges Gefühl darin, wenn ich nicht irre, cum erectione. Dann bat ich sie, mich doch als unartiges Mädchen zu behandeln und in podicem mit der flachen Hand schlagen zu wollen. Auch das löste wollüstige Gefühle aus."

Wir sehen: hier ist die erste bewußt erinnerte Verkleidung schon mit einem masochistischen Akt verbunden gewesen. (Seine Mutter hatte ihm später von sadistischen Akten gegen andere Kinder erzählt, welche sich viel früher als jene Verkleidungsszene abgespielt haben sollen.) Auch er hatte eine große

Reihe von Phantasien gehabt, in denen er von Frauen schlecht behandelt, vergewaltigt wurde, von denen ich eine bringe:

„Ich selbst muß dauernd als Magd verkleidet auf einem Gut niedere Dienste leisten, in einem schlechten Zimmer wohnen, werde von den anderen Mägden und insbesondere von der Gutsherrin dauernd gedemütigt und schlecht behandelt.“ Andererseits zeigte er ausgesprochene sadistische Züge in seinen Phantasien.

Eine interessante Einzelheit aus seinem Leben ist wohl die Tatsache, daß er die erste gute Verkleidung in reiferem Alter mit der Erlaubnis und mit der Hilfe seiner Frau (also eines Mutterersatzes) vorgenommen hatte, daß ihm seine Frau zu den Garderobe- und Schmuckstücken hatte verhelfen müssen.

Nach mehrmonatiger Analyse berichtete er mir von folgendem Erlebnis: Vor einiger Zeit war ich mit meiner Frau in einem Hutladen, wobei mir ein bestimmter Hut auffiel; einige Tage später sah ich auf der Straße ein junges Mädchen, das meines Erachtens in dem Hut gut ausgesehen hätte; dazu suchte ich mir eine bestimmte Handbewegung vorzustellen; nachdem ich einige Zeitlang versucht hatte, mir die Vereinigung von Mädchen und Hut und Geste vorzustellen, sagte ich mir: „Diese Vereinigung findest du ja in Wirklichkeit doch nicht“ und empfand den Wunsch, selbst dieses Mädchen mit der Geste und dem Hut darzustellen. Da ihm das von ihm begehrte weibliche Wesen in der Realität unerreichbar zu sein schien, entstand in ihm der Wunsch, selbst dieses Mädchen darzustellen. Wir wissen ja aus zahlreichen Analysen, daß die eigene Mutter die ewig unerreichbare Frau ist.

Aus seiner Analyse teile ich folgenden Traum mit: „Auf einer hölzernen Brücke, die über einen dunklen Abgrund von erheblicher Tiefe führt, sitze oder kauere ich. Die Kleidung besteht aus einem weiten weiblichen Gewand von unbestimmtem Schnitt. Die Farbe ist hell, die Bekleidung des Oberkörpers ist etwa aus einem weißen, hellvioletten gestreiften Stoff, wie er vor Jahren für die Hemdblusen der Damen viel verwendet wurde. Von mir ausgehend, strömt ein heller, ziemlich breiter durchsichtiger Strahl einer Flüssigkeit in die Tiefe der Schlucht hinab: ein starkes Wohlgefühl ist spürbar.“ Dazu hatte er folgende Assoziation: „Der Stoff des Gewandes, namentlich des Oberteiles erinnert mich an einen Stoff, den meine Mutter vor einer Reihe von Jahren zu einer Bluse verwendet hatte.“ Es scheint also klar zu sein, daß mein Patient in diesem Traume die eigene Mutter darstellt, welche nach Art der Männer in einem weiten Bogen uriniert.

Zum Schluß noch folgende Mitteilung eines latent passiv-homosexuellen (und impotenten) jüngeren Mannes: „Seit meinem zwölften Jahr, vielleicht auch schon erheblich früher, interessierte mich das Korsett meiner Mutter; es bereitete mir ein Vergnügen zuzusehen, wie sie sich einschnürte. Zu dieser Zeit nahm mich meine Mutter noch in ihr Bett. Ich beschäftigte mich, während ich bei ihr lag, mit ihrem Körper, den ich in der Hüftgegend drückte, wobei ich mich heftig erregte, während ich ihre Brüste nicht berühren durfte. Später, als ich zu meinem Bedauern nicht mehr von meiner Mutter in ihr Bett genommen wurde, machte ich das gleiche Experiment bei mir selbst, d. h. ich schnürte mich mit einem Gürtel ein und drückte meinen Leib

möglichst mit gefüllter Blase und hatte dabei ähnliche Lustempfindungen wie bei der Mutter, wobei ich das Glied zwischen den Oberschenkeln preßte.“ — Wir sehen hier deutlich, wie infolge des Verbotes der sadistischen Betätigung am Körper der Mutter ein masturbatorischer Akt entstanden ist, welcher aus einer Mutterdarstellung (Gürtel-Korsett) und einer masochistischen Betätigung am eigenen Körper, bezw. sadistischen an der Mutterdarstellung besteht. — Auf dem Wege über die Verkleidung findet der unbewußte Wunsch nach dem inzestuösen Verkehr mit der Mutter seine Erfüllung.

Wenn ich nun das ganze, etwas weitläufige Material überblicke, so komme ich zu folgenden Schlußfolgerungen.

Es handelt sich bei den Transvestiten, soweit ich diese Erscheinung bei Männern studieren konnte, vorzugsweise um passiv-homosexuell[1] empfindende Männer mit starkem masochistischen Einschlag. Sie identifizieren sich bei den Verkleidungen mit den Frauen, bezw. der Frau, auf welche sich in ihrem Leben die ersten Wünsche gerichtet haben, d. h. mit der Mutter; in ihrem Leben hat die analsadistische Entwicklungsstufe eine große Rolle gespielt; ihre Wünsche in bezug auf die Mutter scheinen sich in sadistischer Weise auf das Gesäß derselben gerichtet zu haben; eine genitale Organisationsstufe haben sie fast gar nicht oder nur in geringem Maße erreicht; in ihren sexuellen, auf die Mutter gerichteten Forschungen, haben sie in bezug auf den Bau des Genitales derselben keine Klarheit erreicht, bezw. sind über die kindliche Annahme, daß die Mutter auch einen Penis habe, nicht hinausgekommen; infolgedessen stellen sie in ihren Verkleidungen die Mutter mit einem Penis versehen dar. Da sie die sadistischen, auf die Mutter gerichteten Triebe nicht haben ausleben können, ist bei ihnen der Wunsch entstanden, von Seite der Mutter, natürlich von Seite der Mutter mit einem Penis oder von einem Ersatz derselben, ausgehende Quälereien über sich ergehen zu lassen. Es scheint, wie wenn es dem Transvestiten erst in seiner Verkleidung möglich wäre, den masochistischen Akt über sich ergehen zu lassen. Bestimmend für diese Erscheinung könnte die Tatsache sein, daß der Knabe die ersten Züchtigungen der Mutter in einem Mädchenkleide erhält. Aber wesentlicher scheint mir folgender Vorgang zu sein.

Die erste Lust- und schmerzvolle Züchtigung erhält das Kind in frühestem Alter anläßlich seiner Erziehung zur Sauberkeit bei seiner analen Betätigung; in diesem frühen Alter überwiegt das anale Empfindungsleben. Die Züchtigung auf das Gesäß, meist durch die Mutter oder einen Mutterersatz, ist somit das erste sexuelle Erlebnis mit der Mutter. Die Fixierung an dieses erste Sexualerlebnis begünstigt später eine Umkehrung vom Erdulden sadistischer Züchtigung von Seite der Mutter in masochistisches Selbstzüchtigen in Mutterverkleidung. Der erste bewußte Wunsch, die Mutter auch züchtigen zu dürfen (Züchtigung-Sexualakt), ist dem Transvestiten in Erfüllung gegangen; in seiner Verkleidung ist er Mutter und Ich zugleich; schlägt die Mutter und wird zugleich von der Mutter geschlagen; folglich durchbricht er

[1] Ich spreche hier von latenter Homosexualität; wie sich das Problem bei bewußter Homosexualität darstellt, will ich in diesem Aufsatz nicht untersuchen.

immer wieder die Inzestschranke, indem er durch das Züchtigen der Mutter das erste sexuelle Erlebnis der Kindheit wiederholt.

Daß bei dem Verweilen auf der anal-sadistischen Stufe der Ödipuskomplex und der Kastrationskomplex eine große Rolle spielen, ist selbstverständlich; von einer Darstellung dieser Zusammenhänge habe ich absichtlich abgesehen; auch habe ich andere Erscheinungen, welche selbstverständlich bei den Transvestiten eine große Bedeutung haben, wie Narzißmus, aktiver und passiver Schautrieb und Fetischismus, absichtlich vollkommen vernachlässigt um das, was ich sagen wollte, nicht zu komplizieren und um eine Teilerscheinung des Transvestitismus dafür um so deutlicher herausarbeiten zu können.

Zur Lehre vom Persönlichkeitsbewußtsein.

Von **Paul Schilder.**

Der etwa 24jährige Patient steht wegen Schlaflosigkeit und wegen der Unfähigkeit zu regelrechter Tätigkeit in psychoanalytischer Behandlung. Er berichtet, daß er zur Zeit, als er die ersten Volksschulklassen besuchte, zwischen den nebeneinanderstehenden Betten der Eltern schlief. Der Vater kam zur Mutter und küßte sie. Der Patient hat auch den Geschlechtsverkehr der Eltern, von dem er allerdings keinen klaren Begriff hatte, beobachtet. Er kam sich hiebei wie unwirklich vor, als wenn er gar nicht er selbst wäre. Vater und Mutter erschienen ihm in einem anderen Lichte. Auch später hat er das „Ichbewußtsein“[1] zeitweise verloren. Er erinnert sich, daß er noch in der Volksschule die Vorstellung entwickelte, alle Menschen bildeten einen Körper. Dies drängte sich ihm auf wenn er sein „Ichbewußtsein“ verlor. Gleichzeitig kam aber der Gedanke, es mache gar nichts, wenn er auf den Kopf geschlagen werde, da er ja gar nicht er selbst sei.

Dieser Bericht des Patienten erfolgt an einem Tage, an dem er sich heftig über den Vater beklagte und Angst vor einer Kopfverletzung äußerte, welche ihn geisteskrank machen könne. Gleichzeitig waren Gedanken aufgestiegen, der Analytiker sei gegen ihn zu ablehnend. Er möchte dessen Frau verführen und der Analytiker könne ihn (Götz von Berlichingen).

Man muß annehmen, daß der Patient die Störung des Persönlichkeitsbewußtseins deshalb erlitt, weil er lebhaft gegen die Zuschauerrolle, welche ihm die Eltern aufnötigten, protestierte. Bemerkenswert ist aber, daß er, das „Ichbewußtsein“ verlierend, an dem Erleben der Eltern teilhat. Alle Menschen bilden ja einen Körper. Er identifiziert sich mit dem Vater — die Identifizierungstendenz mit dem Vater trat im Laufe der Behandlung eindringlich hervor — und wir dürfen den Gedanken, er wolle die Frau des Analytikers verführen, als unmittelbaren Abkömmling dieser Tendenz betrachten. Durch diese Identifizierung entgeht er gleichzeitig der Kastrationsgefahr. Denn hinter der Furcht, durch einen Schlag auf den Kopf den Verstand zu verlieren, war leicht Furcht vor der Kastration nachzuweisen, welche sich übrigens ganz unverhohlen in einer

[1] So der Ausdruck des Patienten.

Reihe von Träumen äußerte und sich auch in einer durch nichts begründeten Angst vor dem Erblinden darstellte.

Wahrscheinlich ist aber in jenem Momente eine passiv feminine Einstellung wach gewesen, welche sich ja gut verträgt mit der Kastrationsangst.

Der Patient beklagte sich ja auch, der Analytiker sei ihm gegenüber zu ablehnend. Er benahm sich diesem gegenüber wie eine verschämte Frau und zeigte auch sonst Anzeichen einer Identifizierung mit der Mutter. So gewinnt der Patient durch den Verlust seines Persönlichkeitsbewußtseins die Möglichkeit, sich mit Vater und Mutter zu identifizieren und der Kastration zu entgehen. So findet die sexuelle Erregung eine Ersatzbefriedigung, die sexuelle Erregung, die der Gesamtpersönlichkeit widerstreitet und ein volles Persönlichkeitserleben unmöglich macht.

Der Patient war ständig mit sich unzufrieden, er beobachtet sich fortwährend, ob er auch etwas leiste. Er schwankte zwischen herber Selbstkritik und maßloser Selbstüberschätzung. Er verlangte vom Analytiker immer wieder Urteile über seine Fähigkeiten. Er führte seine Krankheit zum Teil darauf zurück, daß sein Vater von ihm wenig gehalten hätte. Er habe ihm seine Überlegenheit ständig zu fühlen gegeben. Er vergleicht sich ständig mit seinem Vater und mißt sich an ihm und am Analytiker. Wenn der Patient schläft, hat er nun ständig das Gefühl, daß er sich selber anstarre und sein Gesicht vor sich habe. Dieses Gefühl hat er manchmal auch tagsüber, er sieht dann geradezu sein verzerrtes Gesicht vor sich. Er lokalisiert hiebei sein Ich bald in das anstarrende, bald in das angestarrte Gesicht. Von diesem Erlebnis hat er im Anschluß an einem Traum berichtet, der den Kampf zweier Könige zum Inhalt hatte. Er selbst war im Gefolge des einen.

Die scheinbare Ichverdoppelung im Schlafe beruht also auf der Selbstbeobachtung eines Menschen, welcher von sich selbst nicht befriedigt ist. Daß die selbstbeobachtende Instanz Abbild des Vaters ist, ist in diesem Falle ebenso unmittelbar feststellbar, wie daß sie Abbild des Analytikers ist. Der Kampf der zwei Könige ist sein Kampf gegen den Vater und gegen den Analytiker, mit denen er sich ständig mißt, mit denen er sich anderenteils identifiziert. Die Schlaflosigkeit, die ihn, wie er glaubt, verdummt, unfähig macht, erscheint wiederum als das Resultat des Kampfes zwischen ihm und dem Vater, sie hängt anderenteils auf das engste zusammen mit einer sexuellen Abstinenz, welche sich der Patient zum Teil deswegen auferlegt, weil er sein Genitale für zu klein hält.

Hier steht jene häufige Erscheinung, man beobachte sich selber im Halbschlafe und stehe vor sich im Zusammenhange mit einer Selbstbeobachtungstendenz, welche sich auf das Verhältnis zum Vater zurückführen läßt und letzten Endes das Ichideal, des Überich vertritt.

Vermerken wir, daß der Patient darüber klagt, seine Vorstellungen hätten an Farbigkeit und sinnlicher Lebhaftigkeit verloren; hierin ist er den Depersonalisierten ähnlich. Auch in diesem Symptom verneinte er sein Erleben und es ist erwähnenswert, daß er selbst der Onanie und der Schlaflosigkeit an dieser Veränderung schuld gibt. Wir erkennen, daß die Ersatzbefriedigung im Kastrationskomplex ihm die volle Zuwendung zu der Außenwelt verwehrt.

Experimentelle Wiederholung der infantilen Schlafsituation zur Förderung analytischer Traumdeutung.

Beitrag zur aktiven Therapie.

Von Dr. E. Hitschmann.

Vor vielen Jahren fiel mir an einem eigenen Traume auf, daß derselbe auf infantiles Material, den Bruder betreffend, regredierte, als wir, aufs Land gezogen, seit langen Jahren wieder zum erstenmal in einem Zimmer schliefen. Analoges konstatierte ich bei einer verheirateten Hysterika, die mit ihrer Mutter in einem Erholungsheim wieder wie einst das Schlafzimmer teilend, zum erstenmal in der Kur einen Traum träumte, der infantiles Material — orale Erotik im Zusammenhang mit der Mutter — bestätigte. Die Kranke litt an hysterischen Übelkeiten und Angst vor Erbrechen, wenn sie mit geliebten Männern zusammenkam. Als Mädchen hatte sie erfahren, daß der frühere Liebhaber der Mutter sich von seiner neuen Geliebten Fellatio machen lasse. Aus ihrer eigenen Kleinkinderzeit wurde erzählt, sie hätte einmal ihre Mutter so leidenschaftlich und andauernd auf den Mund geküßt, daß man sie gewaltsam abwehren mußte.

Der Traum lautet: „Ich liege zu Bett, die Mutter leckt mein Hemd innen unten ab. Ich bin verwundert und frage mich befremdet, wieso man so etwas tue. Die Mutter erklärt, so etwas könne schon vorkommen, ich sei nur eine schwache Frau. Ich sah dann einen bekannten jungen Mann, der dem seinerzeitigen Freund der Mutter ähnlich ist und der zugesehen hatte, schmatzend ein Butterbrot essen; ich wußte auch, daß die Mutter mit Appetit mitesse und war erstaunt, daß die beiden nach ‚so etwas' mit solchem Appetit essen konnten."

In einem weiteren Falle, bei einem impotenten Manne, erschien die homosexuelle (in der Kindheit wenigstens mit einem Kollegen effektive) Beziehung zum jüngeren Bruder, in Träumen, die geträumt wurden, als die beiden Brüder — durch geänderte Wohnungseinteilung nach dem Tode der Großmutter — durch kurze Zeit ausnahmsweise wieder in einem Zimmer schliefen. Ein besonders charakteristischer, die Homosexualität durch „Umkehrung" anzeigender Traum lautet:

„Ich lag mit meinem 25jährigen Bruder, der aber im Traum als kleiner Knabe erschien, Bett an Bett. Auf einmal war sein Bett fort, er hing kopfabwärts an meinem. Ich fuhr auf dem Boden knieend, mit meinem Gliede an seinem Mund hin und her. Er verwies mich, ich würde ihn aufkratzen."

Sollten sich ähnliche Beobachtungen mehren, so könnte die Technik der psychoanalytischen Therapie das experimentelle Zusammenschlafenlassen als aktiven Eingriff aufnehmen, der ein erleichtertes Regredieren auf Infantiles bedingen soll.

Daß ein im selben Zimmer oder Bett an Bett Schlafen zu sexuellen Betätigungen, Versuchungen oder doch Phantasien Anlaß gibt, ist genugsam bekannt. Es handelt sich also hier um „Träume von oben" (Freud), in denen es durch Reminiszenzen verdichteten Tageseindrücken gelingt, Verdrängtes aus der gleichen Vorzeit zu mobilisieren.

Bemerkungen zu Hermann Rorschachs „Psychodiagnostik".

Von **Ludwig Binswanger.**

Mit dem im vergangenen Jahr allzufrüh verstorbenen Hermann Rorschach hat die jüngere Schweizer Psychiatergeneration ihren schöpferischsten Kopf verloren. Nach mehrfachen Versuchen auf psychoanalytischem Gebiet (vgl. Zentralblatt f. Psa. II—IV) und ausgezeichneten Untersuchungen über die Psychologie, Ethnographie und Geschichte der religiösen Sektenbildung in der Schweiz (vgl. Schweiz. Archiv f. Neurol. und Psych. und 56. Protokoll des Vereines Schweiz. Irrenärzte) hat er in seinem zu einer selbständigen Psychodiagnostik ausgebildeten „Formdeutversuch" (1921) das eigentliche Feld gefunden, auf welchem er seine ausgesprochene naturwissenschaftliche Experimentierkunst, sein geniales Menschenverständnis, seine glänzende psychologische Dialektik und seinen scharfen logischen Verstand gleichermaßen betätigen konnte. Obwohl in dieser Zeitschrift bereits ein kurzes Referat über seine „Psychodiagnostik" erschienen ist (VIII, 1922, S. 362), erscheint es der Bedeutung dieser Arbeit angemessen, noch einmal auf sie und ihren Autor zurückzukommen. Zugleich sei auf zwei weitere Arbeiten zum selben Thema hingewiesen, nämlich auf die unter Rorschachs Leitung entstandene Dissertation von Behn-Eschenburg (Psychische Schüleruntersuchungen mit dem Formdeutversuch, Zürich, 1921), worin die früheren Ergebnisse glänzend bestätigt und erweitert werden, und auf das kürzlich von Oberholzer in der Bleuler-Festschrift (Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr., 82, S. 240) veröffentlichte Manuskript eines Vortrages, welchen Rorschach wenige Wochen vor seinem Tode in der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse gehalten hat. Der Vortrag, betitelt „zur Auswertung des Formdeutversuches für die Psychoanalyse", enthält die eingehenden Protokolle und deren Auswertung in einem von Oberholzer analysierten, Rorschach selbst völlig unbekannten Fall von schwerer Neurose. Die von Rorschach auf Grund des Psychogrammes gestellte „Blinddiagnose" hat die Persönlichkeit des Patienten nach Oberholzers eigenem Eingeständnis so treffend charakterisiert, wie es dem Analysator nach mehrmonatiger Analyse nicht besser hätte gelingen können! Dieser Vortrag bildet eine sehr wichtige praktische Ergänzung und Illustrierung der „Psychodiagnostik" und läßt Rorschachs Kunst, aus dem zahlenmäßigen Verhältnis der mannigfachen Faktoren des Versuches ein bis ins kleinste Detail ausgefülltes Bild der Versuchsperson zu gestalten, im hellsten Licht erscheinen.

Es ist ein hoher wissenschaftlicher Genuß, an Hand der „Psychodiagnostik" und des erwähnten Vortrages Schritt für Schritt zu verfolgen, wie sich unter dem geistigen Auge Rorschachs ein zunächst rein spielerisch anmutendes Experiment — das Deutenlassen von zufällig entstandenen, symmetrischen, teils mehrfarbigen Tintenklecksfiguren — zu einem äußerst subtilen wissenschaftlichen Instrument herausbildet, das die geheimsten Seiten der menschlichen Persönlichkeit ans Licht zu fördern und Problem über Problem aufzuwerfen und näher zu beleuchten vermag. Die experimentelle Psychologie, insbesondere die Psychologie der Gestaltwahrnehmung, die psycho-

logische Typenforschung und Konstitutionspsychologie, die Psychoanalyse und Psychiatrie, die allgemeine Psychologie und Methodologie, vor allem auch die „Psychologie der Person", sie alle sind irgendwie an diesem Experiment interessiert.

Nichts verrät die schöpferische Natur eines Forschers mehr, als wenn es ihm gelingt, mit einfachen Mitteln komplizierte Zusammenhänge aufzudecken und neue Probleme zu erschließen. Rorschach war eine solche Natur. Nicht nur einfach, geradezu primitiv ist das Rüstzeug, mit dem er experimentiert und mit dem er die Resultate denkend verarbeitet. Ein paar grobe assoziationspsychologische und mechanistisch-materialistische Begriffe und Schemata dienen ihm zur Grundlage für sein ganzes Gebäude. Keine Anregung und Anleitung von außen, keine Literaturkenntnis steht ihm zur Verfügung. Dafür ist aber sein ganzes Werk gekennzeichnet durch eine eiserne Konsequenz im Festhalten und Weiterverarbeiten des einmal Erreichten und durch eine dauernde strenge Rückbeziehung desselben auf die durch das Experiment sowohl als durch das Leben gewonnene Erfahrung. Rorschach verliert sich nie in den Wolken, er bleibt der anschaulichen Wirklichkeit immer auf den Fersen. Diese Wirklichkeit aber, das ist die menschliche Person, deren Kenntnis ihm wie wenigen zur Verfügung stand, und in deren Wesen sich einfühlen zu können, ihm wie wenigen vergönnt war. Wo andere nur Zahlen und „Symptome" sehen, da standen ihm sofort innere seelische Beziehungen und Zusammenhänge vor Augen. Schopenhauer hat einmal gesagt, „wo das Rechnen anfängt, hört das Verstehen auf": Rorschach hat immer noch verstanden, wo andere nur zu rechnen vermögen.

Rorschach hat uns sein Experiment hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Darstellung und Durcharbeitung in einer Form hinterlassen, die nicht zum wenigsten er selbst als unbefriedigend empfunden hat. Er gab die Unvollkommenheiten und Einseitigkeiten insbesondere seiner theoretischen Auffassungen gerne zu; denn auch das nötige Maß von Selbstkritik, das den echten Forscher auszeichnet, besaß er in hohem Grade. Nicht einmal darüber besteht Klarheit: ob es sich bei dem Versuch tatsächlich um ein „wahrnehmungsdiagnostisches" Experiment handelt, wie Rorschach glaubt, insbesondere dann, wenn man seinen eigenen Wahrnehmungsbegriff („Angleichung vorhandener Engramme an rezente Empfindungskomplexe") zugrunde legt. Ganz abgesehen davon, daß es sich hier vielmehr um eine (materialistische) Theorie der Wahrnehmung, statt um ihren Begriff handelt, weist schon die zur Versuchsanordnung gehörende Frage: Was könnte das sein? darauf hin, daß es sich vielmehr um die Prüfung der (optischen und kinästhetischen) Phantasie oder Imagination handelt, als um diejenige der Wahrnehmung. Und hier müßte wieder unterschieden werden, was Rorschach, der sich mit der modernen Psychologie zu seinem Leidwesen noch nicht hatte vertraut machen können, nicht tat, zwischen der Prüfung der sinnlichen (das heißt der Empfindungs- und Vorstellungs-) Inhalte oder Bilder einerseits, und der Prüfung der (wahrnehmenden, auffassenden, apperizipierenden und vergleichenden) seelischen

Akte andererseits. Indem er von Anfang an auch die Deutung der Kleksfiguren mit in Betracht zieht, hat Rorschach zwar anerkannt, daß hier auch ein über die schlichte Wahrnehmung hinausweisendes Moment vorkommt; aber auf Grund einer kaum haltbaren Definition, welche zugleich phänomenologische, psychogenetische und hirnphysiologische Merkmale enthält, stellt er Deutung und Wahrnehmung völlig auf eine Stufe (Deutung der Zufallsfiguren = Wahrnehmung, bei der die Angleichungsarbeit zwischen Empfindungskomplex und Engramm so groß ist, daß sie intrapsychisch eben als Angleichungsarbeit wahrgenommen wird). Dadurch wird sowohl der Unterschied zwischen wirklich gesehenen und bloß vorgestellten Inhalten einerseits und zwischen wahrnehmenden und imaginativen Akten andererseits verwischt. Desgleichen werden in dem Begriff der „Angleichungsarbeit" sowohl die Weisen des Beziehens und Vergleichens, also einer Gattung seelischer Akte, als auch die durch den Vollzug dieser Akte aufgewendete psychische Energie, als auch die durch diesen Energieverlust empfundene Anstrengung miteinander vermengt. Eine dem heutigen Stand der Psychologie entsprechende wissenschaftliche Darstellung des Experiments müßte alle diese Unterscheidungen und Äquivokationen berücksichtigen. Erst dann könnte die „Theorie des Versuches", wie Rorschach sich ausdrückt, in Angriff genommen werden. Es muß jedoch schon hier betont werden, daß die praktisch-diagnostischen Resultate Rorschachs von den bisherigen Aussetzungen nicht betroffen werden. Daß die meisten Organischen, Manischen usw. die Bilder einfach „bestimmen", d. h., daß sie das, was sie in der Wahrnehmung meinen, auch wirklich sehen, während die Depressiven unter anderen sich bewußt sind, daß sie sie nur deuten, nur im Als-ob-Sinne meinen, diese und viele andere praktische Resultate werden davon nicht berührt. Wir haben hier dieselben Verhältnisse vor uns, wie beim Jung-Riklin schen Assoziationsexperiment, dessen praktisch-diagnostische Ergebnisse nicht davon berührt werden, ob man es assoziationspsychologisch oder aktpsychologisch darzustellen vorzieht, ob man es mit der Konstellations- oder Komplextheorie (im Sinne Jungs) zu „erklären" unternimmt usw. Rorschach war nun aber nicht nur Praktiker und Techniker, sondern auch Wissenschaftler, und der theoretisch-wissenschaftliche Ausbau seines Versuches hätte sein Denken ebenso beschäftigt wie der praktische. So war er von Henning-Danzig noch (brieflich) darauf aufmerksam gemacht worden, daß das Gebiet der sogenannten eidetischen Anschauungsbilder (vgl. Zeitschr. f. Psychol. von Bd. 85 an) sehr wahrscheinlich bei dem Versuch eine große Rolle spielt. Diese Frage kann aber nur entschieden werden, wenn nicht nur zwischen auffassenden Akten und Empfindungs- und Vorstellungsinhalten scharf unterschieden wird, sondern wenn auch noch innerhalb der Sinnesinhalte, d. h. zwischen Empfindungsdaten und Vorstellungsbildern eine besondere Gruppe von „Bildern" anerkannt wird, was dann, wie die bisherige Literatur zeigt, immerhin auch zu sehr wichtigen praktischen Konsequenzen auf dem Gebiete der „Psychologie der Typen" führt, sowohl hinsichtlich der Typen der sinnlichen Wahrnehmung, als der Intelligenz, als der künstlerischen Veranlagung u. a. m. Die Lehre von den eidetischen Bildern

und ihre praktische Auswertung zeigt die engsten Beziehungen zu Rorschachs Versuchsergebnissen. Eine wissenschaftliche Darstellung und Vertiefung seines Versuches müßte diese Beziehungen aufdecken und verwerten.

Die einzelnen „Faktoren des Versuches".

Ähnlich wie mit der Frage der Wahrnehmung überhaupt steht es mit der Beteiligung der einzelnen „Empfindungszuflüsse" zur Wahrnehmung, also dem, was Rorschach als das Verhalten der „Form-, kinästhetischen und Farbmomente beim Wahrnehmungsvorgang" beschreibt. Hier stößt man zunächst auf Faktoren, welche wieder mit der eigentlichen Wahrnehmung unmittelbar nichts zu tun haben, vielmehr Empfindungsdaten betreffen, welche also die die Wahrnehmung erst ermöglichenden stofflichen Anhalts- oder Ansatzpunkte darstellen. Man müßte hier von einem „empfindungsdiagnostischen" Versuch sprechen. Hiezu kommt aber noch, daß es sich bei den „Formzuflüssen" sicherlich nicht um Empfindungsdaten handelt, sondern um den Empfindungen gegenüber ganz selbständige neue Faktoren, die man in der empirischen Psychologie unter dem Problem der „Gestaltqualitäten" und ihrer Auffassung zusammenfaßt. Auch dieses Problem hatte Henning noch berührt, indem er den Autor darauf hinwies, daß die Formwahrnehmung eigentlich keine Wahrnehmung, sondern eine Gestaltauffassung sei. Diese Frage betrifft wieder gleicherweise die allgemeine wie die experimentelle Psychologie. Um zu ihr Stellung nehmen zu können, müßten neue Bearbeiter des Versuches auf die Lehre von der Raumanschauung (Ebbinghaus), von den Komplexionen, Relationen, Gestaltqualitäten im Sinne Meinongs, Witaseks, v. Ehrenfels' und vieler anderer näher eingehen. Auch sei im Vorbeigehen noch darauf hingewiesen, daß die eigentliche „Formvisualität" (vgl. z. B. Blumenfeld, Zeitschr. f. Psychol. 91) etwas ganz anderes ist als die Gestaltauffassung, und daß daher auch die Prüfung beider Fähigkeiten zu ganz verschiedenen Resultaten führen kann. Was Rorschach Formzuflüsse, Formantworten usw. nennt, betrifft sicherlich nicht das, was man in der Psychologie unter „Form" versteht, sondern einen Teil dessen, was man unter dem Ausdruck „Gestalten" zusammenfaßt.

Auch hinsichtlich der Bewegungszuflüsse bestehen noch große Unklarheiten. Bekanntlich ist das Gebiet der kinästhetischen Empfindungen und Vorstellungen trotz mancher sehr guter Untersuchungen auch heute noch eines der umstrittensten der experimentellen Psychologie, sowohl hinsichtlich seines Umfanges als seiner Bedeutung. Jedenfalls haben wir von den Bewegungen einmal auf optischem Wege, sodann durch den Tastsinn Kenntnis; daneben spricht man aber in der Regel noch von eigentlichen Bewegungsempfindungen, denen sich die Empfindungen der Lage, Spannung, Schwere und Kraft anreihen und die man alle mit dem Namen der kinästhetischen Empfindungen belegt. Worum handelt es sich nun bei Rorschachs Kinästhesien? „Kinästhetische Engramme" spielen da eine Rolle, wo „das gesehene Objekt als in Bewegung begriffen vorgestellt wird". Die Bewegung darf nicht nachgemacht werden, sie muß, wie Rorschach ausdrücklich erklärt, erfühlt (oder kinästhetisch

nachgefühlt) werden. Es handelt sich also bei der obigen Definition nicht um ein reproduktives Vorstellen, um motorische Reproduktionen, sondern um ein primäres „anschauliches" Erleben der Bewegung, wenn man will um ein Aufgehen in unmittelbaren Bewegungserlebnissen. Rorschach sagt nun aber nirgends ausdrücklich, welcher Art diese Erlebnisse sind. Um Spannungs-, Schwere-, Lageempfindungen usw. handelt es sich in der Regel nicht; denn das gesehene Objekt kann ja auch ohne sie (nämlich nur durch optische Eindrücke) „als in Bewegung begriffen vorgestellt" werden. Andererseits scheinen Rorschachs Hinweise auf den Traum und das Erwachen aus demselben (Psychiadiagnostik, S. 63) auch auf jene Empfindungen hinzudeuten. Fernerhin scheinen gerade hier — und hierin gehe ich wieder mit Henning einig — eidetische Zustände mit im Spiele zu sein.[1] Aber auch die Einfühlung (Lipps), sowohl im Sinne der ästhetischen Einfühlung als der Selbstobjektivation, spielt hier eine große Rolle. Es sei nur auf die von Rorschach mehrfach erwähnten Deutungen der Tafel V der Testfiguren (Schmalkante) hingewiesen: „Eine Tänzerin, die sich in leidenschaftlicher Bewegung hochreckt" und „ein gebücktes altes Weib, das zwei Regenschirme unter dem Arm trägt." Wenn Rorschach hier einfach von Streck- und Beugerkinästhesien spricht, so deutet er den Sachverhalt offenbar in viel zu primitiver Weise. Das führt dann auch zu angreifbaren Resultaten und falschen Problemstellungen. Es wäre doch sehr merkwürdig, wenn die Bewegungskinästhesien „dem tiefsten Unbewußten angehören" sollten (Zur Auswertung usw., S. 266). Man frägt sich, was denn diese isolierte spezifische Empfindungsgruppe gerade mit „dem Unbewußten" zu tun haben kann und sieht sich vor eine ganz neue unerklärliche psychologische „Gesetzmäßigkeit" gestellt. Wenn wir aber bedenken, daß es sich hier gar nicht um eine einzelne Empfindungsgruppe, sondern um individuelle, spezifisch-gefärbte Einfühlungen oder Objektivationen des ganzen Selbst handelt, so wundern wir uns nicht mehr, daß daraus weitgehende Schlüsse auf die innerste Natur der Versuchsperson gezogen werden können, also z. B. aus dem Überwiegen der Beugerkinästhesien Schlüsse auf die vorwiegend passive Natur der Versuchsperson, und im Verein mit anderen Versuchsergebnissen auf ihre Insuffizienzgefühle, ihr Mißtrauen gegen die eigene produktive Leistungsfähigkeit usw. Man sieht also auch hier wieder, daß die praktische Deutung der Versuchsergebnisse durch Rorschach immer fruchtbar bleibt, wie sie sich ja auch im großen und ganzen diagnostisch (im psychologischen und klinischen Sinn) glänzend bewährt hat. Nur die wissenschaftliche „Deutung" des gesamten Versuches und seiner Ergebnisse harrt noch der Lösung. Bei dem Kapitel der „Kinästhesien" ist sie um so dringender erwünscht, als gerade das, was Rorschach über die Bewegungsantworten und ihre Zusammenhänge mit dem gesamten Ich, der gesamten Person, ferner mit der Intelligenz, der Affektivität, der Motilität usw. herausgearbeitet hat, zu dem Interessantesten und Reizvollsten seines ganzen Werkes gehört. Auch hier sieht man also, daß es sich beim „Deutenlassen der Zufallsformen" nicht durchaus um ein

[1] Vgl. auch Hennings Bemerkung über „starre und bewegte Vorstellungsbilder" in Zeitschr. f. Psychol. 92, S. 147.

„wahrnehmungs-diagnostisches“ Experiment handelt. Neben der Prüfung der Empfindungsfähigkeit, wovon wir oben sprachen, könnte man hier von einer Prüfung der Einfühlungsfähigkeit und ihrer Typen sprechen.

Wieder auf ganz andere „Gesetzmäßigkeiten“ stoßen wir, wenn wir uns überlegen, was eigentlich bei der Prüfung der Erfassungsmodi, der Erfassungstypen und der Sukzession der Erfassungsmodi untersucht wird. Es handelt sich jetzt also im wesentlichen darum, zu beobachten und zu registrieren, ob, in welcher Folge und in welchem zahlenmäßigen Verhältnis die Versuchsperson die Bilder als Ganzes oder in Details oder in besonders kleinen Details deutet (Erfassungstypus), und ob sich dieser Erfassungstypus bei den einzelnen Bildern jeweils gleich bleibt oder verändert, und wie er sich verändert. Hier kommen wir auch mit der „Gestaltauffassung“ als solcher nicht mehr aus, vielmehr handelt es sich jetzt um bestimmte individuelle Differenzen innerhalb derselben, die, wie Rorschach sehr schön gezeigt hat, sehr stark von intellektuellen und affektiven Einzelfunktionen und von der Gesamteinstellung der Versuchsperson gegenüber dem Versuch abhängen. Hier haben wir es mit sehr komplexen Verhältnissen zu tun, wobei die eigentliche Wahrnehmung den geringsten Anteil hat. Infolge dieser komplexen Natur der Erfassungstypen sind auch die praktischen Schlüsse, die sie auf die Struktur der Gesamtperson erlauben, sehr fruchtbar. Das gilt insbesondere auch von der Prüfung der Sukzession der Erfassungsmodi. Hier werden Strukturgesetzlichkeiten der Psyche untersucht, die meines Wissens in so komplexer Art experimentell noch nicht geprüft worden sind, „Gesetzlichkeiten“ um so eher, als sie sich dem Wissen und Willen der Versuchsperson, der ja nicht bekannt ist, was und wie geprüft und gerechnet wird, völlig entziehen. Die Straffheit, Ordnung, Lockerung und so weiter dieser Sukzession erlaubt tatsächlich wichtige Schlüsse auf die Intelligenz, auf die praktische und theoretische Rapport- und Anpassungsfähigkeit der Versuchsperson, wie Rorschach insbesondere auch in seinem Vortrag (S. 253) gezeigt hat.

Was die Farbantworten anlangt, so war ja auch schon vor Rorschach bekannt, daß Fähigkeit zur Farbenauffassung und -verarbeitung und Affektivität enge Beziehungen haben. Durch die Art jedoch, wie er die Verhältnisse der Farb- und Formantworten analysierte, diese Verhältnisse praktisch verwertete und deutete, hat er ein ganz neues Feld psychologischer Tatsachen und Zusammenhänge entdeckt, die, ob sie im einzelnen der Nachprüfung standhalten werden oder nicht, doch besonders deutlich das Hauptergebnis des ganzen Versuches veranschaulichen, nämlich die Tatsache, daß in der seelischen Gesamtstruktur der menschlichen Person noch überaus viel subtilere und tiefergreifende strukturelle Zusammenhänge und Beziehungen existieren, als man es sich bisher in der Regel hat träumen lassen.

Man ist versucht, zu glauben, den Psychoanalytiker Rorschach hätte es in erster Linie reizen müssen, den Inhalt der Klecksdeutungen zu analysieren, wie es Szymon Hens in seinen „Phantasieprüfungen mit formlosen Klecksen bei Schulkindern, normalen Erwachsenen und Geisteskranken“ (Zürich 1917) getan hat. Es zeugt aber von der Beweglichkeit und Weite seines Geistes, daß er sehr rasch erkannt hat, daß das rein „Formale“

des Versuches, wie er sich ausdrückt, zu viel bedeutungsvolleren Ergebnissen führen mußte. Wie bei allen seinen Untersuchungen, so hat er sich auch hier weniger von bestimmten Auffassungen und Methoden als von der dem Untersuchungsmaterial immanenten Gesetzlichkeit leiten lassen. So wird der sachliche Inhalt der Deutungen überwiegend in ein formales oder funktionales „Symptom" umgedeutet: das „gesehene" Tier wird nicht in seiner inhaltlichen oder Komplexbedeutung (im Sinne Jungs) gewürdigt, sondern es fällt dem Forscher auf, daß die „Tierantwort" einen „Stereotypieindikator" darstellt und daß das „Tierprozent" sehr eindeutige Schlüsse auf die Stimmung und auf die Produktivität der Intelligenz erlaubt. Desgleichen interessiert ihn an der „Vulgärantwort" nicht der Inhalt, sondern die durch sie repräsentierte „Anteilnahme an der Auffassungsweise der Kollektivität"; an der „Originalantwort" die spezifische strukturelle Art der Originalität; an der „abstrakten" Antwort in erster Linie ihr Symptomwert für Verdrängungserscheinungen und Ablehnung. Immerhin hat in dem genannten Vortrag der Inhalt der Antworten, wie es zu erwarten war, nun auch die ihm gebührende Berücksichtigung gefunden, und zwar geschah dies gerade in der den Psychoanalytiker ganz besonders interessierenden inhaltlichen Verwertung der Abstracta (zur Auswertung, S. 268). Hier tritt der Psychoanalytiker Rorschach, der feine „einfühlende" Kenner der menschlichen Person, dem psychologischen Funktionstheoretiker würdig zur Seite.

Die Anwendung und Verarbeitung der Versuchsfaktoren.

Auf der minutiösen psychologischen Zerlegung der „Antworten" der Versuchsperson in ihre einzelnen „Faktoren" beruht der eine Teil der wissenschaftlichen Verwertung des Versuches; so subtil und bahnbrechend auch die betreffenden Analysen Rorschachs sind, so bedürfen sie doch, wie wir sahen, der genauen begrifflichen und tatsächlichen Nachprüfung; der andere Teil nun beruht auf der Applikation der so gewonnenen „Versuchsfaktoren" auf die seelische Wirklichkeit, auf die Welt der seelischen Individuen. Hier steht Rorschach ganz auf dem Boden der psychiatrischen Klinik und medizinischen Psychologie, wie sie durch die Namen Kraepelin, Bleuler, Freud, Breuer, Jung und Janet gekennzeichnet sind. Sie liefern ihm die klinischen und psychologischen Typen, an welche die Versuchsfaktoren angelegt werden. Auch wo es sich um „Normale" handelt, sind Gesichtspunkte aus der Neurosen- und Psychosenpsychologie (wie Stereotypie, Rapportfähigkeit, Impulsivität, Verdrängung usw.) maßgebend. Die Zerlegung dieser Typen in einzelne „Eigenschaften" und deren Kombination erfolgt gemäß den Lehren der genannten Autoren auf affektdynamischem, energetischem, assoziationsphysikalischem Weg. Durch all dies erhält die wissenschaftliche Verwertung des Versuches durch Rorschach ein ganz bestimmtes Gepräge, nämlich das der medizinischen Psychologie. Jedoch bekommt dieselbe unter der Hand des Autors überall wieder eine individuelle selbständige Note, wie schon seine, dem wirklichen Leben viel näher als andere Auffassungen kommende Lehre von der Introversität und Extratensität beweist.

Die Beziehungen zwischen den einzelnen Versuchsfaktoren und den einzelnen psychologischen und klinischen Typen sind nun zunächst rein zahlenmäßig-statistische. Darin liegt einer der großen Vorteile und Neuerungen der Rorschachschen Lehre; denn wenn auch beide Reihen, zwischen welchen Beziehungen gesucht werden, keine objektiv feststehenden, sondern durch die medizinische Geistesrichtung und durch individuelle Anschauungen des Autors noch subjektiv „gefärbte" und einigermaßen fließende Faktoren darstellen, und wenn außerdem dem Zahlenverhältnis, das zwischen beiden gefunden wird, nicht der Charakter einer mathematischen Notwendigkeit, sondern im besten Fall derjenige einer empirischen Regelmäßigkeit zukommt, so müssen wir doch froh sein, wenn wir auf diesem Gebiete durch Zahlen eine vorläufige Orientierung gewinnen können. Die „Zahlen" bilden, wie Rorschach immer wieder erklärt, die Grundlage für die Interpretation der Versuchsergebnisse und er hält es für ganz ausgeschlossen, „daß es auch bei größter Übung und Erfahrung gelingen könnte, aus dem Versuchsprotokoll allein, ohne vorausgegangene Verrechnung, zu einer sicheren und verläßlichen Interpretation zu gelangen". Andererseits zeigt gerade das Werk Rorschachs mit aller Deutlichkeit, daß Zahlen innerhalb der Psychologie etwas ganz anderes bedeuten als etwa in der Physik. Auch darin hat der Autor seinen psychologischen Scharfblick bewiesen, daß er die zahlenmäßigen Ergebnisse der Befundverrechnung niemals als absolute betrachtete; ja er warnt immer wieder vor diesem Fehler und empfiehlt eindringlich, „sich stets einen Überblick über den Gesamtbefund vor Augen zu halten, um nicht an der Zahl eines Einzelfaktors wie an einer Klippe zu straucheln". Man sieht daraus auch, wie schwer der Versuch zu lehren und zu lernen ist. Der bloße Techniker und Handwerker, auch der gewandteste Rechner etwa auf dem Gebiete der Wahrscheinlichkeitsrechnung, wird darin immer ein Stümper bleiben. Es bedarf der psychologischen Anschauungsfähigkeit und Erfahrung im Sinne der Menschenkenntnis und es bedarf zweitens jenes intuitiven „Überblickes über den Gesamtbefund", welche den Autor selbst in so hohem Maße auszeichneten, um imstande zu sein, den Versuch als wissenschaftlich brauchbares Instrument zu handhaben. Wer hier von einer „künstlerischen" Intuition und einem künstlerischen Verfahren sprechen zu müssen glaubt, irrt; es sei denn, daß er aus der Wissenschaft überhaupt und der Psychologie im besondern die Intuition hinwegzudenken vermag, ihr den Lebensnerv durchschneidend.

An das statistische, die wesentlichen Ausgangspunkte liefernde Verfahren, schließt sich dann das „ätiologische". Wurde dort durchaus nur festgestellt, daß eine Beziehung existiere, zum Beispiel zwischen Kinästhesien und produktiver Intelligenz, zwischen primären Farbantworten und Impulsivität zwischen Formfarbantworten und „anpassungsfähiger Affektivität", so wird jetzt gleichsam deduktiv erschlossen, warum es so sein muß. Hier zeigt Rorschach die ganze Kunst seiner, mit den Mitteln der gesamten medizinischen Psychologie arbeitenden psychologischen Dialektik. Es besteht für mich kein Zweifel, daß hier neue und dauernde Beziehungen assoziations- und affektdynamischer Natur einerseits, charakterologischer Art andererseits, aufgedeckt

worden sind. Das wichtigste Ergebnis ist und bleibt aber immer die Tatsache, daß es zum großen Teil relativ „periphere", sinnenhafte und anschauungsmäßige seelische Einzelfunktionen sind, durch die gewisse komplexe Charaktereigentümlichkeiten, Talente und Anlagen (intellektueller, affektiver, volitiver Art) im Versuch repräsentiert werden, so daß sie daraus wieder erschlossen werden können. Andere Male freilich sind es nur scheinbar einfache Funktionen, wie wir an dem Beispiel der Beugerkinästhesien anzudeuten versuchten. Durch die Aufdeckung jener „Repräsentationen", jener strukturellen Zusammengehörigkeiten treten Rorschachs Untersuchungen wiederum in Beziehung zu den Untersuchungen über die „eidetischen Bilder", wie sie von E. Jaensch und seinen Schülern (vergleiche Kroh) in Angriff genommen worden sind.

Als drittes schließt sich dann das diagnostische Verfahren an, wo die Probe aufs Exempel gemacht wird. Hiedurch wird der ganze Versuch dauernd rektifiziert und erweitert. Insbesondere war es das Verfahren der „Blinddiagnosen", welche Rorschachs Versuche berühmt gemacht haben und aus denen er mit größtem Fleiß immer weiter lernte.

Die Ergebnisse des Versuches.

Zu den Ergebnissen des Versuches im einzelnen Stellung zu nehmen, ist nicht die Absicht dieser Bemerkungen. Hier muß die experimentelle Praxis entscheiden. Nur einige wenige Punkte seien hervorgehoben. Daß die Rorschachschen Erlebnistypen eine wertvolle Bereicherung der Typenpsychologie darstellen, das scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen. Gerade hier tritt insbesondere gegenüber der rein „idealtypischen" Typenforschung der experimentelle Charakter seiner Ergebnisse recht ins Licht. Dabei darf immerhin nicht vergessen werden, daß die Aufstellung bestimmter „Idealtypen" (hier im medizinisch-psychologischen und klinischen Sinn) dem ganzen Versuch ja zugrunde liegt und ihm, wie wir gezeigt haben, vorausgeht. Aber dies einmal eingesehen, läßt sich nicht verkennen, daß Rorschachs Erlebnistypen mit all ihren äußerst interessanten Beziehungen zur Klinik, zu Geschlecht und Rasse, Alter und momentaner psychophysischer Konstellation, zu Talent und Vorstellungstypus neue Bahnen für die Typenforschung eröffnen und eine Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntnis der morphologischen Struktur der „Seele" darstellen. Für den Methodologen interessant ist dabei der Ausblick, wie die, sagen wir „geistes-psychologischen" Idealtypen (im Sinne Jaspers' und Sprangers) und die naturwissenschaftlich-klinischen Typen in Beziehung zueinander zu treten berufen sind; denn je schärfer und genauer die psychologischen Typen in ihrer Wesenheit phänomenologisch und im Sinne der geistigen Strukturgesetzlichkeit bestimmt und herausgearbeitet sind, zu desto eindeutigeren und klareren Ergebnissen wird auch ihre naturwissenschaftliche Untersuchung führen. Bis vor kurzem waren es ja meist Typen im Sinne der Vulgärpsychologie oder einer medizinisch-psychologischen Einzelrichtung (vgl. auch Jungs Psychologische Typen), an welchen man sich mit der naturwissenschaftlich-funktionalen Zergliederung und Synthese versuchte. Was nun wieder Rorschachs Typenforschung besonders wertvoll

macht, ist der Umstand, daß sie nicht, wie die meisten Typenlehren, das Individuum erschlägt und das Allgemeine (den Typus) auf den Thron hebt (wobei das Individuum bestenfalls nachträglich eine allgemeine Etikette umgehängt bekommt, wie z. B. in seiner Bestimmung als „ein Introvertierter", „ein theoretischer Mensch" usw.), sondern daß sie, wie aus ihrer diagnostischen Brauchbarkeit ohne weiteres hervorgeht, letztlich immer wieder das Individuum in seiner einmaligen, einzigartigen Individualität einzufangen imstande ist. Natürlich dürfen wir uns dabei nicht verhehlen, daß es sich, wie bei aller „Naturwissenschaft der Seele", auch hier, bei Rorschach, nicht um die Erfassung der individuellen seelischen Person, sondern um die der individuellen seelischen Struktur handelt. Der Versuch zeigt ja nicht, wie Rorschach selber scharf hervorhebt, was die Person lebt (wer sie ist), sondern wie sie, wenn auch gerade nur sie, erlebt; und er zeigt dies bis in alle möglichen Einzelfunktionen und Komplexe solcher. Daß wir aber mit der seelischen Struktur, dem seelischen Apparat allein nicht auskommen, weiß der Autor sehr gut. Unbekannt mit der Husserlschen Phänomenologie, auf deren Boden allein hier völlige Klarheit zu gewinnen ist, sucht er das spezifisch Personenhafte noch im Trieb, in der Libidobesetzung der einzelnen Dispositionen oder Register des seelischen Apparates. „Erst der Trieb macht aus den dispositionellen Momenten aktive Tendenzen." Mit dieser Unterscheidung, die ja auch der Psychologie Freuds zugrunde liegt, und deren methodologische Bedeutung noch nirgends ins richtige Licht gestellt worden ist, ist die Grenze der naturwissenschaftlichen Betrachtung des Seelenlebens erreicht, und hier beginnt, richtig verstanden, ein neues Reich, das Reich der Psychologie der Person. Naturwissenschaftliche Darstellung ist hier dann nur noch Fiktion, nur noch Umschreibung oder Vergleich, ist dann nur noch eine, hier ganz besonders deutlich in die Augen springende „Resignationsstufe des Erkennens" (im Sinne von Th. Haering).

Für den Psychoanalytiker ist Rorschachs Versuch einmal im Hinblick auf die Möglichkeit der analytischen Verwertung der „inhaltlichen" Reaktionen oder Antworten wichtig. Auf die überraschend zutreffende Deutung der abstrakten Antworten in dem Vortrag in der Schweizer Psychoanalytischen Vereinigung wurde oben schon hingewiesen. (Die Einzelheiten müssen im Original [S. 208 ff.] nachgelesen werden). Der Rorschachsche Versuch tritt damit an die Seite des Jungschen Assoziationsexperimentes. Wie dieses vermag es dem Analytiker unter Umständen eine rasche vorläufige Orientierung oder eine nachträgliche experimentelle Bestätigung seines Befundes zu liefern. Noch wichtiger scheint mir aber ein anderer Umstand zu sein: **Rorschach ist es zum erstenmal gelungen, die affektive und Charakterumwandlung, wie sie durch die Analyse bewirkt werden kann, experimentell nachzuweisen.** Hier ist der Fall 12 (Zwangsneurose) der „Psychodiagnostik" mit seinen beiden Befunden vor und nach der Analyse von größtem Interesse. Nach fünfmonatiger Analyse ist der Erlebnistypus deutlich verändert. „Die introversiven Momente sind freier und kräftiger, die Affektivität ist anpassungsfähiger, weniger egozentrisch. Die Affektgeladenheit ist weg. Anpassungsfähigkeit, Einfühlungsfähigkeit,

Stetigkeit des Rapports haben gewonnen. Introversive und extratensive Momente sind freier; die im ersten Befund deutlich sichtbaren Anzeichen von Koartation (Verdrängung introversiver und extratensiver Momente) sind viel spärlicher. Die Erlebnisfähigkeit ist wieder ungestörter." „Die Versuchsperson hat sich infolge der Analyse dem Befunde entsprechend verändert. Der Reflexionskrampf, die zwanghafte bewußte Überwachung jedes Gedankens und Erlebnisses von innen und außen, die jede Erlebnisfähigkeit erdrosselte, ist gewichen." Sicherlich hat der Psychoanalytiker genug andere Kriterien, um jene Befreiung und Erweiterung der Erlebnisfähigkeit seines Kranken zu erkennen und richtig zu bewerten. Wem aber an einem über das Gebiet der psychoanalytischen Feststellungen hinausgehenden wissenschaftlichen Ausbau und Beweis der analytischen Heiltechnik gelegen ist, der darf an diesem Befund nicht vorübergehen. Sicherlich wird nicht jede Analyse eine so deutliche Differenz der Versuchsergebnisse vor und nach ihrer Durchführung aufweisen; kennen wir doch alle jene vielen gleichsam „leerlaufenden" Analysen, wo, sei es durch unsere Schuld, sei es infolge konstitutioneller und klinischer Schranken, das analytische Zahnrad „leerläuft", ohne in tieferliegende Verkuppelungen einzuhaken. Aber auch das negative Resultat, das hier zu erwarten wäre, wäre interessant.

Für den psychiatrischen Kliniker ist, abgesehen von den vielen wertvollen diagnostischen Einzelergebnissen (insbesondere hinsichtlich des manisch-depressiven Irreseins, der Schizophrenie, Epilepsie, der Psychopathien und der Zwangsneurose) am wichtigsten die Tatsache, daß auch in diesem Versuch die von vielen modernen Autoren (Birnbaum, Jaspers, Kretschmer u. a.) auf dem Wege klinischer Analyse gewonnene Unterscheidung von individueller seelischer Konstitution und Krankheitsprozeß sehr scharf heraustritt (vgl. den Abschnitt 19 der „Psychodiagnostik" über Erlebnistypen und Krankheit). Alle die Möglichkeiten, die wir von der Klinik her kennen, alle jene Wechselbeziehungen zwischen präformierenden, pathogenetischen und pathoplastischen Faktoren (Birnbaum) und vieles andere tritt auch hier in Erscheinung. Wichtig in bezug auf die Lehre von der Schizoidie (Bleuler, Kretschmer) ist die Tatsache, daß durch den Versuch oft nicht entschieden werden kann, ob es sich um eine manifeste oder latente Schizophrenie handelt, oder ob nur Schizophrene in der Familie vorkommen: „praktisch ganz geheilte Katatoniker können einen schwereren Befund aufweisen als manifeste und mehrere Male deutete der Befund bestimmt auf Schizophrenie bei Leuten, die im Leben nicht eine Spur von Schizophrenieverdacht aufweisen, die aber schizophrene Eltern oder Geschwister haben" (Psychodiagnostik, S. 113). Wenn sich die Befunde bestätigen, können sie der klinisch-biologischen Typenlehre wichtige Dienste leisten. Hinsichtlich der „Wahl der Psychosenform" innerhalb der Gruppe der Schizophrenien ist folgendes Ergebnis interessant: „Ursprünglich introversive Menschen erkranken, wenn die schizophrene Noxe, das unbekannte Etwas, das die Schizophrenie verursacht, in die Psyche eindringt, an Paranoid, extratensive an Hebephrenie, der Mitte nahekommende oder ganz ambiäquale an Katatonie" (a. a. O., S. 108); hinsichtlich der Beziehungen zwischen Rasse und Psychosenform folgendes: „Mehr introversive Rassen geben typischere

Katatonien und produktivere Paranoide und halluzinieren mehr kinästhetisch als die extratensiveren, die viel mehr hebephrenoide Katatonien und wenig produktive Paranoide hervorbringen und überwiegend akustisch halluzinieren" (ebenda).

Das psychodiagnostische Werk Rorschachs ist ein wissenschaftlicher Mikrokosmos, gleichsam eine wissenschaftliche „Monade", die immer und überall den Makrokosmos, das wissenschaftliche Universum widerspiegelt, dem sie entstammt, nämlich die medizinisch-, speziell psychiatrisch-psychologische Denkrichtung. Deswegen gibt es kaum ein lehrreicheres Mittel, die praktische Leistungsfähigkeit jenes Makro-„kosmos" zu veranschaulichen, aber auch das wissenschaftlich Problematische und Fragwürdige an ihm aufzudecken, als die nähere Zergliederung dieses Versuches und seiner Grundlagen.

Kritiken und Referate.

E. Bleuler: Naturgeschichte der Seele und ihres Bewußtwerdens. (Berlin, Julius Springer, 1921.)

Die anregenden Darstellungen, die wir immer wieder aus der Feder des Züricher Psychiaters erhalten, sind wohl berechtigt, auch bei seiner neuesten Publikation unser Interesse zu wecken. Das Buch, das sich eine Elementarpsychologie nennt, will nicht nur eine zusammenfassende Beschreibung psychischer Dinge geben, sondern eine Naturgeschichte der Seele. Naturwissenschaft soll auch hier das Fundament der Arbeit sein.

Nach kurzer Besprechung der Mittel, womit wir unsere Psyche kennen lernen, sucht er das Bewußtsein aus der Funktion des Zentralnervensystems abzuleiten. Auf dem Satze: Die Psyche ist eine Gehirnfunktion, baut er seine Arbeit auf und oft genug greift er im Verlaufe der Darstellung auf die organische Grundlage zurück. Das Bewußtsein wird als Funktion des Gedächtnisses beschrieben: „Es fehlt deshalb jeder Grund, noch andere Bedingungen des Bewußtseins zu suchen, als die oft genannten des Gedächtnisses und der funktionellen Einheit." (S. 44.) Es scheint ihm nun darauf anzukommen, darzulegen: „Wie die bekannten physischen Funktionen des Zentralnervensystems, unter denen natürlich dem Gedächtnis wieder die wichtigste Rolle zukommt, von selbst und notwendig eine Person gestalten, die zur bewußten werden muß!" (S. 47.)

Der „psychische Apparat" wird nun unter Heranziehung der Semonschen Engrammlehre nach allen Richtungen hin entwickelt (das Gedächtnis, das Denken, die Affektivität), vermeidet es nicht auf philosophische Fragen einzugehen (Kant, Deussen), die Religiosität und die Religionen kommen zur Sprache, um endlich ins Meer der Lebens-Weltanschauungen zu münden.

Es werden eine Menge von Fragen behandelt, aber noch mehr gestellt. Was mir am Herzen liegt, ist klarzulegen, wieweit psychologische Fragen in engerem Sinne zur Darstellung kommen, Fragen, die ausschließlich in die Erfahrungsebene des Seelenlebens fallen, in der zu verharren wir in der Psychoanalyse gewohnt sind, um überhaupt vergleichbare Größen zu gewinnen. Ich hatte stets den Eindruck, daß die Psychologie da zu beginnen habe, wo die „Logik" (kausal-mathematisches und reales Denken) aufhört, da wo der Gedankenablauf unter die Herrschaft unkontrollierter Affekte gerät. Da setzt ja die Psychoanalyse ein.

Diesem Denken, das aus inneren Motiven fließt, ist ein Kapitel gewidmet unter dem Namen: „Das dereierende Denken", worüber in einer Fußnote folgendes verlautet (S. 191. Anm. 3): „Ich habe es (das dereierende Denken) bis jetzt „autistisches" Denken genannt, weil es im Autismus der Schizophrenie zuerst gesehen wurde und dort am ausgesprochensten in die Erscheinung tritt. Der Name wurde aber mißverstanden . . . So war ich gezwungen, einen anderen vorzuschlagen: Dereieren kommt von reor, ratus sum (ratio, res, real) logisch, der Wirklichkeit entsprechend denken. Dereieren wäre also wörtlich: Denken, das von der Wirklichkeit absieht oder abweicht."

„Das dereierende Denken," so lesen wir S. 192, „verwirklicht unsere Wünsche, aber auch unsere Befürchtungen; es macht den spielenden Knaben zum General, das Mädchen mit seiner Puppe zur glücklichen Mutter; . . . dem Träumenden dient es zur Darstellung seiner geheimsten Wünsche und Befürchtungen." „Trotzdem das dereierende Denken (S. 193) die gewöhnlichen Erfahrungszusammenhänge im Prinzip nicht ausschließt, ja oft (z. B. in der Dichtung) in Einzelheiten selten von denselben abweicht, kann man doch sagen, daß es seine eigenen Gesetze hat, die genauer zu erforschen eine dankbare Aufgabe wäre."

Dieser Ausspruch klingt nun doch etwas wunderlich, denn die wichtigsten Entdeckungen auf dem Gebiete des „dereierenden Denkens" stammen aus einem Kreise von Forschern, die sich zur Aufgabe gesetzt haben, dieses Phantasiedenken zu ergründen: Freud und seine Schüler. Man würde dann mehr über die Motive dieses abweichenden Denkens erfahren: Haß, Liebe, Angst, Eifersucht, seelische Größen, die doch so recht eigentlich zur „Elementarpsychologie" gehören.

Bleuler macht vielleicht mit Recht darauf aufmerksam, daß die „fonction du réel" das Primäre ist „und erst auf den höchsten Stufen kommt mit der Intelligenz die Möglichkeit zu dereieren hinzu" (S. 194). Die Phantasie wächst aus der Versagung realer Objekte heraus und Wünsche nähren dieses unreale Denken.

Etwas eigentümlich erscheint mir der folgende Passus, der kategorisch ausgesprochen wird: S. 243. „Eine Art Rassenselbstmord ist auch die Rassenvermischung, in der die Rassen zugrunde gehen, wenn auch unter (seltenen) Umständen neue daraus erstehen . . . Der natürliche Instinkt sagt jeder Rasse, daß sie die höchste sei und die Verbindung mit einer anderen eine Mesalliance und vor dem Forum der Wissenschaft hat der Instinkt recht."

Gewiß, es ist in den heutigen Tagen des Rassenhasses nicht ohne Gefahr, dem Rasseninstinkt psychologisch auf den Leib zu rücken. Bleuler bestreitet aber augenscheinlich dem Forscher das Recht, diese Frage überhaupt zu untersuchen und wandelt den Lehrstuhl der Naturwissenschaft zum Tribunal.

Es ist nämlich gar nicht unwahrscheinlich, daß diese Rasseninstinkte aus Niederschlägen uralter Traditionen herauswachsen, also psychologischen Größen, vor denen allerdings das wissenschaftliche Denken nicht haltmachen sollte.

Freud wird nun im Verlaufe der Darstellung mehrmals zitiert. Ich kann aber nicht den Eindruck loswerden, als ob immer nur der Autor der „Studien über Hysterie" gemeint sei und nicht der Schöpfer der

Traumdeutung. Dadurch ist natürlich die Stellung des Buches zur Psychoanalyse eindeutig festgelegt.

Über das Unbewußte wird viel gesagt, aber ohne auf die entscheidenden Unterschiede von unbewußt und vorbewußt Rücksicht zu nehmen. Es könnten viel Mißverständnisse und Unklarheiten vermieden werden. S. 301 tut Bleuler dem Entdecker des Unbewußten entschieden unrecht, wenn er sagt: „Freud meinte deshalb, das Unbewußte sei zeitlos und amoralisch: Das ist nicht richtig. Im Unbewußten können sogar oft viel genauere Zeitbestimmungen vorkommen, als es dem bewußten Ich zu vollziehen möglich wäre. . . .“ Freud bestritt nie der menschlichen Seele die Fähigkeit, hochzusammengesetzte geistige Leistungen zu vollziehen, ohne daß das „Ich“ davon Kenntnis erhält. Das Unbewußte im engeren Sinne besteht aber tatsächlich aus scharfumschriebenen Wünschen, die sich andauernd der bewußten Moral des Ichs widersetzen.

Die Frage, ob Freud zu seinem Unbewußten auch die latenten Engramme rechnet (S. 100), ist insofern belanglos, als sich die Psychoanalyse der Semonschen Terminologie gar nicht bedient. Bleuler äußert sich darüber nochmals in der Fußnote, S. 300: „Dann vor allem alle die Arbeiten der Freudschen Schule, wobei aber darauf aufmerksam zu machen ist, daß sie die latenten Engramme auch dazu zählt.“

Übrigens scheinen tiefgehende Differenzen zwischen dem Sprachgebrauch Bleulers und dem Freuds zu bestehen (in der Bedeutung des Wortes Sexualität, Perversion usw.), was auf die sehr verschiedene Erfahrungswelt der beiden Forscher zurückgehen muß und auf die verschiedenen Arbeitsmethoden. Es ist etwas anderes, ob die wissenschaftlichen Begriffe aus klinischem Material herauswachsen, das heißt aus unzählig vielen anamnestischen Beobachtungen, die sich mosaikartig aneinanderreihen — wovon Bleuler einen erstaunlichen Reichtum besitzen muß — oder aus sorgfältigen Analysen relativ weniger Patienten, die aber jahrelang tagtäglich ihr assoziatives Denken vor dem Forscher ausbreiten, wodurch sich das amnestische Dunkel über der Kindheit erhellt und das ganze Tun und Lassen des Kranken, sein Charakter im Zusammenhange verständlich wird.

Der Grundsatz der Analyse ist aber multum und nicht multa.

Dr. Ph. Sarasin.

Ludwig Binswanger: Einführung in die Probleme der allgemeinen Psychologie. (Berlin, Julius Springer, 1922.)

Das vorliegende Buch, das von großer Literaturkenntnis zeugt, will den Leser in das „Grundproblem“ der wissenschaftlichen Psychologie einführen, in das der „Subjektivität als solche“ oder in das des Bewußtseins.

So umfassend die Aufgabe erscheint, so eindeutig ist doch die Richtung und das Ziel der Untersuchung: das Subjektive.

Das Fundament, woraus die Arbeit emporwächst, bilden die philosophischen und psychologischen Werke eines Stumpf, Brentano, Husserl, Lipps, Natorp, Leibnitz, Kant, um nur einige Autoren zu nennen, die teils persönlich zu Worte kommen, teils in die Untersuchungen verwoben sind.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß das Buch nur von psychologisch-philosophischer Seite gewürdigt werden kann; seine Lektüre setzt eine entsprechende Literaturkenntnis und die nämliche Interessenrichtung voraus.

Der Psychoanalytiker und Arzt, der bei seinen Forschungen das Subjektive jeglicher Art ganz auszuschalten pflegt, kühl und sachlich seine Beobachtungen anstellt, fühlt aber seine Aufmerksamkeit auf das Buch gelenkt, da die Widmung zwei Forschern gilt, die philosophischen Bemühungen fernstehen: Bleuler und Freud. Beide Namen werden auch im Texte genannt. Ich habe darum das Buch gelesen und zu verstehen gesucht.

Das Werk zerfällt in zwei große Abschnitte. Im ersten wird das Problem der Subjektivität am eigenen Ich erörtert, im zweiten Teile wird die Anwendung aufs fremde Ich gemacht.

Dem Begriff und seiner Bedeutung wird besondere Sorgfalt zugewandt. Betrachten wir das Buch nun genauer. Zuerst wendet sich der Autor der Definition des Psychischen zu und verbreitet sich über dessen „sachliche Eigentümlichkeiten". Wir hören von den „inhaltlichen Wirklichkeiten des Seelenlebens" (Dilthey), vom „Freien und Schöpferischen" darin (Bergson, James, H. Lotze), vom Zusammenhang und der inneren Einheit des Psychischen; vor allem, daß es Eigenschaften, die wir an wirklichen Objekten wahrnehmen, nicht besitzt; das Psychische ist nicht identifizierbar, nicht quantifizierbar, nicht objektivierbar.

Dann eröffnet sich uns die eigentliche Welt des Seelenlebens: „Die Bewußtseinstatsache im Sinne der Subjektivität als solcher."

Die Funktionspsychologie Stumpfs bildet die Ouvertüre; die Lehre Brentanos von den psychischen Akten und vom inneren Bewußtsein, Husserls Phänomenologie und seine Lehre von den intentionalen Erlebnissen, und Untersuchungen Natorps grenzen den Gegenstand schärfer ab und erläutern die Wissenschaft vom „Unmittelbaren".

Die Untersuchungen werden immer subtiler, die Materie ätherischer, bis wir in die verfängliche Nähe Kants geraten. Da geht ein leises Beben durch die Darstellung.

Der Königsberger Philosoph scheint das Subjektive als Erkenntnisobjekt zu bestreiten, wodurch die Ergebnisse des ersten Teiles in Frage gestellt würden. Der Autor glaubt aber den Begriff des einheitlichen Bewußtseinsstromes gegenüber Kant „retten" zu können, um den Begriff des empirischen Ichs, der sich bei Kant in die Identität einer bloßen Funktion aufzulösen drohte, wieder in seine Rechte treten zu lassen (S. 223). Und schließt damit den ersten Teil.

Der zweite Teil, der bedeutend kürzer ausfällt, wendet das vorangegangene auf ein fremdes Ich an. Ich möchte sagen, er enthält die Projektion eigener Erlebnisse auf eine andere Person. Es wird von der Assoziations- und Einfühlungstheorie gesprochen; zu breiter Darstellung gelangt eine Untersuchung über das unmittelbare „Verstehen" des anderen Menschen auf Grund der Sprache und der äußeren Gebärden, bis die fremde Person vor uns steht, die weiterhin mit Metaphysik, Ethik, Geschichte usw. konfrontiert und solchermaßen erläutert wird.

„Dabei haben wir uns noch ganz auf allgemein-psychologischem Gebiet bewegt, und wir brechen die Untersuchung gerade an dem Punkte ab, wo sie in das Gebiet des tatsächlichen Betriebes empirischer Personwissenschaft einmündet." (S. 357.)

Nun ist diese Arbeit in einer gewissen harmonischen Stimmung gehalten und zeugt vom Geiste Bergsons. Es ist darum nicht zu verwundern, daß B. in einer beiläufigen Fußnote Behauptungen aufstellt, die den Resultaten der psychoanalytischen Forschung stracks zuwiderlaufen. Auf S. 46 sagt er in der Fußnote folgendes:

„Wir können hier darauf aufmerksam machen, daß im Grunde genommen die ‚Verdichtung' gar keine aktive und sekundäre Verbindung getrennter Vorstellungen ist, sondern den primären normalen Zustand in den tieferen Bewußtseinslagen darstellt, und daß die begriffliche ‚Dissoziation', die Trennung des ursprünglich dicht Vereinigten, einer Arbeit des Geistes zu verdanken ist. Wenn wir von Verdichtung reden, denken wir an die Vereinigung oder Konzentrierung des vorher Geschiedenen, während es sich im Traumleben um ein Zusammensein des nachher, d. h. durch Analysis zu Trennenden handelt. Durch die assoziations-psychologische Auffassung des Bewußtseinslebens wird, wie Bergson einmal mit Recht sagt, alles auf den Kopf gestellt." (S. 46.)

Wer glaubt, daß mit der Assoziationspsychologie die wirklichen Zusammenhänge der Seele entstellt werden, schließt sich Goethe an, der die Optik Newtons verwirft, die das zarte Licht mit unnatürlichen Experimenten quäle. Das Licht als poetisches Erlebnis ist eben etwas anderes, denn als physikalisches Objekt und ganz gleich steht es mit der Psychologie. Die Seele verliert im Kristallspiegel des Geistes alles Poetische und Dämmerhaft-Intuitive und wird zum wissenschaftlichen Objekt. Der Menschenfreund mag davor zurückschrecken, der Forscher niemals.

Mehrmals wird versucht, Freud in die historische Darstellung einzuflechten, aber immer nur unter Begleitung eines anerkannten Denkers, zum Beispiel Bergson (S. 46), Schleiermacher (S. 268), Nietzsche (S. 267).

Es fehlt nicht an Anerkennung des Wiener Forschers (S. 303 und S. 352), aber seine Resultate werden ignoriert.

Das Werk soll nun eine Einführung in eine Psychologie sein, die auch die Freudschen Resultate umfaßt, scheint aber nicht mehr zu leisten, als jedes philosophische System, das auch stets die ganze Welt umspannt. Diese Betrachtungsweise ist aber von der Freuds toto coelo verschieden.

Es ist offenbar ein Verhängnis jeder Psychologie, immer wieder philosophisch zu werden, als könnte der menschliche Geist die empirische Nacktheit auf die Dauer nicht ertragen. Die Tendenz, die Psychoanalyse philosophisch zu neutralisieren, ist unverkennbar.

Der Weltkrieg hat aber mit seiner unsinnigen Zerstörungswut zu deutlich gezeigt, daß die menschliche Seele nicht nur aus himmlischem Dufte besteht. Mit der Intuition kommt man aber diesen gefährlichen Triebkomponenten des Menschen nicht bei.

Dr. Ph. Sarasin.

C. G. Jung: Psychologische Typen. (Rascher & Cie., Zürich, 1921, 708 S.)

Die inhaltliche Zusammenfassung dieses dickleibigen Buches kann im folgenden gegeben werden: Es seien typische, charakteristische Unterschiede im psychischen Gesamthabitus der Menschen auffindbar; die größten zwei Gruppen werden von den habituellen Einstellungstypen des Introvertierten und Extravertierten gebildet. Dabei soll Introversion ein Hineinströmenlassen der „Energie" vom Objekt ins Subjekt und Loslösung der „Energie", des „Interesses" vom Objekte zugunsten des Subjektes bedeuten, Extraversion hingegen soll das Herausgehen an ein Objekt, das Sichanklammern an das Objektive, eine Strömung der „Libido" vom Subjekt zum Objekt bezeichnen, wobei unter Objekt auch die Mitmenschen, die eingepflanzten Gewohnheiten, die Wahrheiten, die Normen der Umgebungswelt zu verstehen seien. Innerhalb dieser beiden Einstellungstypen sollen noch je vier Typen den vier Grundfunktionen gemäß (Denken, Fühlen, Empfinden, Intuieren) unterscheidbar sein. Infolge der kompensierenden Funktion des Unbewußten sollen die nicht im Vordergrunde stehenden, vom Bewußtsein „verdrängten" Grundfunktionen und Einstellungen im Unbewußten zur stärkeren Entfaltung gelangen. Solche im Unbewußten wirkende Funktionen reißen nach Jung archaische Bilder aus dem Inventar des „kollektiven Unbewußten" an sich und bedrohen, falls sie größere Energien an sich ziehen, das Netz der bewußten Funktionen mit Durchbruch. — Eine Versöhnung beider Einstellungstypen müsse in einem mittleren Zustand gelingen, welcher Folge einer mit Symbolbildung einhergehenden „transzendenten Funktion" sei; in diesen mittleren Zustand progrediere man mittels der (religiösen) Andacht. — Alle diese Behauptungen werden mit Beispielen aus der antiken und mittelalterlichen Geistesgeschichte, aus Werken von Schiller (naive und sentimentalische Dichtung, ästhetische Stimmung als mittlerer Zustand), von Spitteler (Prometheus und Epimetheus), von Ostwald (romantischer und klassischer Gelehrter), usw. erläutert, natürlich bleibt auch die heute wieder zur Mode gewordene Berufung auf die brahmanische, buddhistische Lehre nicht aus.

Die Tendenz des Werkes, gut umschriebene Typen auszuarbeiten, ist eine Zeitströmung, mit dieser Arbeit möchte die Psychologie zur praktischen Wissenschaft, zur Menschenkenntnis werden. Die viele Forscher beschäftigende Frage heißt: wie soll nun diese Typengliederung stattfinden? Merkwürdigerweise finden wir bei Jung das Typenproblem in der Philosophie, Psychiatrie Ästhetik, Biographie wenigstens stichprobenweise besprochen, doch liest man kein Wort über das Typenproblem in der Typenlehre! W. Sterns grundlegendes Buch (Die differentielle Psychologie, 1911) sagt schon, daß alle Einteilungen der Typen (er bespricht besonders die „Darstellungstypen") zwei Einteilungsprinzipien miteinander verquicken: „Einerseits nämlich liegt eine Gliederung vor nach der gesamten Art, wie das Subjekt zur Welt und zu den Objekten Stellung nimmt; hier stehen sich ein ‚objektiver' und ein ‚subjektiver' Darstellungstyp gegenüber. Andererseits existiert eine Typik nach der Art, wie das Material des Erlebnisses intellektuell bewältigt worden ist."

Jung handelte also nach allem dem im Geiste von W. Stern, des Philosophen der „Person und Sache", als er seine Typengliederung aufstellte, nur ist zu bemerken, daß das Erscheinen gerade der generell-psychologischen Systematik in der Typenlehre nicht mit dem Streben Sterns zusammenfällt, sondern eher diejenigen altmodischen Bücher über die Kinderfehler in den Sinn ruft, welche die Systematik der Kinderfehler mit der Einteilung in Fehler des Empfindens, Denkens, Wollens, Fühlens abgetan wissen wollten. Der neuere Bearbeiter der psychologischen Typenlehre, Jaspers (Psychologie der Weltanschauungen, 1919), fällt auch nicht mehr in diesen Fehler. Jaspers' Haupteinteilung gründet sich auch auf die Einstellungen, welche das Subjekt-Objektverhältnis bezeichnen wollen (gegenständliche, selbstreflektierende und, beiden übergeordnet, ihren Gegensatz mehr oder weniger aufhebend, die enthusiastische — man denke an Jungs religiöse Andacht! — Einstellung), aber innerhalb der gegenständlichen Einstellung z. B. nimmt er eine aktive, eine kontemplative, eine mystische Einstellung an, verläßt also die allgemein-psychologische Systematik.

Sind wir so im Begriffe auszusprechen, daß Jung eigentlich als ein Schüler Sterns das Problem bearbeitet — wenn auch ohne den élan vital von Jaspers — so könnte uns entgegengehalten werden, daß Jung vom Unbewußten, von Libido spreche, er verkünde also eine psychoanalytische Lehre. Nun aber, gerade in der Art, wie er diese Begriffe verwendet, zeigt sich seine Abhängigkeit von Stern und nicht von Freud. Stern lehrt auch („Die menschliche Persönlichkeit", 1918), daß die Grundlage der Person vom Unbewußten gebildet wird und „daß der Mensch die schwachen Stellen seiner Persönlichkeit sich selbst preisgegeben im Unbewußten bestehen lasse", und sie dann ins Bewußtsein als Hieroglyphen hineinbrechen. Stern sieht auch alles, was die Persönlichkeit angeht, im Lichte der Teleologie, des zielstrebigen Geschehens, wie Jung; für die einheitliche zielstrebige Kausalität nimmt er als Erklärungsgrund eine psychophysisch-neutrale „Entelechie", einen der Libido ähnlichen Begriff (in Jungschem Sinne!).

Was würde demgegenüber eine psychoanalytische Typenlehre verlangen? Man denke hier an das Musterbild der Ausarbeitung des analerotischen Charakters — wovon wir bei Jung nichts erfahren —, dann an die Prinzipien der psychoanalytischen Einteilung der Neurosen: die psychoanalytische Typenlehre muß stets die Triebentwicklung vor Augen halten, sie muß sich auf die Kenntnis der Sexualkonstitution stützen, andererseits aber muß sie die einzelnen psychischen Systeme in ihrer Ausgestaltung, in ihren inhaltlichen Bezügen und in ihrer gegenseitigen Kommunikation veranschaulichen, wobei auf die Entwicklung des Ichsystems, der Idealbildung, des Ichinteresses ein besonderer Wert gelegt werden soll. Eine sehr geringe Annäherung wenigstens zur Forderung der Kenntnis der biologischen Eigenschaften zeigt ein dritter Typen-Forscher, Kretschmer;[1] bei Jung bleibt aber Stern, Jaspers, Kretschmer unerwähnt, erwähnt wird Freud,

[1] Auch Kretschmers Haupteinteilung (Zyklothymiker, Schizothymiker) deckt sich mit dem Objekt-Subjekt-Gegensatze.

doch mit welchen Begriffen verkettet! Libido ist bei Jung Intensität des psychischen Geschehens, der Begriff entbehrt also nicht nur des sexuellen Charakters, sondern ist auch von der — sogar durch die Phänomenologen zuerkannten — Qualität der Liebe gereinigt: Jung scheint überhaupt keine Triebentwicklung im Sexuellen zu kennen. Und sein Unbewußtes? Er kennt kein vorbewußtes, kein unbewußtes System; bei ihm liegen Funktionen „unbewußt" bereit (wieso und wieso Funktionen „verdrängt" werden können, wird nicht angegeben). Jung kennt, kurz gesagt, die psychoanalytischen Begriffe nicht: der Freudsche Narzißmus wird z. B. definiert als ein relativ unangepaßter Zustand, wo das „Seelenbild" nicht projiziert wird (dabei bedeutet das Seelenbild die Darstellung der inneren Einstellung durch bestimmte Personen, vom Unbewußten produziert). Wie kann Narzißmus ohne den Freudschen Libidobegriff definiert werden? — Die Freudsche Deutung soll die Phantasie auf die kausalen elementaren Triebprozesse reduzieren; Jung weiß scheinbar nicht, daß die Psychoanalyse Deutungen aus verschiedenen Schichten des Ubw. zuläßt, daß auch die gegenwärtigen, bewußten Wünsche, Befürchtungen, Ahnungen als Traummaterial aufgefunden werden können. Die Psychoanalyse soll nach Jung eine extrem extravertierte Wissenschaft sein: er bemerkt nicht, daß Freud, in dem auch die Gegner die kunstvolle Einfühlung in fremdes Seelenleben schätzen, stets lehrt, der Arzt soll bei der Analyse sein eigenes Unbewußtes frei wirken lassen: das ist extreme Extraversion?

Nur nebenbei sei bemerkt: auch philosophische Termini sind falsch gewählt (Verwechslung von transzendent und transzendental). „Metaphysik" hat für ihn die psychologische Bedeutung von „unbewußt". Daß die Wörter „Gott" (eigentlich nur höchster Wert), „Erlösung" so oft von Jung verwendet werden, zeigt von einem geringen Grad der wissenschaftlichen Bescheidenheit.

Und daß gegenüber der reduktiven (Freudschen) Methode die eigene konstruktive gesetzt sei, soll nicht ein Versprechen sein? — will Jung nicht destruktiv statt reduktiv sagen? Ist die eigene Methode die in diesem Buche dargestellte, so kann man sie getrost der reduktiven gegenüber als regressive Methode bezeichnen. Dr. Imre Hermann.

Paul Schilder: Das Unbewußte. (Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. 1922, 80. Bd.)

Es wird das Unbewußt-Psychische gesucht in der Funktion der Sinnesorgane, in der „Gegenstandsfunktion", im Wirkungswert der Erlebnisse, in „dem körperliche Form gewordenen Automatismus". Hier liege überall nur Körperliches, Nichtpsychisches vor. Ferner in einer Reihe psychischer Erlebnisse: im Akterleben, in den Erlebnissen auf niedrigerer Bewußtseinsstufe, im Freudschen Unbewußten, in der vergessenen Vergangenheit. Aber auch alle diese psychischen Erlebnisse seien bewußt, wenn auch „in einer besonderen Gegebenheitsweise", die Schilder „sphärisch" nennt. „Ich vertrete also die nach Freud unhaltbare Anmaßung, daß alles Psychische bewußt sei."

Die Einzeltatsachen, aus welchen der psychoanalytische Begriff des Unbewußten (=Verdrängten) hervorgegangen ist, werden nicht geleugnet, vielmehr: „die Sphäre fällt mit dem System Ubw. Freuds zusammen."

Wenn einer theoretischen Anschauung, unter Anerkennung der sie konstituierenden Einzeltatsachen, von anderer Betrachtungsweise eines Phänomens her eine andere Formulierung des Betrachteten entgegengehalten wird, wie hier, so ist zu fordern, daß die neue Anschauung ihre Existenzberechtigung erweise. Als Nachweis würde das Aufzeigen neuer heuristischer Möglichkeiten oder praktischer Konsequenzen genügen.

Schilders Erörterungen über das Unbewußte fußen zum größten Teile, soweit es sich überhaupt um psychoanalytisch Unbewußtes handelt, auf Untersuchungen über die Gedankenentwicklung. Jeder Gedanke ist nach Schilder das Resultat einer biologischen Einstellung, also eines Triebes Rein phänomenologisch wird nun die Gegebenheitsweise alles Gegenständlichen beschrieben: „Jedes Bild, alles Gegenständliche liegt in einer Sphäre, die alles umschließt, was dem Gegenstande sachlich ähnlich ist, oder sich teilweise mit ihm deckt, aber auch alles, was durch unser individuelles Erleben diesem Gegenstande jemals räumlich oder zeitlich näher rückte. Wir könnten das einem Bilde oder Begriffe Zugehörige als seine Sphäre bezeichnen. Jedes Erlebnis wird zunächst die Sphäre als Ganzes anklingen lassen .... Jeder auftauchende Gedanke, jedes auftauchende Bild liegt in der Richtung einer Intention, einer biologischen Einstellung. Die Sphäre zeigt die Einstellungsrichtung im Groben an, der fertige Begriff entspricht einem endgültigen biologischen Ziel ... Stellen sich der Erreichung biologischer Ziele Hindernisse in den Weg, so verbleibt die Intention in der Sphäre und sie gelangt nicht zu dem eigentlichen Ziel, sondern nur zu einem assoziativ verwandten." Es ist die richtige phänomenologische Umschreibung der Verdrängung und Verschiebung.

Die Verdrängung Freuds hätte demnach auch die Funktion, die Gedankenentwicklung zu hemmen, der Gedanke bliebe auf primitivster Stufe, id est in der Sphäre stecken. Ein verdrängter Name könnte somit z. B. durch das Gefühl des „Etwas-auf-der-Zunge-habens" doch bewußt repräsentiert sein. Der Analytiker sagt in diesem Falle, der Name ist systematisch verdrängt, das heißt unbewußt. Dagegen wäre nichts einzuwenden. Es ist ja auch nichts gegen die Annahme einzuwenden, daß ein Gedanke, der erst nach vielen Analysenstunden zur vollen Entfaltung kommt, schon sehr früh in Spuren vorhanden war. Wir können auch annehmen, daß in der Selbstbeobachtung geschultere Patienten uns von ihrem jeweiligen Bewußtseinsinhalt viel mehr mitteilen könnten. Man hat es in der eigenen Analyse deutlich erfahren, wie voll das Blickfeld des Bewußtseins in Momenten scheinbarer Gedankenlosigkeit von Fetzen, Schemen, Ansätzen von Gedanken ist, deren Bemächtigung nur selten gelingt. Es sei also zugegeben, daß das Bewußtsein weiter reicht, als oberflächliche Selbstbeobachtung denken läßt. Schilder unternimmt aber einen sehr gewagten Schritt, wenn er von hier aus per analogiam die Bewußtheit alles Seelischen im Längsschnitt, nicht nur im Querschnitt, des Erlebens postuliert. Wie denkt sich Schilder die gleichzeitige, bewußte Gegebenheit alles vergangenen Erlebens? Diese Frage ist es gerade, die wir in der Schrift gerne beantwortet gesehen hätten. War es doch das Problem der latenten psychischen Inhalte, das zur Aufstellung der Begriffe unterbewußt,

nebenbewußt etc. in der nichtanalytischen, zur Postulierung eines Vorbewußten und Unbewußten in der Psychoanalyse geführt hat.

Was der Autor in dieser Frage selbst vorbringt, ist höchst unklar: „Ist die Vergangenheit denn überhaupt im Bewußtsein und wie ist sie denn dort vertreten? Ich weiß, daß die Annahme, alles Vergangene sei im Erlebnishintergrund, in den Fringes gegeben, gewaltsam zu sein scheint, doch halte ich sie aus Gründen, die ich im einzelnen hier nicht angeben kann, für die beste. Auch das bewußte Erlebnis ist unzerstörbar, es kann, wie das auch die Psychoanalyse zeigt, in unveränderter Form wieder auf volle Bewußtseinshöhe kommen. Es wäre demnach anzunehmen, daß die Vergangenheit auf tiefster Bewußtseinsstufe da ist und nicht in sphärischer Gegebenheitsweise (?). Gleichwohl sendet die Vergangenheit fortwährend Abkömmlinge in die Sphäre hinein, so daß jedes Erlebnis gleichsam doppelt repräsentiert ist, sphärisch (im Unbewußten) und auf geringerer Bewußtseinsstufe im Vbw.“

Wo liegt das heuristisch Wertvolle dieser Annahme? Im Gegenteil: daß durch den Versuch, das psychoanalytisch Unbewußte phänomenologisch als bewußt zu erfassen, zu jener Verwirrung führen muß, die die Psychoanalyse durch die Aufstellung des „Unbewußten“ beseitigt hat, betonte Freud in der Diskussion über die mündlich referierte Arbeit.

Das Unbewußte als solches ist nicht faßbar, alle Beweise Freuds für die Existenz eines Unbewußt-Psychischen sind indirekte (posthypnotischer Auftrag, Diskontinuität des Bewußtseins, Nichtwissen um „Woher“ und „Wozu“ der Symptome, infantile Amnesie etc.). Die Annahme eines Unbewußt-Psychischen ist nach Freud „durchaus legitim und notwendig“. Der Versuch Schilders, das Unbewußte Freuds den Klauen erkenntniskritischer Einwände dadurch zu entreißen, daß ihm eine eigenartige bewußte Gegebenheitsweise zugeschrieben wird, ist hier mißlungen und überdies undurchführbar. Schilder unterschätzt sicherlich nicht sonst, aber bestimmt in dieser Arbeit im Interesse dieses Versuches die Reichweite des psychoanalytisch Unbewußten; das Problem der Symbolbildung wird nur gestreift, die Frage nach Wesen und Wirkung der Urszene, eine der wichtigsten in der analytischen Theorie des Unbewußten überhaupt, wird nicht erwähnt.

Die Tatsache des im Interesse der Ökonomie des Denkens notwendigen physiologischen Vergessens steht im diametralen Gegensatz zur Schilderschen Annahme.

Schilder bezweifelt sicher nicht die Tatsache, daß unbewußte Wünsche und Befürchtungen durch Konversionssymptome zum Ausdruck kommen können. Wir können aber nicht annehmen, daß der psychische Gehalt der „Organsprache“ dem Kranken in einer wie immer gearteten Form bewußt sei.

Die psychoanalytische Forschung und Auffassung zeigt gerade in neuester Zeit die Tendenz, das Bereich des Unbewußten noch weiter zu umgreifen, es verwischen sich die Grenzen zwischen Somatischem und Unbewußt-Psychischem und Konsequenz dieser tiefgehenden Erkenntnisse und Vermutungen ist der Glaube, daß „das organische Geschehen mit den Triebmechanismen als wesensgleich“ angesehen werden müsse; aber auch diese Anschauung Schilders,

die wir teilen möchten, steht im Widerspruch zum Ausspruch: „Alles Seelische sei auch bewußt."

Auch für den Psychoanalytiker interessant ist die Erörterung der Gedankenentwicklung. Ihren Vorläufer bildet eine frühere Arbeit des Autors (Über Gedankenentwicklung. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. 1921). Hier ist ein Stück wertvoller formaler Psychologie entstanden auf Grund analytischer Triebpsychologie und phänomenologischer Betrachtungsweise. Gefährlich scheint aber der Versuch, phänomenologische, psychoanalytische und biologische Standpunkte zu vereinigen, wenn er mit Preisgabe wertvoller theoretischer Formulierungen erkauft wird. Wir hätten es als eine Bereicherung unserer theoretischen Anschauungen gewertet, wenn Schilder nicht mehr hätte aufzeigen wollen, als daß mittels feinerer, sozusagen histologischer Betrachtungen, ein Stück unbewußten Materials, als bewußt gegeben, nachgewiesen werden kann. Dr. Wilhelm Reich.

Gaston Roffenstein: Zum Problem des Unbewußten. (Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., 80. Bd., 1922.)

Ablehnung des Versuches, den Begriff des Bewußtseins soweit zu strecken, daß er auch die niedrigsten Bewußtseinsstufen in sich faßt. Es gibt ein Unbewußt-Psychisches. Methodologisch: wie soll „das Nichtbewußte den Gegebenheitscharakter des Psychischen erlangen?"

Ablehnung der Annahme einer ununterbrochenen psychischen Kausalreihe. Die Psychoanalyse biete aus sich heraus kein Kriterium für die Richtigkeit ihrer Behauptungen. Deutung sei nicht wissenschaftlich. Freud selbst gebe zu, daß das Urverdrängte rekonstruiert werden müsse. Es gibt kein Kriterium für die Richtigkeit der Konstruktion.

Jede andere Deutung könnte ebenso richtig oder falsch sein. — Die Dynamik der psychoanalytischen Heilung sei nicht klar. Freuds völkerpsychologische Untersuchungen hätten keine Bestätigung der Neurosenlehre gebracht, „von einer wirklich unabhängig festgestellten Parallelität der Vorgänge" kann keine Rede sein. Es handle sich lediglich um eine Umdeutung der Völkerpsychologie, die von anderen Ethnologen und Massenpsychologen geliefert wurde. Das „Unbewußte" Freuds ist, insoweit es nicht vom Bewußtsein nach Aufhebung der Widerstände agnosziert wird, „nicht Gegenstand einer gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnis". Immerhin gehe aber „aus der Unfähigkeit einer Methode, aus sich heraus Kriterien für die Richtigkeit ihrer Ergebnisse zu liefern", noch nicht deren Unbrauchbarkeit hervor. „Und aus der Unbeweisbarkeit oder Unanerkennbarkeit eines folgt noch nicht dessen Nichtexistenz." „Logisch ist nur an der unbedingten Unterscheidung zwischen Wissenschaftlichkeit und Deutungsmöglichkeit, methodologisch auf die gewaltige kritische Unbekümmertheit hinzuweisen, ich möchte sagen auf die Selbstgenügsamkeit der psychoanalytischen Methode, die im ewigen Zirkel immer Neues durch gewagte Kombinatorik aus sich gebiert, ohne nach anderweitigen, wirklich selbständigen Bestätigungen auszuschauen."

Es wäre sehr zu wünschen, wenn jene Forscher, die erkenntniskritisch und methodologisch soviel gegen die psychoanalytischen Forschungsergebnisse

einzuwenden haben, sich einmal die Mühe nehmen wollten, einige Jahre psychoanalytische Tatsachen sehen zu wollen. Die Psychoanalyse hat gegen eine Auseinandersetzung mit erkenntniskritischen Einwänden sicher nichts einzuwenden —, sie darf aber vorerst fordern, daß der Erkenntniskritiker analytisch durchgebildet und erfahren sei. Vielleicht kommt er dann, staunend über diesen Widerspruch mit seinen methodologischen Bedenken, zu dem Schlusse: „... und sie bewegt sich doch." — Die psychoanalytische Methode aber muß alle methodologischen Bedenken theoretischer Natur, ohne sie zu übersehen, schon angesichts der einen Tatsache an zweite Stelle rücken, daß bei richtiger, langdauernder Analyse nicht allzu selten die erfolgte Rekonstruktion eines wichtigen, verdrängten Erlebnisses aus frühester Kindheit durch nachfolgende Außenanamnese ihre Bestätigung erfährt. — Das vom Autor in bezug auf Wissenschaftlichkeit bezweifelte „Konvergieren" des analytischen Materials in eine bestimmte Richtung, die sich ergebende Notwendigkeit einer bestimmten Deutung sind analytische Tatsachen. Das Ausbleiben eines deutlichen Erinnerungsgefühls ist ein noch ungelöstes psychoanalytisches Problem. Dr. Wilhelm Reich.

J. Sadger: Die Lehre von den Geschlechtsverirrungen (Psychopathia sexualis) auf psychoanalytischer Grundlage. (Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1921.)

Der bekannte Autor, dem wir eine Reihe wertvoller Beiträge zur psychoanalytischen Erforschung der Perversionen verdanken,[1] tritt mit dieser Arbeit in einem größeren Werke vor die breitere Öffentlichkeit, um für die psychoanalytische Auffassung der Perversionen in leidenschaftlicher Weise zu werben; er fußt im wesentlichen auf Freuds Anschauungen, geht aber auch verschiedentlich seine eigenen Wege, wobei für Uneingeweihte leider nicht deutlich ersichtlich ist, was heute Allgemeingut der Analytiker ist, was Sadgers eigene Anschauungen sind. Der Titel, der an das bekannte Werk von Krafft-Ebing denken läßt, verspricht mehr, als das Werk hält: es bespricht nicht alle Perversionen, sondern nur die Homosexualität, den sadomasochistischen Komplex,[2] den Fetischismus und den Exhibitionismus. Ehe die eben genannten Perversionen besprochen werden, führt der Autor den Leser in einem „Allgemeinen Teil" in die psychoanalytische Auffassung der Entwicklung der Sexualität von der frühesten Jugend an ein — unter besonderer Betonung des Ödipus- und des Kastrationskomplexes — und widmet der psychischen Impotenz, der vaginalen Unempfindlichkeit der Frauen und der Onanie ein besonderes Kapitel. Eine ungeheure Menge von Wissen, eine schier erdrückende Fülle von Einzelbeobachtungen aus der psychoanalytischen Praxis und aus dem täglichen Leben — in vielen arbeitsreichen Jahren gesammelt — ist in diesem Werke niedergelegt. Eine umfangreiche und gründliche Kenntnis der Literatur, sowohl der nichtanalytischen als auch der neuesten psychoanalytischen, welche der erfahrene Wiener Forscher sich ganz

[1] Siehe meine Würdigung eines kleines Teiles von Sadgers wissenschaftlichen Verdiensten im „Bericht über die Fortschritte der Psychoanalyse in den Jahren 1914—1919, S. 74—77.

[2] Gemeint sind die beiden verwandten Perversionen, kein „Komplex".

zu eigen gemacht hat, zeigt sich auf Schritt und Tritt; das Wesen des Narzißmus, der prägenitalen Organisationsstufe, des weiblichen Kastrationskomplexes, von Stärkes Kastrationskomplex — um nur einige neuere psychoanalytische Arbeiten herauszugreifen — sind dem Autor gut vertraute Dinge.

Mit hervorragender Gründlichkeit und auf ein umfangreiches Material gestützt, wird immer wieder gezeigt, welche entscheidende Rolle Kastrations- und Ödipuskomplex bei der allmählichen Entwicklung der vom Autor besprochenen Perversionen spielen — in vollster Übereinstimmung mit Freuds „Ein Kind wird geschlagen" — sicher ein großer Fortschritt in unserem Verständnis der Perversionen; was Freud dort in Bezug auf eine Perversion, den Masochismus, gelehrt hat, wird dem Leser auch in Bezug auf andere Perversionen in so einleuchtender Weise dargestellt, daß es sich als Mittelpunkt für das Verständnis der Perversionen einprägt. Am klarsten und übersichtlichsten (zugleich auch am kürzesten) sind die Kapitel über den Exhibitionismus und den Fetischismus geraten; letzteres in Anlehnung an Stenogramme des Autors von zwei nicht publizierten Vorträgen von Freud, welche der Leser auf diesem Umwege kennen lernt. In Bezug auf die Vielseitigkeit der zu berücksichtigenden Gesichtspunkte bei der Erforschung der Homosexualität erfährt diese eine schlechterdings vollkommene Darstellung; die Lektüre der Kapitel: „Weitere Erkenntnisse" (S. 131), „Neueste Forschungen" (S. 141) und „Ergänzungen" (S. 161) kann jedem Analytiker wärmstens empfohlen werden. Bei der Darstellung des Masochismus wird den von Freud eine wesentliche Rolle zugeschriebenen Schuldgefühlen sicher eine zu geringe Würdigung zuteil.

Ich komme damit zu den Schattenseiten des umfangreichen Werkes: Sadger verteidigt die Psychoanalyse mit außerordentlicher Leidenschaftlichkeit; wir jüngeren Schüler von Freud fürchten aber die Angreifer nicht mehr. Unseres Erachtens hat sich das Lebenswerk unseres Lehrers in dem Maße in der Welt durchgesetzt, daß wir es getrost erwarten können, wie die allmählich seltener werdenden Gegner sich verlieren. Der gereizte Ton veranlaßt den Autor, wissenschaftlich andersdenkende Forscher, wie z. B. den bereits verstorbenen v. Krafft-Ebing oder Moll und insbesondere Magnus Hirschfeld, in einer Weise anzugreifen, wie sie sonst in wissenschaftlichen Werken nicht üblich ist; auch Bleuler wird mit einer burschikosen Redewendung gekennzeichnet; selbst eine gehässige Bemerkung über einen früheren Patienten, einen von ihm behandelten deutschen Psychiater, kann der Autor nicht unterdrücken. (S. 235 und 257.) Infolgedessen wirkt das Werk mehr wie eine Streitschrift als wie ein Lehrbuch, welches gesichertes Wissen vermittelt. Ein anderer wunder Punkt des Werkes ist folgender: der Autor verteidigt in der Einleitung seinen Gebrauch deutscher Ausdrücke im Gegensatz zu den sonst gebräuchlichen lateinischen: „Es läßt sich ja doch jeder Ladenschwengel diese Stellen unschwer ins Deutsche übersetzen," aber er verfällt in einen anderen Fehler: er gebraucht immer wieder, nicht bloß in Assoziationen von Patienten, vulgäre deutsche Ausdrücke, für die es überall auch weniger anstößige deutsche Bezeichnungen gibt. Die vom Autor gepriesene Unbefangenheit (S. 5) den Erscheinungen des Geschlechtslebens gegenüber („man muß den Mut haben, dieser Tatsache ins Gesicht zu sehen, darf sich nicht entsetzen ob

dieser naturgewollten Einrichtung") fehlt ihm immer wieder; Ausdrücke wie: „recht arge Ausschweifung" (S. 153), „Rädelsführer" (S. 137), „zu maßlosem Masturbieren und später zu einem zuchtlosen Leben verleitete" (S. 306), „andere Untaten werde ich später erzählen" (S. 306), „der verbohrteste Masochist" (S. 239), „de Sade ... dieser Lüstling der Grausamkeit" und „die ungeheuerliche Antimoral der schweren Sadisten" (S. 223) zeigen eine Verurteilung dessen, was unserem Verständnis näher gebracht werden soll.

Erschwert wird die Lektüre ferner dadurch, daß die Gruppierung des unendlich reichhaltigen Materials nicht genügend erkennen läßt, was wesentlich, was weniger wichtig ist, was tiefste, unbewußte Schicht des Seelenlebens ist, was mehr aus dem Vorbewußten stammt. Gerade das Kapitel über die Homosexualität, welches die meisten Anregungen gibt, zeigt diesen Fehler der Darstellungsweise am deutlichsten.

Die Leidenschaftlichkeit der Darstellung führt den Autor leider zu Einseitigkeiten, Übertreibungen, Widersprüchen und zum Vertreten von Ansichten, welche sicher falsch sind, wie z. B. diese: „Alle Perversionen sind neurologisch als Zwangsantriebe, zwangsmäßige Handlungen zu bezeichnen, für deren Bildung einzig die Gesetze der Zwangsneurose gelten" (S. 87). Daß die Lust am Kinderkriegen bei einer Mutter nur so zu erklären ist, daß sie „das Glück der infantilen Perversitäten genießen will mit ihrer Uro- und Koprophilie, der Befriedigung ihrer Schaulust und Hauterotik" (S. 79—81), ist eine durch nichts zu rechtfertigende Einseitigkeit.

Der ständige Hinweis auf die konstitutionelle Verstärkung der „Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik", die „natürlich" immer wieder vorhanden ist, wirkt nirgends überzeugend. Ich habe vielmehr den Eindruck, daß überall dort, wo der Autor keine psychologische Erklärung findet, die eben erwähnte „konstitutionelle Verstärkung" sich wie ein Deus ex machina einstellt (zum Beispiel S. 305, Ende des ersten Absatzes). Nur ein einziges Mal wird durch entsprechendes Material der Nachweis von der „enormen", „mächtigen" Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik zu erbringen versucht (S. 305—307); doch gerade dieser Nachweis mißlingt: manche der Züge, wie z. B. daß die Patientin sich schon als ganz kleines Kind gern an den nackten, molligen Leib der Mutter anschmiegte, finden sich bei sehr vielen Kindern; an anderen Stellen ist die psychologische Begründung, wie z. B. „und Vater konnte sich nicht satt sehen" (das heißt an der Geschicklichkeit des vierjährigen Mädchens) übersehen worden; müssen wir hier noch nach einer konstitutionellen Verstärkung suchen? Ein Widerspruch ist es, wenn der Autor Magnus Hirschfeld wegen der von ihm vertretenen Adaptionstherapie leidenschaftlich bekämpft, aber selbst für dieselbe eintritt (S. 88).

Mit Entschiedenheit tritt der Autor für die prinzipielle Heilbarkeit der Perversionen durch eine psychoanalytische Behandlung ein, welche ich auf Grund zahlreicher Erfahrungen nur bestätigen kann; doch der so ungemein wichtige Beweis ist leider nur in ganz ungenügender Weise erbracht worden. Alle Patienten Sadgers sind nur wenige Wochen oder Monate in seiner Behandlung gewesen, so daß sich über die Dauer der erzielten Erfolge, auf die es ankommt, nichts sagen läßt; auch in der Therapie der Neurosen

erzielen wir häufig zu Beginn der Behandlung einen überraschenden Erfolg — doch das dicke Ende kommt nach. Wenn der Autor behauptet, daß er in einem Falle von psychischer Impotenz „bereits nach vier Sitzungen eine Dauerheilung durch Auflösung der Mutterbindung“ (S. 96) erzielt hat, so wird das in den Kreisen von Freuds Schülern Zweifel erregen. Wenn diese einzig dastehende Leistung aber nicht anzuzweifeln sein sollte, so weist das Werk eine wesentliche Lücke auf: die Darstellung der Technik, durch welche die Auflösung der Mutterbindung in vier Sitzungen erzielt worden ist, müßte die ganze bisherige psychoanalytische Therapie revolutionieren

In Bezug auf den Inhalt befriedigt der Teil des Buches, welcher den Schaden und den Nutzen der Onanie bespricht, wohl am wenigsten; die hier geschilderten Beziehungen zwischen Masturbation und Autoerotismus streifen nur die Oberfläche des Problems. Ausdrücke, wie: „da ist als Grundlage der Moral die Schwachheit der Hoden (gemeint ist eine Folgeerscheinung der Masturbation) nicht ganz zu verachten“ (S. 118) können der Psychoanalyse weder in Kreisen von Fachleuten noch von Laien Freunde werben.

Ich muß offen bekennen, daß ich zur Besprechung des bereits 1921 erschienenen Werkes mehrere Monate gebraucht habe, weil ich über einen Punkt keine Klarheit bekommen konnte: wie sind die ganz rätselhaft wirkenden, auf Grund von stenographischen Aufzeichnungen geschriebenen Krankengeschichten zustande gekommen?! Eine Krankengeschichte eines Falles von Masochismus beginnt folgendermaßen: „Fall 1: Neunundzwanzigjährige Hysterica, die seit ihrer Kindheit schwer unter dem Zwist ihrer Eltern leidet. ‚Seit meinem achten Lebensjahr sah ich, wie der Haß zwischen den Eltern immer mehr anwuchs, und betete zu Gott, er möge ihnen Frieden schenken und alles wieder so werden wie früher. Zur selben Zeit hatte ich auch öfter Gelegenheit, in der Nacht den Geschlechtsverkehr meiner Eltern zu belauschen. Am nächsten Tage jedoch standen die Eltern einander genau so feindselig gegenüber wie vorher, was bei mir tief nachwirkte‘.“ Soll ein der Psychoanalyse unkundiger Leser den Eindruck erhalten, daß die Patientin schon in der ersten Stunde, ehe sie überhaupt irgendeine Angabe über ihr Leiden gemacht hat, von der Beobachtung des Geschlechtsverkehrs der Eltern zu erzählen beginnt? Und fast könnte man auf Grund der anderen Krankengeschichten zu dem Schluß kommen, daß Sadgers sämtliche Patienten nach ganz kurzer Analyse mühelos erzählen, was wir nach unendlich mühevollen, langwierigen Bemühungen manchmal zutage fördern! Mit welcher uns unbekannten Technik erreicht Sadger das? Wie weit sie von der üblichen der freien Assoziationen abweicht, lehrt am besten die Lektüre der Seite 290: immer wieder unterbricht Sadger hier die Patientin. Die Krankengeschichten lesen sich wie Aufsätze oder wie Romane, welche Patienten, die einen Teil der psychoanalytischen Literatur gelesen und mangelhaft verstanden haben, über die Entstehung ihres Leidens schreiben könnten. Alle kommen ununterbrochen mit Erklärungsversuchen, Deutungen, Fragen, wobei sie sich jetzt darbietende Erscheinungen einfach auf bewußte Kindheitseindrücke „zurückführen“, sie als Wiederholungen, als einfache Gewöhnungen schildern: „Vielleicht könnte das darauf zurückzuführen sein,“ ist eine stereo-

type Phrase bei allen — und die Aufdeckung der durch die Kindheitseindrücke entstandenen unbewußten Vorgänge durch den Analytiker unterbleibt; auch wird den offenbar aus dem Vorbewußten stammenden Erklärungsversuchen ohne weitere Deutungsarbeit eine Beweiskraft zugeschrieben; dabei gliedern die Patienten ihre Erklärungsversuche wie in einem Schulaufsatz in: erstens, zweitens, drittens usw. Sind das freie Assoziationen? Aufgefallen ist mir, daß Sadgers Patienten dieselben Ausdrücke, dasselbe Deutsch verwenden, wie Sadger selbst in seinem Text. Je länger ich mich in diese Krankengeschichten vertieft habe, desto mehr hat sich in mir die Überzeugung verstärkt, daß alle Patienten von Sadger während der kurzen Behandlungen unter einer starken, ihm wahrscheinlich unbewußt bleibenden Suggestion des Autors, ihm zuliebe, ohne Widerstände das „assoziieren", wovon sie auf Grund von Lektüre und suggestiven Fragen annehmen müssen, daß ihre Erklärungsversuche dem Arzte gefallen könnten. Infolgedessen kommt den, wie gesagt, nach Stenogrammen veröffentlichten Krankengeschichten leider keine Beweiskraft zu; außerdem geben sie Uneingeweihten kein zutreffendes Bild von einer psychoanalytischen Behandlung.

Zusammenfassend muß ich zu meinem großen Bedauern sagen, daß die Schattenseiten des umfangreichen und ersten Werkes über die Perversionen auf psychoanalytischer Grundlage die Vorzüge desselben fast aufwiegen. Es wäre sehr zu wünschen, daß das Werk bei einer Neuauflage vom Autor wesentlich im Umfange verringert würde, besonders durch Fortlassung oder starkes Verkürzen der Krankheitsgeschichten, und in wesentlich anderem Gewande erscheinen möge; dann werden die unzähligen, wertvollen Anregungen auf weit fruchtbareren Boden fallen und dem Autor und der Psychoanalyse mehr Freunde werben! Dr. F. Boehm.

Berichtigung

zum Artikel: Selektionstheorie und Lustprinzip von Dr. R. Brun (Zürich) im laufenden Jahrgang dieser Zeitschrift, Heft 2, S. 183 usf.

1. Der Hinweis zur Anmerkung Nr. 1, Seite 183, gehört nicht zum Untertitel der Arbeit („Betrachtungen . . . usw."), sondern an den Schluß des ersten Absatzes der gleichen Seite: . . . „. . . müssen sich zum mindesten . . . Einschränkungen ihres Geltungsbereiches gefallen lassen".

2. Dementsprechend gehört die Fußnote 2 natürlich nicht zu diesem Abschnitt, sondern zum Schlusse des zweiten Absatzes auf Seite 185: „. . ., daß sogar noch beim Kulturmenschen . . . für das triebhafte Handeln Nützlichkeitsgründe niemals ausschlaggebend sind", — also an die Stelle der dort stehenden Fußnote 1, die somit zu streichen wäre (sie kehrt auf Seite 187 an richtiger Stelle wieder).

3. Am Schlusse der Fußnote 2 auf Seite 190 soll es heißen: „Cfr. über die sexuellen Wurzeln der Staatenbildung auch Freud", — (nicht: und Freud).

Zur psychoanalytischen Bewegung.

VII. Internationaler Kongreß für Psychologie in Oxford.

25. Juli bis 1. August 1923.

Der letzte Internationale Kongreß für Psychologie hatte 1909 in Genf stattgefunden. Es gab viele Anzeichen dafür, daß sich die Einstellung zur Psychoanalyse in diesem Zeitraum wesentlich geändert hat. Im Vorstand des Kongresses war die Psychoanalyse durch den Präsidenten der Internationalen Vereinigung vertreten und der Sekretär der Vereinigung war als Vertreter der deutschen Psychologie zum Kongreß eingeladen (der einzige Psychiater in dieser Stellung). Der Ton der während des Kongresses von seiten der verschiedenen Vorsitzenden und Redner gemachten zahlreichen Hinweise auf die Psychoanalyse und die den Vorträgen und Diskussionen der Psychoanalytiker gewährte Aufnahme zeigte klar, daß der Gegenstand allgemein als ergänzender und wichtiger Zweig der wissenschaftlichen Psychologie betrachtet wurde. Unter den sich auf Psychoanalyse beziehenden Vorträgen seien folgende erwähnt:

In seinem Vortrag über das Vorstellungsleben der Kinder verglich Dr. Karl Abraham die Gedanken der Kinder mit denen der Erwachsenen, wies auf seltsame, den ersteren eigene Merkmale hin, und darauf, daß diese sich wiederum im Unbewußten des Erwachsenen vorfinden. Er betonte beispielsweise die Tatsache, daß das, was dem Erwachsenen als Ähnlichkeit erscheint, vom Kinde oft als buchstäbliche und absolute Identität angesehen wird; diese bildet oft die Grundlage für spätere Symbolik.

Bei einem Diskussionsthema über die „Einteilung der menschlichen Instinkte" waren die Referenten Dr. J. Drever und Dr. Ernest Jones. Dr. Drever kritisierte Freuds dualistische Auffassung auf Grund ihres vermeintlich geringen empirischen Wertes. Der zweite Redner verteidigte diese Auffassung gerade wegen ihres großen empirischen Wertes und äußerte sich skeptisch über die von akademischen Psychologen aufgestellten Listen unanalysierter „Instinkte". Es folgte eine lebhafte Debatte.

Dr. Mac Curdy hielt einen Vortrag über bildliche Vorstellungen in der Phantasie, der von J. C. Flügel vom psychoanalytischen Standpunkte aus kritisiert wurde.

F. C. Bartlett, Professor der Psychologie in Cambridge, hielt einen Vortrag über Symbolik, dem ein ganzer Abend gewidmet war. Die angeführten Erwägungen waren oberflächlich, da sie nur die mehr bewußten Gebiete der

Seele berührten und das Verhältnis zwischen Symbolik und dem eigentlichen Unbewußten unbeachtet ließen, worauf Dr. Ernest Jones in seiner Kritik besonders hinwies.

Die Vorträge des Pfarrers Streeter und des Herrn Thouless behandelten das Verhältnis der Psychologie, besonders der Psychoanalyse, zur Religion. Der erstere verhielt sich weniger ablehnend als der letztere. Es folgte gute Gegenkritik von seiten der Psychoanalytiker. Zwei weitere Gegner, deren Vorträge debattenlos verliefen, waren Dr. William Brown aus Oxford und Dr. Alfred Adler aus Wien. Der letztere sprach über Fortschritte in der Individualpsychologie, aber die Fortschrittsbeweise waren nicht sehr einleuchtend. Morton Prince und Pierre Janet hielten auch Vorträge, die jedoch nur in entfernter Beziehung zur Psychoanalyse standen. E. J.

IV. Italienischer Psychologen-Kongreß, Florenz,

22. bis 25. Oktober 1923.

Am ersten Kongreßtage erwähnte Prof. Lugaro (Prof. der Psychiatrie in Turin), der erbittertste Gegner der Psychoanalyse in Italien, in der Diskussion über De Sarlos Vortrag: „Psychologischer Unterricht an den Universitäten", Freuds Psychoanalyse. Wahrscheinlich wollte er eine Gelegenheit benützen, seine Meinung über die Psychoanalyse zu äußern, weil er am nächsten Tage abreisen mußte und so beim Vortrage über Psychoanalyse nicht zugegen sein konnte. Die Psychoanalyse hätte nur in einem recht, und zwar in der Berücksichtigung der Tatsache, daß das, was uns durch die Introspektion gegeben ist, mangel- und lückenhaft sei. Es wäre deshalb aber grundfalsch, ein Psychisch-Unbewußtes anzunehmen. Das Bewußtsein (das offenbar mit Psychisch identifiziert wurde) sei ein aufflackerndes und wieder erlöschendes Licht. Nur durch die genaue Erforschung des uns tatsächlich objektiv gegebenen somatischen Substrates, welches die Fähigkeit habe, das Bewußtsein (id est: Psychisches) aufflackern zu lassen, könne die psychische Tätigkeit erforscht werden. Die Psychoanalytiker gehen aber so weit, in uns eine zweite Persönlichkeit anzunehmen, die dazu da wäre, um uns zu schädigen.

Ihm widersprachen mehrere Redner, darunter namentlich Prof. Alliotta (Neapel), indem er in sehr folgerichtiger Weise darlegte, daß der jähe Sprung vom Psychischen ins Physische nicht legitim sei und daß man nicht das Recht habe, das Psychische mit dem Bewußtsein glatt aufhören zu lassen. Es wurde auch von mancher Seite gesagt, daß man jeder Methode, auch der psychoanalytischen, zulassen müsse, zur Kenntnis des Seelenlebens beizutragen.

Es ist erwähnenswert, daß in mehreren Vorträgen über Themen gesprochen wurde, die die größten Berührungspunkte mit der Psychoanalyse hatten, ohne daß dabei die Psychoanalyse erwähnt worden wäre. Prof. Kiesow (Professor der Experimentalpsychologie in Turin) sprach über Individual- und Völkerpsychologie, behandelte auch den Totemismus, merkwürdigerweise ohne Freuds Arbeit darüber, noch überhaupt die Psychoanalyse zu erwähnen.

Prof. Ferrari (Psychiatrie, Bologna) sprach über Psychologie und Psychopathologie und wußte über die Psychoanalyse bloß zu sagen, daß die Versuche von Breuer und Freud, wie fruchtbar sie auch hätten sein können, leider in einen Pansexualismus ausgeartet seien. Bezeichnend sind Prof. Tanzis (Professor der Psychiatrie, Florenz) Worte, der in der Dis-

kussion über Ferraris Vortrag das Wort ergriff. Er sagte, daß die öffentliche Meinung dem Psychiater irrigerweise ein größeres Verständnis für die menschliche Seele zuschriebe. Die Psychiater seien aber ganz einfache Menschen, da sie doch mit Kranken mit reduzierten psychischen Funktionen zu tun hätten. Und diese eigneten sich ganz und gar nicht zur Erforschung des normalen Seelenlebens.

Dr. Assagioli (Florenz) sprach über eine neue Individualpsychologie, breitete sich über Jungs Intra- und Extrovertierten aus und bedauerte, daß Jung den Vorgang der Verdrängung vernachlässigt habe.

Unter dem Vorsitze Prof. Ferraris hielt Dr. Weiß (Trieste) einen Vortrag über Psychoanalyse, zu dem er vom Kongreßausschuß eingeladen worden war, der mit lebhaftem Interesse angehört wurde (wird in extenso veröffentlicht). Prof. Ferrari sprach sich als Vorsitzender anerkennend über den Vortrag aus, Redner sei sehr gemäßigt gewesen, er freue sich, daß mit dem Pansexualismus aufgeräumt wurde, und eröffnete die Diskussion.

Prof. Tanzi erklärte sich in der Beurteilung des Vortrages mit dem Vorredner einig; auch er freue sich sehr, daß Freud den Pansexualismus über Bord geworfen hätte. Ferner sprach Tanzi von einem kühnen Flug der Psychoanalyse in das Reich der Philosophie und Metaphysik. „Welch Unterschied zu der Mäßigkeit, Ernst und Bescheidenheit, die in diesem Kongresse zutage getreten sind!“ Dr. Weiß hätte jedoch in allen Punkten Mäßigkeit gezeigt. Seine Patienten hätten sich seiner Ansicht nach in einem subhypnoiden Zustande befunden.[1] Er fragt sich aber, warum die Psychoanalytiker nicht die Hypnose der langwierigen, für Arzt und Patienten aufreibenden und mühseligen psychoanalytischen Methode, vorzögen. Die Hypnose versetze doch das Subjekt in einen willen- und kritiklosen Zustand, in welchem es doch für jede Suggestion zugänglicher wäre. Vielleicht könne er sich (Redner) selbst die Antwort darauf geben: Nicht jeder Mensch sei hypnotisierbar. Er breitete sich hierauf über Fälle seiner eigenen Erfahrung aus, bei welchen er mit der Hypnose prompte Wirkung erzielt hatte. Die Hypnose sei aber keine Kunst, wiewohl sie dem Laien ungemein imponiere. Der Arzt trägt für ihre Wirkungen gar kein Verdienst. Da aber seiner Erfahrung nach die Erfolge mittels der Hypnose nie dauerhaft waren, habe er diese bald ganz aufgegeben. Er kenne zwar die psychoanalytische Methode nicht und hätte sie auch nie ausgeübt, aber er frage sich: Wenn sogar mit der Hypnose die Erfolge so kurze Dauer aufweisen, um wie viel flüchtiger müssen erst die psychoanalytischen Erfolge sein, da der Patient während der Behandlung bei Bewußtsein bleibt?

Dr. Weiß erwiderte Prof. Tanzi, daß bei seinen Schilderungen seiner Erfahrungen mit der Hypnose, es ihm schien, als wohne er einer Vorlesung von Prof. Freud bei, welche Vorlesung auch veröffentlicht worden ist („Vorlesungen“, Kap. XXVIII.). Auch Freud habe dieselben Erfahrungen gemacht wie Tanzi — vor mehr als dreißig Jahren; auch er sei zur selben Beurteilung über die Dauerhaftigkeit der Hypnoseerfolge gelangt und, von der Hypnose enttäuscht, habe er diese ebenfalls aufgegeben, jedoch mit einem Unterschiede: Daß er sich nämlich anschickte, eine neue Methode auszuarbeiten, um Dauererfolge zu erzielen. Und dies wurde ihm erst ermöglicht durch die Erforschung des Wesens und Mechanismus der Neurosen selbst. Diese Erforschung hat auch ein Licht sowohl auf das Wesen der Suggestion und

[1] Interessant ist, daß die psychische Einstellung infolge Agierens (Übertragung) den Eindruck eines hypnoiden Zustandes erweckt hat (Anm. d. Ref.).

Hypnose selbst geworfen, als auch auf so manche normale psychische Vorgänge. Die Erfolge haben Freud recht gegeben. Die Hypnose ist bloß als Palliativmittel erkannt worden. Der psychoanalytische Eingriff richtet sich hingegen gegen die Verursachung der Neurose. Es könnte die Hypnose wohl in Frage kommen, aber nicht als Palliativum, wohl aber eher als Hilfsmittel für die Erforschungs- und Befreiungsarbeit des Psychoanalytikers. Jedoch hat die Erfahrung gelehrt, daß wenn auch in der Hypnose anfangs einige Widerstände leicht nachlassen, sich diese schließlich zu einer unüberwindlichen Schranke gestalten. Deshalb habe man die Hypnose ganz verlassen. Da sich Professor Tanzi über Dauererfolge erkundigte, sei es Redner erlaubt, kurz über seine eigenen Erfahrungen zu berichten: Von 25 schweren Neurotikern, die in psychoanalytische Behandlung aufgenommen worden sind, wurden 4 nach kurzer Zeit aus der Kur aus verschiedenen Gründen entlassen und von den übrigen sind 18 praktisch dauernd geheilt. Für einen von diesen sind bereits zwölf Jahre vergangen, ohne daß sich seine früheren Symptome wieder eingestellt hätten. Es handelte sich um Hysterien, Zwangsneurosen, Depressionen und zwei sexuellen Perversionen. Was den Pansexualismus anlange, konnte ihn Freud nie über Bord werfen, da er ihn doch nie bekannt hatte und der Freudsche Pansexualismus nichts anderes als eine pure Erfindung seiner Gegner oder derjenigen, die ihn mißverstanden haben, sei. Dieser Ausdruck stammte seinerzeit von Bleuler, der inzwischen sicher seine Meinung darüber geändert haben wird. Wahr ist jedoch, daß Freud uns gezeigt hat, daß die Bedeutung der Sexualität stark unterschätzt worden sei.

Sitzungsbericht der Kasaner Psychoanalytischen Vereinigung.

Im Herbst 1923 hat die Kasaner Psychoanalytische Vereinigung folgende Sitzungen gehalten:

16. Sitzung, den 28. August 1923.

Dr. B. D. Friedmann: „Rudin" im Lichte der Psychoanalyse.

Rudin — die Hauptperson des bekannten Werkes Turgenjews — bietet für die Psychoanalyse ein interessantes Material. Sein narzißtischer Charakter spiegelt sich in seinem Verhältnis zu Natalie wie auch in seinem sozialen Verhalten.

Diskussion: M. W. Netschkina, Dr. E. M. Penkowskaja, Al. R. Luria.

17. Sitzung, den 4. September 1923.

Al. R. Luria: Psychoanalyse und Marxismus.

Der Verfasser findet in der analytischen Theorie und dem Marxismus eine Reihe verwandter methodologischer Standpunkte. Die Psychoanalyse kann dem Marxismus in seinen soziologischen Spekulationen sehr zu Hilfe kommen und ihnen einen konkreten psychologischen Inhalt geben. Die methodologische Einheit von Psychoanalyse und Marxismus glaubt der Verfasser in folgendem zu finden: 1. Beide Richtungen sind durchaus analytisch; 2. beide haben mit dem menschlichen Unbewußten zu tun; 3. ihr Gegenstand ist die sozial- und genetisch determinierte Persönlichkeit; 4. sie studieren die Persönlichkeitsdynamik (Triebe-Sublimation usw.).

Diskussion: M. W. Netschkina, M. G. Heffter.

Geschäftliches:

1. Um die Psychoanalytische Bewegung in Rußland zu konzentrieren, wird der Eintritt einiger Mitglieder der Kasaner Psychoanalytischen Vereinigung in den Allrussischen Psychoanalytischen Verein mit dem Sitz in Moskau für wünschenswert gehalten. Zurzeit ist die Übersiedlung von Al. R. Luria, Dr. B. D. Friedmann und Dr. R. A. Averbuch nach Moskau bewilligt.

2. An die Stelle der Austretenden wird Dr. E. M. Penkowskaja zum Schriftführer und M. W. Netschkina zum Mitglied des Bureaus gewählt.

3. Das Thema „Marxismus und Psychoanalyse" wird als kollektives Diskussionsthema der Vereinigung angezeigt und die Hauptprobleme den Mitgliedern: Dr. Averbuch, A. R. Luria, Dr. B. D. Friedmann und M. W. Netschkina zur Ausarbeitung übergeben. Al. Luria, Schriftführer.

Frau Dr. S. Spielrein, bisher Mitglied der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse, ist nach Moskau übersiedelt und der dortigen Psychoanalytischen Vereinigung beigetreten.

Auf dem 27. Kongreß der französischen Nervenärzte (20. August 1923) in Besançon hielt Prof. Hesnard aus Bordeaux einen Vortrag über die Psychoanalyse, auf dessen Inhalt wir noch zurückkommen.

Die Soziologische Gesellschaft in London veranstaltete im Herbst einen Kurs von sechs Vorträgen über den Einfluß der Psychoanalyse auf soziologische Probleme, die von den Mitgliedern der englischen Ortsgruppe gehalten wurden, und zwar von Dr. Ernest Jones (Einführung), Dr. James Glover (Das Individuum), Mr. J. C. Flügel (Die Familie), Dr. M. J. Eder (Politik), Miß Barbara Low (Erziehung) und Miß E. Sharp (Berufswahl). Das Interesse war so stark, daß eine große Zahl von Hörern keinen Platz finden konnte.

Prof. N. E. Ossipow, der in Prag ansässige russische Psychiater, hielt im Seminar von Prof. P. B. Struve im Oktober zwei Vorträge über Totem und Tabu, um die russischen Soziologen mit der Freudschen Theorie und ihrer Anwendung auf die Soziologie bekannt zu machen. Später beabsichtigt Dr. Ossipow in der rechtswissenschaftlichen Gesellschaft einen allgemein gehaltenen Vortrag über „Freuds Theorie und die Soziologie" zu halten. (Nach einem Bericht der in Berlin erscheinenden russischen Zeitung „Rul" vom 2. November 1923: „Ein russischer Anhänger Freuds".)

† **Hugo Heller,** der bekannte Wiener Buch- und Kunsthändler, starb in Wien am 29. November im 52. Jahre eines überaus arbeitsreichen Lebens. Die Wiener Psychoanalytische Vereinigung verliert eines ihrer ältesten Mitglieder. Wie erinnerlich, war Heller der Verleger der ersten Jahrgänge der „Imago" und der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse", sowie — vor Gründung des Internationalen Psychoanalytischen Verlages — einiger Schriften von Prof. Freud; so konnte seine buchhändlerische Rührigkeit sich auch um die psychoanalytische Bewegung Verdienste erwerben.

Korrespondenzblatt

der

Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung.

Redigiert vom Zentralsekretär Dr. K. Abraham.

Mitteilungen des Vorstandes.

Wie den Gruppen bereits durch Zirkular mitgeteilt wurde, erscheint das Korrespondenzblatt zum erstenmal in veränderter Gestalt. Die gegenwärtigen Verhältnisse nötigten zu einer Einschränkung seines Umfanges. Eine solche war aber nur durch eine redaktionelle Bearbeitung der Gruppenberichte möglich. Auf diese Weise wird zugleich eine größere Gleichmäßigkeit der einzelnen Berichte erzielt. Die redaktionellen Änderungen werden auf das Nötigste beschränkt.

Die Herren Sekretäre werden auch an dieser Stelle gebeten, die Referate über Vorträge auf eine kurze Skizzierung des Inhaltes zu beschränken, die einige Zeilen nicht überschreiten soll. Die Angabe der Teilnehmer an einer Sitzung oder an einer Diskussion möge künftig unterbleiben.

Der letzte Kongreß hat den Vorstand ermächtigt, den Ort des im Frühjahr 1924 abzuhaltenden achten Internationalen Psychoanalytischen Kongresses sowie die genaue Zeit festzusetzen. Mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland erschien es richtiger, den Kongreß auf österreichischem Boden abzuhalten. Der Vorstand beruft daher den Kongreß nach Salzburg ein, und zwar auf Ostermontag, den 21. April. Die Dauer des Kongresses ist auf drei Tage vorgesehen. Näheres wird den Gruppen so bald wie möglich durch Rundschreiben mitgeteilt.

American Psycho-analytical Association.

Die Jahresversammlung fand am 3. Juni 1923 in Boston statt. An Stelle des verhinderten Präsidenten Dr. Wholey präsidierte Dr. Clark in den wissenschaftlichen, Dr. Oberndorf in den geschäftlichen Sitzungen.

Für das neue Jahr wurden gewählt: Dr. Oberndorf (New York) als Präsident, Dr. Stern (New York) als Sekretär, Dr. Clark (New York), Dr. Coriat (Boston) und Dr. Emerson (Boston) als Beisitzer.

Dr. G. Stanley Hall wurde zum Ehrenmitglied erwählt. Als Mitglieder wurden Dr. A. Kardiner und Dr. M. Meyer in New York aufgenommen.

Die neuen Statuten schließen sich denjenigen der New York Psycho-Analytical Society an. Zur ordentlichen Mitgliedschaft berechtigt nur der Grad als „M. D.", dagegen ist die durchgemachte Psychoanalyse nicht obligatorisch.

Vorträge wurden folgende gehalten:

Dr. Jelliffe: Psychoanalyse und Knochenpathologie. Die Arbeit gehört zu einer Reihe von Untersuchungen des Autors über den psychischen Faktor bei der Entstehung innerer Krankheiten (Tuberkulose, Diabetes, Psoriasis usw.). In dem vorgetragenen Falle lag bei einer jungen Frau ein Sarkom des Schienbeines vor. Jelliffe führt die Entstehung des Tumors auf einen besonderen Zug der Bänder und Muskeln zurück, durch welchen der Stoffwechsel des Knochens beeinflußt wurde. Die besondere, der Patientin eigentümliche Haltung des Beines, die seit Kindheit bestand, wird auf psychosexuelle Ursachen (Masturbation durch Schenkeldruck, Abwehr gegen den normalen Gebrauch des Genitales usw.) zurückgeführt. Begleitender nervöser Zustand. Nach zweijähriger Psychotherapie und Bestrahlung sind im Röntgenbild Zeichen beginnender Besserung des Prozesses nachweisbar.

Dr. Clark: Der psychische Inhalt der Epilepsie. Der Vortragende stellte in epileptischen Delirien Beobachtungen an über die besondere Tiefe der Libidoregression und über die Versuche zur Lösung der seelischen Konflikte, welche dem Epileptiker eigentümlich sind.

Dr. Ames: Fatalismus. Der Autor weist nach, daß der Fatalismus den sublimierten Ausdruck dessen darstellt, was wir in der Psychoanalyse eine Fixierung nennen. Die Stelle der Person, an welche man fixiert ist, nimmt im Fatalismus das Schicksal ein.

Dr. Emerson: Psychische Organisation. Gibt einige allgemeine Gesichtspunkte über die psychische Organisation des Individuums und der Gesellschaft.

Dr. Coriat: Einige Bemerkungen über aktive Therapie in der Psychoanalyse. Besprechung des Wesens der aktiven psychoanalytischen Therapie. Der Vortragende gibt eine Reihe von Indikationen zu aktivem Eingreifen, das aber immer auf Ausnahme- und Notfälle beschränkt bleiben sollte. Solche Anlässe sind: Stagnation der Analyse, die Unfähigkeit des Patienten zur Überwindung einer Angst, außergewöhnlich schwere Widerstände, homosexuelle Übertragung, Rückfälle des Patienten mit der unbewußten Tendenz zur Verlängerung der Lust an der Übertragung.

Dr. Stern: Die Gegenübertragung in der Psychoanalyse. Stern schildert die Schwierigkeiten, welche in der Person des Analytikers entstehen können, wenn er seine Reaktionen auf das Verhalten des Patienten, besonders auch seinen Narzißmus, nicht zu kontrollieren vermag.

Berliner Psychoanalytische Vereinigung.

10. April 1923. Kleine Mitteilungen:

Dr. Koerber: Zur Phallussymbolik.

Frau Dr. Horney: Zur Aufdeckung der Kindheitstraumen in der Psa.

Frau Klein: Das „Doktorspiel" der Kinder.

Dr. Simmel: Ein Bilderrätsel im Traum.

Dr. Sachs: Beiträge zum Ödipuskomplex.

Dr. Alexander: Bisexuelle Organisation und Sublimierung.

24. April 1923. Kleine Mitteilungen:

Debatte zu Dr. Alexanders Mitteilung vom 10. April.

Dr. Hárnik: Symbolik des photographischen Apparates im Traum.

8. Mai 1923. Kleine Mitteilungen:

Dr. Simmel: Über das funktionale Element in einer passageren Symptombildung.

Dr. Abraham: Zum Introjektionsvorgang bei Homosexualität. (Wird publiziert.)

Kleine Mitteilungen über Einzelbeobachtungen an Neurotikern und Kindern wurden gemacht von Dr. Bálint, Dr. Liebermann, Dr. Simmel, Fräulein Searl, Dr. Sachs, Dr. Koerber und Frau Klein.

15. Mai 1924.

Dr. Simmel: Über die intestinale Bewältigung der Libido.

29. Mai 1923.

Fortsetzung der Diskussion zu Dr. Simmels Vortrag vom 15. Mai.

5. Juni 1923. Kleine Mitteilungen:

Dr. Simmel: Schlußwort zur Diskussion vom 29. Mai.

Frau Dr. Deutsch (als Gast): Über Phantasien der Kastration durch Beißen.

Dr. Abraham: Korreferat zu der Mitteilung von Frau Dr. Deutsch.

Dr. Radó (als Gast): Ein Traum, zugleich ein Beitrag zur Psychologie des revolutionären Führers. (Erscheint in der Zeitschrift.)

12. Juni 1923. Kleine Mitteilungen:

Fortsetzung der Diskussion zu Dr. Radós Mitteilung vom 5. Juni.

Dr. Müller: Zum Entwicklungsmechanismus eines Falles von Homosexualität.

Fräulein Schott: Mitteilungen aus Kinderanalysen.

22. Juni 1923. Geschäftliche Sitzung.

1. Die auf Simmels Antrag von einer sechsgliedrigen Kommission ausgearbeiteten „Richtlinien für die Unterrichts- und Ausbildungstätigkeit" an der Poliklinik werden von der Versammlung genehmigt und sollen gedruckt werden.

2. Auf Abrahams Antrag werden die bisherigen Aufnahmsbedingungen der Ortsgruppe durch folgende ersetzt:

§ 5. Der Verein hat ordentliche, außerordentliche und Ehrenmitglieder. Die außerordentlichen Mitglieder nehmen an allen wissenschaftlichen Veranstaltungen der Vereinigung teil, sind aber von den geschäftlichen Sitzungen, beziehungsweise vom Stimmrecht ausgeschlossen.

§ 6. Für die Aufnahme in die Vereinigung gelten im allgemeinen folgende Bedingungen:

1. Die Absolvierung einer psychoanalytischen Ausbildung, die den von der Vereinigung hiefür aufgestellten Richtlinien nach Möglichkeit entspricht.

2. Vorausgehende Teilnahme an den wissenschaftlichen Sitzungen der Vereinigung als Hospitant durch längere Zeit, sowie Lieferung eines selbständigen wissenschaftlichen Beitrages (Vortrag oder Aufsatz). Die Aufgenommenen werden im allgemeinen zunächst als außerordentliche Mitglieder geführt. Sobald ihre Mitarbeit der Vereinigung als hiezu genügend erscheint, kann eine Generalversammlung die Übernahme zur ordentlichen Mitgliedschaft beschließen. Die Vereinigung behält sich vor, in besonderen Fällen die vorstehenden Bedingungen zu ermäßigen, z. B. wenn besondere Verdienste der Aufzunehmenden um die Psychoanalyse vorliegen.

Der Wahlvorgang ist geheim. Er erfolgt in einer geschäftlichen Sitzung, respektive Generalversammlung, nachdem ihn der Vorsitzende in der vorhergehenden Sitzung den Mitgliedern angekündigt hat. Die Wahl ist an eine Zweidrittelmehrheit gebunden. Der gleiche Wahlmodus gilt auch für die Übernahme eines außerordentlichen Mitgliedes zum ordentlichen.

3. Das Kuratorium zur Verwaltung des Ausbaufonds der Poliklinik erstattet den Bericht über die bisherigen Einnahmen; es wird beschlossen, die Selbstbesteuerung der Mitglieder in der bisherigen Weise fortzusetzen, außerdem für Schenkungen zu diesem Zwecke zu werben.

30. Juni 1923. Kleine Mitteilungen:

Frau Dr. Benedek (Leipzig, als Gast): Zur Spinnensymbolik.

Dr. Foerster: Ein kasuistischer Beitrag (Magen-Darm-Neurose).

Dr. Hárnik: Atmungstyp und Bisexualität.

Dr. Abraham: Aus der Analyse eines Asthmatikers.

Dr. Alexander: Über ein Buchstabenrätsel im Traum.

Dr. Schultz-Hencke: Zahlensymbolik im Traume und Kastrationsangst.

Dr. Abraham: Ein Beitrag zur Psychologie der Melancholie. (Wird publiziert.)

Dr. Abraham: Ein Beitrag zur Prüfungssituation im Traume. (Desgleichen.)

Im II. Quartal wurden die in Heft 1, IX., der „Zeitschrift" angekündigten Unterrichtskurse abgehalten. Für das nächste Quartal kündigt die Berliner Ortsgruppe eine neue Reihe von Unterrichtskursen an.

British Psycho-Analytical Society.

II. Quartal.

18. April 1923.

Miß Ella Sharpe: Psychoanalytische Würdigung des Lebens und der Werke von Francis Thompson. Die Analyse berücksichtigte die wichtigsten persönlichen Beziehungen des Dichters und ihren Zusammenhang mit seiner Einstellung zu seiner Familie, ferner seine Neigung zum Opium, seine Verlassenheit und seinen Selbstmordversuch. Die Analyse der Gedichte läßt die feminine Einstellung, seine Bindung an zwei entgegengesetzte Frauentypen und vor allem seine orale Fixierung erkennen (Entwöhnung als Trauma, Gleichsetzung von Brust und Penis; Kastrationsangst und Allmachtvorstellungen). Die Gedichte werden von der Phantasie des Dichters als Kastrationssymbole, als Kinder und zugleich als Produkte göttlicher Schöpfung betrachtet.

2. Mai 1923.

Dr. W. J. Jago: Boehms Schriften über Homosexualität. Kritik der Ansichten Boehms von der polygamen Neigung der Homosexuellen, von ihrer Neigung, durch Vermittlung einer dritten Person mit dem Liebesobjekt zu verkehren und von ihren unbewußten Phantasien betreffend den angenommenen Penis des Weibes. Die Diskussion stellte sich ablehnend zu den Aufstellungen Boehms.

25. Juli 1923.

Die Sitzung war besonders einberufen, um Dr. Karl Abraham zu begrüßen, der zum Ehrenmitglied der Vereinigung gewählt worden war. Nach einer Begrüßungsansprache des Vorsitzenden Dr. Jones, auf welche Doktor Abraham antwortete, hielt ersterer einen Vortrag über „Kälte, Krankheit und Geburt". (Der Vortrag ist inzwischen in der Festschrift für Ferenczi erschienen.) In der Diskussion teilte u. a. Abraham einige Erfahrungen mit, die Jones' Ansichten bestätigen.

Adreßänderung: Major C. Mc. Watters, J. M. S., c/o Grindlay's, Parliament Street, London.

Indian Psycho-Analytical Society.

I. Quartal 1923.

6. Jänner. Major O. Berkeley-Hill, M. Dr.: Die Gandhi-Bewegung vom psychoanalytischen Standpunkt.

27. Jänner. Jahresversammlung. Es wurden gewählt: Dr. Girindra-Shekhar Bose D. Sc. M. B. als Präsident; Mr. Manmatha Nath Banerji M. Sc. als Sekretär; Dr. Narendra Nath Sen Gupta M. A. Ph. D., Mr. Gobin Chand Bora BA. als Beisitzer.

3. März. R. C. Mc. Watters F. M. S.: „Der moderne Prometheus."
Diskussion über Prüfungsträume, eingeleitet vom Präsidenten.

II. Quartal 1923.

22. Mai. H. Bhattacharyya M. A.: Über den Vollständigkeitszwang als Charakterzug.

Diskussion über Flournoys „Siva Androgyne", eingeleitet von Capt. N. C. Mitra M.B., der die Schrift ins Englische übersetzt hat.

9. Juni. Major O. Berkeley-Hill, M. D.: „Die Farbenfrage."

Dr. Sarasi Lal Sarkar: „Swapna Tatva" (über Träume, in bengalischer Sprache).

Das Interesse an der Psychoanalyse ist in Indien im beständigen Wachsen. Einige Mitglieder der Vereinigung haben in der Tagespresse populäre Artikel veröffentlicht. In Zeitungen und Zeitschriften ist beständig von der Psychoanalyse die Rede; ausländische Artikel über Psychoanalyse werden referiert. Die Nachfrage nach psychoanalytischen Behandlungen steigt. Auf Wunsch der „Detective Training School" hielt der Präsident einen Kursus für Polizeibeamte über die psychoanalytische Auffassung des Verbrechens. Beamte aus ganz Bengalen nahmen mit lebhaftem Interesse daran Anteil. Andere (pädagogische usw.) Vereinigungen bitten um aufklärende Schriften.

Magyarországi Pszichoanalitikai Egyesület (Freud Társaság).

II. Quartal 1923.

7. April. Dr. J. Hollós: Psychoanalytische Klärung zu einem mitgeteilten Falle.

21. April. Frau Dr. Bálint (als Gast): Wiederholung des in der Berliner Vereinigung gehaltenen Vortrages über mexikanische Hieroglyphen.

5. Mai. Dr. S. Ferenczi: Breitere Ausführungen zum Thema „Versuch einer Genitaltheorie".

26. Mai. Dr. S. Ferenczi: 1. Ein Fall zur Bestätigung der psychoanalytischen Theorie der Hypnose. 2. Nachtrag zur Geschichte des „Kleinen Hahnemanns". 3. Neuer Beitrag zur aktiven Technik.

9. Juni. Dr. J. Hermann: „Psychoanalytisch erklärbare Fälle der (persönlichen) Evidenz." Vortragender analysiert Beispiele subjektiv bedingter Evidenz im philosophischen Denken, im Verhalten der Neurotiker usw.

III. Quartal 1923: Keine Sitzungen.

Nederlandsche Vereeniging voor Psycho-Analyse.

Sitzung am 21. April 1923 im Haag.

Dr. Adolph F. Meijer: Noch einmal Homosexualität. Vortragender betont gegenüber anderen Auffassungen den psychoanalytischen Standpunkt, d. h. die Entstehung der Homosexualität im Verlauf der individuellen Entwicklung. Er nimmt zu den Ausführungen Ranks Stellung und vertritt die Auffassung, daß die Unterschiede zwischen Perversion und Neurose mehr auf der Art der jeweils verdrängten Wünsche als auf einer Wesensverschiedenheit der beiden Zustände beruhen. Insbesondere sei die Homosexualität immer ein neurotisches Symptom.

Sitzung vom 16. Juni 1923 in Leiden.

Dr. F. P. Muller: Die Analyse einer Angstneurose. (Ausführliche Darstellung. Die Diskussion wird vertagt.)

Am 28. Juni promovierte Dr. J. Varendonck (Gent), Mitglied der Vereinigung, in Leiden mit einer Dissertation über „Ästhetische Symbolik"; die Arbeit ist ganz im Geiste der Psychoanalyse gehalten, ebenso wie die von Dr. Varendonck vertretenen Thesen zumeist psychoanalytischen Inhalt hatten.

Vom Juli bis September fanden keine Sitzungen statt.

New York Psycho-analytical Society.

27. März 1923.

Dr. M. Meyer: „Eine ungewöhnliche Methode der Darstellung im Traum." (Erscheint in der Zeitschrift.)

Dr. A. Kardiner: „Psychoanalytische Beobachtungen bei Kriegsneurosen." Vortrag und Diskussion bezogen sich auf die Übereinstimmungen im Aufbau der Friedens- und Kriegsneurosen und die Beteiligung des Selbsterhaltungstriebes am Aufbau der letzteren, ferner auf die von Freud im „Jenseits des Lustprinzips" gegebenen Gesichtspunkte hinsichtlich der Wiederholung des traumatischen Erlebnisses in Neurose und Traum.

24. April 1923.

Dr. M. Meyer: „Analyse einer Phantasie von der Dauer der Behandlung." (Wird im Internat. Journal of Psycho-Analysis veröffentlicht.)

Kleine Mitteilungen:

Dr. Polon: Sexuelles Trauma und Disposition zur Dementia praecox.

Dr. Frink: 1. Ein Schreibfehler. 2. Die Symbolik des Baseballspieles. (Beide Mitteilungen erscheinen im Journal.) 3. Die Symbolik des Reitens. M. fand in zwei Fällen eine von der gewöhnlichen abweichende Bedeutung des Reitens im Traum. Der Reiter (der Träumer selbst) identifizierte sich mit dem Weib. Das Pferd hatte Penisbedeutung; es befand sich zwischen den Schenkeln des Träumers wie das Bein des Vaters bei kindlichen Reitspielen. 4. Zwei Deckerinnerungen. Bei zwei Patienten fand M. in einer Deckerinnerung aus ihrer Kindheit die Spuren einer Beobachtung des elterlichen Koitus.

29. Mai 1923.

Dr. Ph. Lehrmann: „Versuch der Psychoanalyse einer Konversionshysterie bei einem Kinde." Bericht über eine fragmentarische Analyse bei einem neunjährigen Mädchen. Spastische Lähmung der Beine und Schmerzen im Rumpf erwiesen sich zum Teil als Darstellung einer Entbindung, zum Teil als Ausdruck anderer sexueller Phantasien.

Schweizerische Gesellschaft für Psychoanalyse.

Im zweiten und dritten Quartal 1923 fanden keine Sitzungen statt.

Wiener Psychoanalytische Vereinigung.

April—Juli 1923.

Neue Mitglieder: Frau Beate Rank, Wien, I., Grünangergasse 3.

Sitzung vom 18. April:

Dozent Dr. Paul Schilder: Psychoanalyse und Encephalitis.

Dr. Paul Federn: 1. Ein Fall von Sexualstörung. 2. Ein kurzer Traum. 3. Bemerkungen zur Narkophobie.

Dozent Dr. Paul Schilder: Zur Frage des Persönlichkeitsbewußtseins.

Sitzung vom 16. Mai:

Vortrag von Frau Dr. Salomea Kempner: Der orale Sadismus.

Sitzung vom 30. Mai:

Gastvortrag von Frau Beate Rank: Die Rolle der Frau in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft.

Sitzung vom 13. Juni:

Vortrag von Dozenten Dr. Paul Schilder: Über Quellgebiete der psychischen Energie.

Kurz vor Abschluß dieses Berichtes, im Monat Oktober, gelang nach langen vergeblichen Bemühungen die Aufnahme der Beziehungen zur

Moskauer Psychoanalytischen Vereinigung,

deren Gründung schon vor einem Jahre auf dem Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Berlin bekanntgegeben worden war. Ein Mitglied der Vereinigung, Herr C. Schmidt, suchte kürzlich in Berlin den Sekretär der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung auf, um mit ihm über die Aufnahme der Moskauer Vereinigung direkt zu verhandeln. Da die Moskauer Vereinigung den vom Kongreß gestellten Anforderungen in genügender Weise entspricht, so hat der Präsident, Dr. Jones, ihre provisorische Aufnahme verfügt. Sie ist der Moskauer Gesellschaft bereits mitgeteilt worden, bedarf aber noch der endgültigen Bestätigung durch den nächsten Kongreß.

Wir begrüßen auch an dieser Stelle die neue Gruppe im Verband der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung und hoffen, bereits im nächsten Quartal einen ausführlichen Bericht von ihr bringen zu können.

Mitteilungen
des Internationalen Psychoanalytischen Verlages.

Im Dezember 1923 erscheinen:

Dr. Otto Rank: Das Trauma der Geburt und seine Bedeutung für die Psychoanalyse. (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Band 14.)

Dr. S. Ferenczi: Versuch einer Genitaltheorie. (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Band 15.)

Vera Schmidt (Moskau): Psychoanalytische Erziehung in Sowjet-Rußland, Bericht über das Kinderheim-Laboratorium in Moskau.

Prof. Sigm. Freud: Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung. (Buchausgabe der in der Vierten Folge der „Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre" enthaltenen Arbeit.)

Eine neue Serien-Publikation unter dem Namen „Neue Arbeiten zur ärztlichen Psychoanalyse" (herausgegeben von Prof. Sigm. Freud) wird durch folgende zwei Hefte eröffnet:

I. Dr. S. Ferenczi und Dr. Otto Rank: Entwicklungsziele der Psychoanalyse. Zur Wechselbeziehung von Theorie und Praxis.

II. Dr. Karl Abraham: Versuch einer Entwicklungstheorie der Libido auf Grund der Psychoanalyse seelischer Störungen.

COUNTWAY LIBRARY
HC 4HTC 5